Legende
der
Heiligen.

Im Vereine mit Anderen herausgegeben
von
Johannes Laicus.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK AUGSBURG

Mit bischöflicher Genehmigung.

Erstes Bändchen.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1854.

Druck von G. Beger in Bensheim.

In Gottes Namen. Amen.

Gott ist wunderbar in Seinen Heiligen! so ruft schon der heilige König David aus, und das dürfen wir im neuen Bunde mit noch größerem Recht sagen; denn so sehr die aufgeblühte Blume die Knospe an Schönheit übertrifft, so viel der Mittag an Licht die Morgen- und Abenddämmerung überstrahlt, eben so viel glorreicher sind die Heiligen des neuen Bundes vor jenen des alten Bundes, denn sie hatten und haben alle das Heil gesehen, welches jenen erst versprochen war.

Dies lernen wir recht erkennen, wenn wir die Lebensgeschichten der lieben Heiligen lesen, wie sie uns von frommen und wahrheitsliebenden Männern beschrieben sind. Da sehen wir, wie diese Männer, Frauen und Kinder, welche gerade so arm und schwach und elend zur Welt kamen, eben so sündig und der Versuchung preis gegeben, als wir, mit Hülfe der allmächtigen Gnade Gottes sich zu den höchsten Tugenden erhoben, wie sie, nur bewaffnet mit Demuth und Gebet, die gewaltigsten Thaten vollbrachten und sich den Himmel erstritten, der unser Aller Bestimmung ist.

Die Erfüllung des Willens Gottes war das einzige Lebensziel der Heiligen, darum ist ihr Leben

uns der schönste Ausleger des Evangeliums, oder wie der fromme Bischof Fenelon sagt, es ist das Evangelium in Handlungen dargestellt. Es kann somit wohl kein Buch geben, aus dem wir nächst dem Evangelium größeren Nutzen, heilsamere Lehren schöpfen könnten, als aus einem, was uns die Geschichten der Heiligen treu und wahrhaftig erzählt. Das hat man von jeher erkannt und viele gelehrten und eifrigen Männer haben uns dieselben beschrieben, viele frommen Dichter sie seit den ersten Tagen des Christenthums in schönen Liedern besungen.

Aber diese Bücher und Lieder sind größtentheils in lateinischer Sprache abgefaßt, und wenn sie auch theilweise in das Deutsche übersetzt worden sind, so kann doch nicht Jeder sie lesen, weil nicht Jeder sie kaufen kann, und nicht Jeder kann sie kaufen, weil sie zu theuer sind. Darum habe ich mich mit einigen lieben und frommen Freunden daran gemacht, diese Geschichten noch einmal zu bearbeiten und zwar in einer so billigen Ausgabe, daß auch der Arme sie kaufen kann. Drei Kreuzer, einen Groschen wird sich wohl Jeder alle vierzehn Tage absparen können, um dafür die Geschichte des Lebens eines der lieben Gottesfreunde zu kaufen und sich in ihr Erbauung, Trost in trüben Stunden, höhere heilige Herzensfreudigkeit in heiteren Augenblicken, Kraft in der Versuchung, kurz ein Vorbild für sein Leben und Sterben zu erwerben.

Mitunter fügen wir den Lebensgeschichten der Heiligen auch eins oder mehre jener schönen Lieder bei, welche unsere Väter in Haus und Kirche zum Lob und Preis Gottes und zu der Heiligen Ehren

sangen. Geändert oder verbessert ist nichts daran, denn das heißt sie verderben. Wie die Alten sie sungen, so sollen sie auch singen die Jungen, denn was gut und groß und schön ist, das wußten die Alten besser als wir und das müssen wir von ihnen erst wieder lernen. Wie sind diese Lieder so kräftig und so recht herzlich und andächtig, wie greifen sie einem so tief an's Herz! Sie sind ja grade wie Engelsflügel, die an das arme Herz sich schließen und es dem Staub entreißen, um es überall hinzutragen, wo das Göttliche, Heilige wohnt; sie sind ein Erfrischungsbad, ein Lebenstrunk für die Seele, ein Panzer im Kampf mit Welt und Sünde, ein goldner Schmuck und eine Ehrenkrone des Herzens vor Gott, ein Schritt in den Himmel und eine Vereinigung mit allen heiligen Engeln und Auserwählten. Darum lasset sie auf's neue erklingen und erschallen am Morgen und Abend, in Feld und Wald, in Haus und Hof, in Freud und Leid, zu jeder Zeit, denn ihr Segen ist groß, wunderbar groß.

Wie viele dieser Büchlein erscheinen, das weiß Gott, aber nicht ich, denn an Stoff dazu ist kein Mangel, und wir könnten wohl ein Paar hundert Jahre brauchen, bis die Leben aller Heiligen beschrieben wären. Alle vierzehn Tage kommt, wie gesagt, einer der lieben Heiligen, oder auch mehre und besucht dich und wohnt bei dir und erzählt dir von seinem Leben. Das wird nach und nach eine große Gesellschaft und je vertrauter du mit ihr umgehst, je mehr du ihrem Vorbild nachfolgst, um so wohler wird deinem Herzen sein, denn sie bringen und legen dann alles, was vor Gott schön und gut

ist, hinein, sie machen es zu einer Schatzkammer der Gerechtigkeit.

Die Wiege dieser Heiligenleben steht an der schönen Bergstraße in Bensheim, dessen würdige Geistlichkeit Pathenstelle vertrat und durch ihre liebevolle Sorgfalt hauptsächlich dazu beitrug, daß, was klein und unbedeutend schien, größer und vielgewünscht wurde.

Anfangs haben wir diese Büchlein nur auf Privatwegen verbreitet, wir hatten nur unsere liebe Mainzer Diözese dabei im Auge, aber Gott hat es anders gewollt und Sein unsererseits so ganz unverdienter Segen hat sie weit umhergestreut, so daß wir sie nun einer um die katholische Sache verdienten Buchhandlung übergaben.

Und so empfehlen wir denn sie und unsere Leser und uns selbst der ferneren Gnade und dem Segen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heil. Geistes, in den Schutz der allerseligsten Jungfrau, ihres heiligsten Bräutigams und aller lieben Heiligen, auf daß sie Gutes wirken und Früchte tragen zum ewigen Leben in allen Herzen, die eines guten Willens sind.

Geschrieben am Tage des h. Pabstes und Märtyrers Felix. 1854.

Joh. Laicus.

Der selige Heinrich von Botzen,

Taglöhner.

In diesen Büchlein soll eine lange Prozession der seligen Gottesfreunde, der lieben Heiligen an Dir vorüberziehen, mein geliebter Leser, und das Kreuz trägt ein armer Taglöhner voran. Ist es nun schon überhaupt eine hohe und leuchtende Ehre, einen Platz in den Reihen dieses himmlischen Triumphzuges zu haben, so ist es noch eine besondere, das hocherhobene Siegeszeichen des Heilandes in freudebebenden Händen, ihm voran zu gehen und das Lied von dem Lamme zu singen, das geopfert ward für die Sünden der Welt. Daß der arme Heinrich diese Ehre verdient, soll Dich sein Leben lehren, aus dem wir recht ersehen, wie der Herr die Demüthigen erhöhet, und wie auch die heilige Kirche, Seine Braut, nach Seinem Vorbild nicht auf den Rang und Stand ihrer Kinder sieht, sondern auf deren Seele, auf die Kraft ihres Glaubens, ihrer Hoffnung und Liebe, auf die Art, wie sie ihrem ewigen Bräutigam nachgefolgt sind. Stehe mir denn mit der Hülfe Deiner Fürbitte bei, Du glorreicher Armer Jesu Christi, daß ich Dein Leben würdig erzähle zu Nutz und Frommen Aller, die es lesen!

Des Seligen erste Lebensjahre.

Heinrich war geboren in der Stadt Botzen in Tyrol und zwar von armen Eltern, die aber ein sehr gottesfürchtiges Leben führten. Sie wußten, daß sie ihrem Knaben keine bessere Mitgabe auf den Lebensweg schenken konnten, als eine gute Erziehung in der ihnen eigenen Furcht Gottes, die der Anfang aller Weisheit, und in der Liebe Gottes, die der Quell aller Tugend und alles Glückes ist. Das offene Herz des Knaben nahm ihre Lehren gerne auf, und von seinen ersten Jahren an war sein Wandel musterhaft. Die Gegenwart Gottes war ihm stets so lebendig vor Augen, daß er auch geringere Sünden auf das sorgfältigste zu meiden strebte, vor Allem aber sich befliß, das reine weiße Kleid der Unschuld, welches er bei der Taufe empfangen hatte, unbefleckt zu bewahren, denn er wußte von seinen Eltern, daß keine Sünde so strafbar ist vor Gott und das Leben der Seele so giftig zerfrißt, als gerade die Sünde gegen die Reinheit. So nahm er denn täglich zu in allen Tugenden, die ein Kind nur zieren können, und nach dem Vorbild seines Heilandes an Weisheit und Liebenswürdigkeit vor Gott und den Menschen. Er war die Freude seiner Eltern und Aller, die ihn sahen und kannten. So konnte es denn nicht fehlen, daß der Segen Gottes auf dieser frommen Familie ruhte: waren sie auch nicht reich, so fehlte es ihnen doch nie am Nöthigen, und sie bedurften nicht viel, denn sie lebten nüchtern und mäßig, ein schönes Vorbild für Alle, die Gott auf dem heiligen Wege der Armuth berufen hat, in Sein Reich zu kommen.

Als Heinrich heranwuchs, mußte er, seinem Vater gleich, Taglöhnerdienste verrichten, und die Art, wie er dies that, zeugte von der Tiefe seines frommen Gemüthes. Er versäumte selten, Morgens die erste heil. Messe zu hören, und opferte in ihr all seine Arbeit Gott auf; konnte er nicht zur Kirche,

dann warf er sich auf seine Kniee oder auch mit dem Angesicht zur Erde und brachte also Gott sein Morgenopfer dar. Den Tag hindurch war er der thätigste und eifrigste Arbeiter. Konnte er sich während den Mittagsstunden einen Augenblick abbrechen, so kehrte er freudig in eine Kirche ein, und schloß dort auch Abends seinen Tag mit Gebet. Während der Arbeit aber suchte er heilige Gedanken in seiner Seele zu nähren und so war er immer bei Gott und all sein Thun ein Gottesdienst. Jeder suchte ihn als Arbeiter zu bekommen, denn mehr that und freundlicher und bescheidener war keiner, als er.

Heinrichs Ehestand.

Seine Eltern waren gestorben; Heinrich stand allein in der Welt. Er hatte sich durch seinen Fleiß eine kleine Summe erspart und nahm sich vor, sich eine Genossin im Leben zu suchen. Fern von allem Leichtsinn bei einem so wichtigen Schritt, der gar zu oft über Seligkeit oder Verdammniß entscheidet, fragte er bei seiner Wahl nur nach den innern Eigenschaften seiner Braut. Er wollte eine fromme Frau haben, denn nur eine solche ist die Krone ihres Mannes und bringt Glück und Segen mit in das Haus. Endlich fand er sie auch, und nun begann die schönste Ehe, die man sich denken mag. Beide Gatten waren in Wahrheit ein Herz und eine Seele; des Einen Wille war der des Andern, Frieden und heilige Freudigkeit im Herrn der tägliche Gast im Hause. Das ist aber die ganz einfache und natürliche Frucht der ächten Frömmigkeit, eines tugendhaften Lebens; wo dies nicht ist, da ist auch kein Heil, oder nur ein scheinbares Glück, das der erste Windstoß des Unglückes umweht.

Heinrichs eheliches Glück dauerte jedoch nicht lange. Einige sagen, seine Frau sei gestorben, nachdem sie ihm einen Sohn geschenkt habe. Man kann sich denken, daß dieser gewiß schwere Schlag des Himmels ihn tief traf, aber er wußte, was Gott thut, ist wohlgethan, sprach: Herr, Du hast's gegeben, Herr, Du hast's genommen, Dein Name sei gebenedeit! und unterwarf sich gänzlich dem göttlichen Willen. Den Sohn aber erzog er in aller Gottesfurcht, wie er von seinen Eltern erzogen worden war.

Heinrich in Treviso, seine hohen Tugenden.

Dem frommen Heinrich gefiel es bald nicht mehr in seiner Vaterstadt Botzen, und er verließ sie, um sich in Treviso niederzulassen, wo er auch den ganzen Rest seines Lebens hindurch blieb. Diese Stadt liegt in der Nähe der großen Handelsstadt Venedig und war von jeher als ein sehr frommer Ort bekannt. In neunzehn Klöstern erklingt da Tag und Nacht das Lob Gottes und wird die mildreichste Nächstenliebe an Armen und Kranken und Reisenden geübt. Siebenzehn Kirchen beweisen den Drang der Einwohner für die Ehre des Allerhöchsten. Da konnte der liebe Heinrich seinem frommen Eifer recht Genüge thun.

Wie in Botzen, so ernährte er sich auch hier als Taglöhner und setzte seinen heiligen Wandel ganz in derselben Weise fort. Gott und nur Gott, der war all sein Sinnen, all sein Denken, all sein Reden und all sein Handeln.

Heinrich verdiente sein tägliches Brod mit saurem Schweiß, aber er war dabei doch stets so freundlich gegen alle Menschen, daß sein innerer Umgang mit Gott klar aus seinem Umgang mit ihnen hervorleuchtete. Seine Sprache war sehr angenehm, seine Gegenwart ermunternd. Von unedeln, leichtfertigen, unbehutsamen, lieblosen oder zwecklosen Reden hielt er sich stets fern und schwieg lieber tausendmal, als daß er seine Zunge einmal durch derartige Reden entheiligt hätte. Es war lieblich und erbaulich zu hören, wenn der unstudirte Taglöhner, der zwar keine Weltweisheit kannte, aber die höhere Wissenschaft der Heiligen, mit beredter

Lippe das Lob Gottes erhob, oder milden Troſt und nützliche Belehrung zuſprach. Da war nichts in ſeinem ganzen Weſen von der falſchen Frömmigkeit, die grämlich iſt und zurückſchreckt, denn die wahre Tugend macht ſo wenig kalt und finſter, wie die Sonne, die ihrer Natur nach Licht und Wärme in ſich hält und ausſtrömt.

Niemals hat der Heilige ſich beklagt, oder in ſeinem harten Stande über ſeine ſchwere Arbeit gemurrt, eben ſo wenig, wenn er oft von Krankheit und Trübſal heimgeſucht wurde. Eine ſtille, ſanfte Ruhe herrſchte in ſeinem ganzen Weſen, und erwarb ihm die Liebe Aller. Schmach und Unbill und Beleidigungen machten auf ſeine Seele, die in Gott allein Freude und Ehre fand, gar keinen Eindruck. Wenn der friedliche Mann von Kindern oder andern unedlen Menſchen oft auf der Straße verſpottet, geſchimpft und verhöhnt wurde, ſo war es ſeine Sitte, ſtillzuſchweigen, oder er antwortete mit Worten des Segens und betete für ſeine Beleidiger, wie der Heiland uns gelehrt hat.

Wie fleißig auch Heinrich arbeitete, ſo gelangte er doch nie zu einiger Habe. Seine Koſt war kärglich, ſeine Kleidung ſchlecht; für ſich nahm er nur das Nothwendigſte in Anſpruch, und ſo hätte er allerdings etwas zurücklegen können. Aber ſobald er einiges Geld oder anders etwas ſich abgedarbt hatte, gab er es ſogleich den Armen; denn er wollte lieber ſelbſt leiden und hungern, als Andere in Noth ſehen. Niemand erfuhr aber etwas davon, und dieſe rührende Wohlthätigkeit wurde nur dem bekannt, der aller Herzen durchſchaut.

Außerdem war der Heilige sehr streng gegen sich. Er fastete oft und viel und strafte auch die geringste sinnliche Regung unerbittlich an sich; er gestattete seinem Leibe nichts, was dessen Trägheit und Lüsternheit hätte wünschen können, im Hinblick auf Jesus, der da sprach: Wer mir nachfolgen will, der verläugne sich selbst. Dazu ging er fast jeden Tag zum heiligen Sakrament der Buße; wenn er sich auch nur der leichtesten Sünden schuldig wußte, so konnte er deren Last doch nicht ertragen und suchte sich sofort von ihnen zu reinigen, denn er wußte, daß auch die geringeren Fehler ein Krebsschaden sind, der sogleich ausgetilgt keine Gefahr hat, wenn man ihn aber wuchern läßt, oft zu Aergerm führt nnd dessen Folge dann der Tod der Seele wird.

Des Heiligen spätere Lebensjahre.

So lebte der selige Heinrich lange fort; da kam das Alter, und er fühlte sich zu schwach, um noch ferner arbeiten zu können; die Kräfte verließen ihn. Aber mit diesen verließ ihn nicht sein heldenmüthiges Vertrauen auf Gott und er wandte sich jetzt ganz dem inneren, beschaulichen Leben zu, ja war heiteren Sinnes, da er sich jetzt ungestört dem Dienste des Herrn weihen konnte. Sein Unterhalt waren aber Almosen, deren er sammelte, so viel er eben bedurfte. Bekam er etwa mehr, als er an dem Tage nöthig hatte, dann gab der fromme Arme Jesu Christi dies seinen Brüdern, den andern Armen, und behielt gewissenhaft nicht einen Heller davon zurück.

Der fromme Bischof von Treviso, Petrus Dominicus, welcher als Augenzeuge sein Leben beschrieben, hat davon u. a. erzählt: „Ich erinnere mich, daß mein Vorfahrer im heiligen Amt, der selige Bischof Castellanus de Salomone, der mich zum Priester weihte und mit dem ich sehr befreundet war, dem ehrwürdigen Heinrich eines Tages durch mich ein Almosen in Geld reichen ließ, als derselbe gerade am bischöflichen Hause vorüberging. Heinrich nahm es dankbar an, ging sogleich zur Domkirche, die er anhaltend besuchte, und gab es dort einem Bettler, wie dies seine Gewohnheit war. Kurz, je mehr er bekam, um so mehr gab er."

Ein so gottseliges Leben konnte so wenig verborgen bleiben, wie der Leuchtthurm, welcher auf einem Berge steht. Man sprach bald viel in der Stadt von dem frommen Taglöhner und die Almosen flossen ihm reichlich zu, welche er dann eben so reichlich wieder austheilte. Er wurde unter anderm auch einem braven und gottesfürchtigen Notar bekannt, der mit einer gleichfrommen Gemahlin gesegnet war. Er hieß Jakob von Castagnoli, sie Catharina, und wohnte in der Straße Panceria, gegen das Thor der vierzig Heiligen hin. Als dieser hörte, daß es dem frommen Greis selbst an einem Obdach fehlte, und daß er trotzdem stets alle Almosen den Armen brachte, schlug er seiner Frau vor, ihn in ihr Haus aufzunehmen; da wollten sie ihm das freie Kämmerchen des Hauses geben, in welchem er wohnen könnte, und wenn es ihm an Nahrung fehle, so sollte er auch diese noch von ihnen erhalten. Die Frau willigte alsbald ein, und der Notar holte Hein-

rich ab und führte ihn in seine neue Wohnung, die der Heilige mit kindlichem Dank gegen Gott bezog. Diese Kammer war eng und düster, sieben Schuh breit und neun Schuh lang und hatte nur eine kleine Oeffnung, durch welche das Tageslicht eindrang, aber Heinrich zog so freudig da ein, wie in den kostbarsten Königspalast, der von Gold und Silber glänzt. Er war ja mit Allem zufrieden, was Gott ihm sandte, und nahm auch das Geringste, weil es eine Gabe Gottes war und aus Seiner Hand kam, mit der dankbarsten Freude auf.

Heinrichs fernere fromme Uebungen.

Jetzt wurde sein schon bis dahin so heiliges Leben noch ernster und strenger. Mit erhöhtem Eifer lag er dem Gebet, dem Fasten und dem Nachtwachen ob. Wenn der zwar kleine aber ziemlich starke und wohlgebildete Greis an seinem Stock hinwankend auf dem Wege zur Kirche erschien, dann erbaute schon sein Anblick einen Jeden, der ihn sah. Sein Antlitz hatte auch etwas gar Ehrwürdiges. Um seine hohe runzelbedeckte Stirn legten sich die weißen, silbernen Haare wie ein Ehrenkranz. Seine Augen leuchteten mild, edel und lieblich und stets wie verklärt von heiligen Betrachtungen, und um seinen Mund, den ein silberner Bart umgab, schwebte Ernst und heilige Heiterkeit in wunderbarem Verein. In der Kirche war er, den Rosenkranz in der Hand, ein Bild der reinsten und heiligsten Andacht. Sonst betete er, was ihm sein frommes Herz eingab, denn er war des Lesens

unkundig. Den Predigten wohnte er sowohl in der Domkirche, als in den Klöstern stets bei und horchte mit heiliger Aufmerksamkeit auf jedes Wort, welches der Prediger sprach. So schlich der von Arbeit, Alter und Bußübungen geschwächte Greis jeden Tag mit seinem Rosenkranz von Kirche zu Kirche; wenn er eintrat in das heilige Haus Gottes, ergriff ihn jedesmal der Gedanke an die allerheiligste Gegenwart des Erlösers im hochheiligen Sacramente des Altars mit solcher Gewalt, daß er sich auf sein Angesicht zur Erde warf und in Anbetung versunken lange dalag. Fand er aber eine Kirche geschlossen, dann kniete er vor der Thüre nieder und betete dort. Oft besuchte er besonders die Kirche der Brüder Einsiedler, welche hinter der Domkirche liegt, ging auch in das Kloster und unterhielt sich

mit den Brüdern in frommen Gesprächen. Hatte er in allen Kirchen seine Andacht verrichtet, dann kehrte er zu der Domkirche zurück, setzte sich dort in einer Ecke des Portals, wo ein Bildniß der allerseligsten Gottesmutter gemalt ist, nieder, seinen Hut in der Hand und sich anlehnend an die Steine des Portals, wandte seine Augen zu dem Bilde Marias und blieb so in heilige Gedanken vertieft sitzen, wie der Bischof Petrus Dominikus oft sah. Wenn der Bischof Castellanus ihn so erblickte, sandte er ihm ein Almosen. Morgens war er dann wieder der erste in der Kirche und im Beichtstuhl, denn tagtäglich klagte er sich kleiner Sünden an, und selbst, wenn er einem vorüberfliegenden Vogel neugierig nachsah, bereuete er und beichtete es in seiner hohen, heiligen Einfalt.

Eines Tages sah er mehrere Weiber an einem Bache beschäftigt, Flußkrebse zu fangen, und fühlte sofort eine große Begierde, solche zu essen. Da ging er zu einer der Frauen und bat sie, ihm einige zu geben, was die Frau auch gerne that. Anstatt sie aber zu essen, nahm er die größten von ihnen und setzte sie zwischen sein Gewand und die bloße Brust und ließ sie dort das Fleisch mit ihren Scheeren peinigen, so lange sie lebten, und als sie gestorben waren, ertrug er noch lange der Todten übeln Geruch. So bekämpfte er all seine Begierden.

Seine Kleidung war in dieser Zeit und bis zu seinem Tode ein enganschließender Rock aus grobem, rauhem Tuch, der bis zu den Knieen reichte, Hosen, welche etwas länger waren, und ein aschgrauer, platter Hut. Seine untern Beine und Füße waren

stets bloß. Unter dem Rock aber trug er stets ein Bußkleid.

Wie Gott Seinen treuen Diener schon bei Lebzeiten verherrlicht.

Sein Lebensbeschreiber, der Bischof Petrus Dominicus, berichtet, wie Gott die außerordentlichen Tugenden des armen Taglöhners schon während seines Lebens durch die Gabe der Wunder belohnte und also den Demüthigen erhöhte. Er wußte deren viele zu erzählen, theilt aber nur die folgenden mit.

Als der Heilige eines Tages die Domkirche verließ, ging er, wie gewöhnlich, über den Kirchhof zum Portal der Johanniskirche und blieb andächtig betend bei einigen Heiligenbildern stehen, welche dort in der Mauer eingesetzt sind. Während dem stürzte plötzlich ein starker Regen vom Himmel nieder, wie man ihn lange nicht erlebt hatte. Als nun Heinrich unbeweglich stehen blieb und fort betete, lachten einige, welche unter dem Portal des Domes wohlgeschützt standen, über den Armen, weil sie glaubten, er werde vom Regen ganz durchnäßt sein und von Wasser triefen. Endlich kam Heinrich auf sie zu; da fragten sie ihn: „Bruder Heinrich, warum hast Du in dem Regen gestanden und Dich naß werden lassen?“ Als sie aber seine Kleider anfühlten und untersuchten, fanden sie dieselben so trocken, als ob er in der wärmsten Sonne gestanden hätte. Staunend ob dieses Wunders schätzten sie den frommen Greis noch viel höher, als vorher.

So sehr wuchs von nun an sein Ruf, daß er fast von allen für einen Heiligen gehalten wurde,

und viele sprachen, wenn sie ihn sahen: „Seht, da ist der Heilige!“ Und das war kein Wunder; denn sein Umgang und beständiger Gedanke war in dem Himmel nach dem Wort des Apostels, ja man erkannte selbst, daß er sich täglich mit Engeln und Heiligen unterredete. Catharina nämlich, des Notars Frau, welche wie die meisten Frauen mehr im Hause verkehrte, als ihr Mann, hörte und sah oft, (was auch ihr Mann bezeugte) wenn der selige Heinrich sich in sein Kämmerchen eingeschlossen hatte, daß er sich mit mehren Personen unterredete und sie mit ihm; was sie aber sprachen, konnte sie nicht verstehen. Wenn er dann später allein aus der Kammer trat, fragte sie ihn wohl: „Bruder Rigo, (italienisch für Heinrich) mit wem habet ihr denn eben gesprochen?“ Das aber überhörte er und schwieg und ging seiner Wege.

In der Stadt lebte ein Schneider, ein armer, aber braver und gutherziger Mann, dem er heimlich sein Bußkleid brachte, wenn etwas daran zerrissen war. Es war aber von Schweiß nach und nach steinhart geworden, und als der Schneider einige Kordeln demselben einfügen wollte, fuhr ihm die Nadel in den Finger, brach ab und die Hälfte derselben blieb stecken. Das schmerzte den armen Mann so sehr, daß er keine Ruhe mehr hatte und weinend und jammernd glaubte, er werde den Finger verlieren. Weh mir Armen! rief er, wie kann ich jetzt noch mein Brod verdienen? Ich muß betteln gehen oder komme ins Hospital. Als das der selige Heinrich hörte, sprach er: „Sei ruhig, Bruder, und zweifle nicht, der Finger soll wieder heil werden.“

Und er betete und berührte den Finger und machte das hl. Kreuzzeichen darüber; von dem Augenblick an fühlte der Mann nicht den geringsten Schmerz mehr und der Finger war so gesund als je. Das ist die Kraft des Glaubens, von dem Christus sagt, daß er Berge versetzt. Und wie steht es mit Deinem Glauben?

Vom Tode des seligen Heinrich und wie Gott ihn nach demselben verherrlichte.

Wie unscheinbar und armselig Heinrich nun auch fortlebte, so groß war seine Herrlichkeit, als ihn der Herr an einem Dienstag Morgen, den 10. Juni des Jahres 1315, zu sich berief. „Das sahen wir," sagt der Bischof Petrus Dominikus, „und alle, welche damals in der Stadt lebten, konnten es mit uns sehen."

Kaum war der fromme Diener Gottes entschlafen, als sich ganze Schaaren von Männern und Frauen, ja die ganze Stadt mit einer unerhörten Bewunderung zu der Kammer drängten, wo die Leiche lag.

Da fand man in derselben drei verschiedene Betten, nicht von Federn, auch nicht von edlen Stoffen, sondern das eine von dürren Rebstöcken und Rebzweigen, das andere aus gewundenen Stricken, um so härter, weil sie aus groben Kordeln gedreht waren, das dritte etwas weicher, denn es bestand aus purem Stroh. In dem letzten ruhte der Selige oft ein wenig aus, wenn er durch Fasten und Nachtwachen allzusehr ermüdet und hinfällig war,

um nachher dem Gebet mit verdoppeltem Eifer obliegen zu können. Man fand gleichfalls die rauhen, aus Stricken gedrehten Bußgürtel, welche er Tag und Nacht trug, und die Geißel, mit der er sich Nachts geschlagen hatte. Als sein Kopfkissen sah man einen kleinen Block Holz. In solcher Strenge hatte der Selige sein Leben hingebracht, so sein Fleisch gekreuzigt, um die Seele und den Leib rein zu bewahren.

Alle diese Gegenstände wurden mit großer Ehrfurcht und Sorgfalt gesammelt und in die Sacristei der Kirche gebracht.

Von dem aber, was sich nun zutrug, sagt der Lebensbeschreiber des Seligen, kann ich nichts sagen, als dies: Wie unaussprechlich Wunderbares Gott nun geschehen ließ, das ließe sich nicht aussprechen, und wenn alle meine Glieder Zungen wären und mir die höchste Gabe der Dichtkunst gegeben wäre. Denn als ich an dem Tage nach dem Tode unseres seligen Heinrich unter dem Portal der Domkirche stand, da begannen alle Glocken der Kirche ungemein lieblich und auf eine ganz ungewöhnliche Weise zu läuten. Zugleich sah ich den Dekan und das Capitel dieser Kirche nebst allen Vicarien aus dem Thore treten und in feierlichem Zuge sich der Straße Panceria zuwenden, wie das zwar ihre Sitte bei jeder Leiche aus der Dompfarrei war, und sie machten darin zwischen arm und reich keinen Unterschied. Die ganze Stadt war in Bewegung, auf den Plätzen drängte man sich und in allen Gassen erscholl der Ruf: Ein Heiliger ist gestorben! So eilte das Volk mit großem Getüm-

mel und jenen Ruf fortwährend wiederholend dem Hause des Notars Jakobus zu, in welchem Heinrichs Leiche lag. Ja, so groß war der Zulauf des Volkes, welches Gott preisende Lieder sang, daß die Geistlichkeit nur mit Mühe die Leiche aus dem Hause bringen konnte. Bevor der Zug noch die Kirche erreicht hatte, war das ungestüm fromme Volk schon bis zu dem hölzernen Sarge gedrungen, und hatte oben und an der Rückseite Stückchen und Splitter abgeschnitten und abgerissen, um nur etwas zu haben, was dem Armen Christi nahe gewesen war, so daß der mit einem groben Gewand begleitete Leichnam vor allen Augen bloß lag.

Jetzt schon begann die glorreiche Verherrlichung des Gerechten, und es ereigneten sich Wunder; denn man sah hinter dem Sarge her einen geheilten Krüppel gehen, der seine Krücken hoch in die Luft schwang und Gott lobpries. Er war nach Treviso gekommen, um sich dort heilen zu lassen, hatte von dem seligen Heinrich gehört und fand, vertrauensvoll bei seiner Leiche um seine Fürbitte flehend, augenblickliche Erhörung. Auch noch andere wunderbar Geheilte folgten und um sie herum frohlockte das Volk im heiligen Jubel, in welchen die Glocken ihre an diesem Tage harmonisch und süß wie nie klingenden Töne mischten. Es war kein Trauerzug, es war vielmehr ein glorreicher Triumpfzug, in dessen Reihen zuletzt auch der Bischof, begleitet von den höchsten Standespersonen und andern Bürgern der Stadt traten, um ihn noch mehr zu verherrlichen.

Nur langsam konnte dieser schöne Zug weiter

dringen; mit vielem Drängen gelangte man durch das Thor in die Cathedrale oder den Dom, wo der Leichnam des armen Taglöhners und Bettlers im Chore niedergesetzt wurde. Dort wollte der Magistrat zu dem Sarge, aber es war kaum möglich vorzudringen, so sehr drängte sich das fromme Volk; da halfen weder Drohungen noch Schmeichelworte, die hl. Aufregung war zu groß. Das Begräbniß der Leiche wurde nicht zugelassen, denn jeder wollte noch einmal die geliebten Züge des Seligen schauen, der nicht wie ein Todter, sondern wie ein ruhig Schlummernder dalag.

Als der Bischof diese Gluth der Liebe und des Vertrauens zu dem Seligen sah, dankte er laut dem Allmächtigen, der so wunderbar ist in Seinen Heiligen. Er gestattete darum, daß der Leichnam inmitten der Kirche in einer kleinen Vertiefung beigesetzt und ein Gitter über diese Grube gelegt wurde. Kaum war dies geschehen, da liefen die Kranken herbei und die Bedrängten und Betrübten; Tag und Nacht sah man unzählige Lichter der Flehenden und Loblieder Singenden; es geschahen eine Menge von Wundern und das Gitter konnte kaum vor der Zerstörung gesichert werden.

Am folgenden Tage wurden rings um die Vertiefung starke Schranken gemacht und mit einer Thür und einem Schloß versehen. Dann erhob man den heiligen Leib, der noch ganz beweglich war, legte ihn über der Erde inmitten dieses Gitters auf ein Lager und bedeckte ihn mit einem feinen, köstlichen Tuche, doch so, daß er durch ein in den Schranken angebrachtes Fensterchen gesehen werden konnte.

Stets noch strömte das Volk in zahllosen Schaaren hinzu, und so blieb er acht Tage während der heißesten Zeit des Juni liegen, ohne daß man eine Spur von Verwesung an ihm sah, Am vierten und fünften Tage nach dem Tode schwitzte der Leib auf merkwürdige Art Blut aus, welches in silbernen Gefäßen gesammelt, noch heute bewahrt wird.

Nachdem diese Zeit vorüber war, langte ein in Venedig bestellter Marmorsarg an, in welchen der heil. Leib, dieser geweihte Tempel des heiligen Geistes, beigesetzt und verschlossen wurde.

Die fortdauernde Verehrung des Seligen.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Nachricht von diesen wunderbaren Ereignissen weit in Italien, und von nah und fern eilte das Volk herbei, um an Heinrichs Grabe zu beten und ihn um seine Fürbitte anzurufen. Aus Venedig, Padua, Vicenza, Verona, Brescia, der ganzen Lombardei, dem

Trientinischen Gebiet u. a. kamen Pilger zu dem Grabe des Seligen, ja selbst aus Deutschland. In Rom wurde sein Bild an vielen Orten gemalt und fleißig besucht. Dreißigtausend Menschen sah man an einem Tage in Treviso, die Kirche faßte nicht mehr die eifrigen Wallfahrer; überall sah man in deren Umgebung, in den Straßen und auf den Plätzen die Armen und Gebrechlichen verweilen und mit warmer christlicher Liebe kam ihnen die Einwohnerschaft zu Hülfe und gab ihnen, was sie brauchten.

Als der Zulauf immer noch wuchs, wurde in der Nähe der Kirche ein Zufluchtsort für die Armen eingerichtet, eine Art von Wirthshaus, wohin die Bewohner Brod und Wein brachten, welches einige von dem Bischof und der Gemeinde bestellte Männer austheilen mußten. Die fortdauernde Barmherzigkeit ließ es da an nichts fehlen, aber es steht auch fest und sicher durch die Aussage glaubwürdiger Zeugen, daß an einem Tage der Krug, aus dem Wein geschenkt wurde, ohne Unterlaß floß, so daß alle darüber staunten und in neues Lob Gottes ausbrachen.

Mit dem Zulauf mehrten sich auch die Wunder an dem Grabe des Seligen und der Bischof, der Magistrat und die Gemeinde bestellten drei ehrenwerthe, bekannte und hochgeschätzte Männer, welche die einzelnen Wunder untersuchen, durch glaubwürdige Zeugen bestätigen lassen und aufzeichnen sollten. Sobald nun Einer Heilung erlangte, wurde er von dem an dem Grabe mit ihm versammelten Volke zu den Notarien begleitet, und dort Zeugniß von ihm und für ihn abgelegt. Einer der Notarien war

des Bischofes Petrus Dominikus Bruder, und wenn sich der mitunter entfernte, schrieb der Bischof für ihn die Aussagen nieder. Er hat uns sie auch in seiner Lebensbeschreibung des Seligen, dreihundert neun und vierzig an der Zahl, aufbewahrt, und schildert dabei in heiliger Freude, welchen heilsamen Einfluß dies ganze Ereigniß auf die Sittlichkeit des Volkes ausgeübt habe. Er sagt: „Man kann sich den frommen Jubel nicht denken, der die Kirche füllte, oder die Dankbarkeit der Geheilten, welche sie auf alle Art zu beweisen suchten, oder das Rufen und Gebet der Kranken und anderer Gläubigen, die Gott lobten wegen der Gnade, die er dem Seligen bewiesen. Zahllose, mit Verbrechen und schwerer Sünde beladen, eilten zum Richterstuhle der Buße, um dort ihre Seele von der Last zu befreien und sich mit Gott zu versöhnen; alle Beleidigungen waren vergessen, unter Todtfeinden wurden Bündnisse treuer Freundschaft geschlossen und Liebe, Frieden und Freude blühten in der Stadt noch lange nachher.

Solches sind die Früchte der katholischen Heiligenverehrung, so wirkte das große Vorbild des seligen Heinrich.

Von den Reliquien des Seligen.

Um dem Allerhöchsten sich für so große Gnaden dankbar zu erzeigen, so wie aus Ehrfurcht vor dem Andenken des geliebten Seligen, wurde über seinem Grabe ein Altar errichtet und an demselben jeden Tag unter großem Zulauf des Volkes das heil. Opfer dargebracht. Später hat man den hei-

ligen Leichnam auf den Hochaltar der Domkirche übertragen (1712), wo er noch heute mit den andern Schutzpatronen der Stadt verehrt wird. Er ruht in einem marmornen Sarge, der vorne geöffnet werden kann, so daß man ihn durch Chrystallglas sieht. Viermal im Jahr wird er dem Volke gezeigt und immer neu erglüht dessen Andacht. Das Blut ist in einem Seitenaltar rechter Hand aufbewahrt und heute noch frisch und flüssig.

Außerdem sieht man noch in der Schatzkammer der Domkirche die Kleidung des Heiligen, seinen Stock, auf den er sich stützte, seine Geißeln und anderen Bußwerkzeuge, die zu den theuersten Schätzen der Kirche gerechnet werden.

Auch seine arme Wohnung wurde nicht vergessen. Ueber der kleinen Kammer, in der er dem Herrn mit so wunderbarem Eifer gedient hatte, wo er seine reine Seele in die Hände der Engel übergab, die sie zum Thron Gottes führten, wurde eine Inschrift gesetzt und sie selbst in Ehren gehalten. Im Jahre 1647 hat man sie mit Fenstern erhellt. Man fand an den Wänden einige Bilder von Heiligen und spürte darin trotzdem, daß sie durch ihre Lage eine dumpfe, übelriechende und schwere Luft hätte haben müssen, nur den lieblichsten Wohlgeruch.

Ein ehrwürdiger Lebensbeschreiber schließt seine Geschichte dieses seligen Mannes mit folgenden Worten: „Die Hülle des Taglöhners auf dem Altare ist stumm, aber sie mahnt verständlich an die Wahrheit, daß bei Gott kein Ansehen der Person gilt (Röm. 2, 11), und daß die wahre Größe des Menschen in der Tugend besteht. Diese

allein entscheidet den ganzen Werth des Menschen, Tugend allein macht groß und reich bei Gott, und zwar nicht bloß für die Spanne Zeit dieses Lebens, sondern für die Ewigkeit."

„Der heilige Leib eines Taglöhners auf dem Altar mahnt heilsam alle Großen der Welt, daß sie sich vom Schein nicht blenden lassen sollen und sich nicht etwa für reich und groß halten, da sie an Tugenden arm sind."

„Der heilige Leib eines Taglöhners auf dem Altar erinnert aber auch tröstlich alle Armen und Niedrigen, daß ihnen der Weg, wahrhaft reich und groß zu werden, nicht verschlossen ist."

Dir aber, geliebter Leser, ruft der Heilige zu: „Sieh, ich war auf Erden ein armer Taglöhner, nun habe ich einen Taglohn im Himmel. Ich war auf Erden aus Liebe zu Gott gerne klein, nun vergilt mir Gott im Himmel überschwenglich Großes. Die Gestalt dieser Welt vergeht, und die Thorheiten der Menschen schwinden in ewige Finsternisse; wer aber Gott anhängt, der bleibt ewig und ewig glückselig. Laß du der Welt ihre Weisheit des Fleisches und befleißige dich der Weisheit Gottes. Selig der Mensch, der im heiligen Glauben unbefleckt wandelt und dem Herrn dient in Einfalt des Herzens."

(Acta sanctorum Bollandi. jun. tom. II. p. 368 — Heiliger Tyroler Ehrenkranz. III. p. 106.)

Joh. Laicus.

Die heilige Godoleva.

In dem Jahre Christi 1074 wohnte zu Longfort in der Landschaft Bolonien ein edler Ritter, der hieß Hemfried, oder, wie andere sagen, Wifried und hatte eine Gemahlin aus edlem Stamme, welche sich Ogina nannte. Es war ein sehr frommes Ehepaar und besonders übten Beide in reichem Maaß die Werke der Barmherzigkeit, denn Christus sagt, daß die Barmherzigen auch dereinst Barmherzigkeit erlangen werden. Sie hatten von Gott drei Töchter anvertraut bekommen, davon hieß die eine gleich der Mutter Ogina, die zweite Adela und die dritte Godoleva. Obgleich alle drei ein recht heiliges Leben führten, strahlte doch die Jüngste besonders im reichen Glanz aller Tugenden.

Die Niederländer, besonders die im Lande Belgien, welche diese Heilige sehr verehren, nennen sie Gottliebe, und den schönen Namen verdiente sie von Jugend an, denn Gott zu Liebe that sie alles, was sie immer that. So hatte auch Gott sie lieb und segnete sie, so daß sie mit Leichtigkeit alles lernte, besonders aber die feinen Stickereien sehr schön machte, womit man damals Teppiche für das Haus und vorzugsweise für die Kirche schmückte. Man hing diese Teppiche nämlich an den Wänden der Kirche auf, so daß sie dieselben ganz bedeckten; vor

allem wurden die Wände des Chors damit geschmückt, weil an diesem heiligsten und erhabensten Ort der Kirche der Herr Jesus selber wohnt.

Diese schöne Jungfrauenseele hatte Gott mit einem sehr schönen Körper bekleidet. Langes schwarzes Haar ringelte sich um ihr holdseliges Angesicht, auf dem wie in einem Spiegel, ihres Herzens Demuth und Sittigkeit zu lesen waren; schlank und schön war ihre ganze Gestalt. Nie sah man sie unbeschäftigt, stets hatte sie irgend eine Arbeit. Die Armen hatte sie vor allem lieb, allen Streit unter den Nachbarn schlichtete sie mit hoher Weisheit und heiliger Freundlichkeit, so daß sie überall geliebt und geehrt war, wo man sie nur einmal gesehen hatte.

Wie Godoleva mit ihres Vaters Hofmeister Händel bekam.

In dem Schloß ihres Vaters waren die Armen stets willkommen und empfingen viele Almosen. Da war nun Niemand eifriger als Godoleva, alle Speise und Trank, die sie bekommen konnte, ihnen zuzutragen; sie sparte sich deren oft an ihrem eignen Munde ab, oder gab sie so reichlich hin, daß es bei Tische daran mangelte, denn ihr standen des weisen Mannes Worte vor Augen, daß das Almosen so die Sünden auslösche, wie Wasser das Feuer löscht. Das ärgerte den Hofmeister des Schlosses, welcher für alles zu sorgen hatte und er untersuchte, woher das käme, daß es so oft bei Tafel an Speise gebrach. Da sprachen die Köche und Diener: „Godoleva kommt, holt die Speisen und bringt sie den Armen.“ Jetzt nahm er sich vor,

ihr aufzupaſſen, um ſie auf der That zu ertappen und zur Rede darüber zu ſtellen.

Eines Tages hatte ſie gerade die Schürze mit Eſſen gefüllt, um es den Armen zu bringen, da trat er ihr entgegen und fuhr ſie mit harten Worten an: „Jungfrau, warum bringt ihr mich ſo in Schande, indem ihr das Eſſen fortſchleppt, ſo daß Mittags nichts auf den Tiſch kommt?“ Da ſprach Godoleva: „Der Herr ſpricht, gebet und es wird euch gegeben werden,“ und fügte noch andere ſchöne Ermahnungen hinzu, ihn zur Barmherzigkeit zu mahnen, ſo daß er beſchämt ſie verließ und von dem Augenblick an mit Haß gegen ſie erfüllt wurde. Er ging zu ihrem Vater und ſprach, indem er ſich ihm zu Füßen warf: „Herr, dankt alle eure Diener ab, eure Tochter wird euer Gut ſchon verwalten, darum entlaſſet mich vor allen.“ Der alte Ritter beruhigte ihn und verſprach, er wolle Godoleven die große Freigebigkeit verbieten, müſſe aber erſt von ihr ſelbſt hören, wie es ſich damit verhalte. Indem kam ſie ſelbſt daher gegangen, ihr Vater rief ſie und fragte, ob denn alles wahr ſei, was der Hofmeiſter geſagt habe? Da antwortete ſie, ſich vor ihrem Vater niederwerfend: „Ja, lieber Vater, ich habe geglaubt, uns allen damit eine ſchöne Wohnung im Himmel zu bauen.“ Der Vater ſprach: „So laſſe es bei der alten Gewohnheit und gib nicht mehr, als ehemals gegeben wurde.“ Da ſprach die Heilige: Aber ſollen wir denn nicht nach unſern Kräften geben? Was wird Gott uns einſt beim Gerichte ſagen, wenn wir großes Gut beſaßen und viele Arme darben ließen? Bedenke,

Vater, daß es die Armen sind, denen du Gutes gethan, welche einst deine Seele nach dem Tode empfangen und in die ewigen Hütten führen und vor Christus für dich zeugen!“ Da wurde der gute Ritter gerührt und sprach unter Thränen der Freude: „Wohlan, so gib denn, meine Tochter, so viel du willst, aber nimm dich in Acht, daß dich der Hofmeister nicht sieht, denn ich kann sein Klagen nicht ausstehen.“ Da lobte die Heilige Gott in ihrem Herzen, und gab seitdem noch reichlicher, als vorher.

Eines Tages, erzählt die Legende, ging sie betend im Schloß umher und als sie an die Küche kam, füllte sie rasch die Schürze mit Speisen und schlich weg. Der Hofmeister hatte sie aber aus einem Winkel belauscht, trat ihr entgegen und fragte: „Jungfrau, was traget ihr da?“ „Das ist nichts, was der Mühe werth wäre,“ sagte Godoleva, er aber sprach: „Es sind Speisen, die ich euch in der Küche nehmen sah.“ Sie erwiderte: „Lieber Hofmeister, ich wünschte, du und ich wären beide in Frieden.“ Er sprach: „Nein, ich will die Speisen sehen.“ Als ihr nun nichts anderes übrig blieb, öffnete sie ihre Schürze, vertrauensvoll zu Gott blickend, und siehe es lagen nur Späne darin, womit man das Feuer anzündet. Da warf sich der Hofmeister ihr zu Füßen und bat sie demüthig um Verzeihung; sie aber hob ihn auf und sprach: „Kniee vor Gott und bitte, daß Christus dir vergebe und sprich nicht von dem, was du gesehen. Ich bin eine arme Sünderin.“ Und dann ging sie demüthig weiter dem Thore zu, wo die Armen ihrer

schon harrten und theilte mit heiliger Freude denselben die Speisen aus. Der Hausmeister aber verschwieg das Wunder nicht, sondern theilte es ihren Eltern mit, welche Gott voll heiliger Rührung für diese edle Tochter dankten.

Gott hilft der Heiligen abermals.

In demselben Jahre ging ihr Vater an den Hof des Grafen von Bolonien, wo die Edeln des Landes zu einem Landtag zusammen gekommen waren. Als nun große Feste stattfanden und der Graf mit dem Ritter in dem Hofe des Schlosses spazieren ging, lud Herr Hemfried ihn ein, daß er einmal auf sein Schloß komme. Der Graf versprach dies, bestimmte den Tag, und Hemfried machte große Vorbereitungen mit vielen Speisen, Wildpret, Geflügel und anderm mehr. Als nun der Graf anlangte, ging Ritter Hemfried ihm und den vielen Rittern und Herren, welche ihn begleiteten, entgegen und führte ihn in das Schloß. Godoleva sah dem allem gleichgiltig zu, ihre innere Freudigkeit war zu groß, als daß diese weltlichen Dinge Eindruck auf sie gemacht hätten. Sie ging vielmehr zum Thor, wählte aus den Armen die vier reinlichst Gekleideten und führte sie, fröhlich darüber, daß so viele da waren, zur Küche. Da standen die Köche und Diener alle am Fenster und sahen den Späßen zu, welche die Knappen auf dem Hofe trieben, und keiner achtete der Speisen. Rasch nahm Godoleva die besten Dinge, als Hähne, Wild, Backwerk u. s. w., belud damit die vier Armen und sprach lächelnd: „Lieben Freunde, nun eilt euch, daß ihr fort kommt, denn

eas wird kein kleiner Lärm werden, wenn die Köche die Töpfe leer finden. Ich will es aber schon verantworten."

Unterdessen war die heil. Messe in der Schloßkapelle zu Ende, und die Herren wuschen, wie es damals Sitte war, ihre Hände, um zu Tische zu gehn. Da gab es plötzlich Lärm in der Küche, denn die Köche fanden nur Reste der Speisen und wußten nicht, was sie auf den Tisch bringen sollten. Godoleva aber trat zu ihnen und sagte offen und frei, sie habe die Speisen genommen, worauf sie zu ihrem Vater liefen und ihm die Sache klagten. Dieser ließ alsbald Godoleva vor sich kommen und stellte sie darüber zu Rede. Sie antwortete: „Ich habe die Speisen den Gliedern des Leibes Christi gebracht, die großen Hunger litten. Haben die Herren auch etwas weniger, das schadet nichts, sie essen und trinken täglich das Allerbeste, die Armen aber nie." Der Ritter aber gab sich damit nicht zufrieden, sondern erzürnte sehr, weil seine Ehre davon abhange, er nun als Geizhalz erscheinen werde und so fort. Da sprach Godoleva: „Kommt, lieber Vater, wir wollen die Reste zusammen machen lassen und seid gewiß, die Herren werden doch noch genug haben." Der Ritter wollte aber von nichts hören und ging mit zürnenden Worten weg.

Da warf die heil. Jungfrau sich in ihrer Kammer vor Gott nieder und flehte ihn um Rath und Hülfe. Und er ließ sie nicht unerhört, denn alsbald kehrte ihres bekümmerten Vaters Heiterkeit zurück, und als die Köche die Reste der Speisen zurecht machten, vermehrte sich das wenige auf so wunder-

bare Weise, daß nicht nur der Graf und die Seinigen genug davon hatten, sondern selbst noch übrig blieb, ja der Graf bekannte, nie Speisen in solcher Fülle gesehen zu haben. So lohnte der Herr das fromme Vertrauen seiner Dienerin.

Nachdem das Essen vorüber war, bat der Graf den Ritter, er möge seine Tochter rufen, damit er sie auch kennen lerne. Hemfried führte Godoleva herbei, und der Graf trat ihr mit großer Freundlichkeit entgegen, sprach ihr auch zu, sie solle sich in den heiligen Ehestand begeben. Das aber versagte Godoleva und erhob die Schönheit des jungfräulichen Standes mit so beredter Zunge, daß der Graf erwiderte: „Gottes Gnade sei mit dir, Jungfrau, ich will deinen frommen Sinn nicht hindern. Was ich zu deinem Besten thun kann, geschieht allzeit und gerne.“ So schied der Graf von ihr und bald darauf auch von dem Ritter Hemfried.

Wie die heil. Godoleva nur mit Widerstreben heirathete.

Der Graf von Bolonien verbreitete überall den Ruf von Hemfrieds herrlichem Gastmahl und seinen Kindern, besonders aber von der Schönheit, Klugheit und dem edeln Anstand Godoleva's. Da kamen denn viele Ritter hinzu, um sie zu werben, aber sie schlug ihre Hand allen ab.

Auch nach Flandern drang die Kunde von ihr, und ein Edelmann, welcher Berthulf hieß, machte sich auf, um auch sein Glück bei ihr zu versuchen. Er kam mit großem und prächtigem Gefolge nach Longfort auf Hemfrieds Schloß und trug ihr seine

Liebe an, doch erging es ihm nicht beſſer, als allen andern und im Herzen betrübt darüber, klagte er es ihrem Vater. Dieſer aber ſprach: „Ich laſſe meiner Tochter freien Willen; da nun ihr Herz nach dem Kloſter ſteht und nicht nach den Freuden der Welt, ſo will ich ſie nicht daran hindern.“

Traurig kehrte der Ritter nach ſeinem Vaterland Flandern zurück und ſein erſter Gang war zu Balduin dem Guten, welcher damals dies Land regierte, klagte auch dieſem, wie er von Godoleva verſchmäht worden ſei und bat ihn, durch ſeine Fürſprache die Sache dennoch bei dem Ritter Hemfried durchzuſetzen. Der Graf verſprach ihm das gerne und zog mit ihm nach Bolonien zu dem Grafen, dem er des Ritters Anliegen vortrug. Dieſer ſtimmte auch für die Heirath, weil er das Beſte davon für Godoleva hoffte und ließ die Edelſten des Landes an ſeinem Hof zuſammen kommen, um des Grafen von Flandern Beſuch recht prächtig zu feiern. Als ſie nun einige Tage zuſammen geweſen waren, zogen ſie nach Longfort und dort warben die beiden Grafen für den Ritter Berthulf um die Hand Godoleva's. Anfangs ſchlugen ihre Eltern es ab, weil ſie den frommen Sinn ihrer Tochter kannten, zuletzt aber ſprachen ſie: „Wenn ſie ſelbſt zuſtimmt, dann geben auch wir unſer Jawort, und der liebe Gott gebe ſeinen Segen dazu!“ Da wurde nun Godoleva vor die Herren entboten. Sie wollte Anfangs nichts von der Heirath hören, aber als ſie ſah, daß ſie ihre Eltern dadurch betrübte, und daß die beiden Grafen auf dem Vorſchlag beharrten, da gab ſie, obwohl mit ſchwerem Herzen, ihren Willen

darin und ſie wurde mit Berthulf noch an demſelben Tage verlobt, leider nicht zu ihrem Glücke.

Von den erſten Tagen ihres Eheſtandes.

Als der Tag der Hochzeit herannahete, wurde die heil. Jungfrau unter glänzendem Geleite ihrer Freunde und Verwandten nach Ghiſtel in Flandern gebracht, wo der Ritter Berthulf ſtattlich Hof hielt. Dieſer hatte aber eine Mutter, die von Natur ein böſes und ränkeſüchtiges Weib war. Ihr war die heil. Braut ſchon darum ein Dorn im Auge, weil ſie nicht aus dem Adel des Landes ſtammte. Als ſie kaum dieſelbe erblickte und ihr ſchwarzes Haar und ihre ſchwarzen Augenbraunen ſah, da ergriff eine neue Wuth ihr giftiges Herz, denn die flandriſchen Mädchen ſind alle blond oder haben höchſtens braunes Haar. Darum hetzte ſie ſofort ſchon die neuen Dienerinnen Godoleva's auf und als dieſe ihr den Schleier lösten und ihr ſchwarzes Haar ſahen, ſtierten ſie einander an, lachten und gingen von ihr weg. Ja das arge Weib lief am Abend nach der Trauung ſelbſt zu ihrem Sohn, rang die Hände, riß ſich die Haare aus und rief: „Solch eine Krähe hätteſt du auch hier zu Lande finden können, darum brauchteſt du nicht in ein anderes Land zu gehn. Verflucht ſei die Stunde, in der ſie unſer Haus betrat!“ Alſo ſchimpfte ſie ſo lange gegen die heil. Jungfrau, bis ſie ihres Sohnes Herz, das gar ſchwach war, ganz von ihr abgewandt hatte und er ſprach: „Mutter beruhige dich, es iſt mir leid, daß ſie meine Frau heißt, aber es iſt nun zu ſpät. Nie aber wird ſie ein Wort der Liebe von mir hören,

oder mich in ihrer Nähe sehen, das verspreche ich dir.“ Als so das böse Weib seinen Zweck erreicht hatte, sprach sie: „Gehe morgen weg von hier und bleibe eine Zeitlang fern; mit dem Geleit und den Gästen will ich schon fertig werden.“

Hatte sie am vorigen Tage die Gäste freundlich empfangen, so war sie an dem folgenden wie ein Kind der Hölle im Hause, tobte, schalt und schlug die Dienstboten und trieb ein gar arges Wesen. Als die Gäste und Verwandten Godoleva's den Ritter Berthulf nicht sahen, fragten sie, wo er sei? Da log sie ihnen vor und sprach: „Er hat ein Gelübde gethan, zu unsrer lieben Frauen zu wallfahrten, damit seine junge Frau nicht im Kindbett sterbe. Gestern Abend erst erinnerte er sich dessen und ist sogleich abgereist.“ Da nahmen die Gäste alle Urlaub von der Mutter, und Godoleva begleitete sie zum Thor und dankte ihnen freundlich für die Ehre, welche sie ihr angethan hatten, nahm Abschied von ihnen und gab ihnen herzliche Grüße für ihre lieben Eltern mit.

Seit diesem Augenblicke trank sie in vollen Zügen den bittern Kelch der Leiden, bis sie ihn ganz und gar geleert hatte, denn kaum waren die Gäste aus ihren Augen, da rief Berthulfs Mutter sie zu sich und sprach: „Gib mir deine Perlen und Juwelen, oder du sollst sehen, wie dir's geht.“ Godoleva gab sie ihr, dann sperrte das Weib sie in eine Kammer, wohin sie ihr nothdürftige Nahrung sandte. Sie reichte aber den größten Theil davon den Armen, war ruhig und gottergeben, was jedoch die böse Mutter ihres

Mannes noch mehr zum Zorn reizte, denn sie hätte die Schuldlose gern recht gequält und gepeinigt.

Unterdessen kehrte Berthulf nach Hause zurück, und seine Mutter empfing ihn mit den ärgsten und gröbsten Lügen über seine Frau und ihre Verwandten. Das hörte ein Mädchen, welches Godoleven diente und sie sehr liebte, das lief zu ihr und rieth ihr, Herrn Berthulf zu bewillkommen und zu den Lügen der Alten zu schweigen. Godoleva folgte ihrem Rath und trat freundlich und liebevoll auf ihren Gemahl zu, aber dieser wandte sich zornig von ihr ab und die Alte schrie: „Da seht die Heuchlerin, die Häßliche, die nichts Schönes besitzt als ihren Namen", und so fuhr sie fort ohne Aufhören. Da sprach Godoleva mild: „Wenn ich etwas Unrechtes gethan habe, so sagt es mir. ich bitte euch im Voraus um Verzeihung. Berthulf, mein lieber Gemahl, lasset doch euren Zorn gegen mich fallen, denn ich weiß ja nicht, womit ich ihn verdiente. Seht ich bin euch gefolgt aus meiner Aeltern Arm und habe alles Liebe daran gegeben, was ich hatte; wollt ihr es, so übernehme ich die niederigsten Dienste als eure gehorsame Frau, denn ich begehre nächst Gott nichts, als euch zu gefallen." Da lachte die Alte teuflich und rief: „Gut, dann sollst du die Krähen von dem Saatfeld verjagen; eine Krähe mag wohl die andre scheuchen. Zu etwas anderm bist du doch nicht zu gebrauchen." Berthulf war leider so schwach, sich ganz von seiner bösen Mutter leiten zu lassen und sprach rau zu Godoleven: „Weg und thue, was meine Mutter dir sagt."

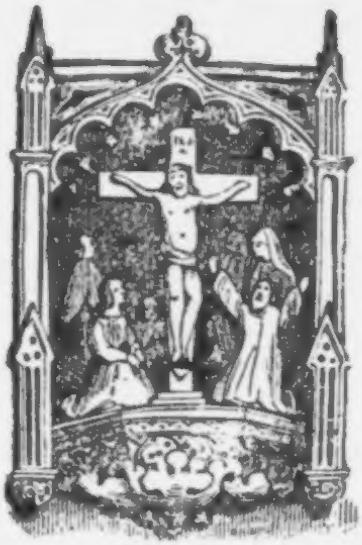
Die Heilige auf dem Felde.

Mit christlicher Geduld unterwarf sich Godoleva und ging zu dem Acker, wo sie betend den Tag über die Vögel verscheuchte. Abends kehrte sie fröhlig im Herrn heim und verbrachte die ganze Nacht im Gebet. Am folgenden Morgen ging sie wieder auf das Feld. Als eins der Dienstmädchen dies sah, begann es, sie laut zu beklagen und über ihr hartes Loos zu weinen; aber sie beruhigte und tröstete es mit frommen Sprüchen, nahm es auch mit sich, damit kein weiteres Aufsehen erregt werde. Als sie auf den Acker kamen, flogen die Vögel in Schaaren dort umher, zu gleicher Zeit aber läutete das Glöcklein einer nahen Kapelle zur hl. Messe. Da nahm Godoleva eine Ruthe von der Erde und rief: „Um Gottes willen, ihr Vögel geht in die offene leere Scheune, bis ich Gott die Ehre gegeben habe!“ Da erhoben die Krähen sich und flogen alle zu der Scheune, Godoleva aber ging zu der Kapelle und warf sich dort im heißen Gebet auf ihre Kniee nieder. Das Mädchen, welches dieß mit Staunen sah, sprach bei sich: „Ich will nach Hause gehen und es Herrn Berthulf und seiner Mutter sagen, das muß ihr Herz erweichen, denn da ist Gottes Hand sichtbar.“ Berthulfs Herz wurde in der That gerührt, denn er erinnerte sich des Wunders mit der Vermehrung der Speise, aber die Alte sprach: „Das ist erlogen und wenn's wahr ist, nur Teufelstrug: sperre sie darum ein, denn sie verführt dein Gesinde; laß sie nach Hause holen und halte sie streng bei Wasser und Brod,

oder du erlebest noch, daß die Diener dich umbringen.“ Und da gab der schwache Berthulf wieder nach, denn die Alte hatte ihn ganz in ihrer Gewalt.

Godoleva's fernere Leiden.

Berthulf hatte unter seinen Knechten zwei arge Menschen, die schon früher ihm bei allen schlechten Dingen dienten. Diesen befahl er, sofort zur Kapelle nach Sniphaten zu eilen, um die Heilige



zu holen; so lange Leute dabei wären, sollten sie dieselbe mit Ehrfurcht behandeln, wären sie aber mit ihr allein, sie mißhandeln, auch die andern Dienstboten dazu antreiben, dasselbe zu thun. So weit hatte es die Alte bei ihm gebracht, daß statt der frühern Liebe der größte Haß gegen Godoleva in seinem Herzen war. Godoleva lag noch im Gebet vor Gott auf ihren Knien als die beiden Knechte, Acca und Lambrecht, in die Kapelle traten und ihr in der Leute Augen mit größter Ehr-

erbietung entgegenkamen. Als sie die Heilige aber auf dem Felde allein hatten, verspotteten und beschimpften sie dieselbe auf alle Weise, ohne daß Godoleva nur ein bitteres Wort entgegnet hätte. Im Schloß angekommen, brachten sie die Heilige in eine Kammer und setzten ihr Wasser, Brod und Salz vor, welches von da an ihre einzige Speise blieb. Obwohl sie dieselbe stets unter neuen Beschimpfungen erhielt, dankte sie doch Gott dafür aus vollem Herzen und theilte sie, wie früher mit den Armen. Das erfuhren die Knechte aber bald und brachten ihr nun so wenig, daß sie kaum davon leben konnte.

Dies große Leiden und der heilige Heldenmuth konnten nicht verborgen bleiben. Die Dienstleute des Schlosses boten ihr Speise und anderes an, jedoch sie schlug alles aus, weil sie nichts wider den Willen ihres Gemahls thun wollte. Dieser war unterdessen weit von Hause, denn sein Gewissen mochte ihm in der Nähe seiner Frau noch weniger Ruhe lassen, als in den Zerstreuungen der Welt, womit er es zu betäuben suchte. Bei seiner Rückkehr in das Schloß empfingen ihn die Knechte und seine Mutter mit neuen Klagen und Lügen, sagten ihm, wie die Dienstboten sich Godoleva's annähmen, wie die Leute aus der Gegend sie beklagten u. a. m., so daß er vor Zorn fast außer sich gerieth und sie mit Schimpfworten und Flüchen überschüttete.

Godoleva flieht zu ihren Aeltern.

Als so ihr Leiden den höchsten Grad erreicht hatte, riethen einige verständige Leute ihr, zu

ihren Eltern zurück zu kehren. Anfangs wollte sie nicht darein willigen, indem sie an deren Schmerz dachte und an den bösen Ruf, in welchen ihr Mann noch mehr käme. Endlich aber entschloß sie sich dazu, vertraute sich dem treuen Mädchen an, empfahl sich Gott dem Herrn und verließ heimlich das Schloß.

In ihres Vaters Burg erkannte Niemand sie wieder; als sie sich aber zu erkennen gab, ach da war die Trauer und der Schmerz der ganzen Gegend groß und schwer. Besonders aber grämten sich ihre Eltern über das harte Schicksal der frommen Tochter, und Ritter Hemfried wandte sich klagend darüber an den Grafen von Flandern und den Bischof von Noyon. Kaum hatte Berthulf dies gehört, als er unermüdlich herumzog und die ganze Schuld auf Godoleva warf, aber beide Herren schrieben ihm so strenge Briefe, daß er sich gezwungen sah, nachzugeben. Er rief nun seine beiden Diener Acca und Lambrecht und berathschlagte mit ihnen, was zu machen sei. Da boten sie sich sofort an, zu Hemfried zu ziehen, ihm zu sagen, ihrem Herrn thue es sehr leid, seine Frau so behandelt zu haben, er wolle sich bessern und werde sie von nun an mit größter Liebe behandeln, darum möge sie je eher je lieber zurückkehren. Da Berthulf nichts anders übrig blieb, so mußte er wohl einwilligen, und die beiden Bösewichte spielten ihre Rolle so gut, daß Godoleva gerne mit ihnen nach ihres Mannes Land heimkehrte, wo sie auch eine Zeit lang in ihrer alten Kammer unangefochten blieb.

Von dem schrecklichen Tode der Heiligen.

Schon seit ihrer Flucht hatte Berthulf bei sich beschlossen, dem Leben Godova's ein Ende zu machen, denn sie war für sein Gewissen ein steter und lebendiger Vorwurf und je frommer und heiliger sie lebte, um so mehr fühlte er sich getroffen. Dazu konnte ihm aber Niemand besser helfen, als die beiden bösen Knechte. Als er denselben seine ruchlosen Gedanken eröffnete, sprachen sie: „Daran haben wir bereits lange gedacht, und unser Plan dazu ist schon fertig, nur müßt ihr sie vorher durch schöne Worte recht sicher machen." Das that Berthulf sofort, ging zu ihr und heuchelte ihr viel von seiner Reue vor, that auch gar liebevoll gegen sie, doch er bebte und zitterte dabei am ganzen Körper, so daß ihr ganz ängstlich zu Muthe wurde. Aber sie warf allen Verdacht weit von sich, begegnete ihm mit rechter Liebe und freute sich, weil sie glaubte, Gott habe sein Herz gerührt. Als er das erreicht hatte, küßte er sie, schwang sich auf sein Roß und ritt mit freundlichen Grüßen von dannen, worauf sie ihn in des Herren Schutz befahl. Er aber ging zu den beiden Dienern, muthigte sie an, die That noch in dieser Nacht zu vollbringen, gab ihnen auch Geld dafür und versprach ihnen noch mehr und ritt noch weiter nach der Stadt Brügge.

Godeleva saß allein in ihrer Kammer und sann nach über die plötzliche Veränderung ihres Mannes, dann kniete sie nieder, dankte Gott dafür und betete aus treuem Herzen für Berthulf. Endlich befahl sie sich in Jesu Schutz und legte sich

zur Ruhe. Gegen Mitternacht schlichen Acca und Lambrecht zu ihrer Kammer, klopften und sprachen, sie möge herauskommen, nach ihres Mannes Willen, damit sie mit einer Frau spreche, die er ihr gesandt habe. Sie erhob sich, legte einige Kleider an, bezeichnete sich mit dem hl. Kreuz und empfahl sich Gott dem Herrn. Sanft und demüthig trat sie aus ihrer Kammer hervor und sprach: „Nun führet mich zu der Frau.“ Aber in dem Augenblick faßten die Knechte sie, schlangen ein Tuch um ihren Hals und zogen jeder an einem Ende, sie mit Füßen tretend und stoßend, bis die Sinne ihr vergingen und der Athem ihr stockte. Dann nahmen sie den heiligen Leib, trugen ihn an eine Quelle im Hof und hielten dort das Haupt noch eine Zeitlang in das Wasser, bis sie kein Lebenszeichen mehr an ihr entdeckten. Darauf trugen sie die Leiche, nachdem sie dieselbe sauber abgewaschen, wieder in die Kammer zurück und legten sie in das Bett, als ob sie schliefe. So endete die heilige Dulderin.

Von ihrem Begräbniß und ihrer Verherrlichung.

Aber Gott wollte seine treue Dienerin nicht unverherrlicht lassen und ihre hohen Tugenden sollten offenbart werden vor allen Menschen; denn in derselben Nacht, wo der Mord geschah, hörten alle ihre Untergebenen lieblichen Gesang, wie von Stimmen der Engel in der Luft ertönen, doch wußte Niemand, was dies bedeutete. Am folgenden Morgen konnte sich keiner erklären, warum sie so lange schlafen möge; als man aber an ihr Lager tretend sie todt fand, da ging ein Ruf der

Trauer durch das ganze Land, da erkannte man, was jene Engellieder bedeutet hatten. Unterdessen erwartete Berthulf in Brügge mit großer Spannung die Nachricht von ihrem Tode und als er sie erhielt, eilte er freudigen Herzens, aber Betrübniß heuchelnden Auges nach Hause, warf sich wie trostlos über den hl. Leichnam und küßte sie mit seinen Judaslippen.

Von den Thränen aller von nah und fern begleitet, wurde sie zu Grabe gebracht und auch da bewies Gott wieder, wie sehr Er die Heilige geehrt wissen wollte. Denn als man die Brode backen wollte, welche bei Begräbnissen an die Armen pflegten ausgetheilt zu werden, und es an Korn gebrach, befahl der Hausmeister, schnell welches zu kaufen. Als das noch vorräthige Mehl aber sogleich verbacken werden sollte, da vermehrte es sich auf eine so wunderbare Weise, daß für alle genug war.

Berthulf kümmerte sich nicht darum und wollte nichts davon hören, denn sein Gewissen machte ihm zu große Vorwürfe. Um dasselbe besser betäuben zu können, heirathete er bald darauf zum zweitenmal. Schon im ersten Jahr schenkte ihm seine Frau ein Töchterchen, aber das arme Kind war blind. Da saß es denn, als es laufen konnte, oft unter den Leuten des Schlosses und andern aus dem Dorf und hörte, wie sie sagten, diese Blindheit sei Strafe Gottes für die Unmenschlichkeit, die Berthulf gegen seine Frau bewiesen habe. Das Kind nahm sich dies zu Herzen und flehte von nun an jeden Tag zu Godoleva, um

durch ihre Fürbitte das Augenlicht zu erhalten. Da erſchien ihm die Heilige in der Nacht und trug ihm auf, ſich an dem Brunnen zu waſchen, in welchem ſie ihren Geiſt aufgegeben hatte. Als die Blinde dies ihrer Mutter erzählte, ſchalt ſie, aber eines Tags nahmen die Nachbarskinder das blinde Mädchen bei der Hand und führten es zu dem Brunnen; dort nahm es Waſſer mit ſeinen Händchen und wuſch ſich die Augen damit, und zur Stunde erſchloſſen ſie ſich und waren ſchön hell und klar. Da warfen ſich alle die Kinder auf die Kniee und dankten Gott und St. Godoleven, liefen dann weg und verbreiteten das Wunder überall.

Berthulf's Reue.

Berthulf erſchrack, als er dies hörte. Bald darauf ſtarb auch ſeine zweite Frau, und da wurde denn endlich ſein Herz weich und der Gnade geöffnet. Im Innerſten ſeines Herzens bereute er alles Böſe, welches er ihr zugefügt hatte, und faßte den Entſchluß, ſtrenge Buße für alle ſeine Miſſethaten zu thun. Er verließ im Stillen ſein Schloß und zog nach Jeruſalem, um dort für das heilige Grab zu kämpfen gegen die Saracenen und Ungläubigen. Alle Tage lag er weinend vor Gott, deſſen Barmherzigkeit erflehend, lebte in tiefſter Armuth, unter ſtrengem Faſten und war im Kampf immer unter den Erſten.

Als der Krieg zu Ende war, kehrte er nach Hauſe zurück. Da hatte unterdeſſen ſeine Tochter neben dem Brunnen ein Frauenkloſter geſtiftet und war ſelbſt hineingegangen. Berthulf war todt für

die Freuden der Welt; er hatte in Rom dem heil. Vater seine Sünden gebeichtet und das Gelübde abgelegt, dem Irdischen zu entsagen, und dies führte er jetzt aus. Er trat zu Winnaxbergen in das Kloster des hl. Benediktus und lebte dort in höchster Strenge. Er erzählte auch allen Brüdern seine ganze Geschichte und starb eines seligen Todes. Als er gestorben war, fand man auf seinem bloßen Leibe ein Eisenhemd, dessen Ringe in das Fleisch gewachsen waren. Die Mönche legten des frommen Büßers Leib in einen bleiernen Sarg und begruben ihn neben das Fundament einer Mauer, setzten auch die Schrift über das Grab: „Hier liegt begraben Berthulf, welcher der Gemahl der heiligen Godeleva war, aus Gihstel in Flandern."

Von der Verehrung und den Reliquien der hl. Godeleva.

Ein frommer Mönch, Namens Drago, der von der Abtei St. Andreas als Pfarrer nach Ghistel gesetzt war, hörte so viel von den Tugenden und Leiden der hl. Godeleva erzählen, daß er sich aufgefordert fühlte, ihr hl. Leben zu beschreiben, Gott zu Ehren und allen Frommen zur Erbauung. Da er nicht lange nach ihrem Tode hinkam, so wußte noch jedermann Alles, wie es sich begeben hatte, und er empfing durch sorgsame Nachforschungen die ausführlichsten Nachrichten. Diese sandte er mit einem Brief an den Bischof Radbodus von Noyon, der darüber hocherfreut in seinem Herzen, sofort nach Rom eilte und

um die Heiligsprechung Godoleva's anhielt. Er erlangte dieselbe auch bald, kehrte nach Hause heim und erhob den hl. Leib der Märtyrin zur allgemeinen Verehrnng. Auch der Brunnen wurde gefaßt und sein Wasser bewies sich auf wunderbare Weise heilsam bei vielen Kranken, so wie auch bei den Gebeinen der Heiligen eine Menge von Wundern geschahen.

Zur Zeit als die calvinistische Irrlehre ausbrach und diese Fanatiker die Kirchen und Klöster verwüsteten und zerstörten, wurde auch das von Godoleva's Tochter gebaute Kloster, worin Godoleva ruhte, von Grund aus verheert. Dies hatte man aber vorausgesehen und den Kasten mit dem Leib der Heiligen in die Stadt Brügge gebracht, wo er noch in der sogenannten Kapelle van Pickers steht, und wo die hl. Godoleva noch immer auf eine sehr innige Weise von dem frommen Volke verehrt wird.

Joh. Laic.

Auf alle Marienfeste zu ſingen.

(Aus dem Ende des XVI. Jahrhunderts.)

Ein ſchöne Roſ' im heil'gen Land
Blüht in dem Parabeiſe,
Den Engeln iſt ſie wohl bekannt,
Ihr Farb iſt roth und weiße;
Sie übertrifft der Sonnen Glanz,
Ihr Schein erleucht den Himmel ganz
Auf wunderbare Weiſe.

Die ſchöne Roſ', ſo ich jetzt mein,
Die Himmel und Erd erfreuet,
Biſt Du, Maria, Jungfrau rein,
Von Gott gebenedeiet.
Du Gott des Vaters Tochter biſt,
Du wahre Mutter Jeſu Chriſt,
Du Braut des heil'gen Geiſtes.

Nächſt Gott im Himmel gar nichts iſt
Mit Dir recht zu vergleichen,
Denn Du die Allerhöchſte biſt,
All' Schönheit muß Dir weichen;

All' Engel in des Himmels Saal,
Die lieben Heilgen allzumal
Den Palmzweig Dir darreichen.

Maria wie bist Du so schön,
All Augen Dich mit Freud' anseh'n,
Sind Deiner ganz begierlich.
Wer Dich erkennt, der liebet Dich,
Wer an Dich denkt, erfreuet sich
Herzlich, übernatürlich.

Dieß ich empfinde selbst an mir,
Ich spürs an meinem Herzen,
Wenn ich bet und betracht von Dir
So brennt mein Seel, wie Kerzen;
Dann treibt mich zu Dir glüh'nde Lieb,
Zu allem Guten sind Antrieb,
Sind lauter Freud, kein Schmerzen.

Ach ich lieb Dich von Herzensgrund,
Du Schönste aller Frauen,
Und seufz' zu Dir mit Herz und Mund.
Verlang Dich anzuschauen.
Nächst Gott bist Du mein höchste Freud,
Bei Dir bleib ich in Lieb und Leid,
Du bist mein ganz Vertrauen.

Maria, o Du schöne Ros,
Du Zuflucht aller Sünder,
Mein Missethat leg ich in Dein' Schoos,
Auf daß ich Gnad mög finden.
Erwirb mir wahre Reu' und Leid,
Erwirb mir auch Barmherzigkeit
Bei Deinem lieben Kinde.

Ich weiß und glaub ganz festiglich,
Daß Gott Dir nichts versaget,
Denn Er liebt Dich ganz heftiglich
Und kein Bitt Dir abschlaget.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK AUGSBURG

Darum, o liebſte Mutter mein,
Ach für mich bitt das arme Kindlein Dein,
Wenn mich der Feind verklaget.

Ei Du Herzallerliebſte mein,
Du Mutter aller Gnaden,
Schließ mich tief in Dein Herz hinein,
Bewahre mich vor Schaden.
Dein' milde Augen zu mir wend
Und ſteh mir bei an meinem End,
Hilf, daß mir's mög gerathen.

So ich denn endlich muß davon
Und von der Welt muß ſcheiden,
Komm du zu mir von Deinem Thron,
Tröſt mich in meinen Leiden.
Ei zeig Dich mir, Du Roſe roth,
Steh mir bei in ſelbiger Noth,
Hilf mir den Feind beſtreiten.

Nach meinem Tod, o ſchöne Roß,
Führ mich in's Paradeiſe,
Auf daß ich ſeh die Wunder groß,
So Gott in Dir erweiſet.
Und daß ich Gott, den Schöpfer mein,
Den lieben Sohn, den Bräutigam Dein,
Von ganzem Herzen preiſe.

(Aus dem alten Mainzer Geſangbuch.)

Der hl. Bonifazius,
Apostel der Deutschen.

Wir müssen billig unser Haupt beugen und unser Herz in Dank und Liebe zu Gott erheben, wenn wir dem Bild und dem Namen des heiligen und großen Mannes begegnen, welcher in unser Vaterland die heilige Kirche eingeführt hat. Die heilige Kirche, bedenke wohl, was das sagen will, das heißt nämlich: er hat unsern Voreltern die Lehre Jesu Christi gebracht, er hat sie aus der Nacht des Heidenthums zum Lichte der göttlichen Wahrheit geleitet, er hat sie für den Himmel gewonnen und mit ihnen auch dich. Und nicht nur das; wo die Kirche lebt, da lebt auch die wahre Bildung, ihr beseligender Einfluß ergießt sich durch alle Verhältnisse des Lebens und sie erweckt den wahren Fortschritt. — So haben wir jenem großen Heiligen auch zu danken, daß unsere Vorväter ihr bis dahin rohes Leben ablegten, daß Kenntnisse jeglicher Art unter sie kamen, daß ihre Sitten milder wurden, und davon genießest du am heutigen Tage noch.

In unserer Zeit thut es mehr als je Noth, daß wir die Fürbitte des hl. Bonifazius erflehen, denn siehe, die hl. Kirche, die er uns gebracht, sie wird verfolgt, und könnte man es, man würde sie vertilgen; die christliche Bildung und Sitte, diese Frucht

und Tochter der hl. Kirche, wird untergraben und etwas noch ungleich Schlechteres, als das alte Heidenthum war, will man an deren Stelle setzen; kurz was St. Bonifazius gebaut, das will der moderne Unglaube und seine Genossen niederreißen, und darum wollen wir uns mit rechter Innigkeit an den h. Apostel wenden, damit er uns durch sein kräftiges Gebet helfe, unsere Bischöfe und Priester in ihrem Kampf stärke und den heiligen Glauben uns ferner erhalte, der unser Ruhm, unsere Glorie und unser höchstes, heiligstes Kleinod ist.

Der h. Bonifazius stammt aus England, wo er um das Jahr 680 in der Stadt Kirton geboren wurde. Seine Eltern waren angesehene Leute und Christen, denn in England war die Lehre Jesu schon frühe eingedrungen. In der h. Taufe erhielt er den Namen Winfried, den er auch fortführte, bis ihn Papst Gregor II. mit dem bezeichnenden Namen Bonifazius ehrte, d. h. der, welcher Gutes thut, der Wohlthäter.

Das Haus seiner Eltern war den Priestern stets gastfreundlich geöffnet, die damals unter den dortigen Heiden Christum predigten, und so kam manches fromme, begeisternde Wort zu den Ohren des Knaben, in dessen Herzen seine Eltern schon frühe den Glauben befestigt, heilige Hoffnung erweckt und Gottes- und Nächstenliebe entzündet hatten, und dessen größte Freude darum war, von Gott und göttlichen Dingen zu reden. Da hörte er denn auch, wie diese h. Männer lehrten und litten, wie sie auszogen zur Bekehrung der Heiden in allen Ländern des Nordens von Europa, er hörte sie die h. Einsamkeit

des Klosters rühmen, in dem das Herz, ungestört von dem Treiben der Welt, einzig mit seinem Gott verkehrt, wo man leichter Herr über alle bösen und sinnlichen Neigungen werden und sich höher auf dem Wege der Vollkommenheit erheben könne. Das faßte er mit großer Freude auf, und von nun an war sein einziger Wunsch und seine größte Sehnsucht, in das Kloster zu gehen.

Fromme Kinder sind stets die Freude ihrer Eltern, das war auch der junge Winfried; sie liebten ihn vor seinen Brüdern und darum that es ihnen wehe, als derselbe seinen Wunsch vor ihnen aussprach, sich dem Ordensstande zu weihen. Aber Winfried betete und das Gebet, wenn es recht ist, wie es sein soll, vermag Alles. Gott sandte seinem Vater, als derselbe fortwährend hartnäckig seine Einwilligung verweigerte, eine tödtliche Krankheit: der Vater sah in derselben eine Strafe Gottes und bald zog der fromme Knabe zu den Benedictinern in Exeter, an deren Spitze der heiligmäßige Abt Wolfhard stand; der Vater aber genas.

Man kann sich denken, mit welcher Seligkeit Winfried's Herz erfüllt war, als er sich so an dem Ziel seiner Wünsche sah, und wie eifrig er sich von nun an dem Dienste Gottes und den Wissenschaften weihte. Die letztern nämlich wurden damals nur in den Klöstern gepflegt, und wenn diese nicht gewesen wären, dann würde es heutzutage schlecht mit all' unsern Gelehrten stehen. An gesegneten Fortschritten fehlte es um so weniger, als Winfried mit großen und herrlichen Gaben des Geistes ausgerüstet war und ausersehen von Gott, eines der strahlendsten

Lichter der h. Kirche zu werden. So leuchtete er damals schon an Tugend und Wissenschaft vor Allen, welche mit ihm zu Priestern gebildet wurden.

Bald nachher finden wir ihn in dem Kloster Nutcell, wo damals der Abt Wigbertus und dessen Mönche sich durch große Gelehrsamkeit auszeichneten. Da erhielt er zunächst eine Stelle als Lehrer, und endlich, als man ihn gehörig vorbereitet fand, die hl. Weihe als Priester. Das war in seinem dreißigsten Jahre, und höher gekräftigt durch sie, gelobte er von neuem Gott dem Herrn, den Glaubensboten, die ihn als Knaben schon so sehr begeistert hatten, zu folgen, und Alles daran zu setzen zur Glorie der h. Kirche und zu ihrer Ausbreitung unter den heidnischen Völkern.

England war ihm jetzt zu enge; er verlangte nach einem größeren Wirkungskreis und schiffte sich, unter Gebet und Thränen von seinem Abt beurlaubt, zu der seinem Vaterland nahe liegenden Küste des Festlandes ein. Zwei gleich ihm hochbegeisterte Mönche schlossen sich ihm an, und so kam er im Jahr 716 nach Friesland. Dort herrschte der Heidenkönig Radbod, ein eifriger Verfolger der Christen, der damals gerade im Kriege mit seinen Nachbarn lebte. Das war Winfrieds Vorhaben nicht günstig, denn ein Volk, wie der einzelne Mensch kann nur zum vollen innern Frieden geführt werden, wenn die Leidenschaft ruht; wo der rohe Kampf tobt, da ist für den Frieden Jesu kein Platz. So kehrte er denn nach England zurück, aber es litt ihn nicht dort, er verlangte hinaus, die Einsamkeit lag schwer auf ihm und vor seinen Augen standen Tag und Nacht die Mil-

lionen armer Heidenseelen in den deutschen Ländern. Nachdem er die Würde eines Abtes, die man ihm anbot, ausgeschlagen hatte, eilte er abermals fort und zwar diesmal nach Rom, zum Oberhaupte der Christenheit, welches damals Papst Gregor II. war; diesem warf er sich zu Füßen und bat ihn um die apostolische Sendung zu den Heiden. Da der englische Bischof Daniel ihm Briefe mitgegeben hatte, wodurch er ihn dem Papst empfahl, so nahm dieser ihn freudig auf und machte ihn am 15. Mai 719 zu seinem Legaten für Deutschland, damit er den dortigen Heiden das Evangelium verkünde und dies Land für die h. Kirche Gottes gewinne. So war denn erlangt, was der Heilige glühend begehrte, und dazu stärkte ihn der Segen des hl. Vaters; mit höherem Muthe; mit heiligem und festem Vertrauen zog er gen Norden zurück.

Da begann denn seine segensvolle apostolische Arbeit für uns. Er ging nach Thüringen, wo schon früher die Segnungen des Christenthums verbreitet waren, das aber durch Kriege und Irrthum wieder ganz entstellt dalag, eine neue und große Wüstenei. Das Heidenthum war vielfach wieder eingerissen; wo vorher das h. Kreuz gethront hatte, da betete man wieder falsche Götter an, und unrechtmäßige, falsche Priester halfen die Verwirrung noch größer machen. Er verließ darum vor der Hand diese Gegenden und wandte sich mit den ihn begleitenden Priestern dem Frankenlande zu, wo er die Kunde vom Tod des Königs Radbod vernahm.

So eilte er wieder bis nach Friesland zurück, welches er einst ohne Aussicht verlassen hatte, dort

das Christenthum anzupflanzen. Da traf er den h. Willibrodus als Erzbischof von Utrecht, und mit diesem vereinigt, fing er an, in den Gegenden für die Ausbreitung des Reiches Christi zu wirken. Drei Jahre vergingen unter solchen Arbeiten, und als sie vorüber waren, da stand nicht ein Götzentempel mehr im ganzen Lande, da war kein Heide mehr zu finden, da triumphirte überall das h. Kreuz.

Es wäre vergebens, schildern zu wollen, was solche Arbeiten sind, wie nur die heiligste Begeisterung für den Gekreuzigten sie auszuführen vermochte; diese Züge der Bekehrer durch Urwälder, die nie ein Menschenfuß betreten hatte, durch Sümpfe und Moore, um die armen Seelen zu suchen, die zu retten waren; diese tausend und aber tausend Gefahren, die sie zu bestehen hatten. Aber der, dessen Namen sie verkündigten, war auch mit Seiner Macht bei ihnen und das große heilige Werk gelang auf eine wunderbare Weise.

Der hl. Willibrod war schon bei Jahren und begann an einen würdigen Nachfolger zu denken. Das konnte aber anders kaum Jemand sein, als Winfried, und diesem bot er die heilige Würde an. Aber Winfried dürstete nach weiteren Thaten für seinen Heiland, es litt seine in Liebesfeuer flammende Seele nicht ferner zu Utrecht, er wollte immer und immer neue Herzen für Jesus, für den Himmel gewinnen. Und so zog er denn im Jahre 723 nach dem Thüringer Lande, wo Karl Martell unterdessen Ruhe und Frieden gestiftet und dem neueinziehenden Christenthum wieder Bahn gebrochen hatte. Da warf sein Wort, wo es immer erklang, das Heidenthum kräftig darnieder und das Wasser der Wiedergeburt floß über Tausende von Häuptern; da hinterließ er scheidend das Kloster Amöneburg, als einen Mittelpunkt für fortgesetzte Bekehrung und für Erhaltung im hl. Glauben. Dieß wurde von ihm gegründet im Jahr 724.

Nun kam das Land Hessen an die Reihe, wo Karl Martell ihm gleichfalls vorgearbeitet hatte und eine große Ernte zu halten war, und derselbe Segen begleitete auch hier seine apostolische Thätigkeit. Er baute ein Kloster und eine Klause zu Wanfried, das sein Bild noch bis heute im Wappen führt, und an vielen andern Orten zeigt man noch die Taufsteine, aus denen die Gnade, in vollen Strömen die Erbsünde lösend, sich über das Volk ergoß.

Jetzt war es Zeit, dem Oberhaupte der Kirche Kunde und Rechenschaft von seinen Arbeiten zu geben und dazu wählte er einen der Priester, welche ihm zur Seite standen und ihn in seinen schweren

Mühen unterstützten. Mit hoher Freude empfing der Papst diese glücklichen Nachrichten seines eifrigen Legaten und lud ihn ein, zum andernmal Rom zu besuchen. Winfried folgte der Einladung des Papstes und siehe, dieser gab ihm den schönsten Lohn für seine apostolischen Arbeiten, indem er ihn am 31. November des Jahres 723 in der Kirche des hl. Apostelfürsten Petrus zum Bischof weihte und ihm dabei den schönen Namen gab, unter welchem wir den Heiligen noch heute anrufen, der Wohlthäter, Bonifazius. Auch gab ihm der hl. Vater Briefe mit an Karl Martell, an hochgestellte Geistliche und Laien, an das thüringische Volk u. a. m. So ausgerüstet und von dem Segen des Papstes begleitet, zog er freudig nach Deutschland zurück.

Bonifazius wandte sich von neuem nach seinem geliebten Hessen, denn da winkte noch reiche Arbeit, und er griff sie kühn und fest an. Wie unerschrocken er sich dem Heidenthum entgegenwarf, davon ist uns in seinem Leben ein treffender Zug aufbewahrt. In Hessen sah es dazumal bunt aus, das Heidenthum hatte sich mit dem jungen Christenthum vermischt und zwar so, daß die Leute zwar die christlichen Gebräuche mitmachten, daneben aber auch ihren heidnischen Aberglauben trieben. Dagegen trat St. Bonifazius mit allem Ernste auf und ruhte nicht, bis er in den Herzen den hl. Glauben ganz befestigt hatte. Eines Tages kam er bei Geismar in Hessen zu einigen Gemeinden, die noch manche Heiden und, was noch schlimmer war, viele Halbheiden zählten. Sie verehrten besonders eine erstaunlich große

Eiche, welche sie nach dem alten deutschen Gott Donar, der Donner, die Donnereiche nannten. Darüber entsetzt, beschloß der Heilige, den Baum zu fällen. Da liefen die Heiden alle zusammen, aber auch die Christen kamen, und von seinen Priestern umgeben legte er die Axt an die Eiche. Die Heiden begannen zu fluchen und ihn zu verwünschen, aber siehe, kaum hatte St. Bonifazius wenige Schläge gethan, da stürzte der gewaltige Baum und spaltete sich im Fallen in vier Theile. Die Heiden glaubten Anfangs, die Götter würden ihn strafen, aber als sie den Baum an der Erde sahen, wurden ihre Herzen ergriffen und sie lobten und priesen Gott. Bonifazius aber erhob seine Stimme und predigte ihnen von der Falschheit der Götzen und ihrer Ohnmacht gegen den wahren einigen Gott und gewann mit einemmale die ganze Schaar, so daß sie die Götter verließen. Aus dem Holz der Eiche aber baute Bonifazius eine Kapelle und weihte sie dem hl. Apostel Petrus und der Ort wurde eine der blühendsten Pflanzstätten des Christenthums in Hessen. Dreihundert Jahre später ersetzte man die hölzerne durch eine steinerne Kapelle, welche noch heute auf dem Hülfensberg steht und dem hl. Bonifazius selbst geweiht ist. Im Gewölbe dieser Kirche sieht man ein Stück Eichenholz eingemauert und die Ueberlieferung sagt, es sei ein Theil der Eiche, welche der Heilige einst fällte. Das hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, denn wie man nach seinem Tode alles, was ihm gehört hatte, mit großer Sorgfalt sammelte, so wird man auch das Holz der Eiche nicht unbeachtet gelassen haben und mauerte es ein

zu einem Andenken an die folgenreiche That des heiligen Bekehrers.

Mit gleichem Muth und Gottvertrauen ging er nun wieder nach Thüringen, um auch dort das Werk der Bekehrung fortzusetzen. Dort hatten sich unterdessen ketzerische Priester erhoben, welche die alte Blüthe der Gemeinden zu vernichten drohten, und der Kampf mit ihnen schien schwer. Aber der Heilige betete und arbeitete, er forderte seine englischen Freunde um ihre Fürbitte auf, und der Sieg blieb ihm nicht nur, sondern mehr als je flossen ihm milde Gaben der Gläubigen zu. Er bedurfte deren auch sehr, denn der Mangel an Priestern wurde bei der Menge der Neubekehrten immer fühlbarer. Darum stiftete er das Kloster Ohrdruf und stand ihm vor, bis er neue Arbeiter aus England erhielt. Später wurde der hl. Wigbert Abt daselbst und das Kloster wurde ein Quell des wunderbarsten und reichsten Segens für die ganze Gegend. An dieses schlossen sich bald andere Klöster, in denen er seine Priester und Missionäre mit höherer Bildung auszurüsten bemüht war und von einer großen Zahl gelehrter und frommer Männer aus England unterstützt wurde. Da strömten die edelsten Jünglinge herbei, um sich dem hl. Dienste zu weihen, und große Männer gingen aus diesen Schulen hervor. Ja der Ruhm des Heiligen verbreitete sich bald durch ganz Europa, so daß selbst aus der Fremde fromme Diener Gottes kamen und seinen Unterricht und einen Wirkungskreis unter seiner Leitung suchten. Auch für die Frauen war er bedacht und gründete für sie eigene Klöster, in denen sie eine christ-

liche Bildung erhielten, und auch sie hatten Segen, denn sie gebaren dem Himmel unter den Schwestern mehr als eine Heilige, sie retteten Seelen ohne Zahl.

So blühte denn das hl. Werk der Gewinnung Deutschlands für den Herrn herrlich empor und Bonifazius hielt es für seine Pflicht, dem Vater der Gläubigen in Rom darüber Nachricht zu geben. Der hl. Vater antwortete ihm sogleich und sprach ihm seine große Freude darüber aus. Das war Gregor II., ein Mann von so großen Tugenden und hohen Verdiensten, daß ihn die hl. Kirche unter die Zahl der Heiligen erhob. Sein Nachfolger wurde Pabst Gregor III. Sobald Bonifazius dies vernahm, sandte er eine Botschaft an ihn und versicherte ihn, als den Statthalter Christi, seiner Treue und Unterwürfigkeit. Der Papst antwortete darauf, indem er ihn zum Erzbischof von ganz Deutschland ernannte und ihm das Pallium sandte. Das war zwar eine hohe Würde, aber auch eine schwere Bürde, aber es war die Bürde und das Joch Jesu Christi, und darum für Bonifazius süß und leicht.

Bald darauf finden wir ihn in Hessen ein schönes Kloster gründend, das von Fritzlar, und er blieb diesem Ort mit besonderer Fürbitte bis heute zugethan, denn während die ganze Gegend ringsum von dem katholischen Glauben abfiel, lebt und blüht er dort noch wie eine grüne Oase in der Wüste.

Kaum hatte er dies fromme Werk hinter sich, da trieb es den rastlosen und unermüdlichen Heiligen nach Sachsen, wo jedoch wenig auszurichten war. Darum wandte er sich nach Bayern, wo die Christen

wieder verwilderten, weil es an kirchlicher Ordnung gebrach und die Zahl der kirchlichen Anstalten noch gar klein war. Sein Eifer, seine Kraft und Umsicht halfen diesen Uebelständen in der Hauptsache ab, und er eilte zurück zu seinem Hessen, Thüringen und dem Eichsfeld.

Wie einer, der in heißer Sonnenhitze arbeitet, oft zu der Quelle geht und dort Labung trinkt, so wanderte auch der h. Bonifazius bald wieder zu dem Mittelpunkte der christlichen Einheit, um da sich Labung und Trost in seinen mühevollen Bekehrungsarbeiten zu holen. Dort am Grab des Apostelfürsten, an dem Thron des Statthalters Christi auf Erden, suchte er Rath, Hülfe, Muth, frische Kraft und neues Vertrauen, und er fand sie. Der Papst nahm den bereits 58 Jahre zählenden hl. Erzbischof und seine vielen Begleiter ehrenvoll auf, und bald umdrängten ihn Männer aus Franken, Bayern und Britannien, um ihm ihre Verehrung zu bezeugen und seine Rede zu hören. Er blieb ein ganzes Jahr dort und verließ die hl. Stadt, von dem Papste mit Reliquien bedacht und mit drei Sendschreiben, deren erstes an die Bischöfe, Priester und Aebte, das zweite an das Volk Deutschlands und das dritte an die bayerischen und allemannischen Bischöfe gerichtet war, und worin er ihnen allen Bonifazius empfahl und viele Ermahnungen ertheilte.

Nach einem kurzen Aufenthalt bei dem ehrwürdigen König der Lombardei, Luitprand, empfing der Heilige eine Einladung des Herzogs von Bayern, wo er das letztemal nicht alles ordnen konnte, und griff hier mit seiner ganzen gewaltigen Kraft ein und

das that sehr noth, denn durch ungeweihte Priester und ebenso fälschlich sich nennende Bischöfe war das arme Volk verführt. Ohne alle Schonung zog er gegen dieselben zu Felde und theilte das Land in vier Diözesen, denen er frommie und gelehrte Männer als Bischöfe vorsetzte. Seines Bleibens war aber wiederum nicht lange, denn nachdem alles geordnet war, zog er wieder nach Hessen, Franken, Thüringen, dem Eichsfeld, überall und alle, die ihn sahen, erhebend und ermunternd in dem Dienste Gottes, und er wäre jetzt schon noch weiter nordwärts gezogen, da der hl. Bischof Wilibrord dort gestorben war, hätte ihn des Papstes Befehl nicht nach Bayern berufen. Dort hielt er ein Concilium, von dem ein neues Leben über das bis dahin so unselig zerrissene Land sich ergoß. Dann ordnete er auch die Diözesen in Mitteldeutschland und stellte so eine Einheit unter den verschiedenen Völkern her, welche von den wohlthätigsten Folgen war, und fester als alle politische. Er brachte es selbst so weit, daß zwei deutsche National-Concilien zu Stande kamen.

Ein großer Gedanke beschäftigte den unausgesetzt für Gottes Ehre thätigen Mann jetzt hauptsächlich, namentlich die Gründung einer umfassenden Anstalt, die für ganz Deutschland eine Pflanzschule des christlichen Lebens, der Künste und Wissenschaften werden sollte, und die Ausführung legte er in die Hände des erprobten Priesters Sturmius. Dieser zog, einen sichern Ort zu suchen, von Fritzlar aus in die dichten Wälder und sie kamen an eine schöne Stelle, die am Flüßchen Fulda lag.

Bonifazius billigte die Wahl und ließ sich den Platz schenken, und am 12. Januar 744 nahm Sturmius mit sieben andern Brüdern Besitz davon und richtete in der tiefen Waldeinsamkeit das heilige Kreuz auf, um welches sie sich acht Hütten bauten. Das war der Anfang des berühmten Klosters Fulda. Sturmius wurde dessen erster Abt und unter ihm wuchs es so sehr heran, daß die Zahl der Mönche auf 400 stieg. Es wurde eine Pflanzschule, aus welcher nicht nur Erzbischöfe und Bischöfe, Priester und Bekehrer, sondern auch Landbauer, Baumeister, Handwerker, Künstler, kurz Alles hervorging, was das neuere höhere Leben mit sich brachte. Denn in den Klöstern war Alles in Allem, ihnen verdanken wir Alles, die Klöster waren die wahren Erzieher unseres ganzen Volkes und — wie hat man ihnen dafür gelohnt! Sie sind verschwunden, aber mit ihnen verschwand auch das Christenthum aus dem Herzen des Volkes, und das wird in seiner ganzen Fülle nur durch sie wieder eingeführt werden. Deutschland ist jetzt kaum weniger heidnisch, wie es zu Zeiten des hl. Bonifazius war, aber vielfach fehlen jetzt die frommen Fürsten, welche jenen Heiligen so thätig unterstützten.

Aber die Thätigkeit des hl. Bonifazius sollte noch weiter reichen, denn auch in dem heutigen Frankreich waren schlimme Zustände. Er ging also auch dahin und hielt 744 das Concilium zu Soissons, auf dem die Lehre zweier Ketzer verdamm wurde. So stellte er die kirchliche Einheit und Ordnung wieder her, wenn auch mit großer Mühe, denn, wie er selbst sagte, die Ausrottung der Ketzereien

koſtete ihn ſchwerere und gefährlichere Kämpfe, als die des Heidenthums.

In demſelben Jahre ſtarb Reginfried, der Biſchof von Cöln. Bonifazius, dem Sachſen und Friesland und deſſen verwaister Biſchofsſtuhl ſtets im Sinne lag, und der auch dort einen Metropolitanverband gründen wollte, ging nach Cöln, aber auch da hatte er ſeine Noth mit verweltlichten Prieſtern, ſo daß die Beſitznahme des Bisthums nicht erfolgen konnte. Da erhob Papſt Zacharias die Stadt Mainz zu einem erzbiſchöflichen Sitz und Bonifazius auf deren Stuhl, dem von nun an alle von ihm bekehrten Völker und die Städte Tungern, Cöln, Worms, Speyer und Utrecht untergeben waren. Alſo war in dem ganzen fränkiſchen Reiche der Bau der Kirche vollendet durch den wunderbaren Eifer des Heiligen.

Nachdem er ſich dem Nachfolger des Papſtes Zacharias, dem Pabſt Stephan I., demüthig unterworfen hatte, nachdem eine Menge von Pfarr- und Kloſterkirchen durch ihn wieder hergeſtellt waren, den überall Sorgenden, nachdem er noch eine Reiſe nach Bayern und an den Main gemacht und auch dort wohlthätig eingegriffen hatte, nachdem er alſo alles kirchliche Leben in Deutſchland wohlthätig geordnet ſah, übertrug er ſeinen Stuhl in Mainz ſeinem Gehülfen Lullus und zog ſich nach dem Ziel ſeiner Sehnſucht, nach Utrecht zurück, welches der Papſt zum Erzbisthum erhob. Da war er nämlich ſeinen Frieſen nahe, und wie in ſeinen jungen Jahren zog er unter dieſen predigend und alle ſeine Zuhörer mit ſich fortreißend umher. Er hielt ſeine

letzte Ernte für die Scheunen des Herrn und band ihm noch einmal einen Reichthum an vollen Garben; nur kurze Zeit noch und er hätte das ganze Land für Gott erobert, doch Gott setzte dem Leben des mehr als siebenzigjährigen, aber jugendlich glühenden Greises ein Ziel, das nicht schöner hätte sein können.

Als die Heiden nämlich sahen, wie überall die Götterbilder verschwanden und das Kreuz, gleich der Morgensonne strahlend aufging, da faßten sie einen grimmigen Haß auf den hl. Erzbischof und beschlossen, ihn zu tödten. Zu dieser Zeit hatte er für sich und seine vielen Begleiter in der Nähe der Stadt Dockum Zelte aufschlagen lassen, um den Neugetauften das hl. Sakrament der Firmung darin zu spenden. Es war aber der hl. Pfingstmorgen, der 5. Juni des Jahres 755, und er saß mit seinen Jüngern da, die jungen Christen erwartend; aber da stürzten statt dieser bewaffnete friesische Heiden auf die Zelte zu. Als das seine Begleiter sahen, wollten sie sich vertheidigen, aber er hing die Reliquien der Heiligen um seinen Hals, die er stets bei sich führte, und rief den Seinen mild zu: „Lasset ab, meine Kinder, lasset ab vom Streit! Fern sei euch aller Kampf und Krieg gegen unsere Feinde.“ Dann stärkte er sie durch liebreiche Worte zum Martertode und schloß: „Geht jetzt muthig und männlich mit mir in den Tod aus Liebe zu dem, der für uns gelitten hat, damit wir mit ihm eingehen in die ewigen Freuden.“

Da stürmte die wilde Rotte heran und auf seine Jünger und ihn ein. Zuerst sank der fromme Hildebrand, dann dessen Bruder, der Diakon Homunt,

und so einer nach dem andern von den Schwertern der Friesen, ihrer zweiundfünfzig, alle Männer von heiligem Leben. Bonifazius selbst empfing stehend und betend, das Evangelienbuch über sein Haupt haltend, den Streich, der seine heilige Seele von den Banden des Körpers löste, so daß sie fröhlich sich zum Herrn emporschwang.

Die Mörder drangen nun in die Zelte, wo sie auf große Beute hofften, aber sie fanden nur Reliquien und Bücher und geriethen darüber so in Wuth, daß sie die Schwerter gegen einander erhoben und viele blieben. Die Bücher streuten sie umher, mehrere aber wurden von den Gläubigen wiedergefunden, besonders das Evangelienbuch des hl. Bonifazius, welches mit zwei andern noch in Fulda bewahrt wird. Der Tod des Heiligen wurde an den Friesen blutig gerächt, die erschlagenen Gläubigen aber an dem Marterplatz begraben; das ist der Ort, wo heute die Stadt Dockum steht. Die Leiber des hl. Bonifazius, der Bischöfe und Geistlichen wurden nach Utrecht gebracht, von da nach Mainz, wo man sie mit den größten Ehren empfing, und endlich in feierlicher Prozession nach Fulda, denn da wollte der Heilige ruhen. Schon ein Jahr nach seinem Tode verordnete das Concilium von Canterbury die Feier des Todestages des Helden Jesu Christi und sein Grab wurde von Gott mit großen Wundern verherrlicht.

Deutschland hat dem hl. Bonifazius unendlich viel zu danken, denn in der großen Reihe seiner Bekehrer, wie der anderer Heidenländer, steht er oben an als der glühendste und gewaltigste. Hat es nun

leider viele Verblendete gegeben, die ihn dennoch mit Läſterungen überhäuft haben, ſo thaten ſie dies nur, weil er ein ſo treuer Sohn der Kirche war, weil er feſt an dem Felſen zu Rom hing, den die Pforten der Hölle nicht überwältigen. Die Stätte ſeines Todes iſt auch entweiht von frevelnden Händen, aber um ſo herrlicher leuchtet ſein Grab, bewacht und umlagert von dem treueſten, kernkatholiſchen Volk und deſſen hochwürdigſtem Biſchof, der in ähnlichen Kämpfen eben die Freiheit der Kirche Gottes muthvoll vertheidigt, indem er ſich ſtärkt und erhebt an dem großen Vorbild unſeres heiligen Kämpfers. Beten wir für ihn und den erzbiſchöflichen Gottesheldn von Freiburg, daß der Herr ſie im Streit für Seine hl. Kirche auch ferner ſtärke und ihrem treuen Ringen glorreichen Sieg folgen laſſe.

Das katholiſche Deutſchland hat dem hl. Bonifazius in neueſter Zeit ein ſchönes und rührendes Denkmal geſetzt, indem es den nach ihm genannten Bonifazius-Verein gründete, deſſen Aufgabe es iſt, in dem Vaterlande die armen, verwaisten und unter Proteſtanten zerſtreut wohnenden Katholiken in der Art zu unterſtützen, daß es ihnen eine Seelſorge ſchenkt, ihnen Kirchen baut, Schulen gründet. Zu einem ſo ſchönen Zweck und um, ſo viel du kannſt, in die Fußſtapfen des Heiligen zu treten, ſollteſt du dich dieſem ſchönen Verein anſchließen und mit helfen, dem Herrn Altäre erbauen und Seelen retten. Es koſtet dich nicht viel, denn auch das Wenige gilt viel, wenn es gern gegeben wird und auf dem Pfennig der Wittwe ruht ein großer Segen. Aber es genügt nicht am gegebenen Geld, auch dein Gebet mußt du

geben, auf daß Gott das Werk kröne und das wird Er auf die Fürbitte jenes, Seines großen Heiligen. Hl. Bonifazius, bitte für uns!

(aa. ss. jun. I. p. 452. Zehrt, die Einführung des Christenthums auf dem Eichsfelde durch den hl. Bonifazius. Mainz. 1847.)

Die hl. Jungfrau Lufthildis.

Diese hl. Jungfrau lebte in der Gegend des kölnischen Städtchens Reimbach. Von ihrer Jugend weiß man nichts näheres mehr, nur so viel, daß sie aus adelichem Geschlecht entsprossen war und von frühen Tagen an dem Herrn mit zarter Frömmigkeit diente.

Ihre Mutter war früh gestorben und ihr Vater heirathete bald wieder. Diese zweite Mutter aber hatte nicht die Liebe zu der Jungfrau, die sie hätte haben müssen; sie war eine rechte Stiefmutter, und Lufthildis hatte manche und schwere Leiden zu ertragen. Doch Vorwürfe, Schimpf, ja Schläge selbst litt sie mit stiller Geduld, dankte dem Herrn dafür und bat Ihn nur, Er möge doch das Herz der bösen Frau erleuchten, damit sie ihr Unrecht einsehe.

Den Armen trug sie eine rührende Liebe zu und gab ihnen alles an Brod und anderm, was sie nur fand. Das war ein neuer Grund für den Zorn der Stiefmutter und sie verbot ihren Dienern, der frommen Jungfrau ferner etwas zu geben. Diese

Diener waren leider nicht besser, als sie selbst, und als Lufthildis eines Tages zu ihnen kam und nur um ein Brod für ihre Armen bat, da warfen sie ihr glühende Kohlen in die Schürze, welche sie ausbreitete, um das Brod zu empfangen, und trieben daneben noch ihren Hohn und Spott mit ihr.

Als nun diese Unbilden kein Ende nahmen, da beschloß sie zuletzt ihres Vaters Haus zu verlassen und in der Einsamkeit Gott dem Herrn allein zu dienen in Betrachtung und Gebet. Sie baute sich auf einem kleinen am Kirchhof gelegenen Hügel ein Häuschen und ließ von demselben einen Gang in die Kirche machen, so daß sie zu jeder Zeit und Stunde hinein konnte. Da beschloß sie auch ihr musterhaftes heiliges Leben, welches der ganzen Gegend bis zu ihrem letzten Augenblick ein erhebendes Vorbild gewesen war.

Wie sehr das fromme Volk sie verehrte, und wie es ihre Heiligkeit erkannte, das bewies es dadurch, daß es den Sarg, welcher ihre irdische Hülle umschloß, der Erde nicht übergeben lassen wollte. Bald bestätigte auch der Herr die Glorie Seiner Dienerin durch mehrere Wunder, und nun begann ein großer Zulauf von fromm vertrauenden Kranken, die sämmtlich Heilung fanden.

Ihr Leib ruht jetzt in einem marmornen Sarge hinter dem Hochaltar der Kirche des nach ihr genannten Ortes Lüftelberg. Immer noch strömt das fromme Volk wallfahrend dahin, um ihre Fürbitte zur Befreiung von verschiedenen Krankheiten, besonders der Taubheit zu erflehen.

In der ihr geweihten Kirche steht ein Altar, der ihr Bildniß trägt und vor demselben ein großes Gefäß, worein die Landleute kleine Opfer von Frucht, Korn, Waizen u. dgl. durch ein dafür bestimmtes Loch darbringen. Diese Opfer werden später den Armen vertheilt und man backt ihnen Brod davon. So übt die Heilige gleichsam jetzt noch ihre alte fromme Liebesthätigkeit, und wie im Leben, so ist sie auch noch Jahrhunderte nach ihrem Tode den Armen eine liebe Spenderin. Dieses fortdauernde Wirken der Heiligen, deren Milde die Herzen öffnet, das sie ihr schenken, und die dann mit den frommen Gaben der Armuth tröstend und helfend entgegenkommt, das ist wieder eine der schönen Blüthen der katholischen Heiligenverehrung, das ist eines jener zahllosen Wunder der Kirche, an denen du so oft, ohne sie zu beachten, vorübergehst. O, so öffne ihnen doch dein Herz und dein armes Leben wird reich werden, schließe doch so vielem Schönen dein Auge nicht, und du wirst erleuchtet und erwärmt werden mehr und mehr von der ewigen Lampe und dem wunderbaren Liebesbrand, die in dem Heiligthum der Kirche überall, Tag und Nacht und in tausend Formen und Farben glühen.

(Aa. ss. jan. II. 1146.)

Wenn man bei einem Crucifix vorbeigeht.

Durch Deine Schmerzen, Deinen Tod,
Hilf, Jesu, mir aus aller Noth;
Ach, laß Dein' Marter und Dein' Pein
An mir doch nicht verloren sein!

Der hl. Irmundus.

Wann dieser Heilige gelebt hat, weiß man nicht, nur das eine weiß man von ihm, daß er ein Hirt und Einsiedler war und in großer Heiligkeit lebte. Nur eine der vielen Lebensbeschreibungen der seligen Gottesfreunde gedenkt seiner, nur wenige Menschen tragen seinen fast unbekannten Namen, aber das fromme, treue, katholische Volk seines Wohnorts kennt ihn und hält sein Andenken hoch und heilig.

Nahe bei Jülich, einer Festung zwischen Cöln und Aachen, liegt ein Dorf, das heißt Mundt, in dessen Nähe wohnte der stille, bescheidene Mann Gottes, dessen ganze Gegend erbaute er durch seine Tugenden. Als einst eine große Dürre war und Menschen und Thiere aus Mangel an Wasser fast verschmachteten, da stieß Sankt Irmund seinen Hirtenstab betend und gottvertrauend in die Erde und sogleich sprang ein Brunnen, der noch heute seinen Namen trägt, und dessen Wasser sich gegen manche Krankheiten von Menschen und Thieren als heilkräftig bewies.

Die heiligen Ueberbleibsel Sankt Irmunds wurden in einem über der Erde stehenden Sarge in der Kirche des Dorfes aufbewahrt, sie waren die Zuflucht besonders derer, welche krankes Vieh hatten, und die Fürbitte des hl. Hirten erwies sich oft so mächtig und schnell, daß die Leute in Freude und

Jubel sein Bild erhoben und es zum Danke in feierlichem Zuge durch das Dorf trugen. Als aber die Calvinisten im Jahre 1602 diese Gegend raubmörderisch durchzogen und die Kirchen zerstörten und alles Heilige, mit schmutzigen Mäulern es lästernd, zu vernichten trachteten, da litt auch St. Irmunds Kirche und Grab. Die vom Teufel getriebene Horde kleidete sich in die heiligen Gewänder, zog höhnend und spottend und geifernd mit der Heiligen Bildern herum, wie wenn sie ein Begräbniß gefeiert hätten, und verbrannte sie dann mitten in der Kirche. Das uralte Bild unseres hl. Hirten wurde damals auch vom Feuer verzehrt, ebenso der Sarg, der seine Leiche umschloß, aber an den Gebeinen selbst, sowie an der Leinwand, in welche sie gehüllt waren, sah man später, als man sie wieder hervorholte, nicht den geringsten Schaden. Drei fromme Männer aus dem Volk, welche sie mit eigenen Händen aus den Trümmern und der Asche ganz unversehrt herauszogen, bestätigten dies eidlich im Jahre 1639, und sie waren auch Augenzeugen all jener calvinistischen Schandthaten gewesen, die, statt ihr ruchloses Ziel zu erreichen, die Andacht zu dem Heiligen noch vermehrten, wie denn das immer der Fall ist; wo der Teufel so siegt, da ist er besiegt.

Nicht weit von Mundt sah man früher (auch noch jetzt?) die Ruinen eines Kirchleins, welches der alte Kirchhof genannt wurde, und das dem hl. Irmund einst geweiht war. In der Kirche des Dorfes war (ist?) in einem gebrannten Fenster der Heilige in der Kleidung eines Einsiedlers dargestellt, wie er einen Hund am Strick hält und umgeben ist von Füllen, Kühen und anderen Thieren.

Und was kann man denn von einem Heiligen lernen, von dem man fast gar nichts mehr weiß? Gerade das, daß die Welt von uns möglichst wenig wissen soll, daß wir unser weniges Gute in aller Stille üben und die rechte Hand nie erfahren darf, was die linke thut und treibt. Was wir vor den Augen der Welt thun, dafür hat Gott keine Augen, aber Er schaut gar klar in die einsamen Seelen und hat Freude an ihnen und offenbart sich ihnen und segnet sie mit Seiner reichen Gotteshand. Und wenn sie sich so recht gesegnet fühlen, dann schweigen sie erst recht, wie sie ebensowohl in Verlassenheit schweigen werden, denn Dürre kommt von Gott, wie Grün und Blüthe von ihm kommt. Sie reden mit Gott die Sprache der heiligen Einfalt und Demuth, die Er so gerne hört. Folge ihm darin und deiner Seele Ohr wird auch Seine Rede vernehmen.

(Boll. II. jan. 843.)

Das merke Dir!

Es lebte ein frommer Vater in der Wüste. Wenn Jemand zu demselben kam und ihm sagte, einer seiner Brüder Einsiedler habe eine schwere Sünde begangen, dann fing er an bitterlich zu weinen und sprach: „Der fiel heute und ich falle morgen, denn ich bin ein Mensch, wie er, und wenn ich noch nicht gefallen bin, so kam es einzig daher, weil Gottes besondere Gnade mich aufrecht erhielt.“

Die hl. Zita,
Dienstmagd.

Wie Zita geboren wurde.

Vor mehr als 600 Jahren lebte im schönen Lande Italien ein braver Landmann, Namens Johannes Lombardo, mit seiner Familie. Am Abhang des Berges Sagrati, unfern eines Kirchleins, das dem hl. Johannes dem Täufer geweiht war, acht Meilen von der Stadt Lucca, lag unter Oelbäumen seine kleine Hütte und sein kleines Feld umringte sie. Das bebaute er und lebte von dem Ertrage arm, doch zufrieden, mit seinem Weibe Bonissima, seiner Tochter Margaretha und dem Bruder seines Weibes, Graziano. Sie waren alle sehr fromm und der liebe Gott hatte daran ein so großes Wohlgefallen, daß er sie mit großen Gnaden überschüttete und immer näher an sich zog. Zuerst berief er den Graziano zu einem Einsiedlerleben auf einem benachbarten öden Berge. Da ergab er sich solchen Bußwerken und verbrachte seine Tage in solcher Andacht und Abtödtung, daß das Volk weit und breit umher jenen Berg nicht anders nannte, als Berg von St. Graziano. Darauf berief der liebe Gott die junge Margaretha und sie ging in's Kloster zu den Cisterzienserinnen; er schenkte aber dem frommen Ehepaar zum Ersatz für das Kind, das er für sich nahm, ein anderes, und im Jahr des Herrn 1218 kam Zita auf die Welt. Unter dem Einfluß so vieler frommen Seelen, so inniger Gebete, so gu-

ter Beispiele, wuchs Zita als ein ungemein frommes Kind auf. Schon früh zeigte sie einen Eifer für Arbeit und Gebet, der weit über ihre Jahre war. Sie half ihrer Mutter bei häuslichen Arbeiten, sie ging ihrem Vater auf dem Felde zur Hand, und oft bewunderten die Eltern im Stillen, welchen Zug das Kind zum Gebet hatte und mit welcher Andacht es sich darin vertiefte. Dabei war Zita von einem so guten Willen, daß ihre Mutter nur zu sagen brauchte: „Dieses ist Gott wohlgefällig und Jenes mißfällt ihm," um ganz gewiß zu sein, daß die Kleine das Eine thun und das Andere unterlassen werde. Weil nun Zita ihren Eltern so gehorsam war, regte der liebe Gott in ihr das Verlangen an, noch vollkommener im Gehorsam sich zu üben und auch hierin dem lieben Heiland nachzufolgen, der in die Welt gekommen ist, um zu dienen, nicht um sich dienen zu lassen. Als Zita zwölf Jahre alt war, stand der Entschluß schon ganz fest in ihr, in Dienst zu treten, und eines Morgens hing sie ein Körbchen mit Früchten an den Arm und verließ mit ihrem Vater die Hütte, in der sie zwölf Jahre als ein gottseliges Kind gelebt hatte.

Wie Zita in Dienst trat.

Johannes Lombardo brachte seine Tochter nach Lucca in das Haus eines rechtschaffenen und angesehenen Edelmannes, des Herrn Pagano di Fatinelli, der hohe Aemter und Würden bekleidete und durch Rang und Reichthum sehr viel in seiner Vaterstadt galt. Der ahnte nicht, daß seine und seiner Familie größte Berühmtheit dereinst auf dies kleine Bauern-

mädchen sich gründen würde, welches er jetzt unter die Zahl seiner Dienstmägde aufnahm. Johannes Lombardo ermahnte seine Tochter zu allem Guten, erinnerte sie an das Beispiel ihrer frommen Mutter, nahm zärtlich von ihr Abschied und segnete sie; dann kehrte er ruhig in seine Hütte zurück, zufrieden in dem Gedanken, den Willen Gottes erfüllt zu haben, indem er sich von seinem Kinde trennte. Zita war nun allein in dem großen städtischen Hause, zwischen lauter fremden Menschen, wie verloren in einem Schwarm von zahlreichen Dienstboten. Das Herz wurde ihr recht schwer; aber Sie hatte ja dienen wollen Gott zu Lieb, um Seine Ehre zu fördern und um ihre Seele zu retten, und so machte sie sich denn entschlossen an die Verrichtungen, die man ihr anwies. Aber um ihre Pflicht treu und im ganzen Umfang zu erfüllen, fing sie mit Gott an, und stellte ihre Jugend und Unerfahrenheit unter seinen Schutz. Unfern des Fatinelli'schen Hauses lag die schöne, alte Kirche von St. Frediano. Dahin ging Zita alle Tage, aber zu so früher Stunde, daß ihre häuslichen Geschäfte nicht dadurch gestört wurden. Sie entzog die erforderliche Zeit ihrem Schlaf, nicht ihrem Dienst. Jahraus, jahrein, Tag für Tag, im Winter und Sommer, bei jedem Wetter, ging sie zu einer und derselben frühen Stunde nach St. Frediano, um der heil. Messe beizuwohnen und das Opfer ihres Lebens und ihres Herzens mit dem Opfer ihres Gottes zu vereinigen. Aber nicht blos bei dem hl. Meßopfer, sondern bei jedem Geschäft, jeder Verrichtung, hielt sie sich vor seinem hl. Angesicht, arbeitete für Ihn, sprach mit Ihm, machte

die geringste ihrer Handlungen zu einem Ausdruck Seines Willens. Und damit nicht der ihre sie dabei störe, übte sie sich in jeder Art von Selbstverläugnung und von Abtödtung. Im Winter wie im Sommer ging sie barfuß und trug ein dünnes Leinwandkleid. Selten schlief sie in ihrem Bett; halbe und ganze Nächte lag sie auf dem steinernen Fußboden oder auf einem Brett. Sie fastete häufig, um den Armen ihre Mahlzeit zu geben, und nie aß sie mehr, als die Nothdurft gebot. Wollte ihr etwas schwer werden, so dachte sie an das bittere Leiden Jesu, dann fand sie alles leicht. Mit unausgesetzter Arbeitsamkeit kam sie dem Gebet und der Abtödtung zu Hülfe und machte ihre Natur allmälig so geschmeidig, daß sie wie ein Nachen vom Ruder durch die lindeste Einwirkung der Gnade gelenkt ward. Sie wußte wohl, daß Versuchungen am häufigsten in der Stunde des Müßigganges kommen; daher half sie ihren Gefährtinnen, wenn ihre eigene Arbeit gethan war. Wer sie um Aushülfe ansprach, dem leistete sie dieselbe mit größter Freundlichkeit; oder sah sie, daß irgendwo ein Paar Hände fehlten, so bot sie die ihren an. Auf diese Weise diente sie in der Vollkommenheit nicht blos ihrer Herrschaft sondern auch der ganzen Dienerschaft aus Liebe zu Gott.

Wie Zita zu leiden hatte.

Zita war gar schön, heiter und sittsam, demüthig und würdevoll. Engelhafte Reinheit sprach aus ihrem Auge und nichts war sanfter und süßer als ihre Stimme, die niemals in einen lauten oder

harten Ton fiel. Aber so anmuthig sie war und so viel Bewunderung ihre Schönheit erregte, so hielt sie sich doch fern von den Vergnügungen ihres Alters und ihrer Gefährtinnen, von Tänzen und Spielen, von geräuschvollen Belustigungen und Gesang und Geschwätz. Da Zita täglich Gott um die Gnade bat, Ihn wo möglich nie, auch nicht durch Unvorsichtigkeit zu beleidigen, so that sie das Ihre und mied jede Gefahr, fest überzeugt, daß Er dann auch das Seine dazu thun werde. Aber diese außerordentliche Eingezogenheit bei einem so schönen Aeußeren und einem so heitern Character begriffen ihre Genossinnen nicht. Sie nannten ihre Frömmigkeit Heuchelei; ihre Ruhe Hochmuth; ihre Dienstfertigkeit Falschheit. Sie behaupteten, Zita wolle mit ihrer Tugend prahlen, um ihre Gefährtinnen zu demüthigen und die Unvollkommenheiten Anderer durch den Schein einer falschen Vollkommenheit hervorheben. Sie nannten Zita Lügnerin, Närrin, Heuchlerin und warfen ihr vor, durch Scheinheiligkeit die Gunst der Herrschaft erschleichen zu wollen. Vorwürfe, Beleidigungen, Hohn mußte Zita erdulden und duldete sie mit solcher Sanftmuth, daß man ihr endlich auch noch aus ihrer Tugend ein Verbrechen machte und Stolz darin wahrnehmen wollte. Während sie schwieg und sich über Niemand und gegen Niemand beklagte, ward sie aber bei der Herrschaft dermaßen angeschwärzt und verläumdet, daß sie förmlich zu einem Gegenstand des Hasses und des Widerwillens für das ganze Haus ward. Obwohl sie sich nun täglich dem Tadel, dem Mißtrauen, der schnödesten Behandlung,

den schneidendsten Vorwürfen ausgesetzt sah, ging sie durch diesen Strom von Bitterkeiten, ohne sich im Geringsten erbittern zu lassen. Sie bat Gott, den Unwillen ihrer Herrschaft, die bösen Launen ihrer Gefährtinnen zu besänftigen; sie dankte Gott, daß Er ihr die große Gnade erweise, ihr Alles zu entziehen, was in menschlichen Verhältnissen süß und trostvoll sein könnte, um sie einzig zu dem lieben Heiland hinzulenken, der in Ewigkeit der süßeste Trost sein will; sie vereinigte sich mit Gott, um bereitwillig von dem Essig, der Galle und den Myrrhen zu trinken, welche seine Peiniger ihm am Kreuze reichten. Sie wurde unsäglich wohlgefällig vor Gott, weil kein menschliches Auge die Tiefe ihres Leidens kannte. Woher nahm Zita aber diese Kraft, diesen Frieden, diese Liebe? O, süßer Heiland, sie ging zu Dir! sie empfing Deinen heiligen Leib und Dein kostbares Blut bei dem Mahl, welches Deine Liebe uns bereitet hat! Sie legte sich an Dein Herz, das so zärtlich für uns schlägt und in Deine Hände, die uns mit ihren Wunden so zärtlich segnen! sie lernte in dieser innigen Vereinigung, mit Deinem Leiden und Deiner Liebe verschmolzen, die Feinde lieben und den Verfolgern Gutes thun. Aber auch diese Erquickung der häufigen heiligen Communion sollte ihr entzogen werden; denn Lucca ward in Folge eines Zwistes mit dem heiligen Vater zu Rom mit dem Interdict belegt*). Dies war eine Art von Gefangenschaft

*) Dies war in jener Zeit eine furchtbare Strafe, denn sie bestand in der Entziehung aller Gnadenmittel, welche die Kirche den Gläubigen spendet. Taufe,

in Babylon, und sie mußte Zita gerade in jenen ersten schweren Jahren zu Lucca durchmachen. Sie konnte nur das Sacrament der Buße daselbst empfangen, und sie that es mit inbrünstiger Reue, so oft sie aus menschlicher Gebrechlichkeit unwillkührlich in einen kleinen Fehler verfallen war. Aber was that Zita? — Außerhalb des Gebietes der kleinen Republik Lucca gab es kein Interdict. Sonntags also, wenn die Arbeit ruhte, erbat sie sich von ihrer Herrschaft die Erlaubniß, irgend eine Kirche auf dem Gebiete der Republik Pisa besuchen zu dürfen, um dort die hl. Communion zu empfangen. Nichts hielt sie von diesen Wallfahrten ab; nicht der meilenweite Weg, nicht ihre Einsamkeit, nicht die Gefahren der unruhigen Zeitläufte. Wunderbar gestärkt kehrte sie spät Abends heim und die nächste Morgendämmerung fand sie schon wieder bei der hl. Messe in St. Frediano und dann bei ihrer Arbeit. Dann war sie auch wieder die Verhaßte, die Mißhandelte und Geschmähte; doch das kümmerte sie nicht, denn sie hatte in ihrem Herzen dem eine Ruhestatt bereitet, der auch ein Verachteter und Gehaßter in der Welt war, und Er goß ihr eine solche Fülle der himmlischen Liebe in's Herz, daß sie die um Verzeihung bat, welche sie boshaft verfolgten. Mit ihrer sanften Stimme sprach sie

---

Trauung, Begräbniß in geweihter Erde hörten auf, die Glocken wurden nicht mehr geläutet, die Kirchen verschlossen, und von den hl. Sacramenten nur das der Buße gespendet; und das währte so lange, bis der Staat oder der Fürst Genugthuung gethan hatten für das Vergehen, welches mit jener Strafe belegt worden war.

bittend: „Vergebt mir, daß ich gefehlt habe, damit der liebe Gott euch vergebe; aber zürnt nicht so, denn das könnte ihn beleidigen.“ Dann verdoppelte sie ihren Eifer, um das Wohlwollen von Menschen zu gewinnen, die keine Ahnung von solcher Tugend hatten. Dadurch wurde Zita's Herz immer reiner, immer abgelöster von aller Selbstliebe. Ja sie kam so weit, eine innige Dankbarkeit gegen ihre Peiniger zu empfinden, weil sie in der hl. Einfalt ihres Herzens annahm, man handle so aus Liebe, um sie von ihren tausend Fehlern zu bessern. Da sie für diese Abtödtungen nicht danken durfte, ohne Heuchlerin gescholten zu werden, so wendete sie heiße Dankgebete für ihr martervolles Leben zu Gott, und fand es niemals zu hart oder zu schwer. Plötzlich aber trat eine gründliche Veränderung ein und alle Verfolgungen hörten auf; Niemand weiß, wann und warum! Gott hatte diese Prüfungen verhängt, Zita hatte sie bestanden; — nun nahm Er sie hinweg. Doch Zita erschrack, denn sie wähnte, man halte sie für unverbesserlich. Mit Thränenströmen bat sie Gott, er möge sie jetzt in strenge Zucht nehmen, da die Menschen aufhörten, ihr diesen Liebesdienst zu erweisen. Obgleich nun im Fatinelli'schen Hause, vom Herrn an bis herab zum letzten Diener, Alle mit Vertrauen, Achtung und Liebe sie behandelten, so war Zita durch eine allzu gründliche Schule der Demuth gegangen, um sich irre machen zu lassen. Sie blieb in Unterwürfigkeit, Gleichmuth und Dienstеifer gegen Andere, in Strenge und Abtödtung gegen sich selbst und in andächtiger Vereinigung mit Gott. Man konnte ihr keine größere Freude machen,

als sie hart zu behandeln. Fatinelli bemerkte das und that manchmal, als sei er erzürnt und fuhr sie ohne Grund heftig an. Das beglückte sie sehr.

Wie Zita einen Brautkranz im Himmel begehrt.

Schon in frühester Jugend hatte Zita beschlossen, jungfräulich zu bleiben, um dereinst zu jenen Seligen zu gehören, die in weißen Gewändern dem Lamme folgen, wohin es geht. Dies geheimnißvolle Vorrecht schien ihr ein so großes Glück zu sein und entzündete ihr Herz so sehr für die hl. Liebe, daß sie keinen Wunsch nach dem vergänglichen, kummervollen Glück der Erde, das immer an Sünde erinnert und so leicht an sie streift, empfand. Ihre Liebe gehörte dem Schöpfer zu ausschließlich, um sich noch bei den Geschöpfen aufhalten zu können. Doch wollte ihr himmlischer Bräutigam sie nicht zwischen Klosterjungfrauen sehen, sondern in einem ganz unscheinbaren, weltlichen Stande sollte sie zur Würde seiner Braut sich erheben und sich nur in ihrer Seele ihm anverloben, ohne Gelübde und sonstige äußere Zeichen. Sie folgte treu allen seinen Einsprechungen, sie war mit allem zufrieden, sobald es Seine Ehre förderte und sie Ihn lieben, anbeten und sich Ihm aufopfern konnte. So begann das ewige Brautfest für sie eigentlich schon auf Erden, aber freilich mit der vollkommenen Entsagung. Denn sogar den Trost, ihren lieben Heiland in seinen leidenden Gliedern, den Armen und Elenden, so recht pflegen zu können, mußte sie entbehren, da ihr Beruf und ihre Dürftigkeit es ihr unmöglich machten, viel für andere Dürftige zu thun. Von demselben Heilmittel, das

ihr Demuth und Geduld gegeben hatte, hoffte sie auch die Gnade zu empfangen, ein reines Herz zu bewahren: von der heiligen Communion. Und so ging sie unberührt an Leichtsinn, Verderbtheit und bösem Beispiel vorüber. Das konnte aber der Erzfeind der Seelen nicht vertragen. Er weckte eine heftige Leidenschaft für Zita in einem der Diener des Hauses, einem jungen Menschen von sittenlosem Wandel und frechen Reden. Er traf eines Tages Zita allein bei ihrer Arbeit in einem abgelegenen Zimmer. Verwegen ging er auf sie zu und wollte sie umarmen. Sie wehrte ihn ab und drohte ihm mit dem Zorn Gottes und ihres Herrn. Daraus machte er sich aber nichts, hoffte sie auf anderem Wege zu gewinnen und begann verlockende Reden zu führen. Da besann sich Zita nicht länger, wie sie sich seiner entledigen könne, sondern mit größter Entschlossenheit zerkratzte sie ihm das Gesicht, ging fort und schwieg über die Sache. Fatinelli bemerkte am Abend, wie erstaunlich entstellt der junge Mensch aussehe und forschte nach der Ursache. Niemand wußte sie. Als er endlich auch Zita befragte, erzählte sie ihm die Begebenheit so aufrichtig und einfach, so ganz ohne Haß und Eigenliebe, daß man wohl sah, wie ihr nichts darin zu Herzen ging, als die Beleidigung Gottes. — Wenn Zita sich Abends in ihr Kämmerlein zurückgezogen und die Thür sorgsam hinter sich verschlossen hatte, dann bemerkten ihre Hausgenossen ein wunderherrliches Licht, das durch die Thürspalten drang und hielten dafür, daß Boten und Bewohner des Himmels ihr Gesellschaft leisteten, weil

ſie anfing, ihnen ſo ſehr ähnlich zu werden. Eines Morgens war ſie bei der hl. Meſſe in St. Frediano zum erſten Male in ihrem Leben dermaßen in ihr Gebet vertieft, daß ſie die Zeit vergaß. Als ſie ſich endlich erhob und den Dom verließ, ſah ſie ſchreckenvoll die Sonne hoch am Himmel ſtehen; folglich war die Stunde vorüber, wo ſie Brod für das Haus zu kneten hatte. Voll Betrübniß über ihre Nachläſſigkeit eilte ſie heim, fand aber den Teig bereits geknetet und brauchte die Brode nur in den Ofen zu ſchieben. Sie glaubte, daß eine andere Magd, vielleicht ihre gütige Herrin ſelbſt dies Geſchäft verrichtet habe, und ging zu dieſer, um ſich wegen der Verſäumniß demüthig zu entſchuldigen. Doch Niemand hatte ihre Abweſenheit bemerkt, noch den Brodteig geknetet; aber Niemand zweifelte daran, daß, während Zita das Geſchäft der Engel verrichtete, Gott Seine Engel geſchickt habe, um ihr Geſchäft zu verrichten und ihr zu dienen.

Wie Zita fromm war.

In der Kirche von St. Frediano iſt noch heut zu Tage ein ſchönes altes Cruzifix, welches man das Cruzifix der hl. Zita nennt, weil ſie eine beſondere Verehrung für daſſelbe hatte. Wenn ſie ein Kreuz erblickte, fiel ſie ſogleich auf ihre Kniee und zerfloß in Thränen der Rührung vor einer Liebe, die ſo ſtark war, daß ſie einen Gott aus ſeinem Himmel in dieſe Marter hineinzog. Die drei Gebenedeiten, die bei dem Tode des Heilandes unter ſeinem Kreuz ſtanden, ſeine heil. Mutter, ſein geliebter Jünger, der hl. Johannes, Evangeliſt, und die hl. Büßerin

Maria Magdalena, liebte Zita nach ihm über alles, weil sie in ihnen seine Lieblinge liebte. Jede Frau, die den holden Namen Maria trug, blickte sie zärtlich an und wünschte ihr dienen zu können, zum Andenken an Die, welche den Namen so holdselig gemacht hat. Als sie einmal im innigen Gebet vor jenem Crucifix lag, sprach der Gekreuzigte lind und süß zu seiner demüthigen Magd. Zita hielt sich für eine große Sünderin, die bei jedem Schritte Gefahr läuft, in einen Abgrund zu stürzen und in ihrer Blindheit und Ohnmacht die Wege der Gnade weder erkennen noch wandeln kann, wenn nicht eine sichere Hand sie führt. Daher übergab sie die ganze Leitung ihrer Seele ohne Rückhalt ihrem Beichtvater, und unterwarf sich unbedingt seiner Einsicht in Allem, was ihr Seelenheil betraf. Keine Bußübung, keine äußere Abtödtung, keine Wallfahrt, keine hl. Communion, nichts unternahm sie nach eigener Wahl, sondern auch das Geringste nach seinem Rath. Da unsere unbedeutendsten Handlungen ein unendliches Verdienst durch den Gehorsam bekommen, und da der liebe Gott so großmüthig ist, sie mit großen Gnaden zu segnen, so suchte Zita eifrig solche Verdienste sich zu erwerben und Allen zu gehorchen, die als Stellvertreter Gottes ihr befahlen: ihren Beichtvater in geistlichen, ihrer Herrschaft in weltlichen Dingen; und nie aus knechtischer Gesinnung, mit Hinblick auf Lohn oder Strafe, Lob oder Tadel, sondern aus reiner Liebe zum heiligen Willen Gottes. Einmal entlud sich ein furchtbares Gewitter über Lucca und ein Wolkenbruch strömte auf die Stadt herab. Da wollte Fatinelli's ältester Sohn

einer fremden Dame, die sich eben im Hause seiner Eltern befand, ein Beispiel von Zita's Gehorsam geben und schickte sie mit einem sehr unbedeutenden Auftrag an das andere Ende der Stadt. Sie machte sich sogleich auf den Weg, zum größten Erstaunen der Dame. Doch größer war das allgemeine Staunen, als sie nach einiger Zeit heimkehrte und ihr armes Leinenkleid, trotz des strömenden Regens nicht naß geworden war. Fatinelli selbst stellte ihren Gehorsam auf eine andere Probe: er übertrug ihr die Aufsicht über das Hauswesen und über seine jüngeren Kinder; und das war keine leichte Aufgabe für eine so gewissenhafte Seele. Fatinelli war wohl ein sehr guter und rechtschaffener, aber doch ein sehr heftiger, launenhafter und genauer Herr. Was wird nun in einem so großen Hause nicht alles verschwendet! wie viel geht nicht verloren! und wie leicht geschieht es dabei, daß nicht Jeder zu seinem Recht kommt, sobald die Oberaufsicht nicht mit der größten Regelmäßigkeit, Ordnung und Unparteilichkeit geführt wird. Das sah Zita wohl ein. Daher ergab sie sich um so mehr dem Gebet, und ward um so demüthiger und dienstfertiger, je mehr Vertrauen man ihr schenkte. Sie hielt sich auch nicht ihrer früheren niedrigen Arbeiten für enthoben, wohl aber mit neuen obenein beauftragt, und da ihr eigene Person ihr in keiner Weise Zeit raubte, so hatte sie die Zeit für Alle und für Alles, und ging mit der größten Leichtigkeit und Willfährigkeit von einer Verrichtung zur andern über.

Zita erwarb sich in ihrer neuen Stellung bald das Vertrauen des ganzen Hauses und wurde für

die weiblichen Dienstboten eine wahrhaft sorgsame Mutter. Sie ermunterte die Trägen, beschwichtigte die Zänkischen, tröstete die Bekümmerten, pflegte die Kranken. Wer hätte jetzt noch die Frömmigkeit bespötteln können, die eine solche Selbstverläugnung nach sich zog? So kam es denn allmälig, daß ihr Beispiel großen Eindruck machte, und daß sich nach und nach Zucht und Frömmigkeit bei ihren Gefährtinnen hoben. Da Zita sie weder durch unnütze Ermahnungen, noch durch übertriebene Anforderungen ermüdete und erschreckte, so fingen sie an, Zita's Eingezogenheit und ihre stillen Gewohnheiten zu achten und nachzuahmen, und Zita suchte diese Einwirkung der Gnade durch nichts zu verstärken, als durch ihr Gebet. Jede böse Handlung flößte ihr tiefe Traurigkeit ein, die sich meistens durch Schweigen äußerte. Vernahm sie aber boshafte Bemerkungen und unsittliche Reden, so war ihr Tadel laut und entschieden, denn die Nächstenliebe und die Sittsamkeit durften nicht verletzt werden. Sonst war sie die Milde selbst, und Feind und Freund, Böse und Gute fanden an ihr eine wohlwollende, nachsichtige Gesinnung.

Den Fatinelli'schen Kindern widmete Zita die größte Sorgfalt. Sie war unwissend und ungebildet, wie man heut zu Tage sprechen würde; dafür aber war sie sehr unterrichtet in der Weisheit des göttlichen Kinderfreundes. In dessen Schule führte sie die Kinder, aus dessen Leben erzählte sie ihnen und zog die kleinen Herzen zu einem Gott hin, der ihnen so rührend und so zärtlich die Arme entgegenstreckt. Das Kind Jesu in der Krippe, auf der Flucht nach

Egypten und in Nazareth, in der Wohnung seines hl. Pflegevaters, war gleichsam ein heiliges Bilderbuch, das die Kinder nicht müde wurden, sich von Zita erklären zu lassen. Sie knüpfte daran sanfte Belehrungen, die ihr Verstand fassen, und streute den Samen der Tugenden aus, die ihr Herz üben konnte: Gehorsam, Fleiß, Mildthätigkeit, Sanftmuth und Nächstenliebe, so daß diese glücklichen Kinder gleichsam Hand in Hand mit dem Kinde Jesu aufwuchsen. Und auch bei ihnen verstärkte Zita's Beispiel die Kraft ihrer Ermahnungen, denn sie übte gewissenhaft Alles aus, was sie lehrte, um das Vertrauen der Kinder nicht zu hintergehen.

Wie Zita die Armen liebte.

Zita besaß nichts auf der Welt! ihr ganzer Lohn und jedes Geschenk, das man ihr machte, gab sie den Armen und sie hatte sonst nichts. Aber sie gab und gab, als ob sie sehr reich wäre, denn Gott segnete wunderbar ihre barmherzige Hand. War irgend wo große Noth, schaffte sie Hülfe, man wußte nicht wie. Fatinelli schätzte sie von Tag zu Tag mehr; sein Haus glänzte von Ordnung und Regelmäßigkeit unter Zita's Aufsicht, und mit weiser Sparsamkeit sorgte sie für Hab und Gut. Das, was in einem so großen Hause verloren und vergeudet wäre, vertheilte sie an die Armen, und Fatinelli, der wohl erkannte, daß diese Almosen Segen brachten, gab es gerne zu. Reichten sie aber nicht aus, dann bettelte Zita für ihre lieben Armen bei Fatinelli, bei seiner Frau, bei den Hausfremden, bei der Dienerschaft, und so eindringlich, daß man ihr nichts abschlagen

konnte. Indessen kam es doch vor, daß sie manchmal gar nichts zu geben hatte; dann verdoppelte sie ihre Zärtlichkeit für die Bedürftigen, wusch und kämmte sie, reinigte ihre Kleider, verband ihre Wunden, tröstete sie mit zärtlicher Liebe. Ja, Zita's bloßer Anblick gereichte ihnen schon zum Trost: in ihrem armseligen Leinwandkleide, mit bloßen Füßen und einem groben Kopftuch, ging sie Winter und Sommer, immer frisch und gesund, ganz froh einher. Bittern Kummer empfand sie, wenn sich die Armen in ihrem Leiden nicht mit dem hl. Leiden Jesu zu vereinen und zu trösten wußten. Noch tiefer ward aber ihr Herz vom moralischen Elend, vom Sündenaussatz zerschnitten, weil das Herz Gottes dadurch am tiefsten verwundet wird. Deßhalb nahm sie von der Straße die Unglücklichen auf, deren schlechter Wandel sie gleichsam zu Aussätzigen zwischen den Menschen macht, führte sie in ihr Kämmerlein, speiste sie, ließ sie in ihrem Bett schlafen. Und warf man ihr aus natürlichem Widerwillen diese übergroße Barmherzigkeit vor, so antwortete Zita gelassen: „Wenn sie bei mir sind, beleidigen sie Gott nicht.“ Alle ihre Beweggründe waren übernatürlicher Art. Wenn nach damaliger Sitte die Armesünderglocke geläutet und ein Verbrecher zum Tode geführt wurde, mit welchen Thränen und Gebeten begleitete sie den letzten Gang des Beklagenswerthen! wie opferte sie dann all ihre Bußwerke, Fasten und Abtödtungen für die arme Seele auf, die nur der Gnade Gottes preisgegeben war. Der liebe Heiland hat für einen Becher Wasser, in seinem Namen gegeben, die ewige Seligkeit versprochen; er hielt Zita

Wort! die ewige Seligkeit ist die ewige Vereinigung mit ihm, und die kam nun in Zita zum Vorschein. Die Wunder der Barmherzigkeit, die er so oft und gern selbst auf Erden geübt hatte, ließ er durch Zita wirken. Es kam eine furchtbare Hungersnoth über Lucca, eine solche Noth, daß die Menschen auf den Straßen vor Hunger umkamen. Zu Zita drängten sich die Armen haufenweise und sie gab, so viel sie konnte; allein das Elend überstieg alles Maß. Da kam eine Mutter mit vielen kleinen Kindern und bat Zita im Namen Jesu, ihr etwas zu essen zu geben. Eine solche Bitte muß erhört werden, dachte Zita, ging in eine Vorrathskammer, wo große Kasten voll Bohnen aufbewahrt wurden, öffnete diese und gab der armen Frau von den Bohnen. Als die armen Leute draußen von diesen Bohnen hörten, stürzten sie in's Haus und baten so kläglich, daß die gute Dienerin Gottes dachte: in einer solchen Elendszeit dürfe man nicht um die Güter dieser Welt besorgt sein, und Bohnen vertheilte, so tief sie mit den Armen in die Kasten hinabreichen konnte. Plötzlich fiel ihr ein, ob ihr Herr sich wohl sehr erzürnen werde; da schloß sie Kasten und Speicher und schickte die Leute fort. Nun kam Fatinelli ganz vergnügt mit einem Manne heim, der ihm seine Bohnen abgekauft und bezahlt hatte, und dem er sie nun zumessen wollte. Er rief Zita herbei, um den Speicher aufzuschließen und ging zu den Kasten, um sich an das Geschäft zu machen. Zita hielt sich in der Ferne und wunderte sich über sein Schweigen, womit er die Bohnen ausmaß. Als sie leise näher kam, sah sie, daß die Kasten bis zum Rande voll Bohnen wa-

ren. Sie pries Gott mit gerührtem Herzen. An einem bitterkalten Winterabend wollte Zita nach St. Frediano gehen, um die hl. Christnacht da zuzubringen. Ihr Herr, der trotz seiner Heftigkeit sehr gutmüthig war, rief ihr zu: „Zita, nimm meinen Pelz um! aber bringe ihn mir wieder.“ Sie nahm dankbar den Pelz und eilte zur Kirche. Als sie eintrat, lag ein wimmernder Greis fast nackt auf dem eiskalten Marmor-Fußboden. Zita nahm sogleich den Pelz ab, bedeckte den Greis damit und sagte: „Wärme dich, mein Bruder! wenn ich fortgehe, nehm' ich den Pelz wieder mit, denn er gehört mir nicht, darum darf ich ihn dir nicht schenken.“ Dann sammelte sie ihre Seele vor der Krippe des göttlichen Kindes und blieb bis zum nächsten Morgen im extatischen Gebet. Als sie aus der Kirche ging, suchte sie den Greis. Er war mit dem Pelz verschwunden. Traurig ging sie heim und gestand ihrem Herrn den Vorfall. Er gerieth in den äußersten Zorn und überhäufte sie mit Vorwürfen. Als später alle Hausgenossen zum Mittagsmahl sich versammelt hatten, da klopfte es an die Thür, der Greis trat ein, gab schweigend den Pelz an Zita, verschwand in einem herrlichen Lichtglanz und ließ in den Gemüthern aller Anwesenden einen wunderbaren Trost, wie durch die Nähe von etwas Ueberirdischem zurück.

Wie Zita wallfahren ging.

Wallfahrten gehören zum Leben eines gläubigen Volkes, denn der Mensch ist ein Fremdling und Pilger auf Erden, der einem übernatürlichen zu-

geht, und dies sinnbilden die Wallfahrten. In jener Zeit waren sie sehr gebräuchlich und Zita war eine fromme und eifrige Pilgerin. Ihre Dankbarkeit trieb sie vorzüglich zu den Gnadenorten hin, wo sie in früheren Jahren während des Interdicts das hl. Sacrament des Altars empfangen hatte und ihre Herrschaft versagte ihr nie die Erlaubniß. Einst begann sie am frühen Morgen eine Wallfahrt nach St. Jakob am Brunnen bei Pisa, ungefähr 4 Meilen von Lucca. Ein junges Mädchen begleitete sie. In St. Jakob angelangt, schlug Zita vor, 5 Meilen weiter nach St. Peter im Kerker zu gehen; allein das Mädchen war ermüdet, wollte ausruhen und dann heimkehren. Zita setzte also einsam ihren Weg fort, verrichtete ihre Andacht zu St. Peter, vertiefte sich in's Gebet und dachte nur an den Rückweg, als sie von der innern Betrachtung sich erhob. Die Sonne stand schon ganz tief, als sie Pisa erreichte. Am Fuß des unwegsamen Berges von St. Juliano wohnte ein Bekannter von ihr, der sie dringend bat, bei ihm zu übernachten; aber sie dankte ihm und eilte weiter. Auf halber Höhe des Berges wohnte ein frommer Einsiedler; auch der bat sie, ein Paar Stunden in seiner Zelle zu rasten. Aber sie dankte freundlich und eilte weiter. Endlich baten sogar Kriegsleute, die das feste Schloß Massa bewachten und die gefährlichen Wege kannten, sie möge doch den Morgen abwarten, es schweife auch viel böses Gesindel umher; aber stark im Geist überwand sie die Furcht des Fleisches, dankte freundlich und ging weiter. Um die Stunde des Hahnenschreis fühlte sie jedoch plötzlich eine große Ermüdung, setzte sich an einer Quelle

nieder und schöpfte ein wenig Wasser mit der Hand. Da legte sich plötzlich eine sanfte Hand auf ihre Schulter und eine sanfte Frauenstimme fragte: „Willst du mit mir nach Lucca gehen, Zita?“ — „Gern!“ sagte Zita, ohne Verwunderung und ohne Schreck; Hunger, Durst und Ermüdung verschwanden; sie machte sich frisch auf den Weg mit der Unbekannten. Nun kamen sie an die Brücke über den Osorio, die Nachts durch ein festes Thor geschlossen ward. Es öffnete sich vor den beiden Pilgerinnen und that sich hinter ihnen von selbst wieder zu. Dann kamen sie an das Thor von St. Peter zu Lucca. Auch das öffnete und schloß sich in derselben geheimnißvollen Weise. Und siehe! zu rechter Zeit stand Zita vor Fatinelli's Haus. Nun wollte sie die Unbekannte in dasselbe einführen, doch die war verschwunden! „die Magd des Herrn“ hatte nur der frommen Magd das Geleit geben wollen. Zu dem Wallfahrtsort **Sant'Angelo in Monte**, 6 Meilen von Lucca, pflegte sie jeden Freitag zu gehen, und sich durch kein Wetter abhalten zu lassen. Einmal konnte sie wegen vieler Geschäfte erst gegen Abend abkommen, so daß es schon dunkelte, als sie vor dem Thor anlangte. Ein Reiter holte sie ein, fragte, wohin sie gehe und nannte sie Thörin, daß sie diesen Weg, der an Abgründen hinlaufe, im Finstern machen wolle. Zita entgegnete ruhig: „Setzt nur euern Weg fort, Herr Ritter! mit Gottes Gnade komme ich schon an.“ Der Reiter sprengte von dannen. Als er nach mehreren Stunden eines scharfen Rittes an der Kirche von St. Angelo vorüber wollte, sah er zu seiner äußersten Verwunderung Zita vor der

verschlossenen Thüre knieen. Er hielt sein Pferd an und fragte: O du heilige Frau, wie bist du hergekommen? „Der Herr und seine glorreiche Mutter haben mir geholfen," sagte Zita. Das Fest der hl. Maria Magdalena zog Zita nach der einsamen Wallfahrtskirche della Cerbaja, 10 Meilen von Lucca. Am Vorabend ging sie fort und trug eine schöne Kerze, welche sie der lieben Heiligen opfern wollte. Zita kam mitten in der Nacht an und wollte vor der verschlossenen Kirchenpforte im Gebet verharren bis zum Morgen. Sie kniete nieder; der Weg war aber so lang gewesen und die Hitze so groß, daß sie einschlief. Da brach ein furchtbares Gewitter aus, von heftigem Regen begleitet, ohne daß sie in ihrem Schlaf gestört ward. Als sie gegen Morgen erwachte, wunderte sie sich, daß die Erde rings umher ganz naß von Regen und ihr Kleid ganz trocken sei, auch daß ihre Kerze brenne, die sie nicht angezündet hatte. Sie stand auf; da öffnete sich von selbst die verschlossene Thüre des Kirchleins, sie trat ein und versenkte sich in's Gebet. Später kam der Geistliche mit andern Pilgern und alle wunderten sich, diese Frau dort eingeschlossen zu finden. Der Geistliche wollte sich deßwegen befragen; aber als er sich ihr näherte, fühlte er sich getrieben, ihr schweigend seinen Segen zu geben.

Wie Zita eines seligen Todes starb und verehrt ward.

Zitas Wandel war im Himmel, obwohl ihr Leben auf der Erde ganz in alter Weise fortging. Mit ihren Jahren wuchs ihre Vollkommenheit. Sie ließ in nichts nach, weder in Arbeit noch Gebet, weder

in Bußübungen noch in Dienstfertigkeit; daher nahm sie in Allem zu und war beharrlich bis zum Ende. Ihre Liebe und ihr Glauben hatte keine Grenzen. Einst war sie im Hof mit der mühsamen Arbeit des Wasserschöpfens beschäftigt, als ein müder alter Pilger eintrat und um einen Trunk Wein bat. Zita hatte keinen; sie sah aber dem Greise an, daß ihm etwas Wein nöthig sei. Sie besann sich nicht lange, schöpfte in einer kleinen Schale frisches Brunnenwasser, segnete es, bat den lieben Gott, es kräftig zu machen, und reichte es dem alten Pilger. Der nahm etwas zögernd die Schale, die vor seinen Augen mit Wasser geschöpft war; aber siehe! das was er trank, war ein herrlicher Wein. Nun ging es aber auch zu Ende mit ihrem Leben. Sie war nun 60 Jahr alt und davon 48 als Magd im Fatinelli'schen Hause. Als sie sich eines Tages bei einem Fieberanfall in's Bett legte, was sie sonst nie that, glaubten Alle, daß ihre Todesstunde ihr geoffenbart sei, denn sie hatte in der letzten Zeit besonders häufig Entzückungen während des Gebets gehabt. Fünf Tage währte nur ihre Krankheit; da litt sie viel, aber ihr Antlitz blieb immer heiter und ihre Seele freudig. Auf die Wehklagen ihrer Umgebung hörte sie nicht, sondern bereitete sich ununterbrochen auf ihren Heimgang zu Gott vor. Da sie unmöglich mehr in eine Kirche zur hl. Communion gehen konnte, bat sie mit großer Demuth um die Gnade, daß der hl. Leib des Herrn ihr gebracht werde. In tiefer Andacht empfing sie die hl. Sacramente, bat mit heißen Thränen ihren Herrn, seine ganze Familie und alle Hausgenossen und Anwesenden um Verge-

bung für tausend Pflichtverletzungen, und gab mit gefalteten Händen und wie im Gebet ihre gebenedeite Seele ihrem Gott zurück, von dem sie während ihrer 60jährigen Gefangenschaft im Fleisch nicht einen Augenblick sich getrennt hatte. Heilige Zita, bitte für uns!

Und Alle glaubten, daß sie aufgefahren sei zu den ewigen Freuden, denn urplötzlich erschien ein schöner Stern, trotz der hellen Mittagssonne, über dem Fatinelli'schen Hause, und die Kinder liefen durch die Straßen von Lucca und riefen frohlockend: „Kommt! wir wollen die Heilige sehen, die bei Fatinelli gestorben ist! Wir wollen in St. Frediano die hl. Zita sehen." Dies alles trug sich zu Mittwochs, den 27. April 1278. Gewiß war Zitas Seele bei Gott, denn die Kraft Gottes ruhte noch auf ihrer Staubeshülle. Kaum war der entseelte Körper in einem geistlichen Kleide, zufolge dem Zeitgebrauch, unter ungeheurem Zudrang des Volkes nach St. Frediano gebracht und im Sarge ausgestellt, so wurden auch schon Kranke und Leidende gesund, die sich mühsam herbeigeschleppt hatten, um sie noch einmal zu sehen. Kaum abgeschieden, wurde sie schon als eine Heilige und als die Patronin ihrer Stadt und ihrer Mitbürger angerufen. Das Volk wandelte Tag und Nacht durch die Kirche, die Kreuzgänge, Fatinelli's Haus. Viele Thränen flossen in dem Kämmerlein, wo sie himmlische Entzückungen gehabt, auf dem Speicher, wo sie die Bohnen vertheilt, an dem Brunnen, wo sie Gott mit vollkommener Liebe um ein Wunder gebeten hatte. Während man sich ihrer geringen Habseligkeiten als köstlicher Reliquien be-

mächtigte, ward der Körper in einem ganz neuen Grabe bestattet, aus dem alsbald ein süßer Wohlgeruch, und nach einigen Tagen eine balsamische Flüssigkeit quoll, die man auf Wunden legte, welche davon heilten. Da erlaubte der Bischof Paganello von Lucca den Chorherrn von St. Frediano den Sarg über einem Altar hinter einem Krystallglas aufzustellen, zur Erbauung der Gläubigen, und die Wunder der Genesung und Heilung mehrten sich so außerordentlich an diesem gesegneten Schreine, daß Zita schon 4 Jahre nach ihrem Tode, am 27. April 1282, die feierliche Verehrung der Kirche empfing. Die wunderbarsten Gebetserhörungen verbreiteten sich nun durch ganz Italien, und mit ihnen die öffentliche Verehrung Zitas. Dann ging sie weiter und weiter, über's Meer, nach Sizilien, nach Malta, gar nach England! Kirchen und Kapellen, Bruderschaften und Andachten wurden der armen Magd gewidmet. Zu Saragossa in Spanien, in der weltberühmten Kirche Unserer-Lieben-Frau zum Pfeiler, hat sie einen Altar. Zu Rom hat Mosignor Fatinelli, Präfekt der römischen Kurie, ein Nachkomme des Herrn Pagano di Fatinelli, der heiligen Dienstmagd seines Ahnherrn eine prachtvolle Kapelle in der Kirche von Santa Croce die St. Bonaventura erbauen lassen. Sie strahlt von Marmor und Vergoldung; das Altarbild aber zeigt Zita am Brunnen in der gewöhnlichen Kleidung der Mägde. Welch ein Trost für die Kleinen, welch eine Warnung für die Großen der Erde, und welch ein Sporn für uns Alle!

Der heilige Nikolaus.

Von der Geburt und Jugend des h. Nikolaus.

In der Stadt Patera wohnte gegen das Jahr 300 ein sehr frommes und von Gott mit irdischen Gütern gesegnetes Ehepaar. Der Mann hieß Epiphanius, die Mutter Johanna, und sie hatten nur ein einziges Kind, denn als dieß geboren war, legten sie das Gelübde ewiger Keuschheit ab. Das Kind war der liebe heil. Nikolaus. Es wuchs auf in voller Schönheit des Leibes, aber auch der Seele und nahm, gleich dem Kind Jesus, immer mehr zu an Verstand und Weisheit vor Gott und den Menschen. Wie der Baum, den man Pappel nennt, gerade himmelwärts sich richtet, sowohl sein Stamm, wie alle seine Zweige, deren keiner nach rechts oder links wächst, so war auch der junge Nikolaus; seine Augen und sein Herz hingen unverwandt an dem Himmel und dem was ewig ist. Wenn andere Jünglinge seines Standes sich in Lüsten der Welt wälzten, dann kniete er in der Kirche vor dem Altar Gottes, oder er las in der heiligen Schrift, und dann vergaß er gerne aller Eitelkeiten und war, wie die Blumen im Wald, die einsam und unbeachtet nur für Gottes Auge duften und blühen.

Seine Eltern starben ihm früh und nun ging sein einziges Streben dahin, seine großen Reichthümer so zu verwenden, daß nicht die Menschen,

ſondern Gott ein rechtes Wohlgefallen daran hätte. Und wie hat er das auf eine ſo ſchöne Weiſe gethan, ſo ganz nach unſeres Herrn Wort, daß die linke Hand nicht wiſſen ſoll, was die rechte gibt!

Von der Mildthätigkeit des hl. Nikolaus.

Es war in der Stadt ein armer Mann, der hatte drei gar ſchöne Töchter, aber er hatte keine Mitgift für ſie und auch keine Nahrung. Da dachte er bei ſich: „Ich will ſie in das gemeine Leben führen, da verdienen ſie ſich mit ihren Sünden ſo viel, daß ſie ſich ernähren können.“ Das erfuhr der hl. Nikolaus und es ſchmerzte ihn tief in ſeinem Herzen, daß die drei reinen Jungfrauen ſollten verloren gehen und ein Opfer der Sünde werden. Da nahm er eine Mark Goldes, ging in der Nacht heimlich zu des armen Mannes Haus und warf ſie ihm durch das Fenſter, damit ſo dieſe ſchwere Sünde verhindert werde. Als der arme Mann des Morgens aufſtand und das Gold fand, da pries er Gott in ſeinem Herzen und gab die älteſte Tochter einem braven Manne zur Ehe.

Einige Zeit nachher kam Sankt Nikolaus wieder und warf noch eine Mark Goldes durch das Fenſter, dann floh er wieder eilig heim. Als der Mann das Gold des Morgens wiederum fand, war er voller Freuden und rief jubelnd: „O Herr, wer iſt doch der Mann, der mir ſo wohl thut?“ und er gab auch die zweite Tochter einem frommen Manne zur Frau.

Da beſchloß der arme Mann bei ſich, er wolle wachen, damit er erfahre, wer ihm ſo große Gaben ſchenke und ihn aus ſeiner Noth rette. Da kam Sankt

Nikolaus nach einigen Wochen wieder hergeſchlichen und brachte noch mehr Gold als zuvor, warf es abermals in die Kammer und lief hinweg. Aber der Mann, der wach geblieben war, ſprang aus dem Hauſe herfür, eilte ihm nach und rief: „Warte um Gottes willen und ſtehe eine Weile ſtill!“ Aber Sankt Nikolaus floh nur um ſo ſchneller, doch der Mann ereilte ihn zuletzt, hielt ihn bei ſeinem Mantel und ſprach; „Sage mir um Gottes willen, wie heißeſt du? Da ſprach der Heilige: „Ich heiße Nikolaus.“ Da wollte der Arme ihm zu Füßen fallen, aber Sankt Nikolaus wehrte ihm und bat ihn durch Gott, dies Niemand zu ſagen, ſo lang er lebe. Das verſprach ihm der Mann und ſie ſchieden von einander.

Weil Sankt Nikolaus alſo durch die drei Mark Gold die drei Jungfrauen vom Tod der Seele rettete, darum ſieht man ihn auch abgebildet, wie er drei Klumpen Gold in ſeiner rechten Hand trägt, in der linken hält er ſeinen Biſchofsſtab.

Wie St. Nikolaus zu einem Biſchof gewählt wurde.

So lebte er in Uebung frommer Werke der Barmherzigkeit ſtill und ſtrenge dahin und Niemand in der Stadt wußte lange Zeit von ihm. Endlich aber breitete ſich wohl ſein Ruf aus und das litt ſeine heilige Demuth nicht; er nahm Alles, was er hatte und ging nach Myra, um dort ſein gottſeliges Leben ungeſtörter fortzuſetzen. Zu dieſer Zeit geſchah es, daß der Biſchof von Myra ſtarb und die benachbarten Biſchöfe verſammelten ſich, um ihm einen Nachfolger zu erwählen. Unter ihnen war aber ein durch

große Tugenden und heiligmäßiges Leben ausgezeichneter Mann, und alle Stimmen waren darüber einig, diesen müsse man als Bischof von Myra wählen.

Der sprach aber: „Liebe Brüder, eilet nicht so, lasset uns vorher fasten und zu Gott beten, daß er uns Seinen hl. Geist sende, der uns über diese Wahl erleuchte.“ Das thaten sie, und in der folgenden Nacht sprach eine himmlische Stimme zu jenem frommen Bischof: „Gehe Morgen zur Zeit der Matutin an die Thüre der Kirche und der erste, den du dort siehst und dessen Name Nikolaus ist, den wählet und salbet zu einem Bischof.“ Dies verkündete er den andern Bischöfen und ermahnte sie, im Gebet eifrig zu verharren, er selbst wolle an der Kirchthür den neuen Bischof erwarten. Sankt Nikolaus, der sehr eifrig dem Gebet oblag, kam nach seiner Gewohnheit schon in aller Frühe und ehe sonst noch Jemand an die Kirche dachte, um vor der Thüre seine Andacht zu verrichten. Da ging ihm der fromme Bischof freudigen Herzens entgegen und fragte ihn: „Wie heißest du?“ Jener antwortete in seiner heiligen Einfalt mit gebeugtem Haupte: „Eurer Heiligkeit Diener heißet Nikolaus.“ Das rief der fromme Bischof den andern zu und sie führten den schlichten Diener Jesu unter Lobgesängen in die Kirche, salbten ihn da, trotz all seines Sträubens und Wehrens, zu einem Hirten von Myra und setzten ihn auf den heiligen Stuhl.

Diese hohe Würde nahm dem hl. Nikolaus nicht nur seine alte Demuth nicht, sondern vermehrte sie selbst. Seine Strenge gegen sich wurde noch viel

größer, so auch der Eifer seines Gebetes, die Milde seiner allzeit offenen Hand, die Freundlichkeit seiner Rede und der heilige Ernst seiner Ermahnungen.

Wie St. Nikolaus bei einer Hungersnoth half.

Der Herr suchte in den Tagen die Stadt Myra durch eine große Hungersnoth heim und es war Mangel an allem Nöthigen. Sankt Nikolaus lag Tag und Nacht vor dem Altar und bat Gott um Erbarmung für seine Heerde und der Herr erhörte ihn und bewies zugleich durch ein Wunder, wie gerne Er sein Angesicht dessen Bitten neige. Der Heilige hörte nämlich, daß mehrere Schiffe mit Waizen im Hafen angekommen seien; er eilte sogleich dahin und bat die Schiffer freundlich, sie möchten ihm doch für seine am Hungertod liegenden Kinder von jedem Schiff hundert Scheffel überlassen. Aber die Schiffer erwiederten: „Wir wagen es nicht, Vater, denn das Getreide ist gemessen und wir müssen es nach Alexandrien auf die Speicher des Kaisers liefern.“ Da sprach Sankt Nikolaus mit heiligem Vertrauen: „Thuet nur, wie ich euch sage, ich erlaube es euch im Namen Gottes und ihr werdet, so ihr es meinen Hungernden gebet, keine Verminderung erfahren.“ Da thaten es die Schiffer im Glauben an sein Wort und sie wurden nicht getäuscht, denn zu Alexandrien lieferten sie gerade soviel ab, wie sie empfangen hatten, worauf sie jauchzend in das Lob Gottes und Seines heiligen Dieners ausbrachen. Der heilige Bischof aber eilte glücklichen Herzens zu seiner Heerde zurück und weckte Gebete des Dankes und Lobes in aller Herzen. Jedem theilte er nach Be-

dürfniß seinen Waizen aus, und es lag ein so wunderbarer Segen auf dem Getreide, daß es nicht nur für die Hungersnoth ausreichte, sondern auch noch für die Saat des nächsten Jahres.

Warum Sankt Nikolaus eine Kufe mit drei Kindern neben sich hat.

Ein altes Leben des hl. Nikolaus erzählt auch folgende Begebenheit. Der Ruhm des Heiligen war selbst bis nach Asien gedrungen und ein dortiger Edelmann, welcher seine drei Söhne nach Athen schicken wollte, befahl ihnen zugleich, sich vorher den Segen des hl. Nikolaus zu holen. Die drei Knaben kamen spät Abends in der Stadt Myra an und gingen in eine Herberge, um am folgenden Tage den hl. Bischof zu besuchen. Der Wirth war aber ein gottloser Mann, er drang des Nachts in die Kammer der Knaben, ermordete sie und schnitt die Leiber in Stücke, welche er in eine Kufe mit Salzwasser warf, worin auch sein anderes Fleisch lag. Diese Unthat wurde dem Heiligen auf wunderbare Weise im Traume geoffenbart, und Morgens ging er zu dem Wirth und warf ihm geradezu sein Verbrechen vor. Der Wirth stürzte zu seinen Füßen und bekannte es und bat um Gnade. Da sprach der hl. Bischof: „Bringe deine Kufe her.“ Der Wirth that es und St. Nikolaus sank neben derselben auf die Kniee und rief und bat zu Gott, Er möge um Seines heiligen Namens Ehre willen den gemordeten Knaben das Leben wieder schenken. Und siehe, vor ihm fügte sich in der Kufe Glied an Glied und die drei Knaben standen auf und fielen dem Bischof zu Füßen, ihm

dieſelben unter Thränen küſſend. Er aber litt dieſe Verdemüthigung nicht, ſondern hob ſie auf, ermahnte ſie zum Dank gegen Gott und gab ihnen ſeinen biſchöflichen Segen.

Darum wird der heilige Nikolaus dargeſtellt, eine Kufe neben ſich, worin drei ſchöne Knaben ſitzen, welche die Hände falten und freundlichen Angeſichts zu ihm aufſchauen.

Des hl. Nikolaus Tod.

So war dieſes lieben, gütigen Heiligen ganzes Leben wie eine Kette, deren Ringe Barmherzigkeit, Liebe, Milde, Demuth, Entſagung, Frömmigkeit, Seeleneifer und viele andere waren. Mit dieſer goldenen Kette geziert ſah er in ältern Tagen ſeines Herrn Ankunft mit immer größerer Sehnſucht entgegen. Als ſein letztes Stündlein gekommen war, da erblickte er plötzlich eine große Zahl heiliger Engel um ſich verſammelt und zugleich neigte er ſein Haupt und ſprach: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen Geiſt!“ Da hörten alle Anweſenden, wie eine liebliche Muſik ſich erhob und ſich verzog, bis ſie im weiten Himmel verklang, und ſie prieſen Gott um die vielen Gnaden, die er dem hl. Biſchof geſchenkt hatte. Dies war im Jahre 343, und wie der Herr ihn oft im Leben durch Wunder verherrlicht hatte, ſo auch nach ſeinem Tode, denn kaum hatte man den hl. Leib in einem marmornen Sarge beigeſetzt, als ein heilkräftiges Oel aus demſelben zu fließen begann, welches manchem Kranken Heilung brachte.

Sankt Nikolaus als Schutzpatron.

Es gibt keinen Ort in der Christenheit, wo St. Nikolaus nicht bekannt und hoch verehrt ist. Seine Fürbitte hat sich vor allem bei den Schiffern in Wassergefahren als mächtig bewiesen, darum sieht man sein Bild am Wasser aufgestellt und ihm geweihte Kapellen am Ufer gebaut, in denen fromme Opfergaben als Dank für die Rettung aus den Wellen hängen.

Aber er ist auch Patron der Kinder, denn der liebe Heilige war sein ganzes Leben hindurch einem Kinde gleich an Unschuld und frommem Glauben: den Kindern des armen Mannes half er und soll ja auch die drei Kinder vom Tode auferweckt haben. Darum ließ und läßt ihn auch das fromme katholische Volk an seinem Festtage noch umhergehen, und frommen Kindern Lohn, bösen aber Ruthen und Strafen austheilen. Es will damit sagen, daß seine innige Liebe zu den Kindern sein Herz gleichsam aus dem Himmel herabzieht, um unter ihnen zu schlagen und ihre Unschuld und ihren Fleiß zu segnen, daß sie an seinem Feste um diese Güter doppelt zu ihm beten sollen, der so viel bei Gott vermag, und daß denen, welche thun, wie er gethan hat, die von ihm mitgebrachten Aepfel und Nüsse einst zu Früchten vom Baum des Lebens werden, die er nun in der Anschauung Gottes ewig genießt. Lasse darum keiner diese schöne Sitte in seiner Familie untergehen. Alles, was auf dem Boden der Kirche erwachsen ist, trägt einen geheimen aber großen Segen in sich, das wußte die katholische Vorzeit, und wer wollte dies schöne, sinnige Erbe kalt von sich weisen? Wer aber wollte nicht auch gern

dem großen, schönen Vorbild des Heiligen folgen und einst Barmherzigkeit finden, weil er sie hier geübt hat? Wer nicht mit der ganzen Christenheit in den fünfzehnhundert Jahren, die seit dem Tode des Heiligen verflossen sind, rufen und die Seinen rufen lehren: Heiliger Nikolaus, bitte für uns!*)

Der hl. Märtyrer Blasius.

Von seiner Wahl zum Bischof und seinem Leben in der Höhle.

Dieser hl. Bischof, dessen Andenken die hl. Kirche am 3. Februar feiert, war in Sebaste, einer Stadt des Landes Cappadocien, geboren. In seinen jüngern Jahren hatte er sich mit großem Eifer der Weltweisheit und der Arzneikunde ergeben, doch litt seine Seele dabei keine Noth; denn er blieb immer und durch sein ganzes Leben derselbe fromme, bescheidene, milde Mann, der er von Jugend auf gewesen war, eine Freude Gottes und der Menschen. Diese Eigenschaften waren es auch, welche die Gemeinde, in der er mit seinen sehr frommen Eltern lebte, bestimmten, ihn zu ihrem Bischof zu erwählen.

Dies war in jener Zeit kein beneidenswerthes Amt, sondern eine Würde mit großer Bürde; denn in den Zeiten hatten die Heiden noch die Gewalt in Händen und da ging es gerade so, wie heutzutage

*) Legenda aurea Jac. a Voragine f. m. 3, 4. Seb. Brandt Leben der Heiligen, Strassb. 1517. II. f. 96. Vita s. Nicolai. edit. III. 4. Neapel 1645. Maitre Wace vie de St. Nicolas.

auch, denn vor der Gewalt mußte das Recht unterliegen und die armen Christen waren schweren Verfolgungen ausgesetzt. Besonders hatten die Heiden aber ein Auge auf die Bischöfe und Priester geworfen, denn sie dachten, wenn man den Hirten tödte, werde die Heerde auseinanderlaufen, und wenn erst die Feldherren gefallen seien, werde das Heer bald fliehen und zerfahren sein.

Diese Verfolgung drang auch in die Gegend der Stadt Sebaste und wüthete bald in ihr selbst. Der neugewählte Bischof Blasius war genöthigt, ihr auszuweichen, da er den Seinen wenig nützen konnte und sein Tod sie ihres Hirten beraubt hätte. Er zog sich deßhalb in eine Felshöhle des Berges Aegäus zurück, wo er in heiliger Strenge gegen sich und in frommen Betrachtungen lebte. Wenn ein Mensch aber einmal Herr über die Natur in sich ist, dann gewinnt er bald auch die Herrschaft über die Natur außer sich; das Irdische hat er Alles aus sich ausgefegt, dafür zieht das Göttliche, Himmlische in ihn ein und er versteht die Natur und sie befreundet sich mit ihm. So war es auch mit dem hl. Blasius, der mit den Vögeln des Himmels und mit den Thieren des Waldes wie mit seinen lieben Freunden lebte. Die wildesten von ihnen kamen zutraulich zu ihm und ließen sich von ihm streicheln oder, wenn sie verwundet waren, von ihm heilen und der hl. Mann gab ihnen seinen Segen. Die Vögel und andere Thiere brachten ihm Speisen in seine Höhle und er dankte ihnen durch denselben Segen. Seine Höhle war wie das Paradies, als Adam darin die Thiere nannte, und er wie Adam, in stetem Umgang mit Gott dem Herrn.

Wie Sankt Blasius gefangen wurde.

Unterdessen ging die Verfolgung ihren Gang fort, die Christen wurden auf alle Weise gemartert, wenn sie ihrem Gott nicht entsagen wollten. Eine Art dieser Marter bestand darin, daß man sie den wilden Thieren vorwarf, und um solche einzufangen, sandte der Statthalter Agricola eines Tages seine Knechte aus zu einer großen Jagd. Da zogen sie in den Wald, sahen aber wenig Wild; als sie jedoch in die Gegend kamen, wo Sankt Blasius wohnte, war des Wildes dort Ueberfluß. Sie jagten den ganzen Tag, aber die Thiere waren ihnen schnell aus den Augen. Als sie dieselben weiter verfolgten, kamen sie zu der Höhle, wo Blasius wohnte, und siehe, da standen die wilden Thiere um ihn, als ob sie bei ihm Schutz vor den Jägern suchten, als bei einem guten Freund. Das ärgerte die Jäger und sie ritten heim und sprachen zu dem Statthalter: „Herr, wir haben nichts gefangen, denn alles Wild ist zu des Blasius Höhle geflohen und wir sahen ihn mitten drunter sitzen und zu seinem Gott beten.“ Das erzürnte den Statthalter und er sprach: „Fanget ihn sogleich und bringet ihn her.“ Die Knechte eilten fort, den Befehl zu vollführen. Unterdessen war die Nacht hereingebrochen und der hl. Bischof sah im Gebet den Herrn, wie er in die Höhle trat und sprach: „Stehe auf, denn du sollst mir Opfer bringen.“ Da erhob sich der Heilige in ehrfurchtsvollem Gehorsam und trat aus seiner Höhle; und es kamen die Knechte des Statthalters ihm bereits entgegen und sprachen: „Komm mit uns, der Statthalter läßt dich rufen.“ Da entgegnete er fröhlichen Angesichts: „Meine

lieben Kinder, seid mir willkommen, denn nun sehe ich, daß Gott meiner nicht vergessen hat."

Als sie sich nun mit ihm auf den Weg begeben wollten, da liefen alle die Thiere ihm nach und die Knechte flohen, aber Sankt Blasius sprach: „Fürchtet euch nicht, sie thun euch keinen Schaden," und er gebot den Thieren zurückzubleiben. Da sahen sie alle so traurig aus, daß es die Knechte höchlich wunderte.

Unterwegs predigte der Heilige den Knechten die Lehre Jesu und so auch allen, die ihn hören wollten, denn viele waren hinzugelaufen, Christen und Heiden, um ihn zu sehen und von ihm Segen und Hülfe in verschiedenen Gebrechen zu finden. So kam auch eine Frau mit einem Kind auf dem Arm am Wege zu ihm, dem war eine Fischgräte im Halse stecken geblieben und dadurch das Kind dem Tode nahe. Die Frau rief trostlos: „Ach lieber Herr, helfet meinem Kinde, sonst erstickt es," und sie legte das Kind zu seinen Füßen. Da kniete er nieder und betete: „O lieber Gott, zu Deines Namens Ehre und um Deiner Barmherzigkeit willen hilf diesem Kind und laß allen, die an solchem Uebel leiden und zu mir ihre Zuflucht nehmen, gleichermaßen stets geholfen werden!" Und sogleich erhob sich der Knabe und war gesund und gerettet.

Wie Sankt Blasius vor dem Statthalter stund.

Als Sankt Blasius in die Stadt kam, wurde er in den Kerker geworfen und am folgenden Tage vor den Statthalter geführt. Dieser dachte, ihn durch

Schmeicheleien zum Abfall von seinem Glauben zu bringen und rief ihm entgegen: „Freude sei dir, o Blasius, Freund der Götter, sei mir willkommen!“ Der Heilige antwortete und sprach: „Freude sei dir, o Statthalter, aber nenne nicht diese bösen Geister Götter, da sie mit allen, welche sie verehren, dem ewigen Feuer gehören; darum wende dich zu dem einen Gott, den ich anbete.“ Darüber erzürnt, befahl der Statthalter, ihn mit Knitteln zu schlagen; Sankt Blasius aber sprach mit heiterer Miene zu ihm: „Hei, du unsinniger Mann, wähnst du, daß du mich mit der Marter dazu bringen könnest, daß ich meines Gottes in meinem Herzen vergesse und die Liebe zu ihm in mir erdrücke? Du kannst mich mit keinerlei Pein dazu bringen, denn ich trage meinen Herrn Jesum als meine Kraft in mir.“

Der Heide sah, daß nichts mit ihm auszurichten war und ließ ihn wieder in den Kerker zurückbringen. Am andern Morgen wurde der Heilige abermals vor ihn geführt, und er erschien mit seiner immer gleichen Standhaftigkeit und seinem freundlichen Angesicht, auf dem der Friede des Himmels lag. Der Statthalter befahl ihm, er solle den Göttern opfern oder schwere Marter erdulden. Sankt Blasius schaute ihn ernst an und sprach festen Muthes: „Nein, ich opfere meinem Herrn Jesus Leib und Seele, deinen Göttern aber nichts.“ Da gerieth der Statthalter in den äußersten Zorn, er ließ den Helden Christi mit den Händen an einem Pfahl aufhängen und sein Fleisch mit eisernen Krallen zerreißen, aber Sankt Blasius litt dies alles mit Ruhe und Geduld und kein Ton des Schmerzes kam aus

seinem Munde; seine Seele war in Gott und Gott war in ihm, da galt der irdische Leib nichts mehr. Als auch das nichts half, ließ ihn der Statthalter wieder in den Kerker bringen.

Von den sieben Frauen.

Sieben christliche Frauen harrten draußen, um den heiligen Bekenner zu grüßen. Als er nun kam und das helle rothe Blut von ihm herabrann, da tunkten sie es in großer Andacht nach der Sitte der Christen mit Tüchern auf, denn für sie war dies Blut der Märtyrer, was es noch für die Kirche ist, ein kostbares Heiligthum, weil der Märtyrer Leib ein wahrer und geweihter Tempel des hl. Geistes ist. Das vernahm der Statthalter, er ließ die Frauen vor sich führen und befahl ihnen, entweder den Abgöttern zu opfern oder zum Tode geführt zu werden. Da sprachen die sieben Frauen: „Willst du, daß wir den Abgöttern Opfer bringen, so stelle sie am Wasser des See's auf, damit wir dort unser Angesicht waschen und rein anbeten können." Da freute sich der Statthalter, meinte, seine Drohungen hätten sie erschreckt, und hieß die Götzenbilder an den See tragen und auf Altäre setzen. Da traten die sieben Frauen hinzu, wuschen sich und warfen die Bilder um, so daß sie in den See fielen. Dann sprachen sie: „Sehet, was ihr für Götter habet, die lassen sich in den See werfen. Wie können das denn Götter sein?" Das Volk aber erkannte nicht der Bilder Ohnmacht, sondern gerieth in Wuth und der Statthalter befahl, als er davon hörte, die sieben Frauen wieder vor ihn zu bringen. Mit treuem christlichen

Muthe traten die Frauen, so schwach von Natur und so stark durch ihren hl. Glauben, vor den Richter, wo bereits Blei in einer Pfanne geschmolzen dastand und sieben Panzer für sie neben dem Feuer bereit lagen, nebenan aber sieben kostbare Gewänder ihren Abfall belohnen sollten. Der Statthalter rief ihnen entgegen: „Nun lasset sehen, was euch lieber ist, die glühenden Panzer anzuziehen oder zu opfern und jene kostbaren Kleider anzuziehen.“ Da sprach eine der Frauen: „Wozu lange Reden,“ nahm die kostbaren Kleider und warf sie ins Feuer, denn sie wollten alle in ihrem freudigen Muth für den Herrn leiden und sterben. Diese Frau hatte zwei Kinder, das waren schöne Knaben und die riefen ihr, von gleicher Liebe für den Herrn Jesus entfacht, zu: „Liebe Mutter, wo sollen wir hin? du hast uns mit der Süßigkeit deiner Milch ernährt und wirst doch nicht ohne uns in das ewige Leben gehen.“ War des Statthalters Zorn schon groß über die Frauen, so wurde er nun noch größer wegen dieser Worte der armen Kinder. Er befahl, die sieben Frauen, wie vordem den hl. Blasius, an den Händen aufzuhängen und ihr Fleisch zu zerreißen, und die heldenmüthigen Bekennerinnen duldeten diese große Qual mit voller Ergebenheit, getröstet durch einen Engel Gottes, der ihre Schmerzen linderte. Der Statthalter war in Wuth und ließ die Frauen in ein großes Feuer werfen, aber da war auch Gott mit ihnen, so daß sie in den Flammen saßen, wie in einem kühlen Thau. Da rief der Statthalter: „Höret endlich auf, zauberische Künste zu üben und opfert, denn die Götter haben euer Leben erhalten;“ aber die

Frauen riefen muthvoll entgegen mit einer Stimme: „Nie beten wir deine Götzen an, vollende, was du angefangen hast, mache mit uns, was du willst, unser Gott hat uns zu ewigen Kronen berufen.“ Da gebot der Statthalter, sie zu enthaupten, und sie waren freudig und glückselig in ihren Herzen und priesen Gott laut für die Gnade, daß er sie zur Marter berufen habe. Als sie auf dem Richtplatz ankamen, warfen sie sich alle sieben auf ihre Kniee nieder und beteten einhellig: „Gelobt seist du, o Herr, der uns aus der Finsterniß zum Licht gebracht hat. Herr, wir opfern Dir unser Leben und bitten Dich, nimm unsere Seelen in Gnaden auf.“ Da schlug ihnen der Henker die Häupter ab und ihre Seelen stiegen zur ewigen Herrlichkeit empor, geschmückt mit dem purpurnen Gewande der Märtyrer und in ihren Händen die heiligen Palmen tragend.

Sankt Blasius auf dem Wasser.

Solche herrliche Saat waren die Blutstropfen des hl. Bischofes gewesen, der nun zum weiteren blutigen Bekenntniß gerufen wurde. Der Statthalter hatte ihn einige Zeit im Kerker gelassen, weil er glaubte, den Heiligen dadurch mürbe zu machen, aber dieser trat jetzt noch viel muthvoller und standhafter daraus hervor. Als der Statthalter zu ihm sprach: „Lasse deinen Glauben und ich will dir die Freiheit schenken,“ da erwiederte Sankt Blasius: „Ich fürchte nichts von dir, meinen Leib gebe ich dir gänzlich hin, mit dem kannst du machen, was du willst.“ Der Statthalter war ganz rathlos und gebot, den Heiligen in den See zu werfen; aber St.

Blasius machte im Vertrauen auf Gott das heilige Kreuzzeichen über die Wasser des Sees, und siehe, sie waren fest, wie trockener Boden, und der Heilige rief: „Wenn eure Götter wahre Götter sind, wohlan, so gehet in ihrem Namen her und lasset ihre Kraft sehen.“ Da waren der Heiden Ewarte (Priester) so kühn, daß ihrer sechzig auf das Wasser gingen, aber sie versanken alle in dem Vertrauen auf ihre Götzen und der hl. Bischof schritt siegend weiter über die Wasser daher.

Von dem glorreichen Martertod des Heiligen.

Wieder in den Kerker zurückgeführt weihte er nun alle seine Zeit zur eigenen Vorbereitung auf den hl. Martertod, sowie zu derjenigen der beiden Kinder der gemarterten Frau; denn diese Kinder waren zu ihm in das Gefängniß gebracht worden. Er stärkte sie noch recht im felsenfesten Vertrauen auf den Herrn, der auch ihnen, gleich ihrer Mutter, eine schöne Krone und die glorreiche Palme der Marter bereitet halte, wenn sie fest an ihm hingen und die heiligen Knaben schauten mit freudig leuchtenden Augen dem Tage entgegen, an dem ihnen dieses große Glück werden sollte. Der ließ nicht lange auf sich warten. Der Statthalter wußte kein Mittel mehr, seinen Zweck zu erreichen, als die Enthauptung, und zu ihr wurde Sankt Blasius mit den beiden Knaben verurtheilt. Welch' eine süße Freude wird dies dem heiligen Manne und den starkmuthigen Knaben gewesen sein, sie haben gewiß mit englischen Lippen Gott dafür auf ihren Knieen gelobt und gepriesen bis zu dem Augenblick, wo sie dem

Statthalter zum letztenmal das Opfer verweigerten. Und welch' ein Triumphzug war der Gang dieser drei zum Richtplatz! Die Knaben zu seinen beiden Seiten schritt der hl. Bischof wie ein Held im Gebet zum letzten Kampfe. Zuerst fielen die Häupter der beiden Kinder, dann fiel auch das seine, und die drei schönen Seelen fuhren dahin, wo ihrer die ewige Krone der Ehren harrte.

Sankt Blasius Segen.

Die hl. Kirche setzte die Feier des Festes dieses großen Blutzeugen auf den Tag nach Mariä Lichtmeß fest, und wir finden es schon in frühen Zeiten mit großen Ehren begangen. An diesem Tage hat sich die schöne Sitte der Segnung des Halses in der Kirche bis auf uns erhalten, denn wie der hl. Blasius jenem Knaben half, der am Halse litt, so erwarteten auch die Gläubigen durch seine Fürbitte Befreiung von andern Halsübeln. Der Priester weiht mit eigenem Segen dazu zwei Kerzen, die er dann kreuzweise in die linke Hand nimmt; so vor die Gläubigen hintretend, legt er ihnen die rechte Hand zwischen den Kerzen durch auf das Haupt und spendet den Segen mit den Worten:

„Durch die Fürbitte des hl. Bischofs und Märtyrers Blasius wolle dich Gott von Halsübeln und allen anderen befreien im Namen des Vaters, † des Sohnes und des hl. Geistes. Amen."

Ist auch das nicht wieder sehr schön? Die Kerzen sind gleichsam die zarten, schuldlosen, weißen Knaben, die nun im ewigen Licht leuchten, und zwischen ihnen ragt die Hand des Priesters hervor,

wie wenn der Heilige selbst inmitten der zwei Knaben dastände und den Segen dir ertheilte, was er auch gewiß im Himmel thut.

Vergiß und unterlaß es nicht, diese Segnung dir zu holen, trage überhaupt Sorge, daß du an allem und jedem Segen, den die hl. Kirche spendet, Theil nehmest. Wo ihr Segen, d. i. Gottes Segen nicht wohnt, da wohnt der Fluch und aller Vorschub ist nur eitel Schein oder verweht bald, wie die Blätter im Herbstwind. Warum wohnte ehemals wohl so viel Segen überall, warum sprechen wir wohl von der guten alten Zeit? Darum, weil die Kirche damals noch überall den Segen zu allem gab. Sie segnete das neue Haus und das neue Schiff, sie segnete den Acker und den Weinberg, sie segnete Speisen und Trank, und Niemand gebrauchte eher etwas Neues, als bis er es in Gottes Namen mit dem von ihr geweihten Wasser besprengt hatte. Es ist ein Großes und Heiliges um den Segen der Kirche, denn wenn sie ihn spricht, dann bestätigt ihn ihr Bräutigam im Himmel, und das sollten wir so gering achten? Trachtest du doch nach dem Segen deiner sterbenden Eltern, und wie viel wichtiger sollte dir der Segen deines Vaters im Himmel sein!

Von unserm heiligen Blutzeugen aber können wir auch noch eine kleine Lection uns geben lassen. Woher hatte er diesen großen Muth? Gewiß nur, weil er Gott von ganzem Herzen liebte, was du wohl oft nach deinem Gebetbuch Gott vorsagst, aber nicht erfüllst. Und woher hatte er diese große Liebe? Daher, weil er Gott recht kannte in all seinen unendlichen Vollkommenheiten, und weil er sich recht

kannte in all seiner Niedrigkeit. Diese Erkenntniß aber gewann er besonders in seiner Höhle, überhaupt aber in der Einsamkeit durch sein Gebet und durch die Betrachtung. Und das ist es, worin wir ihm folgen sollen. Du kommst nicht weiter auf dem Heilsweg, ohne die Betrachtung Gottes und deiner selbst. Laß dir darum dies edle Kräutlein herzlich anempfohlen sein und genieße es fleißig, du wirst seinen Segen bald in dir spüren.

J. L.

Marienlied.

O Maria noch so schön,
Als die Sonn,
Als der Mon,
O du edler Gottesthron,
Schön fürwahr ist Dein Gestalt,
Schöner hat Gott nichts gemalt,
Cherubim,
Seraphim,
Allen Engeln sie gefallt.

Doch ist viel schöner
Die innerliche Gnad.
Damit du bist gezieret
Im allerhöchsten Grad;
Die Gottes Herz so gar
Mit Lieb verwundet hat.
Schön ist zwar des Leibs Gestalt,
Schöner hat Gott nichts gemalt,
Cherubim, Seraphim,
Allen Engeln sie gefallt.

O Maria, Jungfrau zart,
Wohlbewährt,
Hochgeehrt,
Allzeit rein und unversehrt:
Gottes Sohn, das höchste Gut
Hat in deinem Schooß geruht,
Und allbort
Hat das Wort
Angenommen Fleisch und Blut.
O reine Mutter,
Befreit von aller Sünd',
Kein Makel sich allhier
In deiner Seele findt;
Die hat erworben Dir
Dein allerliebstes Kind.
Schön ist zwar die Leibsgestalt,
Schöner ist die Seel gemalt:
Cherubim, Seraphim,
Allen Engeln sie gefallt.

O Maria, gnadenreich
Frauenbild,
Mutter mild.
Unsre Zuflucht, unser Schild;
Du bist unsre Mittlerin,
Unser Trost und Helferin,

Und vor Gott
In der Noth
Gewaltige Fürsprecherin:
O Thurm Davids,
O schöne Himmelspfort:
Du kannst erhalten uns
Von Gott mit einem Wort,
Was uns vonnöthen ist
Zum Wohlstand hier und dort.
Ei, so rufet alle dann
Diese werthe Mutter an,
Groß und Klein,
Stimmet ein,
Alles sie erhalten kann.

O Maria, starkes Weib,
Wohlgemuth,
Heldenblut,
Aller Christen Schutz und Hut:
Streit für uns zu Meer und Land,
Schlag die Feind mit Deiner Hand,
Mach Dein Nam'
Wundersam
Und der ganzen Welt bekannt.
Zieht ab, ihr Feind,
Zieht ab und räumt das Feld,
Verloren ist die Schlacht,
Der Sieg hat euch gefehlt.
Zieht ab und geht zurück
Mit Lager und Gezelt,
Kommt, ihr Freund, gelobet an,
Schwöret zu Mariä Fahn,
Rufet all
Tausendmal:
O Maria, führ uns an!

O Maria, Morgenstern,
Hell und rein,

Hübsch und fein
Ueber allen Sonnenschein:
Ach wir wandeln in der Nacht
Ohne Licht und ohne Wacht.
Laß uns nit,
Hör die Bitt,
Laß uns nicht aus Deiner Acht.
Sieh, wie die Wellen
Aufsteigen von dem Grund,
Die Höll schon allbereit
Aufsperret ihren Schlund,
Der Tod vor Augen steht
All Augenblick und Stund:
Hilf Maria, hilf behend,
Alles Unglück von uns wend,
Steh uns bei
Allzeit treu
Bis an unser letztes End.

(Altes Mainzer Gesangbuch.)

Gelobt sei Jesus Christus.

Beim frühen Morgenlicht * Erwacht mein Herz und spricht:
Die Feierglocke schallt * Mit heiliger Gewalt:
Was tönt der schönste Klang? * Der lieblichste Gesang?
In Gottes heiligem Haus * Sprech ich vor Allem aus:
In meinem höchsten Gut * Sing ich in Liebesgluth:
Bei jedem Anbeginn * Ruf ich mit Herz und Sinn:
Und was mein Werk auch sei, * Ich spreche froh dabei:
Die schönsten Früchte bringt * Das Herz, das freudig singt:
Bei Speise und bei Trank * Ist dies mein frommer Dank:
So sing ich früh und spät, * Bei Arbeit und Gebet:
Nie wecket Ueberdruß * Der wunderſüße Gruß:
Wenn Traurigkeit mich plagt, * So ruf' ich unverzagt:
Ist mir die Welt erbost, * So gibt das Lied mir Trost:
In Noth und bitterm Schmerz, * Sing ich mit Mund und Herz:
Bedrückt mich Sündenschuld, * Ruf' ich zu Jesu Huld:
Die Macht der Hölle flieht * vor diesem süßen Lied:
Das lieblichste Getön' * Ist in des Himmels Höh'n:
Des Vaters ew'ges Wort * Ertönt dort immerfort:
Ihr Menschenkinder all', * Singt laut mit Jubelschall:
Rings auf dem Erdenkreis * Ertöne ihm zum Preis:
Und bei des Tages Schluß * Sei dies der letzte Gruß:
Die Finsterniß wird Licht, * Wenn fromm die Zunge spricht:
Mein Herz das schlummernd wacht, * Seufzt in der stillen Nacht:
Ja meine Seele spricht * Noch, wenn das Herz schon bricht:
Singt Himmel Erd' und Meer * Und aller Himmel Heer:
Es schalle weit und breit, * In alle Ewigkeit:

Gelobt sei Jesus Christus!

Die hl. Bilhildis,

Herzogin und Aebtissin in Mainz.

Bilhildens Geburt.

Vor vielen, vielen hundert Jahren, als der Segen und das Licht des Christenthums den meisten Völkern unseres deutschen Vaterlandes noch fehlte, lebte im Lande der Franken Graf Iberich zu Höchheim mit seiner Gemahlin Mechtilde. Diese Stadt liegt am rechten Mainufer, eine Stunde unterhalb Würzburg, in einer sehr lieblichen Gegend, und wird heutzutage zu Ehren ihres Schutzpatrons, des hl. Märtyrers Vitus, Veits-Höchheim genannt. Das war der Sitz des Grafen Iberich; aber außerdem besaß er einen Ueberfluß an Reichthümern und zeitlichen Gütern, und was mehr war als Gold und Schätze, er besaß den wahren Glauben. Während die übrigen fränkischen Herzoge und Grafen fast durchgehends im Elend des Heidenthums lebten, war Graf Iberich ein Christ. Es scheint, als habe seine Gemahlin Mechtilde ihm den hl. Glauben als ihre herrlichste Mitgift in den Ehestand gebracht. Sie war aus dem Geschlecht der fränkischen Könige; ihr Vetter war König Dagobert I., und dies Geschlecht bekannte sich schon seit einigen Generationen zum Christenthum. Graf Iberich und Gräfin Mechtilde führten mitten in dem heidnischen Leben eine christlich-fromme gottgefällige Ehe, welche mit Kin-

dern gesegnet wurde, die ihren Eltern glichen. Drei Töchter schenkte ihnen der liebe Gott: Bilhilde, Hildegard und Reinhilde. Von den beiden jüngsten ist nur kurz zu melden, daß der Wunsch, den alle drei von frühester Kindheit an hegten, Bräute Christi zu werden, für sie in Erfüllung ging. Es ward ihnen gestattet, im jungfräulichsten Stande sich dem göttlichen Bräutigam der Seelen aufzuopfern und in's Kloster zu gehen. Von Bilhilden, der Erstgebornen, ward das Himmelreich aber nicht in dieser friedlichen Weise gewonnen! Sie war geboren um das Jahr 625 und ein ganz holdseliges Kind. Die Schwester ihres Vaters, die verwittwete Gräfin Kunigunde, die zu Würzburg lebte und kinderlos war, faßte eine so zärtliche Vorliebe für Bilhilde, daß sie nicht abließ, ihren Bruder zu bitten, er möge ihr die Kleine zur Erziehung übergeben und ihr das Glück gönnen, welches ihr der liebe Gott versagt habe, Mutterpflichten zu üben. Graf Iberich und seine Gemahlin entschlossen sich, diesen Bitten nachzugeben, und Bilhilde wurde als sie drei Jahr, alt war, derselben nach Würzburg geschickt.

Bilhildens Kindheit.

Die Gräfin Kunigunde war eine Frau von christlichem Leben und Wandel; daher war ihre Liebe zu der kleinen Bilhilde etwas ganz Anderes, als die thörichte und verderbliche Zärtlichkeit, mit der unverständige und schwache Eltern und Verwandten allzu oft Kinder behandeln und dadurch den Grund zu ihrem zeitlichen und ewigen Verderben legen. Sie hatte eine große Freude an Bilhildens fröh-

lichem Sinn und gönnte und bereitete ihr gern die unschuldigen Vergnügen, welche sich für ihr Alter paßten: aber sie unterließ deßhalb nicht, sie zu allem Guten und zur Ausübung aller Pflichten anzuhalten. Da sie nun wohl wußte, daß der Mensch dies nicht aus sich selbst zu üben vermag, so sorgte sie vor Allem dafür, daß Bilhild früh in der christlichen Glaubenslehre unterrichtet wurde, welche das einzige Fundament ist, worauf sich der Bau eines gottgefälligen Lebens aufführen läßt. Bilhilde war so gut geartet und so gelehrig, dazu in ihrer ganzen Familie, zu Höchheim wie zu Würzburg, von so edlen Vorbildern umgeben, daß ihr junges Herz bereitwillig den himmlischen Samen der göttlichen Geheimnisse aufnahm. Bald war sie so weit unterrichtet, daß sie in die Zahl der Katechumenen eintreten konnte. Dies waren nach dem Gebrauch in den ersten Zeiten der christlichen Kirche Diejenigen, welche sich auf die hl. Taufe vorbereiteten. Die Aufnahme unter die Katechumenen geschah immer mit religiöser Feierlichkeit und bekleidet von Gebeten der Priester, und diese Ceremonie wurde auch für Bilhild vollzogen. Als sie aber in dem Unterricht so weit fortgeschritten war, um die hl. Taufe zu empfangen, traten schwere Zeiten ein und es stürmte ein furchtbares Unwetter über die junge Frühlingssaat des Christenthums im fränkischen Lande hin. Wilde Völker slavischen Stammes kamen von Osten über Deutschland, verheerten Alles mit Feuer und Schwert, und wütheten mit besonderem Ingrimm gegen die geringe Schaar der Christen und ihrer Priester. Letztere wurden fast alle verjagt oder getödtet, und somit das Licht des

christlichen Glaubens beinahe gänzlich in diesen Gegenden ausgelöscht. König Dagobert setzte einen sehr tapfern Heerführer, Namens Radulph, zum Herzog in Franken ein, welcher das Land gegen die Einfälle der Slaven schützen sollte, und es gelang ihm auch, sie im Jahre 633 recht gründlich zu überwältigen; aber es war doch bereits eine große Verwirrung und Zerstörung überall eingerissen, welche für Bilhilde die Folge hatte, daß ihre Taufe nicht blos dazumal unterblieb, sondern gänzlich in Vergessenheit gerieth. Sie aber wußte das nicht; in ihrer kindlichen Erinnerung lebten die Cermonien und feierlichen Gebete der Aufnahme unter die Katechumenen fort und sie verwechselte dieselben mit der hl. Taufe, so daß sie der festen Meinung war, dies Sacrament in Würzburg bei der Gräfin Kunigunde empfangen zu haben. Ungetauft, ohne ihr Wissen und ohne ihre Schuld, aber mit einem ganz christlichen Herzen und mit den frommen edlen Sitten, welche die Blüthen des lebendigen christlichen Glaubens sind, kehrte sie nach einer Reihe von Jahren zu ihren Eltern und Schwestern nach Höchheim zurück.

Bilhildens Jugend.

Bilhild war mit einer so ungewöhnlichen Schönheit begabt, daß ihr Anblick alle Augen und alle Herzen erfreute. Diese gefährliche Gabe erweckte jedoch weder Eitelkeit noch Weltsinn in ihr. Sie sorgte nur dafür, ihre Seele schön genug zu machen, um dem göttlichen Liebhaber der Seelen gefallen zu können; denn ihm allein zu gehören ihm allein im Ordensstande sich anzuvermählen, dahin ging ihr

Verlangen. In so jungen Jahren, in so lockenden äußeren Verhältnissen, erfüllte die Liebe zu Gott ihr Herz so ganz, daß sie alle irdischen Vorzüge, alle Genüsse und Freuden der Welt verschmähte, um mit ganzer Seele und mit allen ihren Kräften der Vollkommenheit nachzustreben, die zur Vereinigung mit Gott führt. Sie hatte nur Sinn für das, was ihren himmlischen Bräutigam anging, und daher machte es ihr den tiefsten Schmerz, daß er in der heidnischen Welt, in der sie lebte, so oft und schwer beleidigt ward. Am meisten betrübte sich ihre züchtige reine Seele über die unsittlichen Tänze, welche bei den heidnischen Franken sehr beliebt und häufig waren, und welche sie zu Ehren ihrer Abgöttin Venus aufführten. Bilhilds jüngere Schwestern, Hildegard und Reinhilde, waren ganz einer Gesinnung mit ihr, und die drei frommen jungen Mädchen grämten sich so sehr über diese stets sich erneuernden Beleidigungen Gottes, daß sie nicht blos im Gebet Abhülfe gegen diese gottlosen Sitten suchten, sondern so lange ihren Vater mit dem Ansuchen bestürmten, Mittel zu deren Unterdrückung zu schaffen, bis er sich deßhalb an den Frankenkönig Sigebert, Dagoberts ältesten Sohn und Nachfolger, wendete. Da Sigebert ein gottesfürchtiger König war, gab er den Vorstellungen des Grafen Iberich gern Gehör und erließ einen Befehl, durch welchen jene unsittlichen Tänze der Heiden verboten und bald ganz aufgehoben wurden. So schoben diese drei frommen jungen Mädchen einen tüchtigen Riegel vor die Ausgelassenheit der Sitten, und wenn sie heutzutage recht viele Nachahmerinnen fänden, so

würde der liebe Gott auch diesen seine Gnade zu manchem ähnlichen segensreichen Einfluß geben.

Bilhild war nun sechszehn Jahre alt. Ihre vollkommene Schönheit, die edelsten Sitten und ihre hohe Abkunft zogen ihr einen mächtigen Bewerber zu, der aber leider das schönste an ihr, den christlichen Glauben, nicht zu würdigen verstand. Hettan, Herzog der Franken, Radulphs Sohn, begehrte Bilhilde zur Ehe. Er war bereits Wittwer und Vater von zwei Söhnen, war auch ein großmüthiger, tapfrer Mann, aber er kannte den christlichen Glauben nicht und lebte in der vollen Finsterniß des Heidenthums. Dies gab Bilhilds Eltern Veranlassung, den Antrag abzulehnen, der ihnen keineswegs willkommen war. Auch die große Jugend ihrer Tochter wendeten sie vor, und Bilhild selbst sträubte sich aus voller Seele gegen diesen Antrag, weil sie fest bei sich selbst beschlossen hatte, weder einem christlichen noch einem heidnischen Gemahl, sondern allein dem Herrn Jesu anzugehören. Herzog Hettan ließ sich aber mit nichten durch diesen Widerstand abweisen. Im Gegentheil! er machte seinen Antrag nur um so dringender und anhaltender, und es ist zu vermuthen, daß er durch seine Beharrlichkeit Bilhilds Eltern allmälig so gewonnen habe, daß sie dieser Verbindung nicht länger abhold waren. Die demüthige und gehorsame Bilhilde sah in dem Willen ihrer Eltern den Willen Gottes und würde es sich zu einer schweren Pflichtverletzung angerechnet haben, sich ihnen zu widersetzen. Aus Ehrfurcht vor Gott, dessen Stellvertreter ihre Eltern für sie waren, gab sie ihre Einwilligung in Hettans Antrag. Auch

hoffte sie wohl im gläubigen Sinn, daß sie vielleicht ein Werkzeug Gottes sein solle, um Hettan aus dem Heidenthum auf den Weg des ewigen Heils zu führen. Daß sie in ihrer Handlungsweise keinem irdischen, sondern einem übernatürlichen Beweggrund Gehör gegeben habe, geht aus der Antwort hervor, die sie dem Herzog gab, als er persönlich um sie warb. Sie antwortete ruhig und demüthig: „Mein edler Herr, nach meinem Willen dürft ihr nicht fragen, sondern darnach, was meinen Eltern gefällt, unter deren Willen und Gehorsam ich lebe. Wäre mir die Vollmacht gegeben, meinem eigenen Willen zu folgen, so würde ich meine Jungfräulichkeit und Treue vielmehr Gott geloben, als euch. Nun aber geschehe nach dem Willen Gottes, was dieser über mich beschlossen hat.“ Mit dieser gelassenen Hingebung an den göttlichen Willen nahm Bilhild den Herzog Hettan zum Gemahl.

Es stand ihr aber kein frohes hochzeitliches Fest bevor, so glänzend es auch war! Kaum hatte Bilhild des Herzogs Antrag Gehör gegeben, so erkrankte der Graf Iberich und starb bald darauf eines friedlichen Todes zu Höchheim. Der Herzog nahm aber wenig Rücksicht auf die Betrübniß der verwittweten Gräfin Mechtilde und ihrer Töchter. Er drang so sehr darauf, die Vermählung zu vollziehen, daß er nicht einmal das Ende der gewöhnlichen Trauerzeit abwarten wollte; und Bilhilde mußte sich fügen. Alles Gepränge, welches bei dieser Gelegenheit stattfand, erregte in Bilhilde nicht das geringste Wohlgefallen, und alle Freuden und Lustbarkeiten machten ihr nicht das mindeste Vergnügen. Ihr demü-

thiger Gehorsam erhielt sie freilich in frommer Hingebung an den göttlichen Willen; jedoch den Schmerz, ihren himmlischen Bräutigam für einen irdischen verlassen zu müssen, konnte er nicht überwältigen, und um so weniger, als die Trauer um ihren Vater und die Betrübniß, ihr elterliches Haus auf immer zu verlassen und künftig an der Seite eines heidnischen Gemahls zwischen lauter Heiden zu leben, ihr bittern Kummer machte. Schon bei diesem Hochzeitsfeste fiel Manches vor, was Bilhild als eine fromme Christin mit Herzeleid erfüllte; denn an allen weltlichen Festen hat der böse Feind immer seinen reichlichen Antheil und selten gehen sie ohne Beleidigungen Gottes vorüber; um wie viel schlimmer war dies bei Festlichkeiten der Fall, die von Heiden begangen wurden! Aber mit großer Selbstbeherrschung verbarg Bilhilde ihren Gram und Niemand dachte, daß sie innerlich so traurig sein könne, da sie äußerlich so freundlich war und durch eine glänzende Heirath zu hoher Ehre in der Welt gelangte.

Bilhildens Ehestand.

Die junge Herzogin lebte bei ihrem Gemahl wie ein Apostel des Christenthums. Demüthig und einfach, sittsam und vorsichtig, hielt sie sich in größtmöglicher Zurückgezogenheit zwischen ihren christlichen Kammerfrauen und führte mit ihnen keine anderen Gespräche, als solche, welche das Seelenheil betrafen oder beförderten. An Gastmalen oder anderen Lustbarkeiten nahm sie nur Theil, weil der Herzog es wünschte, und aus demselben Grunde

nur war sie bei solchen Gelegenheiten prächtig gekleidet und geschmückt. Ihre Lebensart war so schlicht und eingezogen, ihr Gebet so vielfach und inbrünstig, ihre Fasten und Bußwerke so streng, daß man kaum mehr von einer Klosterfrau hätte verlangen können. Und sie übte dies Alles aus reiner herzlicher Liebe zum göttlichen Heiland, um ihm zu beweisen, daß sie nur aus Gehorsam die Freuden der Welt angenommen habe. Dann opferte sie ihm all ihre Gebete und Thränen, ihre Kasteiungen und Abtödtungen auf, für die Bekehrung ihres Gemahls, in dem nicht der leiseste Schimmer von Sehnsucht nach dem ewigen Heil sich wahrnehmen ließ. Umringt von allen Lastern, welche wie giftige Blumen auf dem Sumpf des Heidenthums wuchsen und gediehen, konnte Bilhilde ihnen am herzoglichen Hofe nicht wehren und mußte sich begnügen, ihre weinenden Augen davon abzuwenden, und durch ihre Werke und ihren Wandel die hohe Reinheit des christlichen Glaubens als heilsamen Gegensatz aufzustellen. Aber immer trauriger wurde sie und immer schwerer und bitterer fiel ihr der Ehestand, da ihr der Hauptzweck desselben, daß sich die Eheleute gegenseitig heiligen, unmöglich gemacht war. Dem Herzog Hettan ging es, wie noch heutzutage gar manchen Männern: er hatte nichts dawider, daß Bilhilde ein frommes christliches Leben führte, er sah auch ein, daß ein solches Leben im Grunde recht schön und besser sei, als ein lasterhaftes heidnisches; da er aber nicht gerade grobe Laster und schwere Verbrechen beging, so hielt er es für durchaus überflüssig, einen reineren Glauben anzunehmen. Gerade dies aber erfüllte Bilhild mit

dem größten Schmerz. Alle ihre Vorstellungen, Bitten, Ermahnungen, alle ihre Buß- und Liebeswerke, alle ihre Unterweisungen in den ewigen Wahrheiten der christlichen Religion, glitten spurlos ab an Hettans Gleichgültigkeit, so daß sie mit unsäglicher Bekümmerniß die Gewißheit vor Augen sah, im ewigen Leben auf immerdar von demjenigen getrennt zu werden, mit dem sie hinieden so eng und fest sich verbunden hatte. Doch hielt sie noch immer die Hoffnung fest, allendlich den Herzog und die Herren seiner Umgebung für die Erkenntniß des wahren Glaubens zu gewinnen. In dieser Hoffnung verdoppelte sie ihren Bußeifer besonders zu jenen Zeiten, wenn Herzog Hettan abwesend war. Dann legte sie all ihren Schmuck und ihre reichen Gewänder ab, zog ganz gewöhnliche Kleider an, verließ nicht ihre Gemächer und brachte ihre Tage mit Betrachtung himmlischer Dinge, mit Arbeiten für die Nothleidenden, mit frommen geistlichen Uebungen hin, ihre Nächte mit Wachen und inbrünstigem Gebet. Aber ihr Apostelamt, durch Wort und Werk, durch Belehrung und Beispiel, durch ihren ganzen heiligen Lebenswandel ausgeübt, blieb zwischen der traurigen Verstockung des Heidenthums durchaus fruchtlos. Die arme Herzogin dankte endlich Gott, wenn sie selbst ohne Verletzung der heiligen Liebe auf Wegen wandelte und zwischen Umgebungen sich hielt, wo es tausendfache Gelegenheit gab, Gott zu beleidigen. Deßhalb fing sie an, Ihn inständigst zu bitten, wofern es nicht in seinem allweisen Rathschluß sei, daß Hettan sich bekehre: so möge Gott einen Ehebund auflösen, in welchem sie nichts zu seiner

Ehre, zum Heil ihrer Seele und zur Rettung anderer Seelen wirken könne. Und dies Gebet war wohlgefällig vor Gott, denn er erhörte es.

In jenen wüsten und finstern Zeiten, bevor das Christenthum die Welt gelichtet hatte, lebten die armen Menschen ohne Glauben und ohne innern Frieden, und daher auch äußerlich in beständige Kriege verwickelt. An solchen Kriegen war die Zeit, in der Bilhild lebte, überreich, denn der große Kampf zwischen „Christus und Belial" ward dazumal von den alten heidnischen Völkern gegen das Christenthum und seine Apostel durchgekämpft. Der böse Feind brachte Alles in Gährung und Verwirrung, um die zarte junge Pflanze des Christenthums zu ersticken, und da der Krieg mit seiner unausbleiblichen Verwilderung dazu ein vortreffliches Mittel ist, so kamen die Völker fast gar nicht aus dem grausamen Kriege heraus. Ein solcher hatte sich auch im fränkischen Lande entsponnen, und Herzog Hettan empfing vom König den Befehl, in's Feld zu ziehen. Das war ihm sehr unwillkommen. Er hatte in der letzten Zeit wohl bemerkt, wie traurig Bilhild war, wie schwer ihr das Leben an seinem Hof in der heidnischen Umgebung wurde, und er besorgte, sie könne vielleicht seine Abwesenheit benutzen, um ihn zu verlassen und zu ihrer Mutter zurückzukehren. Auf der andern Seite wünschte er doch, sie jemand anvertrauen zu können, denn sie war in gesegneten Umständen. Bilhilde hatte ihr Vorhaben vor Gott überlegt und ihren Plan gemacht, auch bereits ihre Mutter und ihren Vetter, König Sigebert, heimlich davon in Kenntniß gesetzt und Beide gebeten, ihr

behülflich zu sein, um sich von ihrem im Heidenthum verstrickten Gemahl zu trennen. Mit vielen Bitten drängte sie dem Herzog die Erlaubniß ab, sich während seiner Abwesenheit zu ihrer Mutter nach Höchheim begeben zu dürfen. Sehr ungern gab er seine Einwilligung, und nur dadurch gelang es ihr, seinen Argwohn zu beschwichtigen, daß sie ihm das Versprechen gab, sie werde beständig in ihres Herrn Liebe und Treue verharren. Ihr Herr war aber Gott. — Doch das verstand Hettan nicht. Darauf nahmen sie Abschied von einander und der Herzog ging mit seinen Kriegerschaaren in's Feld. Bald machte auch Bilhilde sich reisefertig, um ihre Mutter und ihr väterliches Haus zu besuchen. Da ihre Gedanken weiter gingen, als nach Höchheim, so packte sie alle ihre Kleinodien und Kostbarkeiten und ihren ganzen Schatz zusammen, sowie Alles, was sie zu einem standesmäßigen Lebensunterhalt brauchte, und ließ sich dann von allen Leuten, die zu ihrem Dienste bestellt waren, wie es ihr als Herzogin gebührte, nach Höchheim begleiten, wo sie auch glücklich mit ihren Schätzen anlangte. Von dort schickte sie aber ihren ganzen Hofstaat zurück und behielt nur ihre vertrautesten Frauen bei sich. Inzwischen erhielt Bilhilde auch die Zusage ihres Vetters Sigebert, ihr mit aller möglichen Hülfe beizustehen und die Einladung, sich nach Mainz zu begeben, welches damals unter Botmäßigkeit der fränkischen Könige stand und eine königliche Stadt war. Sigebert benachrichtigte sie, daß er sie der Obhut des Bischofs Richbert von Mainz anempfohlen habe, der sie in Schutz und Schirm nehmen und umsomehr Sorge

tragen würde, daß Niemand ſie in ihrer Zurückgezogenheit ſtören, als er ihr Oheim war. Auf die Nachricht von dieſen günſtigen Vorbereitungen zögerte Bilhild nicht länger. Um nicht ihre Mutter in eine Art von Mitſchuld an ihrer Flucht zu verwickeln, verließ ſie Höchheim plötzlich und heimlich. Eines Abends beſtieg ſie mit einigen ihrer liebſten Dienerinnen ganz ſpät ein kleines Schiff und fuhr unter dem Schutz Gottes und ſeiner hl. Mutter Maria, von den Engeln geleitet, ſo glücklich und ſo geſchwind den Main hinab, daß ſie mit anbrechendem Morgen vor Mainz anlangte. Dort hatte bereits der Biſchof alle Anſtalten zu ihrem Empfang und ihrem Unterkommen getroffen, welches aber, ihrem Wunſch gemäß, durchaus nicht wie für eine Frau ihres Standes, ſondern ſo ſchlicht und gewöhnlich wie ihre Kleidung war, — „alſo daß kaum die Wenigſten, ſagt ihr alter Lebensbeſchreiber, ſie für eine gräfliche Perſon, geſchweige für eine Herzogin würden erkannt haben.“

Bilhilde in Mainz.

Die Zeit war da, wo die Herzogin glücklich ein Knäbchen auf die Welt brachte. Aus Dankbarkeit legte ſie ihm in der hl. Taufe den Namen ihres königlichen Vetters Sigebert bei. Die größten Hoffnungen, welche ſie auf dies Kind ſetzte, beſtanden nicht in weltlicher Macht und fürſtlichem Glanz, ſondern darin, daß es dereinſt recht viel zur Ehre Gottes thun, den chriſtlichen Glauben im Herzogthum Franken einführen und das Heidenthum vertilgen möge. Aber ein früher Tod machte ſeinem

Leben ein Ende und somit allen Freuden, die Bilhild an ihm hatte, und allen Hoffnungen, die sie für die Zukunft auf ihn setzte. Mit schmerzlicher und demüthiger Fassung trug sie den unerwarteten Schlag und gab ihr Kind gelassen in die Hand Gottes zurück. Ueberdies war ihr Verlangen einzig Gott zu dienen sehr dadurch gesteigert, daß sie ihm in ihrer Ehe so wenig und so unvollkommen hatte dienen können. In dem Tod des kleinen Sigeberts, der ein Band löste, wodurch sie an die Welt geknüpft war, hatte Gott ihr vielleicht ein Zeichen gegeben, daß er dermaleinst ihren ausschließlichen Dienst nicht verschmähen werde. Um dieser höchsten Gnade nicht unwürdig befunden zu werden und im festen Vertrauen, daß Gott schon Tag und Stunde kenne, um sein Angesicht über ihr leuchten zu lassen, führte sie ein so tugendhaftes und erbauliches Leben in Mainz, daß ihr außer dem Namen und der Kleidung nichts zu einer ganz vollkommenen Ordensfrau fehlte. Gegen die drei Feinde der menschlichen Seele, Welt, Fleisch und Teufel, verstand sie meisterhaft den Krieg zu führen. Ihre Waffen waren Abtödtung, Demuth und Gebet. In Essen, Trinken und Schlaf that sie sich so großen Abbruch, daß ihre schöne majestätische Gestalt ganz mager und abgezehrt wurde und die Strenge der Kasteiung verrieth, von der nie eine Spur auf ihrem freundlichen milden Antlitz zu finden war. Was sie sich auf diese Weise selbst entzog, ließ sie den Armen und Kranken zu gut kommen. In Wohnung und Kleidung war sie eben so einfach; wollte nie etwas besseres haben, als ihre Dienerinnen und nur durch Tugenden sich vor ihnen aus-

zeichnen und ihnen vorangehen. Unter ihren höchst einfachen Gewändern vom gewöhnlichsten Stoff trug sie immer härene Bußhemden, die ihr oft unerträgliche Schmerzen machten, ohne daß sie je sie abgelegt hätte. Anstatt sich durch ihre Kammerfrauen bedienen zu lassen, suchte sie ihnen alle möglichen Dienste nicht blos zu ersparen, sondern selbst zu leisten. War eine von ihnen krank, so wachte sie Tag und Nacht an ihrem Lager und pflegte sie mit mütterlicher Sorgfalt. Ihr frohes Jugendleben bei ihren frommen Eltern und Verwandten — und die spätere Pracht und Bequemlichkeit in ihrer Ehe — schien Bilhild gänzlich vergessen zu haben, so leicht trug sie die Entbehrungen von Allem, was dem natürlichen Menschen durch Erziehung, Herkunft und Gewohnheit zum Bedürfniß geworden ist, so wenig schien ihr einsames, armseliges Leben sie zu drücken. Im betrachtenden Gebet flammte die Andacht und die Liebe Gottes so feurig in ihr auf, daß sie oftmals wie ein verklärter Engel vor dem Thron Gottes zu schweben schien und in so süße und erhabene Anschauungen versank, daß der sterbliche Leib kein Zeichen und keine Bewegung des Lebens verrieth. Bilhilde verehrte die allerseligste Jungfrau und Gottesmutter Maria mit zärtlicher Liebe. An ihren Festtagen fastete sie bei Wasser und Brod, und jeden Samstag ließ sie zu ihren Ehren eine heilige Messe lesen, welcher sie mit ganz besonderer Andacht beiwohnte.

Eingezogen und gleichsam verschlossen in dieser heiligmäßigen Lebensweise verbrachte Bilhild ihre

Tage, nicht ohne Besorgniß, wie Herzog Hettan bei seiner Heimkehr aus dem Feldzug ihre Entfernung aufnehmen würde. Doch sie warf ihre Sorge auf Gott, und da Gott ein äußerst dankbarer Herr ist, der das Geringste mit großem Lohn erstattet, so sorgte er denn auch auf's Beste für sie; Hettan fand in jenem Kriege seinen Tod. Dies unglückselige Abscheiden im Heidenthum war ein tiefer Gram für Bilhild; doch andererseits gereichte es ihr zum größten Trost, daß dadurch das Band friedlich gelöst ward, welches ihre Person an den heidnischen Gemahl gefesselt, und daß sie volle Freiheit zu ihrem heiligen Vorhaben erlangt hatte.

Bilhilde als Wittwe.

Nach dem Tode ihres Gemahls trat die Herzogin ein wenig aus ihrer Abgeschiedenheit hervor; doch nicht um zu glänzen und zu gefallen, sondern um das erbaulichste Beispiel eines vollkommenen Wittwenstandes zu geben. Sie erschien öffentlich nur, um die Kirchen der Stadt Mainz zu besuchen und in denselben dem Gottesdienst und den Andachten beizuwohnen, was sie sonst in ihrer Hauskapelle gethan. Mit dem großen Reichthum, dessen unbeschränkte Herrin sie jetzt war, kam sie den Armen mit christlicher Barmherzigkeit zu Hülfe. Die Hungrigen versah sie mit Speise und Trank, die Nackenden kleidete sie, die Kranken und Elenden besuchte sie und verschaffte ihnen Alles, was sie zur Pflege des Körpers und zum Heil der Seele nöthig hatten. Keine Unsauberkeit der Häu-

ser und Zimmer, keine Furcht vor ansteckenden Krankheiten, kein Eckel vor Wunden und bösen Geschwüren, hielt sie von diesen Besuchen ab, und immer wußte sie neben ihren milden Gaben den Gemüthern Trost und Ermunterung zufließen zu lassen. Ihre Dienerinnen sendete sie aus, um verschämte Arme und schlichternes Elend zu erkundschaften und auch diesen Hülfe zu spenden. Arme Wöchnerinnen und ihre kleinen Kinder pflegte sie mit inniger Zärtlichkeit — und dies that sie Alles Gott zu Liebe, weil sie mit himmlischen Augen jeden Nothleidenden ansah und in ihm den gemarterten und gekreuzigten Heiland erblickte. Endlich wollte sie der gesammten Stadt Mainz für ewige Zeiten eine Wohlthat zukommen lassen und kaufte deßhalb ein großes Stück Wiesenland, das Bruch genannt, welches sie zu einer allgemeinen Viehweide, Armen wie Reichen ohne Unterschied zum Nutzen der Stadt schenkte.

Zu den leiblichen Werken der Barmherzigkeit fügte sie die geistlichen, und nicht blos bei Kranken und Armen. Ab und an hatten die adeligen wie die bürgerlichen Frauen bei ihr Zutritt, und die Herzogin empfing sie stets sehr freundlich; doch nie ließ sie sich mit ihnen in andere Gespräche ein, als von Gott und göttlichen Dingen: von Vermeidung der Sünde und Liebe zur Tugend, von Vergänglichkeit des Irdischen und der Glückseligkeit des Himmels. Sie wußte sich darüber so innig und nachdrücklich auszusprechen, ihr Beispiel bestätigte so aufrichtig und anmuthig ihre Reden, daß sie manche von gefahrvollen Wegen

ab- und auf den ſichern Pfad des Heiles hinzog. Doch dies alles genügte nicht Bilhildens Verlangen, im Dienſt und zur Ehre Gottes etwas zu thun, was ihm recht wohlgefällig und zugleich erſprießlich für viele Seelen, und namentlich für die ihre ſei. Sie ging mit dem Biſchof von Mainz zu Rath und wendete ſich abermals bittend an König Sigebert, ſie in ihrem Vorhaben zu unterſtützen. Der König freute ſich ſehr darüber und ſchenkte Bilhilden ſogleich Grund und Boden genug, um in Mainz ein Kloſter zu erbauen. Dieſer Bau ſchritt mehr und mehr vorwärts, während ſie ſelbſt in ihrem gottſeligen Leben fortſchritt, um ſich für den Augenblick zu heiligen, wo es ihr vergönnt ſein würde, die Welt mit dem Kloſter zu vertauſchen.

Inzwiſchen ſtarb ihre Mutter und bald darauf auch ihre Schweſter Hildegard, ſo daß ſie und ihre jüngſte Schweſter Reinhilde ſich in die große Erbſchaft ihres väterlichen Vermögens zu theilen hatten. Deßhalb begab ſich die Herzogin noch einmal nach Franken, beſuchte ihr väterliches Schloß zu Höchheim, und ordnete ihr Vermögen ſo, daß ſie nichts davon in Franken zurückzulaſſen brauchte, ſondern alles mit ſich nach Mainz nahm, um es zur Erbauung und Stiftung ihres Kloſters zu verwenden. Unter den vielen Koſtbarkeiten, die ſie mitbrachte, befanden ſich zwölf koſtbare mit Gold ausgelegte Schilde und zwölf muthige Rappen; dieſe ſchönen Pferde und Waffenſtücke ſchenkte ſie dem König Sigebert, zum Dank für ſeinen Schutz und ſeine Hülfe bei ihren verſchiedenen Anliegen.

Endlich war der Bau vollendet, die Kirche mit heiligen Gefäßen und köſtlichen Reliquien verſehen und das Kloſter ſelbſt ſo gegründet, daß es einer bedeutenden Anzahl von Ordensfrauen den Lebensunterhalt ſicherte. Da erſuchte Bilhilde den Biſchof, es einzuweihen zu Ehren der lieben Gottesmutter und Himmelskönigin, und es zu benennen: **Altum Monasterium Gloriosæ Virginis Mariæ**, d. h. das hohe Münſter der allerſeligſten Jungfrau Maria.

Aus der Zuſammenziehung des lateiniſchen und deutſchen Namens iſt im Lauf der Zeit die Benennung Alt-Münſter-Kloſter entſtanden, welche es geführt hat bis zu ſeiner Aufhebung im vorigen Jahrhundert. König Sigebert beeilte ſich, das Kloſter Bilhildens mit Gütern und Privilegien zu beſchenken; ſein Bruder und Nachfolger, König Chlodwig that dasſelbe; und ſpäter noch, lange nach Bilhilds Tode, ahmten andere Fürſten und Herren dem Beiſpiel der Könige nach, ſo daß es ein ſehr vermögendes und angeſehenes Kloſter wurde und den Titel eines Königlichen Münſters empfing.

Bilhilde als Aebtissin.

Um das Jahr 650, als Bilhild das Alter von fünfundzwanzig Jahren erreicht hatte, war das Kloster völlig in Stand gesetzt, um von einer Ordensgenossenschaft bewohnt werden zu können. In Begleitung des Bischofs, der Geistlichkeit und einer großen Volksmenge, begab sich die Herzogin mit ihrem kleinen Frauengefolge aus ihrer bisherigen Wohnung in die Klosterkirche. Dort hielt der Bischof das Hochamt und ertheilte Bilhilden das ersehnte Ordenskleid samt der geistlichen Regel des hl. Benedict, nach welcher sie mit ihren Gefährtinnen ihr Leben einzurichten hatten. Mit ihr zugleich nahmen nicht nur einige ihrer Frauen, sondern auch mehrere andere, vom hl. Geist auserkohrene Personen das Ordenskleid, und Alle wollten von nun an Derjenigen, als ihrer Vorsteherin und geistlichen Mutter Gehorsam leisten, welche sie bisher als ihre weltliche Fürstin bedient und geehrt hatten. Die Zahl der Ordensfrauen stieg schnell und bedeutend, weil der Ruf von Bilhilds hoher Heiligkeit sich rasch verbreitete und viele fromme Seelen lockte, sich zu ihr zu gesellen. Bis zum Jahr 1242 folgte das Kloster der Regel des hl. Benedict; da aber nahmen die Ordensfrauen aus Verlangen nach höherer Vollkommenheit die Reform des Ordens durch die verschärfte Cisterzienser Regel an und befolgten dieselbe während eines halben Jahrtausends bis zu ihrer Aufhebung.

Bilhilde war nun Aebtissin und fühlte sich durch diese neue Würde nur zu höheren Verpflichtungen und größerer Demuth aufgefordert. Ihr geistliches

Leben bestand in einer immer mehr und mehr gesteigerten Vervollkommnung ihres weltlichen Lebens. Von ihrem Vermögen behielt sie nichts für sich, als die Sorge es so zu verwalten, daß ihre geistlichen Töchter außer dem leiblichen Unterhalt auch alle geistige Hülfe haben mögten, welche ihnen zum Wachsthum in allen Tugenden nothwendig war, und daß die Armen und Nothleidenden, deren Zuflucht jedes Kloster als ein Heerd der Barmherzigkeit ist, nicht ungetröstet von dannen zu gehen brauchten. Mit zartester Sorgfalt und Liebe leitete sie ihre geistlichen Töchter, mehr noch durch ihr Beispiel als ihre Unterweisungen, zur genauesten Erfüllung aller Pflichten des Ordensstandes und jeder Beobachtung der heiligen Regel an. Ihr höchstes Glück war es, sich ganz in die geheimnißvolle Süßigkeit des beschaulichen Lebens zu versenken, und dennoch war sie immer bereit, nicht blos Gebet und Betrachtung, sondern auch ihre stille Zelle zu verlassen, sobald irgend ein Liebeswerk sie aus ihrem Kloster rief. Gab es Feinde zu versöhnen, Hader und Zwietracht zu begütigen, große und widerspenstige Sünder zu warnen und zu ermahnen, so ward Bilhilde gerufen, um die Kraft ihres frommen Gebetes und ihrer eindringlichen Ermahnungen anzuwenden. Dieser reine Eifer der christlichen Liebe, verbunden mit der unbeschreiblichsten Demuth in Erkenntniß und Geringschätzung ihrer selbst, zogen auf Bilhilde die große Gnade von Gott herab, daß sie den innern Menschen und die Beschaffenheit seines Gewissens klar und offen vor sich ausgebreitet sah, und dem gemäß ihre Aufforderungen zu Buße, Bekehrung und Ver-

söhnung einrichten konnte. Von diesen vielfachen Beschäftigungen mit dem Heil, dem Trost und der Rettung Anderer, kehrte Bilhild stets mit erneuter Freude zu ihrem innern süßen Verkehr mit dem göttlichen Heiland zurück.

Um sich zu kräftigen im übernatürlichen Leben pflegte Bilhild ihre gottseligen Gedanken am liebsten auf das bittere Leiden Jesu hinzuwenden, welches der eigentliche Quell ist, aus welchem alle Gnaden der Erlösung und Heiligung hervorfließen. Stundenlang konnte sie in dieser Betrachtung auf den Knieen verharren und in unzerstörbarer Sammlung Schritt vor Schritt der Passion folgen. Aber eben so süß waren auch die Tröstungen, welche sie bei Betrachtung der ewigen Seligkeit und der Freuden der Engel und Heiligen empfing. Dann war ihr Antlitz mit Wonnethränen übergossen und strahlend von innerem unaussprechlichem Entzücken. Nichts glich der Andacht, womit sie dem hl. Meßopfer beiwohnte, besonders bei Aufhebung der hl. Hostie. An Sonn- und Festtagen empfing sie die hl. Communion und fühlte sich durch dies himmlische Manna so gestärkt, daß sie an einem solchen Tage keine irdische Speise zu sich nahm.

Dieser so erleuchtete Geist, verbunden mit einem so geläuterten Herzen, ward zu einer Kraft, die vor den Menschen nicht verborgen blieb. Von nah und fern wurde Bilhild um die Hülfe ihres Gebetes von Kranken und Betrübten, von Leidenden und Bedrängten angesprochen und gar oft gefiel es Gott, die Bitten seiner treuen Dienerin zu erfüllen. Dadurch stieg der Ruf ihrer Heiligkeit immer höher

und mit ihm die Hochschätzung und Liebe der Menschen zu ihrem Kloster. Man drängte sich auf jede Weise dazu, ihres Gebetes und ihrer großen Verdienste theilhaft zu werden. Die Einen machten sich mit Haus und Hof oder andern Gütern dem Kloster auf ewige Zeiten zinsbar; die Andern brachten ihre kleinen Töchter zur Erziehung zu einem gottseligen Leben in's Kloster; noch Andere opferten ihre Töchter, zuweilen mit vielem Gut, dem lieben Gott zu seinem Dienst auf. So floß dieses schöne Leben ungestört und segensreich wie ein großer Strom dahin, der sich seinem Ende zu immer mehr und mehr ausbreitet.

Unter Bilhilds geistlichen Töchtern befanden sich drei von ganz ausgezeichneter Frömmigkeit. Sie waren einmal alle drei früher aufgestanden, als zur Stunde der Matutine, und hatten sich im Chor heiliger Betrachtung ergeben. Da empfing eine Jede insbesondere die Offenbarung, daß ihre geliebte Mutter und Aebtissin Bilhilde die hl. Sacramente der Taufe und Firmung niemals empfangen habe. Weil die Unterlassung einer so wichtigen Sache ebenso unerhört und unglaublich ist, waren sie anfangs geneigt, dies Gesicht für einen Traum zu halten. Doch sie hatten ihn alle drei und in ganz gleicher Weise gehabt, indem ein Engel ihnen diese Offenbarung machte; dadurch wurden sie besorgt und aufmerksam und theilten es Bilhilden mit. Diese fand die Sache zwar höchst unglaublich; da sie aber darüber in Nachdenken und Sorgen verfiel, so nahm sie mit dem Bischof deßhalb Rücksprache; und der entschied nach genauer Untersuchung, dieser

sogenannte Traum könne doch wohl eine himmlische Offenbarung sein. Um sich dessen zu vergewissern, befahl er, daß das ganze Kloster, die Geistlichkeit und die Gläubigen mit vereinten Kräften in Gebet, Fasten und Wachen bei Gott um Erleuchtung anhalten sollten. Er setzte einen gewissen Tag zu diesem allgemeinen Gebet an, verordnete die Darbringung vieler heiligen Meßopfer zu demselben Zweck und hielt selbst mit möglichster Andacht und Geistessammlung das Hochamt. Während desselben gab Gott ihm ein, daß diese unerhörte Sache ihre Richtigkeit habe, und daß er nicht säumen solle, der frommen Dienerin Gottes, Bilhild, die hl. Sacramente der Taufe und Firmung zu spenden. Alle dankten und lobten Gott für seine unendliche Barmherzigkeit, und Bilhild empfing nach genauer und würdiger Vorbereitung mit freudiger Demuth und inbrünstiger Liebe diese beiden hl. Sacramente.

Bilhildens seliger Tod.

Da sie nun in so außerordentlicher Weise den höchsten Beweis der Gnade Gottes empfangen und die Taufunschuld erhalten hatte, betrachtete Bilhild sich selbst als einen neuen Menschen, der sich vorbereiten müsse im neuen weißen Gewande der Heiligkeit unbefleckt vor dem Thron Gottes zu erscheinen. Je mehr ihr Leib zum irdischen Ende sich neigte, um desto höher stieg ihre Seele zum Himmel auf. Sie entzog sich von nun an jeder Ansprache weltlicher Personen und aller zeitlichen Geschäfte und verließ ihr Münster nicht mehr.

Sie verblieb viele Tage ohne Speise und Trank und sättigte sich nur mit dem Vorschmack himmlischer Freuden bei der Betrachtung und im Gebet. Ihre Sehnsucht nach ihrem himmlischen Bräutigam war so groß, daß sie fast zerschmolz in sanften Thränen. Aber das Heil ihres Klosters lag ihr stets am Herzen und fünf innige Bitten für dasselbe legte sie vor Gott durch die Hände der seligsten Jungfrau Maria nieder. 1 Gott wolle um der Verdienste seiner Heiligen willen, deren ehrwürdige Gebeine in diesem Kloster ruhten, dieses und die Stadt Mainz vor allem Uebel bewahren und Allen, welche je in diesem Kloster Gott um Hülfe in ihrer Noth anrufen würden, dieselbe gnädig verleihen. 2 Gott wolle Niemand verdammt werden lassen, der im Münster oder auf dessen Kirchhof begraben würde. 3. Gott wolle nie eine ihrer geistlichen Töchter mit dem Aussatz schlagen, weil diese traurige Krankheit sie vor der Gemeinschaft mit den Uebrigen ausschließen würde. 4. Gott wolle in ihrem Münster unter ihren gezenwärtigen und zukünftigen Ordenstöchtern seine Furcht und Liebe, sowie die klösterliche Regel und Zucht im guten Stand erhalten, so daß sich stets solche finden möchten, welche mit Eifer auf dem Wege der Vollkommenheit voran schritten und durch ihr Beispiel die Lauen und Nachlässigen anspornten. 5 Gott wolle nie eine Fremde zur Aebtissin ihres Münsters vorsetzen lassen, sondern immer eine aus dem Convent selbst.

Nun merkte sie, daß sie bald werde abscheiden müssen und deutete es ihren Ordenstöchtern an, die sich zuerst tiefbetrübt mit der Bitte zu Gott wende-

ten, er wolle noch das Leben ihrer heiligen Mutter fristen; dann aber bei Bilhild selbst um ihr Gebet für die Erhaltung ihres Lebens anhielten. Aber Bilhilde tröstete ihre traurigen Töchter mit dem Versprechen, im Himmel eine bessere Mutter als auf Erden zu sein, da sie in aller Demuth hoffe, dort dem Gnadenthron ihres himmlischen Bräutigams näher zu stehen; und ein gefährliches Fieber legte sie darnieder. Allzeit im Gebet verharrend, Augen und Herz zum Himmel erhoben, bereitete sie sich zu einem seligen Ende vor und empfing die heiligen Sacramente mit glühender Inbrunst des Verlangens und des Dankes. Am Tage vor ihrem Tode berief sie alle ihre geistlichen Töchter, ermahnte sie zuerst, Gott über Alles und sich untereinander zu lieben, dann sich zu üben in der geistlichen Demuth, endlich in der Beharrlichkeit bei der klösterlichen Zucht und Regel eifrig zu sein; — und nahm dann Abschied von ihnen für diese Welt. Darauf redete Bilhild nichts Irdisches mehr, und nur mit Gott in heiligen Gebeten, welche sie mit den anwesenden Priestern gläubig und freudig verrichtete. Um die neunte Stunde des 27. Novembers erhub sie mit ihrem am Kreuz sterbenden göttlichen Heilande Stimme und Seele zu dem Ausruf: „In deine Hände befehle ich meinen Geist“ — und schied ab vom irdischen Thal der Thränen, um in die ewige Seligkeit einzugehen. Ein wunderbarer Glanz überstrahlte in diesem Augenblick die sterbende Herzogin, ein lieblicher Wohlgeruch erfüllte das Gemach, alle Umstehenden empfanden etwas paradiesisches und man schloß daraus, daß himmlische Gottesboten,

die heiligen Engel, an diesem Sterbelager zugegen gewesen seien, um die gebenedeite Seele dieser Braut Christi zum ewigen Hochzeitsfest hinüber zu führen.

Der hl. Leichnam wurde einbalsamirt und im hohen Chor ihres Münsters zum Troste der Gläubigen, zur Hülfe der Kranken öffentlich ausgesetzt. Und diese große Helferin der Betrübten, die bei Leibesleben Niemand ungetröstet entließ, setzte auch nach ihrem Abscheiden ihre segensvolle Wirksamkeit fort, denn Gott wollte seine Macht und ihre Heiligkeit durch Wunderzeichen an ihrem Sarge aller Welt kund geben. Einige Personen genasen von bösartigen Fiebern; zwei Blinde fanden das Augenlicht wieder; ein gefährlich Verbrannter heilte von seinen Wunden. Dies geschah Alles in der Gegenwart und zur höchsten Erbauung einer ungeheuren Volksmenge, die frohlockend die Mutter der Armen, die große fromme Herzogin Bilhilde als eine Heilige pries und Gott dankte, der sie so lange der Stadt Mainz gegönnt hatte. Am dritten Tage wurde ihr ein herrliches Leichenbegängniß gehalten, mit allen Ehren, die ihr als Herzogin und Aebtissin gebührten, und ihr Sarg im hohen Chor des Münsters zur Erde bestattet, wohin ihr keine andere Kostbarkeiten nachfolgten, als die tausend und tausend Thränen, welche fromme Liebe und Dankbarkeit um sie weinten. Bei nächtlicher Weile sah man oftmals Lichter wie Sterne um ihr Grab funkeln und ein balsamischer Wohlgeruch duftete unabläßig daraus hervor. Zahllose Gnaden empfingen die, welche sich vertrauensvoll ihrer Fürbitte empfahlen — und das wollen auch wir thun:

Heilige Bilhilde, bitte für uns!

Das heilige Schweißtuch zu St. Emmeran in Mainz.

Eine dunkle Sage von und Erinnerung an die hl. Bilhild ist das einzige, was die Stadt Mainz von ihrer großen Heiligen besitzen würde, wenn sich nicht ihr Name an eine köstliche Reliquie knüpfte. Nur das Ewige bleibt! — Bilhildens Münster — ja, was ist daraus geworden! der letzte Erzbischof, Kurfürst von Mainz, der wenige Jahre darauf durch die französische Revolution schmählich verjagt wurde und in der Fremde starb, der hob es auf. Bilhildens Güter — wo sind die geblieben? Bilhildens Schätze — welcher Noth helfen die ab? Zerstört, beraubt, geplündert, verwüstet, verweltlicht, entheiligt ist Alles, was sie Gott zu Liebe gesammelt und seiner hl. Kirche geschenkt hat. Aus all den Trümmern hat sich diese eine wunderschöne Reliquie, die köstlichste im reichen Reliquienschatz des ehemaligen Alt-Münster-Klosters, gerettet: das Schweißtuch, welches das hl. Haupt und Angesicht unseres lieben Heilandes im Grabe verhüllt hat. Dieses Tuch erhielt die hl. Bilhilde von einer fränkischen Königin, ihrer Anverwandten, zum Geschenk, und jeden Ostermontag wurde es in der Alt-Münster-Kirche mit großer Feierlichkeit dem Volk vorgezeigt, dann zum Hochaltar getragen, wo es aufgehängt und das Hochamt gehalten ward. Als später die Zerstörung alles Kirchlichen eintrat und geweihte Reliquien wie Spreu und Kehricht bei Seite geworfen wurden, retteten einige fromme Bürger von Mainz dies heilige Tuch und übertrugen es in die St. Emmeranskirche. Da wird es noch heutzutage an jedem Ostermontage zur frommen Verehrung vorgezeigt und dabei wird den Andächtigen die Gnade

zu Theil, das ausgesetzte hochwürdigste Gut anzubeten und den sacramentalischen Segen zu empfangen. So verdanken wir immerfort der lieben Heiligen eine unverwüstliche Kette von himmlischen Gnaden, und da uns die sehr nöthig sind, wollen wir sie nochmals anrufen:

Heilige Bilhilde, bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Dies Lied kannst du jeden Donnerstag beten,
wenn die Gebetglocke läutet.

O, Du lieber Herr Jesu Christ,
Traurig an Oelberg gegangen bist;
Denn Du erkanntest in Deinem Herzen,
Daß Du müßt' leiden große Schmerzen.

Den Vater batest mit Begier,
Daß Er nehm' diesen Kelch von Dir.
Du sprachst: „O liebster Vater mein,
Nicht mein Will' geschеh, sondern der Dein!"

Wie Du in Angst also hast gebeten,
Da ist ein Engel zu Dir getreten;
Vom Himmel wurde er bemerkt,
Der Dich in Deiner Schwachheit stärkt.

Des Todes Furcht sehr auf Dich drang,
Zum drittenmal zum Beten zwang;
Vor Todesangst ward Dir so heiß,
Daß Dir ausging der blut'ge Schweiß.

Und als Du solche überwunden,
Hast Deine Jünger schlafend gefunden;
Als sie voll Traurigkeit dalagen,
Thatst Du mit großer Liebe sagen:

„Wachen und beten sollet ihr,
Daß keine Versuchung euch verführ'!"
O, Jesu Christ, Du höchstes Gut,
Ich bitt' Dich durch Dein theures Blut,

Und durch Dein dreifaches Gebet,
Wann solche Angst auch auf mich geht,
Und auf mich fällt des Todes Pein,
Daß ich auch setz' den Willen mein

In Deinen Willen allezeit,
Bis ich mein Fleisch auch überstreit;
Und wenn ich werde schwach und zaghaft,
So hilf mir, Gott, mit Deiner Kraft,

Daß ich nicht mit den Jüngern Dein
In Versuchung werd' geführet ein,
In Glaub', Lieb', Hoffnung standhaft bleib,
Bis sich mein Seel scheidt' von dem Leib.

(Ign. Schuster, Katech. der kath. Religion, S. 202.)

Osterlieder.

I.

Christ ist erstanden,
Kyrie eleison!
Von des Todes Banden,
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!
Deß' sollen wir alle froh sein,
Christ will unser Trost sein,
Gelobt sei Gott und Maria!

Wär Er nicht erstanden,
Kyrie eleison!
Da wär die Welt vergangen,
Alleluja!

Gelobt ſei Gott und Maria!
Dieweil Er nun erſtanden iſt,
So loben wir den Herrn Jeſum Chriſt.
Gelobt ſei Gott und Maria!

Chriſt lag in dem Grabe,
Kyrie eleiſon!
Bis zu dem dritten Tage.
Alleluja!
Gelobt ſei Gott und Maria!
Verwundt' an Händ' und Füßen,
Unſere Sünd zu büßen.
Gelobt ſei Gott und Maria!

Chriſt zerbrach die Hölle,
Kyrie eleiſon!
Erlöſet alle Seelen,
Alleluja!
Gelobt ſei Gott und Maria!
Die Seinen Willen hatten gethan,
Die thäten fröhlich vor ihm ſtan.
Gelobt ſei Gott und Maria!

Er nahm ſie bei den Händen weiß,
Kyrie eleiſon!
Und führt ſie in das Paradeis.
Alleluja!
Gelobt ſei Gott und Maria!
Was durch Eva verloren war,
Hat Chriſtus wieder geſtellet dar.
Gelobt ſei Gott und Maria!

Chriſtus, lieber Herre,
Kyrie eleiſon!
Durch Deiner Marter Ehre,
Alleluja!
Gelobt ſei Gott und Maria!
Verleih' uns ein gut Ende,
Eine fröhliche Urſtände.
Gelobt ſei Gott und Maria!

Das heilige Frohn-Kreuze,
Kyrie eleison!
Behüt' uns Christenleute,
Alleluja!
Gelobt sei Gott und Maria!
Wir danken Dir, Herr Jesu Christ,
Daß Du unser Erlöser bist.
Gelobt sei Gott und Maria!

(Altes Mainzer Gesangbuch. Die beiden ersten Strophen sind sehr alt, die andern später hinzugefügt.)

II.

Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
In Deiner Urständ fröhlich ist:
Alleluja!

Das himmlisch Heer im Himmel singt,
Die Christenheit auf Erden klingt:
Alleluja!

Es grünet, was nur grünen kann,
Die Bäume fangen zu blühen an.
Alleluja!

Es singen die Vöglein fröhlich all,
Es singt und klingt die Nachtigall:
Alleluja.

Der Sonnenschein strömt jetzt herein,
Der gibt der Welt ein' neuen Schein.
Alleluja!

Die ganze Welt, Herr Jesu Christ,
In Deiner Urständ fröhlich ist.
Alleluja!

21 Januar

Die hl. Agnes,

Jungfrau und Märtyrin.

Der hl. Kirchenvater Hieronymus schreibt: „In den Schriften und durch die Zungen aller Völker der Welt wird die hl. Agnes gepriesen, welche die Welt und den Tyrannen besiegte und den Ruhm der Reinheit durch das Marterthum weihte. Begeistert ruft der hl. Kirchenvater Ambrosius aus, der ihr Leben beschrieb: „In ihrem dreizehnten Jahr verlor sie den Tod und gewann das Leben, weil sie allein den Urheber alles Lebens liebte; an Jahren war sie jung, aber hohen Alters an Verstand; an Körper ein Kind, an der Seele eine Greisin; schön von Gestalt, aber schöner durch ihren Glauben."

Dieser hohe Preis zweier hl. Kirchenväter lehrt uns allein schon, welch ein großer Ruhm von Heiligkeit diese Jungfrau seit den ältesten Zeiten umstrahlte, wie die hl. Kirche sie ehrte und welch ein großes Gewicht sie auf ihre Fürbitte von jeher legte. Bei schwachem Muth würde ich es nicht wagen, dein heiliges Leben zu schreiben, du liebliche Blutbraut deines und unseres Heilandes, denn dazu gehört ein anderes Licht, als das ist, welches mir wurde, eine andere, eine engelische Feder, welche eingetunkt wäre in den Urquell alles Lichtes; aber siehe, der große Genosse Deiner Heiligkeit, Sankt Ambrosius, gibt es mir in die Feder, ich schreibe ihm nur nach.

Blicke mit deinem lieben jungfräulichen Auge auf meinen guten Willen, du große Heilige! Segne ihn mit deiner milden, gern gebenden, jungfräulichen Hand und stehe mir mit Deiner mächtigen Fürbitte bei, auf daß Gott der Herr mir beistehe, dem Schwachen und Armen.

Wie die hl. Agnes ihrem Bräutigam treu blieb.

Die hl. Agnes war von Geburt eine Römerin, und von zarteſter Jugend auf eines gar frommen und reinen Herzens. Als ſie dreizehn Jahre alt war und aus der Schule kam, da begehrte ſie ein angeſehener Jüngling zu der Ehe, nämlich der Sohn des Präfekten der Stadt Rom. Der kam zu ihren Eltern und brachte ihnen reiche Geſchenke, verſprach noch mehr und gab ihr die koſtbarſten Schmuckſachen. Doch ſie verachtete dieſelben, wie den fliegenden Staub der Erde und hielt dafür den höchſten Schmuck, ihr Jeſu geweihtes Herz um ſo feſter. Das entflammte den Jüngling um ſo mehr für ſie; er legte die ausgeſuchteſten Edelſteine, Gold und Silber in Menge, ſowie die Verſprechungen des höchſten Glücks in ſchönen Palläſten, ja aller Genüſſe der Welt zu den Füßen der ſchönen Jungfrau. Aber dieſe erwiederte ihm ſtatt alles Dankes: „Weiche von mir, du Speiſe des Todes, ich bin bereits einem andern Bräutigam angelobt, der mir größere Schätze gibt, der von höherem Geſchlecht und von edlerer Würde iſt, wie du, und mir das Pfand des Ringes ſeiner Treue gab. Er ſchmückte meine Rechte mit einem unſchätzbaren Band, er umſchlang meinen Hals mit edlen Geſteinen, meinen Ohren hing er leuchtende

Perlen an und umgab mich mit strahlenden Rubinen; er versprach mir unvergleichliche Schätze, wenn ich ihm meine Treue bewahre. Soll ich nun um eines weniger edlen Bräutigams Ihn, den ich früher besaß und der dich so weit überstrahlt, verlassen, Ihn, dessen Edelmuth höher, dessen Anblick schöner, dessen Liebe süßer ist, wie die deine? Schon genoß ich des Honigs und der Milch seines Mundes, der Wonne seiner keuschen Nähe, sein Blut fließt bereits in meinen Adern. Seine Mutter ist eine Jungfrau, die Engel dienen Ihm, dessen Schönheit Sonne und Mond bewundern, von dessen süßem Aushauch die Todten erweckt werden, dessen Berührung die Siechen heilt; seine Macht wird nimmer geschwächt, seine Schätze nehmen nicht ab. Ihm bewahre ich meine Treue allein; seine Liebe macht mich keusch, seine Umarmung macht mich rein, seine Vermählung gibt mir Jungfräulichkeit."

Als der von Leidenschaft entbrannte Jüngling diese Rede hörte, wurde er schwer krank vor großem Kummer, er mochte weder essen noch trinken. Dies erfuhr sein Vater, der Präfekt, der sogleich aus Sorge für seines Sohnes Leben die hl. Agnes vor sich kommen ließ und sie zur Ehe mit dem Jüngling zu überreden suchte. Aber die reine Jungfrau blieb dabei, sie habe einen viel edleren Bräutigam, dem ihre Treue gehöre. Da forschte der Präfekt in der Stadt nach, wer der Bräutigam sein möge, doch man fand ihn nicht; aber einer der Höflinge theilte ihm endlich mit, Agnes sei eine Christin und durch Zaubereien mit Christus wie mit einem Bräutigam verbunden.

Wie die hl. Agnes ihren Herrn bekannte.

Das war dem Präfekten eine willkommene Nachricht und er ließ die Heilige alsbald wieder vor sich führen. Dann begann er mit süßen Schmeichelworten ihre Vermählung mit seinem Sohne anzurühmen und bot alle Kunst der Rede auf, sie dazu zu bewegen. Aber das rührte die hl. Jungfrau nicht, und mit demselben ruhigen Auge schaute sie ihn an, als er schreckliche Drohungen gegen sie auszustoßen begann; das Lamm Gottes in ihrem Herzen machte sie stark, allem Trotz zu bieten. Da wagte der Präfekt einen Versuch mit ihren Eltern, denen er das Verbrechen vorhielt, Christus zu bekennen, und suchte dann am folgenden Tage die hl. Jungfrau aufs neue zu bereden. Doch die junge Heldin stand fest, wie eine starke Säule, und der Präfekt brach zuletzt in die Worte aus: „Du, rühme dich nicht weiter der Zauberkünste der Christen und lasse sie fahren, denn eher kannst du deines Herzens Wahnsinn nicht aufgeben und wirst keinem billigen Rath folgen. Eile darum zu der großen Göttin Vesta, und wenn du in der Keuschheit beharrest, dann bringe ihr Opfer als ihre Jungfrau Tag und Nacht." Sankt Agnes erwiederte ernsten Muthes: „Wenn ich deinen Sohn verschmähe, der doch ein lebender Mensch ist, um Christo treu zu bleiben, wie kannst du dir dann denken, daß ich deine stummen, tauben, seellosen Götzen ehren und zur Lästerung Gottes meinen Nacken vor einem todten Stein beugen werde?" Der Präfekt erwiederte: „Ich lasse dir dies um deiner Jugend willen hingehen, solltest mir sonst die Götter nicht so schmähen." Die Jungfrau

sprach: „Meine jungen Jahre laß dich nicht kümmern, denn der Glaube wohnt nicht in den Jahren, sondern im Herzen. Gerne möchte ich einmal deine Götter erzürnt sehen, laß sie doch einmal anfangen zu reden, laß mich doch hören, wie sie mir befehlen, sie anzubeten. Du strebest nach Dingen, welche du nicht erlangen kannst und wirst, darum thue nur, was dir gut dünkt.“ Da sprach der Präfekt zürnend: „Wähle nun eins von beiden, entweder opfere der Vesta oder du kommst in das gemeine Haus, wo deine Reinheit zu Grunde geht. Da sind keine Christen bei dir, welche dich mit Zaubermitteln ausrüsten können, um zu widerstehen.“ Auf diese schändliche Drohung entgegnete die junge Glaubensheldin mit größter Festigkeit und heiligem Muth: „Wenn du wüßtest, wer mein Gott ist, dann würde solche Rede nicht aus deinem Munde gehen. Ich aber kenne die Macht meines Herrn Jesu Christi und verachte alle deine Drohungen. So wenig ich deinen Göttern opfere, so wenig werde ich befleckt werden, denn mein Schutzengel ist bei mir, der Sohn Gottes ist eine undurchdringliche Mauer für mich, mein immer wacher Hüter und mein immer starker Hort. Aus dem Erz, woraus deine Götter gemacht sind, hätte man besser Töpfe gemacht, oder aus den steinernen, Kloaken. Siehe, Gott wohnt nicht in eiteln Steinen, sondern im Himmel, nicht in Erz oder anderem Metall, sondern in dem erhabensten Reiche; und lässest du und deines Gleichen nicht ab von ihrer Verehrung, dann erwartet euch das Feuer der Hölle.“

In wildem Zorn darüber ließ der Präfekt die

Hauses eilend mit heller Stimme rief und jubelte: „Es ist nur ein Gott im Himmel, auf Erden und im Meer, und das ist der Gott der Jungfrau Agnes, das ist der Christen Gott! All eure Tempel sind eitel Werk und eure Götter sind eitel Dunst, von denen ihr keine Hülfe erwarten dürfet!“

Da fingen die Priester der Götter an zu wüthen und zu toben und erregten einen Aufruhr unter dem thörichten Volk. Ueberall hörte man den tollen Schrei: „Weg mit der Hexe! Weg mit der Zauberin! Sie macht uns alle noch wahnsinnig!“ Der Präfekt stund starr da, er hatte das große Wunder gesehen, aber diese große Gnade ging ohne tiefern Eindruck an ihm vorüber und die arme Furcht, es möge ihm Schaden bringen, wenn er die Heilige nun vertheidige, besiegte seine bessere Ueberzeugung. Es that ihm wohl leid, daß er die Heilige nicht retten konnte, aber er wagte auch nichts dafür; er ging weg und überließ alles seinem Stellvertreter.

Von dem glorreichen Martertode der hl Agnes.

Dieser Stellvertreter hieß Aspasius, und der beschloß, sofort dem Leben der keuschen Jungfrau ein Ende zu machen. Vor allem Volk ließ er einen großen Scheiterhaufen errichten und anzünden, und als die Flamme hoch loderte, ließ er die Heilige hineinwerfen, die mit der vollen Ruhe einer Braut Jesu allem zuschaute und, in ihrem Gebet verharrend, alles still und schweigend ertrug. Aber siehe, wie wunderbar sie der Herr abermals verherrlichte: Die Flamme theilte sich, als wagte sie die ehrwürdigen Glieder der Gottesheldin nicht zu berühren,

als die Heilige mit ihren Füßen den Holzstoß betrat. Dagegen fuhr das Feuer zu beiden Seiten auf das tobende Volk, als wolle es Agnes an ihm rächen, und viele wurden von ihm verbrannt. Da sie aber zu blind waren, die Kraft Gottes in diesem neuen Wunder zu erkennen, so wütheten sie noch mehr und riefen, es sei nur Zauberei. Und mitten in den lohenden Flammen, mitten unter all dem grimmigen Volk stand die Heilige so ruhigen Herzens auf dem Holzstoß und erhob ihre reinen Kinderhände und ihre unschuldsvollen Augen zum Himmel, indem sie begeistert betete: „O Du allmächtiger, anbetungswürdiger, Du herrlicher und schrecklicher Gott und Vater unseres Herrn Jesu Christi! Ich preise Dich, daß Du mich durch die Hände der Gottlosen und den Unrath des Teufels unbefleckt hindurch geführt hast! Siehe, nun hat mich himmlischer Thau Deines hl. Geistes überflossen, die Gluth um mich stirbt, die Flamme wird getheilt und der Brand schlägt auf die zurück, welche ihn entzündet haben. O siehe, Herr, was ich glaubte, das schaue ich; was ich hoffte, besitze ich; was ich verlangte, umfasse ich. Dich bekenne ich mit meinen Lippen, nach Dir begehre ich mit meinem Herzen, nach Dir verlangt das Innerste meiner Seele. Siehe, ich komme, ich komme zu Dir, dem einem wahren Gott, der mit Jesus Christus, Deinem Sohn und unserm Herrn und mit dem hl. Geiste lebt und regiert in Ewigkeit. Amen."

Wie tief muß dieses schöne Gebet aus der Tiefe der reinen, jungfräulichen, gottentzückten Brust der Heiligen geströmt sein! Ein steinernes Herz wäre

dadurch und durch das Wunder gerührt werden, aber die Herzen der Heiden waren härter als Stein. Nachdem sie dies Gebet geendet hatte, fiel der Scheiterhaufen auseinander und kein Fünkchen blieb von der Gluth zurück. Der Stellvertreter des Präfekten aber, der nicht länger den Aufruhr, das Schreien und Toben des Volkes ertragen wollte, befahl, der hl. Jungfrau das Haupt abzuschlagen. So in ihrem Tode mit ihrem rosenfarbenen Blut überflossen, weihte unser Herr und Heiland sie zu seiner ewigen Braut und Märtyrin, und deß wollen wir ihn loben und preisen. Dies alles trug sich zu im Jahre 100 nach Christi Geburt.

Von den Reliquien der glorreichen Märtyrin.

Die Eltern der Heiligen betrübten sich nicht über ihren Tod, sie holten im Gegentheil den heiligen Leib mit großer Freude und setzten ihn in einer kleinen Besitzung bei, welche an der Straße nach der sabinischen Stadt Nomentum lag. An diesem ihrem Grabe versammelten sich bald die Christen in großen Schaaren, um Gott für den Triumph der großen Heiligen zu danken und ihre Fürbitte anzuflehen. Das ärgerte die Heiden; sie zogen in hellen Haufen bewaffnet dahin und warfen die armen Christen mit Steinen, wodurch mancher sein Leben ließ. Sie flohen alle, nur eine blieb, das war Emerentiana, eine Milchschwester der hl. Agnes und eine sehr hl. Jungfrau. Sie nahm zwar erst Unterricht im Christenthum, war aber darin schon mehr befestigt, als die meisten von uns, die heutzutage getauft sind und jeden Tag ihren Herrn verläugnen und kreuzigen.

Sie trat den Heiden unerschrocken und muthvoll entgegen und sprach: „Ihr elenden und gottlosen Menschen, ihr tödtet die, so den allmächtigen Gott bekennen?“ Aber da wandte sich die Wuth der Heiden auf sie und sie warfen die jungfräuliche Bekennerin mit Steinen todt. In der Nacht aber kamen die Eltern der hl. Agnes und begruben den hl. Leib dieser mit ihrem Blut getauften, heldenmüthigen Jungfrau neben dem unserer glorreichen Märtyrin, und wie eine Milch sie beide genährt hatte, so genossen sie von nun an zusammen derselben Glorie der Märtyrer.

An dem Grabe der hl. Agnes geschahen bald so viele Wunder, daß man ihr eine Kirche baute und den hl. Leib in dieselbe übertrug. Da mehrten sich die Heilungen noch, und wer immer zu der Heiligen seine Zuflucht vertrauensvoll nahm, der kehrte erhört heim. Später sind die hl. Ueberbleibsel getheilt worden und ein großer Theil kam nach Frankreich und Holland, wo sie ehemals in der Cathedrale des hl. Martin zu Utrecht ruhten. Als später die Calvinisten dort ihre teuflische Wuth an allem Heiligen ausließen, wurden sie in Sicherheit gebracht und befinden sich wohl jetzt auch in Frankreich. Andere Reste waren ehemals in Constantinopel und kamen in der Folge nach Spanien.

Ein Bürge für die Wahrheit dessen, was hier von der hl. Agnes gesagt wurde, ist der Kirchenvater Sankt Ambrosius, dem wir, wie gesagt, diese Nachrichten verdanken. Er fand sie in alten Schriften aufgezeichnet, und da er von ihrer Wahr-

heit Beweise hatte, so wollte er sie auch allen mittheilen, und zwar hauptsächlich als ein Spiegel für die christlichen Jungfrauen.

Von dem Pallium.

Wie ein unschuldiges junges Lämmlein von dem Hund getrieben und von dem Fleischer am Strick gezogen geduldig zur Schlachtbank geht, so auch die hl. Agnes; darum stellt man sie, deren Name ja ein Lamm bedeutet, auch dar, wie sie ein Lämmlein auf den Armen hält und an ihr Herz drückt; das Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt, ging ihr in der Marter voran und sie folgte Seinen Tritten mit der Treue einer rechten Braut. Die hl. Kirche hat ihr Fest darum von jeher hoch gefeiert, und wie jenes des hl. Bischofs Blasius durch eine eigene, sehr schöne Sitte bezeichnet. Den 21. Januar werden jedes Jahr in Rom von dem Subdiacon des hl. Vaters zwei junge, schneeweiße Lämmlein an dem Palast des Pabstes vorübergetragen, zur Kirche der hl. Agnes, und der Pabst spricht über die Thiere von seinem Fenster aus den Segen. Wenn nun das Agnus Dei beginnt, dann opfert sie der Subdiacon und jetzt darf ihre Wolle nur zu kirchlichen Dingen gebraucht werden. Später erhält der Subdiacon sie zurück und muß nun für sie sorgen, daß sie gut geweidet und gepflegt und zu rechter Zeit geschoren werden. Diese Wolle wird in ein Kloster gottgeweihter Jungfrauen gebracht und die spinnen und weben sie zu dem Pallium. Das war ehemals ein weiter Man-

tel, nun aber ist es ein breiter Streifen, der mit sechs Kreuzen bezeichnet ist, und welchen jeder Erzbischof bei seiner Weihe vom Pabst erhält. Am Vorabend des Festes des hl. Petrus und Paulus werden die Pallien in der Kirche des Vaticans geweiht und in der folgenden Nacht auf den Altar bei dem Grab des hl. Petrus gelegt. Nachher bewahrt man sie in der Nähe des Stuhles des hl. Apostelfürsten.

Wie ein Schäfer oder Hirte, indem er sein Kleid von der Wolle der Schafe nimmt, zeigt, daß er Herr der Schafe ist, so stellt auch dieß Gewand den Erzbischof als Schäfer und Hirten seiner Heerde dar. Und da der Erzbischof das Pallium auf den Schultern trägt, so sagt dir dieß, daß er wie der gute Hirt jedes verirrte Schäflein auf seine Schultern nehmen und zur Hürde des höchsten Hirten heimtragen möchte. Das ist aber gar schwer und kostet große Mühen und Leiden, darum stehen in dem Pallium die sechs Kreuze, welche auch des Bischofes Liebe zum Kreuz und Leiden andeuten, wo es immer für Gott und seine Heerde geschieht. Diese soll ihm dafür auch dankbar sein und ihm die reine Wolle ihres Gebetes schenken, damit ihn Gott in seinem schweren und verantwortungsvollen Amte stärke.

Allen christlichen Jungfrauen empfehlen wir noch einmal aus vollem Herzen das große Vorbild der hl. Märtyrin der Reinheit, ihrer besondern und mächtigen Patronin, und schließen dies Leben mit den Worten des hl. Kirchenvaters, der es uns überlieferte: „Euch besonders ist es be-

stimmt und wir flehen die Gnade des hl. Geistes an, daß unsere Arbeit durch eure treue Nachfolge der hl. Agnes vor den Augen Gottes reiche Früchte tragen möge! Amen."

(Bollandi aa. ss. jan. II. p. 305.)

Der hl. Meinrad,

Einsiedler und Märtyrer.

Die Leben der lieben Heiligen bringen dich überall in der Welt herum. Die hl. Agnes hatte uns nach der Hauptstadt der Christenheit gerufen, nach Rom, und jetzt müssen wir wieder über die hohen Alpen zurück in die Schweiz. Man sagt im gewöhnlichen Leben, wer viel herumkomme, wisse von vielem zu erzählen, aber das kann nicht jeder. Da gibt es viele, die haben die halbe Welt gesehen, aber es gibt auch einen Vogel, der fliegt, wie man zu sagen pflegt, als Gänschen über den Rhein, und kommt als Gans wieder heim; so geht es denen auch. Wer mit Frucht und Segen reisen will, der muß das Schöne und Gute, was ihm begegnet, in offenem, warmen Herzen aufnehmen und dort zur Blüthe und Frucht gedeihen lassen, sonst nutzt ihm alles nichts. So geht es auch mit unsern Reisen durch das weite, herrliche Land der Heiligen, das wahrhaft gelobte Land, das von Milch und Honig fließt, das ewige Paradies der Erde, der wonnevolle Garten Gottes, in dem die wunderbaren Jungfraulilien und Märtyrerrosen duften und blühen, mit seinen Wäldern von

Eichen der Bekenner und seinen Beeten voll bescheidener Kinderviolen und mit den verschwiegenen Büschen der Einsiedler. O armes Christenherz, dem auf einer solchen Reise nicht ein neues Leben aufgeht, in welchem da kein Lebensquell sich regt und das nicht in vollen Zügen an dem hochaufsteigenden Springquell der Heiligkeit, der die Lehren des Herrn als Thaten emportreibt und als heiligen Thau ringsum fallen läßt, ein Gott heiliges Leben trinkt. Laß ihn doch auch dein Herz anfeuchten und es wird auch fruchtbar werden, wie das der Heiligen ist und war.

Einen der hl. Einsiedler wollen wir heute in seiner einsamen Zelle besuchen, den hl. Meinrad, der zur Zeit Carls des Großen gelebt hat.

Wie Sankt Meinrad ein Mönch wurde und von seiner Liebe zur hl. Einsamkeit.

Unser Heilige wurde im Saulgau geboren, und zwar von Eltern, deren Tugenden ihre großen Reichthümer weit übertrafen. Sie hatten lange keine Kinder, ließen aber nicht ab, Gott um diesen Segen zu flehen, und als sie Erhörung bei Ihm fanden, da wußten sie keinen schönern Dank, als Ihm auch den Knaben zu weihen. Als derselbe zu den Jahren kam, wo er lernen mußte, führte ihn sein Vater zu einer Insel, welche man damals Sindlochsau nannte, weil ein Priester Namens Sindloch zuerst Mönche dahin geführt hatte; jetzt heißt es Reichenau. Ein Verwandter der Familie, der fromme Erlebald, war dort Mönch, und dessen Obhut und Leitung empfahl der Vater den frommen Knaben. Als Erlebald sah, welch ein schönes, liebes Herz und welche geistigen

Fähigkeiten der Knabe besaß, nahm er ihn mit Freuden auf und lehrte ihn mit großem Eifer die heiligen Wissenschaften. In denselben war Meinrad um so eher und besser erfahren, da er, weil man damals das Drucken der Bücher noch nicht verstand, das alte und neue Testament, die Propheten ausgenommen, mit eigener Hand abschrieb und die Werke der hl. Väter mit frommer Freude und Eifer beständig las. Vor den Belustigungen und Fehlern der Jugend hütete er sich mit großer Sorgfalt schon von frühen Tagen und hielt sich einfach und treu an dem, was ihn sein Meister lehrte. Sein Spielplatz und Lustort war die Kirche und darüber läßt sich schon manches von denen vergessen, die sich ihr mit allen Kräften zu weihen beflissen sind.

Als er fünfundzwanzig Jahre alt war, wurde er zum Diacon und wenige Jahre später zum Priester geweiht, und das war einstweilen für ihn das höchste Ziel seiner innigsten Wünsche. Wie ein heiliger Engel, der die Gebete der Menschen in goldnen Schalen zu dem Thron Gottes trägt, stand er am Altar, wenn er das hochheilige Opfer verrichtete und alle Brüder und Patres erbauten sich an ihm. Zu dieser Zeit war Hatto Abt auf der Insel, ein gelehrter Mann von ausgezeichneter Tugend; dem sagten die vielen Geschäfte, welche er hatte, nicht länger zu, er sehnte sich allein mit seinem Gott zu sein und zog sich in die Einsamkeit zurück. Sein Nachfolger wurde Erlebaldus, der nun bei dem frommen Priester Meinrad darauf drang und ihn bat, daß auch er die heiligen Gelübde ablegen und ein Mönch werden möge. Meinrad folgte ihm wil-

lig und war von da an als Mönch eben so musterhaft, wie er vorher als Priester gewesen war. Im heiligen Gehorsam war keiner so rasch und freudig, im Fasten keiner so streng, im Gebet keiner so anhaltend, an Barmherzigkeit keiner so reich, wie er, und dabei war er der Demüthigste und Bescheidenste von allen.

Des hl. Meinrad Verlangen nach der Einsamkeit.

Der große Glanz der Tugenden Meinrads bestimmte den frommen Abt Erlebaldus, diesen seinen Schüler in ein zu dem Kloster gehörendes kleines Klösterchen, welches an dem Züricher See lag und jetzt Bollingen oder Oberbollingen heißt, zu senden, damit er dort der Schule vorstehe, denn damals gab es nur in den Klöstern Schulen und den Klöstern allein haben wir die Aufrechthaltung und Bewahrung der Wissenschaften zu danken. Wenn darum die heutigen Marktschreier der Wissenschaft über die Unwissenheit der Mönche und dergleichen schimpfen, so beweisen sie dadurch nichts anderes, als daß weder Scham noch Ehrgefühl in ihrem Herzen, und noch weniger Wahrheit in ihrem Munde wohnt, denn den Klöstern danken sie alles, was sie von alter Zeit wissen. Da hatte der Heilige nun Gelegenheit, mit seinen Gaben, mit seinem vom Herrn empfangenen Talent reichlich zu wuchern und große Garben für die Scheune Jesu zu schneiden. Das that er auch; aber das befriedigte sein Herz nicht, welches nur dahin strebte, in der hl. Einsamkeit ganz an dem Herzen seines göttlichen Meisters zu ruhen und Ihm in Gebet und Betrachtung sich vollkom-

mener zu weihen, ganz mit seinem Gott allein zu sein. Das war ja von jeher die süßeste Wonne heiliger Seelen. Eines Tages nahm er seine Schüler mit sich und fuhr in einem Kahn mit ihnen in die einsamen Gegenden, welche an dem Ufer des Sees lagen: „Hier wollen wir Fische fangen," sprach Meinrad zu ihnen, und sie kamen zu einem Flüßchen, das durch stille, dunkle Wälder floß und in dem der Heilige seine Begleiter Fische fangen hieß. Er selbst ging weiter, um sein Wohnplätzchen für die Folge zu wählen. Als er zu ihnen zurückkehrte, hatten sie eine große Menge von Fischen da liegen und er sprach: „Liebe Kinder, danket dem Herrn, der uns mit seinen Gaben so barmherzig bedacht hat. Wenn es euch nun beliebt, dann wollen wir mit denselben heimkehren." Da nahmen sie die Fische, gingen weiter und kamen zu einer kleinen, unfern vom Ufer liegenden Stadt, die Rapperswyl heißt. Dort gingen sie in das Haus einer frommen Frau und erquickten sich an Speise und Trank. Als der Heilige diese Frau beobachtete und sie erkannte, wie sie der Furcht Gottes und der Barmherzigkeit so voll war, da eröffnete er ihr das Geheimniß seiner Seele, indem er sprach: „Liebe Tochter Christi, wenn du mich anhören willst, so will ich dir etwas offenbaren; aber vorher bitte ich dich, daß du niemanden etwas davon sagest und wohl überlegest, ob sich das ausführen läßt, was ich mir in Gottvertrauen vorgenommen habe. Diese Einöde gefällt mir besser, als alle Schätze der Welt, und ich möchte mir dort gerne eine Zelle bauen, in welcher ich meinem Gebet ungestört obliegen könnte, wenn

ich nur jemand fände, der mir mein Nothdürftiges um der Liebe Gottes willen gäbe. Weil ich aber dieſen Troſt nicht habe, ſo ſchweige noch davon.“ Die fromme Frau erwiederte: „Ich ſpreche nicht davon, aber wenn du dein frommes Vorhaben ausführen willſt, dann werde ich dir um Gottes willen mit dem Nöthigen dienen und deine Wünſche alle gerne befriedigen.“ Der Heilige lobte und pries Gott in ſeinem Herzen und dankte der frommen Frau, dann kehrte er mit den Schülern in ſein Klöſterlein zurück und bat unter ſchweren Kämpfen, die ein ganzes Jahr dauerten, unter Faſten und Gebet den Herrn, daß Er ihn in ſeinem Vorſatz beſtärken wolle, wenn es Sein heiliger Wille ſei. Und es war der Wille Gottes; darum nahm er Urlaub von ſeinem Abt, verließ ſein Klöſterlein, ſeine Schule, und machte ſich auf zu der Frau, die er fragte, ob ſie in ihrem Vorſatz beharre? Dieſe ſagte, ſie habe ihren Sinn nicht geändert, und da wanderte er fröhlichen Herzens in den tiefen, dunkeln Wald und baute ſich da mit ihrer Hülfe eine Zelle und ein Kirchlein. Noch heut ſieht man da die Meinradskapelle auf dem Etzel, welche durch die frommen Gebete des Heiligen und ſein Faſten und in Gott verſunkenes Leben ſo ehrwürdig iſt. Alles, deſſen er bedurfte, erhielt er von der Frau und andern frommen Leuten.

Sein frommes Leben in der Einöde.

Sankt Meinrad zählte damals nur dreiundzwanzig Jahre, und ſein Leben oder vielmehr ſein Kampf war ſo heilig, daß das fromme Volk in

Menge zu seiner Einsiedelei strömte. Das war aber nicht nach seinem Sinn und er sprach zu der frommen Frau: „Gott lohne dir alles Gute, was du an mir gethan hast, aber hier kann ich nicht länger bleiben. Ich will mir in dem Wald eine andere Wohnung suchen, wo ich den Leuten unbekannt bleibe; dahin sende mir dein frommes Almosen.“ So setzte er denn seinen Stab weiter und kam nach vier Stunden in ein von Bergen rings eingeschlossenes Thal. Da baute er mit Hülfe frommer Männer und besonders auch der Aebtissin Heilwiga von Frauenmünster eine Zelle und daneben ein kleines Kapellchen, welches er der allerseligsten Jungfrau Maria

widmete. Dann setzte er sein hl. Leben mit noch größerer Strenge fort, den Leib beständig mit Kreuzigungen verfolgend, damit dessen Schlacken seine Seele nicht verunreinigten. Die stärksten Versuchungen hatte er dort von dem bösen Feind auszu-

ſtehen, die härteſten Kämpfe erhoben ſich in ſeiner Seele, aber ſein hl. Engel trat oft ſichtbarlich zu ihm und tröſtete, kräftigte und ermuthigte ihn, ſo daß endlich der Böſe geſchreckt, keine Angriffe mehr auf ihn wagte.

Eines Tages kam ein Zimmermann durch den Wald und fand zufällig die arme Zelle. Der Mann wunderte ſich, wie jemand in einer ſolchen Wildniß leben könne und machte es überall kund; da erſcholl des Heiligen guter Leumund in das ganze Land. Bald darauf wurde dem Zimmermann ein Kind geboren; da lief er in den Wald zu Sankt Meinrad und bat ihn, er möge um Gottes willen mit ihm gen Rapperswyl gehen und das Kind aus der Taufe heben. Das that der Heilige gern und der Ruf ſeiner Heiligkeit drang immer weiter.

Ein anderesmal kam ein Bruder mit einigen andern Mönchen aus dem Kloſter Reichenau, um St. Meinrad zu beſuchen. Der nahm ſie freundlich und liebevoll auf und gab ihnen all das Wenige, was ſeine Zelle beſaß. Als es nun gegen Abend ging und die ſchimmernden Sterne am Himmel zur Ruhe mahnten, da ſaßen ſie noch immer bei einander und ergötzten ſich in frommen Geſprächen. Dann legten ſie ſich zum Schlafe nieder, der Bruder mit ſeinen Begleitern in einer Zelle, Sankt Meinrad allein in der andern. Nach kurzer Ruhe erhob ſich der heilige Diener Gottes und wachte in dem gewohnten Gebet. Des Bruders Augen aber floh der Schlaf, und als er ſich ſo ruhelos auf ſeinem Lager wälzte, litt es ihn nicht länger auf demſelben und er ſtand auf und ſchlich leiſe zu der Thür der Kapelle. Da ſah er

einen Knaben in weißem Gewand und von wunderbarer Schönheit aus dem kleinen Heiligthum treten, der schien ihm kaum sieben Jahre alt und ging zu dem Heiligen Gottes und betete mit dem Betenden, und führte fromme Gespräche mit ihm. Der Bruder hörte wohl diese heiligen Reden, aber deren Sinn konnte er nicht fassen. Dann kam der Knabe auch zu dem Bruder und sagte ihm viele wunderbare Dinge, die er aber keinem offenbaren durfte.

Von dem blutigen Heimgang des hl. Meinrad.

Als der liebe Heilige den Ort seiner zweiten Zelle suchte, ging ein Bruder mit ihm, der schaute sich viel um und sah ein Rabennest mit zwei jungen Raben. Da nahm er die Vöglein mitleidsvoll mit sich, schlug sie in seinen Mantel und folgte dem Heiligen, der die Vögel nun liebevoll fütterte und pflegte: diese Raben und die Gaben der Frau von Rapperswyl waren damals sein einziger Trost. So gewöhnten sich die Raben an ihn und wurden recht mit ihm vertraut.

Sechsundzwanzig Jahr hatte er in der Einsiedelei verbracht, fern von allem, was die Welt das ihre nennt, ganz in Gott versunken und Alles, was Gottes ist; da gab der böse Feind zweien seiner gottlosen Diener den schändlichen Gedanken ein, den frommen Diener des Herrn zu ermorden. Sie waren aus Nördlingen; der eine hieß Petrus, der andere Richard, und beide waren der Meinung, sie würden bei Sankt Meinrad große Schätze und Reichthümer finden. Es war am Morgen; da trat der Heilige zu dem Altar, um nach gewohnter Weise Gott dem

Herrn das hl. Opfer der Messe darzubringen, und da kamen auch die beiden Mörder heran, um ihre ruchlose That zu verüben. Die Raben schienen ihren Plan zu ahnen, denn sobald sie dieselben sahen, flogen sie auf und erfüllten den morgenstillen Wald mit seltsamem Geschrei und Krächzen, welches das Echo wiederholte, so daß selbst die beiden Mörder darüber staunten und sich entsetzten. Es war dieß wie ein letzter Mahnruf Gottes an die Herzen dieser Menschen, aber sie wollten ihn nicht verstehen und verharrten in ihrer Bosheit.

Sankt Meinrad hatte eben das hochheilige Fleisch und Blut seines Heilandes mit einer mehr als englischen Andacht und Innigkeit empfangen, er verharrte noch in stillem Gebet, als er die Offenbarung von Gott empfing, daß zwei Mörder seiner harrten und er bald vor dem ewigen Thron seinen verdienten Lohn empfangen werde. Er betete noch einen Augenblick fort, küßte dann die Reliquien der Heiligen und empfahl sich für seinen letzten Streit Gott und den Heiligen, von denen die Reliquien stammten. Dies sahen die Mörder, die draußen bereits tobten und wieder die Thür schlugen, aber auch der Anblick rührte sie nicht. So vorbereitet schritt der hl. Held, auf dem Gottes Kraft ruhte, mit festem Fuß zur geschlossenen Thüre, öffnete und sprach, die Mörder freundlich begrüßend: „O ihr lieben Gesellen, warum kommet ihr so spät? Warum eiltet ihr nicht zu kommen, um meine, des armen Priesters heilige Messe zu hören? Tretet aber ein und betet zu Gott, in dessen Hand Frieden und Gnade ruht, und dann kommt zu mir; was ich euch von

Gottes Segen geben kann, hoffe ich von seiner Güte zu erlangen, dann mögt ihr das Werk vollenden, wozu ihr hierher gekommen seid.“ Da traten die wilden Menschen ein, aber nicht, um dem Rathe St. Meinrads zu folgen, sondern ihre Unthat auszuführen. Der Heilige gab ihnen seinen Mantel und seine Kutte, er brachte ihnen auch Speise und Trank, indem er sprach: „Da, nehmet dies aus meinen Händen und vollbringt euern Willen an mir. Dann könnet ihr hier mitnehmen, was ihr wünschet.“ Die Mörder fragten; „Was meinst du denn, warum wir gekommen seien?“ und der Heilige erwiederte mit hoher, unerschütterlicher Ruhe: „Ich weiß, daß ihr kommt, um mich zu tödten, aber lasset mich euch nur noch um eins bitten. Wenn ihr mein irdisches Leben geendet habt, dann nehmet die Kerzen dort, welche ich eigens dazu gemacht habe, und stellet eine zu meinen Häupten, die andere zu meinen Füßen. Habt ihr das gethan, dann eilet fort, damit ihr nicht von denen, welche hierher zu kommen pflegen, überrascht werdet und der Strafe verfallet.“ Solch eine wunderbare Liebe trug dieser Heilige diesen verruchten Menschen selbst zu, und welches Herz hätte sie nicht gerührt! Aber des einen Antwort war: „Da du uns selbst das Zeichen gibst, warum sollen wir noch zögern?“ Und er faßte den durch Fasten und Kasteiungen schwachen Mann, warf ihn nieder und rief seinem Gesellen zu: „Nun schlage zu, und wenn der Mönch uns nicht sagt, wo er sein Geld und Gut hat, dann muß er sterben.“ Sankt Meinrad erwiederte: „So wahr Gott lebt, ich besitze nichts, als das Brod, welches ich euch gab, und das Krüglein

Wein.“ Während dessen schlug Petrus ihn grausam mit seinem Knüppel, aber Richard schrie: „Du Feigling schlägst nicht recht, halte mir den Mönch, ich werde ihn besser schlagen; wenn er nicht sogleich bekennt, haue ich ihm den Schädel ein!“ Da hob der Heilige seine ehrwürdigen Hände zum Himmel, empfahl seine Seele Gott und empfing den betäubenden Schlag auf sein geweihtes Haupt. Die rohen Mörder aber fuhren fort, den Halbentseelten zu mißhandeln und drückten ihm den Hals zu, bis er seine reine, fromme Seele aushauchte und seinem Herrn zurückgab. Als sie emporstieg, erfüllte plötzlich ein süßer Wohlgeruch die Kapelle und den ganzen Wald, wie wenn ein Engel die kostbarsten Spezereien darüber ausgegossen hätte; das war ein Zeichen, wie der Martertod und die hohe Tugend des Heiligen vor Gott duftete.

Von den Raben und der Strafe der Mörder.

Als die beiden Mörder diesen Geruch wahrnahmen, erschracken sie und einer sprach: „O wehe uns, wir haben doch übel gethan an diesem heiligen Mann.“ Da sagte der andere: „Laß uns schnell die Kerzen anzünden, wie er gewollt hat.“ Und sie zogen die hl. Leiche aus und legten sie in das Bett, worin er zu schlafen gewohnt war, nachdem sie zuvor ein Leintuch ausgebreitet hatten. Dann nahmen sie die Kerzen vom Altar und stellten eine zu Häupten des Heiligen, eilten auch zur Kapelle, um Feuer zu holen und sie anzuzünden. Als sie aber zurückkehrten, fanden sie dieselben brennend, da sie doch erloschen waren, und es überfiel sie eine solche Angst, daß sie

nichts von dem Schmuck und Geräth des Altares anzurühren wagten und, mit einigen Kleidern sich begnügend, davon eilten. Als sie aber aus der Zelle traten, siehe da flogen die treuen Raben des Heiligen wie wild auf sie zu und kratzten und hackten nach ihnen und schrieen, daß der Wald erhallte, als wollten sie ihren todten Herrn rächen. So von ihnen verfolgt, kamen die Mörder in das nahe Dorf; da stand ein Zimmermann vor seiner Thür und sein Bruder bei ihm. Als diese beiden das wunderliche Schauspiel sahen, sprach der Zimmermann: „Siehe Bruder, sind das nicht meines Gevatters Meinrad Raben?“ Der Bruder erwiederte: „Sie sind es sicherlich und die Leute haben ihm etwas gethan.“ Der Zimmermann sprach: „Ich bitte dich in brüderlicher Treue, folge ihnen nach, ich will unterdessen zu meinem Gevatter Meinrad gehen und lugen, wie es um ihn steht.“ So eilte er fort und empfand bald den süßen Duft, der ihn sehr wunderte; aber er fand auch seines lieben Gevatters Leiche und lief mit großem Jammer nach Hause zurück. Da sandte er seine Frau und andere Leute in den Wald, bei der Leiche zu wachen, er selbst aber verfolgte die Mörder bis nach Zürich; da fand er seinen Bruder, der sie aufhielt und rief: „O weh, lieber Bruder, es ist üble Zeitung, die ich dir bringe, mein Gevatter ist ermordet.“ Die Mörder saßen aber in einem offenen Wirthshaus,*) und auch da ließen die Raben nicht von ihnen ab; darum gingen die beiden

*) Es hieß noch lange nachher, heißt vielleicht jetzt noch: „Zu den Raben.“

Brüder kühn auf sie zu und ergriffen sie und führten sie vor den Richter. Jetzt wurden ihre harten Herzen mürb, sie sahen die rächende Hand Gottes und bekannten ihre Schuld, verkündeten auch die Zeichen, welche sie gesehen hatten. Wie einige sagen, wurden sie zur Strafe lebendig verbrannt, nach andern flocht man sie vorher aufs Rad und die Raben flogen an der Gerichtsstätte umher, bis sie todt waren, dann kehrten sie in den Wald zurück. Dort soll man sie am Vorabend des Festes des Heiligen noch jedes Jahr sehen.

Von den Reliquien des hl. Meinrad.

Unterdessen war die Kerze bei der hl. Leiche bis auf das Stroh heruntergebrannt, in dem sie stund, die Flamme hatte auch das Stroh ergriffen, aber der hl. Leib selbst war unversehrt. Als der Abt von Reichenau von dem Mord hörte, sandte er eine Botschaft zu des Heiligen Zelle, um die hl. Ueberbleibsel abzuholen, damit sie in Reichenau ruhen könnten. Als dieß kein Hinderniß fand, kam der Abt Walther mit seinen Brüdern und führten St. Meinrads Körper heim. In der Kapelle auf dem Etzel wurden seine Eingeweide beigesetzt, die hl. Leiche aber mit großen Ehren in der Kirche der Abtei Reichenau begraben. Seine Zelle stand sechzig Jahre lang unbewohnt, dann wurde von dem frommen Einsiedler Gregorius und dem Dechanten Eberhard aus Straßburg eine Kapelle an ihrer Statt gebaut, wozu sie selbst die Steine brachen, Kalk brannten und alle Arbeit besorgten. Sankt Conrad, Bischof von Straßburg, weihte sie ein und Sankt Ulrich

von Augsburg ſtand ihm bei, und ſie wurde zur Ehre unſerer lieben Mutter Maria geweiht. Dies geſchah im Jahr 948. Und die gnadenreiche Mutter wohnte gerne daſelbſt und zeichnete den heiligen Ort durch wunderbare Gnaden aus, ſo daß er einer der berühmteſten Wallfahrtsorte wurde. Es iſt heutzutage das ſchöne Kloſter Einſiedeln in der Schweiz, ſo genannt nach dem hl. Einſiedler Meinrad, der im Jahr 863, am 21. Januar, dort ſeine Siegeskrone davontrug. Es iſt bis auf dieſe Stunde eine Pflanzſtätte der Heiligkeit und verbreitet reichen Segen weit und breit. Möge der hl. Schutzmantel Marias beſonders in dieſen Tagen ſeine geweihten Mauern decken, und St. Meinrad die mächtige Hand ſeiner Fürbitte über ihm halten!

O Gott, laß uns Deiner lieben Mutter Maria Heimſuchung genießen und gib uns auf die Fürbitte des lieben Herrn und Heiligen Sankt Meinrad, daß wir in dieſem Leben Dir dienen und einſt mit ihm in ewiger Freude und Seligkeit Dich loben und preiſen durch Jeſum Chriſtum, unſern Herrn. Amen.

Joh. Laic.

(Bolland. aa. ss. jan. II. p. 381. Seb. Brant, Leben der Heiligen, Strasb. 1517. II. f. 144.)

Die heilige Ida,

Gräfin von Toggenburg, Klausnerin.

Nichts wird dem Menschen, sogar dem frommen und tugendhaften schwerer, als sich in solche Schikkungen und Zulassungen Gottes zu ergeben, welche einen falschen Verdacht von Schande und Ehrlosigkeit auf ihn bringen und seinen reinen Wandel bemakeln. Denn, heißt es gar oft: Prüfungen und Leiden, die Gott mir zuschickt, will ich in Demuth und Geduld hinnehmen; aber was die Menschen mir zu leide thun, und noch dazu so verläumderisch, so lügenhaft, das kann ich nicht ertragen, dazu darf ich nicht schweigen, dagegen muß ich mich vertheidigen. — Und mit dieser verkehrten Ansicht, daß irgend Jemand ohne Zulassung Gottes ein Haar auf unserm Haupte krümmen könnte, vertheidigen wir uns, gerathen dabei in Zorn, in Bitterkeit, in Haß, und verwandeln den Myrrhentrank, den wir mit unserm süßen Heiland theilen könnten, in Gift, wovon unsre Seele tödtlich erkrankt. Die Heiligen machen es aber nicht so, und darum wollen wir ein wenig bei dieser heiligen Seele in die Schule gehen. Liebe heilige Ida, du Geschmähte, du Verläumdete, du Mißhandelte, die du so große Verkennung so überaus demüthig ertragen hast, bitte für uns, damit wir in Gottvertrauen und Seelenfrieden verharren,

wenn eine Verleumdung oder unverschuldete Schmach uns trifft, bitte für uns im süßen Namen Jesu.

Das Gebet.

Unfern der alten freien Reichsstadt Ulm in Schwaben lag auf einer Höhe das Schloß Kirchberg, Stammsitz einer gräflichen Familie dieses Namens, die einige sehr fromme Mitglieder zählte. Der frömmsten einer unter diesen Herren war Graf Hartmann, dem das Herz danach brannte, recht viel zur Ehre Jesu zu thun. Er fing damit an, das große schöne Kloster Wiblingen zu stiften und es den Ordenssöhnen St. Benedikts zu übergeben, damit das Lob Gottes Tag und Nacht darin gesungen werde. Gern hätte er selbst die Zahl der Diener Gottes im Kloster vermehrt, allein er hatte eine geliebte fromme Gemalin und ein wunderliebliches Töchterchen und an Beiden hing sein Herz, darum blieb er in der Welt. Doch war er immer bereit, auf jede Weise, welche die Standespflichten mit sich brachten, dem lieben Gott zu dienen. Als nun der Ruf zu den Kreuzzügen durch die ganze Christenheit erschallte und alle Länder und Völker und Stände sich erhoben, um das heilige Grab dem Türken zu entreißen und das heilige Land zu befreien, da fand Graf Hartmann keine Ruhe daheim. Hatte der liebe Gott den Himmel verlassen, um seine arme Seele zu retten, so mußte nun er, Graf Hartmann, Schloß und Heimath, Weib und Kind verlassen, um die gebenedeite Erde zu küssen, die durch die unbegreifliche Liebe Gottes die Stätte seines Lebens, Leidens und Ster-

bens im Fleisch — und später ein Raub der Muselmänner geworden war. Diesen Raub ihnen wieder zu entreißen — dahin stand damals Sinn und Begehr jedes Christen; und einem solchen Unternehmen sich anzuschließen, war Glaubens- und Ehrenpflicht jedes christlichen Ritters. Graf Hartmann empfand nun wohl einiges Herzeleid, sich von seiner lieben Ehefrau zu trennen, aber der Abschied von seinem Töchterchen, der kleinen Ida, ward ihm noch viel schwerer. Weil er aber Gott zu lieb zum heiligen Grabe zog, so gab ihm Gott eine feste und freudige Ausführung seines frommen Entschlusses, und mit seinem jüngeren Bruder ging Graf Hartmann von dannen, Weib und Kind dem Schutz der lieben heiligen Gottesmutter inbrünstig empfehlend.

Ida's Jugend.

Still und zurückgezogen, wie eine Wittwe, lebte die Gräfin jetzt auf Kirchberg. Sie bemühte sich ihre Pflichten als Hausfrau und Mutter mit verdoppelter Treue zu erfüllen, da ihr durch die Abwesenheit des Gemals, des Hausherrn und Vaters, auch dessen Verpflichtungen zugefallen waren. Treu und gerecht, sorgsam und gottesfürchtig stand sie ihrem Hause vor und wachte sie darüber, daß nichts Anderes, als gute Beispiele und fromme Worte das unschuldige Auge und das reine Herz ihres Kindes berührten. In Fleiß und Sittsamkeit, in Frömmigkeit und Mildthätigkeit, im tiefsten Gottvertrauen und in größter Demuth erzog sie die kleine Ida, indem sie die Lehren, die sie derselben gab, zuerst

übte und sie dadurch dem Kinde einprägte. Weil Ida ihre Mutter in ihrer gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt immer so still und zufrieden sah, wurde auch sie ganz still und sinnig ernst von Jugend auf; und weil sie ihre Mutter so viel und andächtig beten und so gottselig leben sah, so faßte auch sie ganz früh eine solche Neigung zum Gebet und einen solchen Zug nach den himmlischen Dingen, daß sie in unschuldig kindlicher Weise mit Gott und den lieben Heiligen wie mit ihres Gleichen umging. Dabei übte sie eifrig unter Anleitung ihrer Mutter alle Werke der Barmherzigkeit und der Nächstenliebe, und erlernte fleißig alle Geschicklichkeiten und Kunstfertigkeiten, welche Frauen ihres Standes besitzen mußten. Der Name dieser Mutter, die den Keim zu der künftigen Heiligkeit in das Herz ihrer Tochter legte und pflegte, ist in den Chroniken der Menschen nicht verzeichnet worden; aber droben in den Chroniken der Engel wird er ohne Zweifel mit so goldenen Buchstaben eingeschrieben stehen, daß der liebe Gott ihn deutlich lesen kann, und das ist die Hauptsache, denn das hilft uns für die Ewigkeit.

So verging eine Reihe von Jahren, und Ida wuchs zu einer wunderbar schönen Jungfrau heran. Es war, als habe sich ihre schöne Seele eine eben so schöne leibliche Hülle gebildet. Ihre Augen besonders waren von einem Glanz, wie das Sonnenlicht selbst. Sie aber wußte nicht, daß sie, und wie schön sie sei.

Endlich, nach tausend Mühsalen und Gefahren, die er zu Land und zu Wasser und im Krieg gegen die Ungläubigen bestanden hatte, kehrte Graf Hart-

mann nach Schloß Kirchberg zurück, wo er mit unbeschreiblicher Freude von seiner Frau und seiner Tochter empfangen wurde. Auch er war sehr froh, wieder daheim im deutschen Vaterland und bei den Seinigen sich zu befinden; aber über Alles beglückte ihn seine holdselige Tochter. Wie denn das zu gehen pflegt, er begnügte sich nicht damit, sie als den Trost seiner Augen bei sich zu behalten, sondern wünschte, sie recht glänzend und glücklich vermält zu sehen. Es fehlte auch nicht an Bewerbern; allein er fand keinen, den er seiner Ida würdig gehalten hätte. Ida selbst bekümmerte sich nicht im mindesten um diese Angelegenheit, und obwohl das Leben auf Kirchberg seit der Rückkehr ihres Vaters viel munterer und geselliger geworden war, so blieb sie doch dem eingezogenen stillen Wesen treu, welches ihr seit der Kindheit eigen war, und nur auf des Vaters Wunsch nahm sie Theil an Festen und Lustbarkeiten. Diesem Wunsch folgend, mußte sie ihn einmal nach Cöln begleiten, wo ein prachtvolles Turnier die Blüthe des deutschen Adels versammelte. Da hatte sich auch Graf Heinrich von Toggenburg, aus dem Schweizerkanton St. Gallen, eingefunden. Kaum hatte er auf dem Turnier Ida gesehen und erfragt, wer sie sei, als er sich bei dem Grafen Kirchberg sogleich um sie bewarb. — Und diesmal nahm der Vater die Bewerbung an, denn Graf Heinrich schien ihm ganz der Mann zu sein, der durch Rang und Stand und ritterliche Tugenden für seine Ida passe. Ida, im schlichten Gehorsam auferzogen, folgte gerne dem Gemal, den ihr Vater ihr zuführte, und bei neunzehn Jahren ward sie zu

Kirchberg mit Graf Heinrich vermält und folgte sie ihm auf die Toggenburg

Ida's Ehe.

Wäre Ida nicht die sanftmüthigste und friedlichste der Frauen gewesen, so würde sie in ihrem Ehestand wenig Freuden gefunden haben, denn Graf Heinrich liebte sie zwar über alle Maßen, war auch ein sehr großmüthiger und ritterlicher Herr, aber von einem solchen Jähzorn und so unfähig der geringsten Selbstbeherrschung, daß er durch die unbedeutendste Kleinigkeit außer sich vor Wuth kommen konnte. Tag für Tag in die nächste Berührung mit einem solchen Character zu kommen und immer den ersten Ausbrüchen seines Zornes ausgesetzt zu sein, ist äußerst mühselig. Entweder wird man kalt und gleichgültig, oder ungeduldig und mürrisch gegen ihn, und in beiden Fällen ist das häusliche Glück zerstört. Doch Ida wurde weder das eine, noch das andere, sie liebte ihren Gemahl in Gott und um Gottes willen, daher ward sie nie erkältet und nie erzürnt, mochte er sie in seinen Ausbrüchen der Heftigkeit auch noch so sehr kränken, oder ihr das bitterste Unrecht thun. Nie widersprach sie ihm, nie beklagte sie sich, nie machte sie ihm Vorwürfe; freundlich und demüthig schwieg sie zu Allem, was er that und sagte, und nur wenn sein böser Anfall längst ausgetobt hatte, machte sie eine sanfte Bemerkung, wenn Jemand anders, als sie, durch ihn beleidigt worden war. Zu ihren eigenen Gunsten sprach sie aber nie ein Wort. Da nun Graf Heinrich ein sehr

gutes Herz hatte und hinterher — doch leider zu spät! — auch immer sein Unrecht einsah und es bedauerte, sie betrübt zu haben: so rührte ihre Sanftmuth ihn außerordentlich, nur nicht in der Weise, wie es ihm ersprießlich gewesen wäre, nämlich, daß er sich gebessert hätte, sondern so, daß er sie um so mehr mit wilder Heftigkeit liebte. Seine jähzornigen Anfälle abgerechnet, lebten sie recht glücklich. Ida vermied mit sorgfältigster Schonung Alles, was ihren Gema lhätte aufbringen können, und bat täglich und inbrünstig den lieben Gott, in Gnaden zu verhüten, daß jemals durch ihre Schuld der häusliche Friede gestört werde.

Ida's frommer Wandel.

Uebrigens lebte sie auf der Toggenburg wie sie auf Kirchberg gelebt hatte: immer vor dem Angesicht Gottes, immer in seiner heiligen Gegenwart sich haltend. So stand sie ihrem Hauswesen vor, welches Er ihr anvertraut hatte, als einer Verwalterin Seiner Habe und Güter; so fertigte sie kunstvolle Stickereien — zum Schmuck Seiner Kirchen; so besuchte sie Hülfsbedürftige und Kranke — worauf Er so wunderbare Gnade gelegt hat; so leitete sie ihre Dienerschaft an, Seine Gebote und die der heiligen Kirche pünktlich zu befolgen; so fand sie im Gebet ihre süßeste Erquickung, weil sie da unmittelbar vor ihn hintreten und zu ihm sprechen konnte, wie ein vertrauensvolles Kind zu seinem guten Vater. Welche Beschäftigung, welche Arbeit ihr obliegen mochte, nichts störte ihre Sammlung, nichts unterbrach ihre Vereinigung mit Gott.

Dies gottselige Leben erbaute ihre Hausgenossen und Diener ungemein und eiferte sie an, dem Beispiel ihrer frommen Gräfin zu folgen. Nur Einer machte davon eine Ausnahme, und zwar der Liebling und vertrauteste Diener ihres Gemahls. Dieser Unselige, Conrad hieß er, faßte eine verbrecherische Leidenschaft für seine edle Gebieterin und folgte ihr einst, nicht wie ein getreuer Diener, sondern wie ein großer Bösewicht. Am Fuß des Berges, auf dem die Toggenburg sich erhob, breitete ein weiter Wald sich aus, durch den man gehen mußte, um in einer Kirche dem öffentlichen Gottesdienst beizuwohnen. Nicht begnügt mit der Andacht in der Schloßkapelle, besuchte Ida häufig jene Kirche, und auf einem solchen Gange ward sie einst von dem elenden Conrad in böser Absicht überfallen. Aber der liebe Gott stand ihr bei. Ihr Hülferuf ward von dem Jäger Cuno gehört, der eben den Forst durchstreifte. Er eilte herbei, und Conrad konnte nichts Anderes thun, als sich der Gräfin zu Füßen werfen und um die Gnade flehen, daß sie ihm vollständig vergeben und gegen ihren Gemahl schweigen wolle. Ida kannte den Grafen Heinrich zu gut, um nicht zu wissen, daß er Conrads verbrecherischen Anschlag auf der Stelle mit dem Tode gestraft haben würde. Da nun der Frevler bittere Reue erheuchelte und tausendmal Besserung versprach, so zitterte Ida vor dem Gedanken, daß ihretwegen Blut vergossen werden könne. Sie versprach zu schweigen, ließ sich von Cuno ebenfalls das Wort seiner strengen Verschwiegenheit über dies Ereigniß geben und verzieh mild ihrem Todfeind. Conrad wurde, wie alle ver-

ſtockten Böſewichter, nicht erweicht, nur verhärtet durch das Gute, welches Ida an ihm that; denn er wollte ſich nicht bekehren. Ueber eine ſolche Seele iſt der Satan Herr.

Ida's Ring.

An einem ſonnenhellen Frühlingstag ließ Ida auf einem großen Altan Pelze, Teppiche u. dergl. mehr an die friſche Luft bringen. Auch ihre Schmuckkäſtchen, die mit Sammt überzogen waren, brachte ſie herbei, öffnete ſie, damit der Frühlingswind Alles durchwehe. Da die ſämmtlichen Sachen auf einem Altan ſich befanden, zu dem man nur durch ihr Zimmer gelangen konnte, ſo ließ ſie dieſelben nicht weiter bewahren. Es ſtellte ſich aber ein Dieb ein, auf den ſie nicht vorbereitet geweſen war! Unter ihrem Schmuck befand ſich auch der Verlobungsring, den Graf Heinrich ihr geſchenkt hatte. Er war vom feinſten Golde mit einem prachtvollen Rubin verziert. Mochte nun der Sonnenſtrahl mit ganz beſonderem Glanz auf dieſen feurigen purpurfarbenen Edelſtein fallen — genug, ein Rabe ward angelockt von dem hellen Gefunkel, flog auf den Altan, nahm den Ring in den Schnabel und trug ihn geſchwind zu ſeinen Jungen ins Neſt auf einer alten Ulme, ohne daß irgend Jemand es bemerkt hätte. Als nun gegen Abend die Sachen vom Altan genommen und in den Schränken wieder aufbewahrt wurden, entdeckte Ida, als ſie ihr Schmuckkäſtchen ſchloß, daß ihr prächtiger Verlobungsring fehle. Voll Beſtürzung und Angſt wegen des Eindrucks, den dieſer Ver-

luſt auf Graf Heinrich machen werde, ſchwieg ſie gegen Jedermann, hatte auch auf Niemand den geringſten Verdacht „weil ſie eine goldfromme Gräfin war“ — wie ihr alter Biograph ſagt — und ſuchte nur im Stillen nach ihrem theuern Kleinod, immer hoffend, es werde und müſſe ſich zwiſchen den übrigen Sachen finden, da ja außer ihren Kammerfrauen keine Seele den Altan betreten hatte.

Am andern Morgen ſtrich der Jäger Cuno durch den Wald und kam unter die Ulme auf welcher ſich das Neſt des diebiſchen Raben befand. Eine zahlreiche Brut ſtreckte die ſchwarzen Köpfe über den Rand des Neſtes hinaus und der junge Jäger kam auf den Einfall, einen dieſer Vögel mitzunehmen, zu zähmen und zum ſprechen abzurichten. Geſchwind erklettert er die Ulme, ſchaut ins Neſt, um ſeine Beute auszuwählen, die jungen Raben drängen ſich geängſtigt und mit heiſerem Gekrächz zuſammen — und ſieh! dabei kommt der prächtige Ring zum Vorſchein. Kaum hatte Cuno den erblickt, ſo läßt er den jungen Raben fahren, bemächtigt ſich des Ringes, klettert eilfertig vom Baume herab, kehrt auf's Schloß zurück, erzählt dem ſtaunenden Hofgeſinde freudenvoll, welchen herrlichen Fund er im Rabenneſte gethan und zwängte ſich triumphirend den Ring an den Finger, damit Jeder ihn ſehen und bewundern könne. Dies Ereigniß war allerdings erſtaunlich und der Jäger Cuno mochte wohl von manchem Kameraden beneidet werden, daß er aus dem Neſt ſtatt eines garſtigen ſchwarzen Raben, ein ſo köſtliches goldenes Ei mitgebracht habe. Conrad, der bübiſche Kammerdiener, ließ es aber nicht bei dem

ſtillen Neid bewenden; er hoffte, die Stunde ſei da, um Rache an der Gräfin und an Cuno zu nehmen. Die Uebrigen kannten den Ring nicht; er aber erkannte denſelben ſogleich für den Verlobungsring, den ſein Herr ſeiner Braut verehrt hatte, und darauf baute er ſeinen Plan.

Ida wird verleumdet.

Als Conrads Dienſt ihn zu ſeinem Herrn berief, erheuchelte er ein ſo beſtürztes und betrübtes Geſicht, daß Graf Heinrich irgend einen unangenehmen Verfall muthmaßen mußte, und dadurch in üble Laune verſetzt, unwirſch fragte, was es denn gebe? Conrad erwiderte: „O gar nichts, gnädiger Graf!“ mit einem Ausdruck, als wolle er ſagen, daß die Toggenburg untergegangen ſei. Kurz, ehe Graf Heinrich eine einzige Sylbe erfahren hatte, war er ſchon ganz grimmig geſtimmt, und nun erſt rückte Conrad mit ſeiner Erzählung heraus. Cuno, der Jäger, trage ſeit geſtern einen wunderſchönen Ring, der ihm aber ſehr eng ſei, am Finger und behaupte, denſelben in einem Rabenneſt gefunden zu haben. Cuno ſei immer ein ehrlicher Burſch geweſen, ſonſt würde er, Conrad, behaupten, dieſer Ring ſei der nämliche, mit welchem der gnädige Graf der Frau Gräfin ewige Treue angelobt hätte. Wäre dies aber wirklich, was er jedoch nicht glauben könne, der Verlobungsring, ſo müſſe Cuno ihn geſtohlen haben, und dann ſei es wundernswürdig, daß er ihn ſo frech zur Schau trage; oder — — hier hielt der Böſewicht inne, erzwang ein noch betrübteres Ge-

ſicht und überließ es dem Grafen den Schluß zu ziehen. Graf Heinrich war leichenblaß geworden, und ſeine Zähne ſchlugen krampfhaft gegen einander, ſo daß er kein Wort ſprechen konnte. Nun hub Conrad wieder an: „Es würde wohl am Beſten ſein, wenn ſich der gnädige Graf durch den Augenſchein überzeugen wollten, daß es der prächtige Verlobungsring — nicht iſt.“ Graf Heinrich ſchwieg. „Soll ich den Jäger Cuno vielleicht rufen?“ fragte Conrad weiter, und ſetzte dann, wie ſich beſinnend, hinzu: „Er würde aber freilich nicht mit dem Ring am Finger erſcheinen, wenn er ihn geſtohlen hätte.“ Graf Heinrich zitterte vor Grimm und ſagte nur: „Bringe ihn her!“ und der tückiſche Conrad berief ſchleunig den Jäger Cuno zum Grafen. Kaum war jener unbefangen und mit ſeinem ſchönen Ring am Finger in deſſen Gemach getreten, ſo fiel Conrad über ihn her, riß ihm den Ring ab und überreichte ihn dem Grafen. Ja, es war ſein Verlobungsring!! In dem vollen Wahnwitz der Eiferſucht, ohne zu überlegen, ob die Beſchuldigung die mindeſte Wahrſcheinlichkeit für ſich habe, ohne dem armen Cuno ein Wort zu geſtatten, ſchrie Graf Heinrich all ſeine Diener zuſammen und gab den grauſamen Befehl, den unſchuldigen Jäger an den Schweif eines wilden Pferdes zu binden und ihn gräßlich zu Tode ſchleifen zu laſſen. Im Nu war das Bluturtheil vollzogen und das wilde Pferd raste mit dem Unglücklichen den Berg hinab und in den wilden Wald hinein, wo das arme Opfer, furchtbar zerfleiſcht, unter unſäglichen Qualen den Geiſt aufgab. Gott wolle ſeiner Seele gnädig ſein!

Die Wuth des Grafen war durch diese That der wildesten Rache aber mit nichten gestillt und seine tobende Eifersucht ließ ihn auch gar nicht zur Besinnung kommen. So wie er das Urtheil über Cuno gefällt und dessen Vollstreckung gesehen hatte, stürzte er zur Gräfin und hielt ihr, so gut wie sein Ingrimm es zuließ, vor Zorn stammelnd ihre eingebildete Missethat vor. Da sie ihm während seiner Tobsucht nie widersprach, auch jetzt vor Entsetzen und Ueberraschung gar nicht an ihre Verantwortung, sondern nur an seine Befürchtungen dachte so kniete sie mit gefalteten Händen nieder. Graf Heinreich hielt aber in seiner Blindheit diese Handlung der Demuth für ein Geständnis der Schuld, die um Gnade bittet, und in der vollen Raserei seiner Eifersucht reißt er Ida von ihren Knieen auf, schleppt sie zur höchsten Zinne des Wartthurms empor und stürzt sie von oben in die schauerliche Tiefe hinab. Es war ein Sturz von 800 Fuß über Gemäuer und kahle Felsenklippen, über Bäume, Gestrüpp und Dornen in ein undurchdringliches Dickicht hinein, das sich am Fuß des Felsens, auf dem die Burg erbaut war, ausbreitete und an einen großen Wald anschloß. Ida mußte an den Steinen zerschellen, von Aesten und Dornen zerrissen werden, und wenn ihr entseelter Leib den Boden erreichte, den Raben und Geiern als Atzung dienen. So dachte Graf Heinrich, schöpfte Athem und glaubte sich in seinem guten Recht, während er zwei unschuldige Menschen umgebracht und ohne Beichte und Absolution aus der Welt geschickt hatte: solch Blendwerk veranlaßt

der Jähzorn. Aber der liebe Gott wollte nicht, daß seine fromme Dienerin ein so gräßliches Ende nehmen und wie eine Missethäterin von den Raben zerhackt werden solle. Er wollte durch ihre Rettung verherrlicht werden. Darum winkte er seinen Engeln und sie breiteten ihre weißen Flügel aus und fingen damit die arme Ida auf, als Graf Heinrich sie von den Zinnen herabschleuderte, trugen sie ganz sanft zur Tiefe, und legten sie unverletzt im Dickicht auf dem hohen Grase nieder.

Als Ida sich mit gesunden Gliedern und bei voller Besinnung da unten wiederfand, sah sie wohl ein, daß dies nur durch Gottes wunderbaren Schutz möglich sei. Ihr Erstes war also, sich auf die Knie zu werfen und ihm inbrünstig für die große Gnade zu danken, daß er sie nicht in ihren Sünden habe dahinfahren lassen. Dann begann sie nachzudenken, was nun aus ihr werden, was sie anfangen, wohin sie sich wenden solle. Ihr Gemahl verstieß sie und war so blind von ihrer Schuld überzeugt und von Haß erfüllt, daß er sich selbst zu ihrem Scharfrichter gemacht hatte; — also konnte sie nicht hoffen, ihn zu versöhnen. Ihre Eltern würden entweder ihrem Gemahl Glauben schenken, und dann die unwürdige Tochter verstoßen — oder ihr glauben, und dann den Graf Heinrich hassen, vielleicht in Feindschaft und Fehde mit ihm sich verwickeln. Eines war ihr so schmerzlich, als das Andere, sie erwog Alles vor Gott und erkannte, daß sie nun doch einmal eine Verstoßene von der Welt sei, und daß sich eigentlich nur Er ihrer betrübten Lage annehmen könne; und da beschloß sie denn, fortan auch nur für

Ihn und mit Ihm zu leben und all ihre Sorgen auf Ihn allein zu werfen. In merkwürdiger Weise führte sie diesen Entschluß aus.

Ida als Klausnerin.

Der starke Zug zu Gott, den Ida von Jugend auf gehabt hatte, ward durch den Schutz, den Seine Barmherzigkeit bei diesem großen Unheil ihr so mildreich verliehen, dermaßen verstärkt, daß sie sich Seiner grenzenlosen Liebe ebenfalls mit unbegrenzter Liebe hingab und ein Leben begann, wie die Altväter es in der Wüste geführt haben. Von Strauchwerk und dürren Baumzweigen stellte sie sich eine Art von Hütte zusammen, in welcher sie nothdürftig vor Regen und Schnee und vor den Thieren des Waldes geschützt war, und da lebte sie siebenzehn Jahre ohne menschliche Hülfe, ohne menschlichen Zuspruch, ohne menschlichen Trost, ganz versenkt in die andächtige Betrachtung Desjenigen, der dreiunddreißig Jahre in der Wildniß des Erdenlebens als ein göttlicher Einsiedler verweilt hat. Und wie es Ihn nur einen Willenshauch gekostet hätte, um heimzugehen auf den seligen Thron der allerheiligsten Dreifaltigkeit, und wie er blieb, von der Liebe zu den Seelen gebunden: so hätte Ida aus ihrer Waldeshütte leicht den Felsen zum Schloß emporsteigen und sich als eine wunderbar Gerettete und gleichsam durch ein Gottesurtheil als unschuldig Anerkannte ihrem Gemal vorstellen können, aber sie blieb in ihrer Wildniß, die ganze Welt verschmähend, von Liebe gebunden zu dem göttlichen Liebhaber ihrer

Seele. Nach dem Maaß einer solchen Hingebung und Treue maß denn auch Gott Seine Gnaden ab. Er umgab sie mit einem undurchdringlichen Schilde gegen Alles, was ihr hätte schaden können, gegen die rauhe Witterung, gegen Krankheit, gegen den Mangel aller gewohnten Lebensbedürfnisse, gegen Entmuthigung des Geistes, gegen Versuchungen aller Art, welche der Feind des ewigen Heils so häufig den Seelen schickt, die in der Einsamkeit Gott dienen wollen. Fehlte es ihr nicht an all diesen Kämpfen, so fehlte es ihr noch weniger an der Gnade um sie zu überwinden. Auch für ihres Leibes Leben sorgte der himmlische Vater, der die Lilien auf dem Felde kleidet und die Sperlinge auf dem Dach ernährt. Die Milch der Hirschkühe, die Beeren des Waldes, das Wasser des Bächleins bildeten ihre Nahrung. Die heiligen Einsiedler in den ersten Zeiten des Christenthums erreichten das höchste Alter bei ihrem Wüstenleben, während es ihnen an Allem mangelte, was wir für nothwendig halten. Gott wollte eben durch diese wunderbaren Menschen verherrlicht werden; darum gab Er ihnen besondere Gnaden und mit diesen überströmte Er nun auch Seine fromme Einsiedlerin Ida.

Nur eine Entbehrung war ihr so unerträglich, daß sie dieselbe nicht verschmerzen konnte, nämlich die, zuweilen dem hochheiligen Meßopfer beizuwohnen. Da Ida bei den Menschen für todt gelten wollte: so durfte sie sich nie und nirgends am Tage außerhalb ihrer Klause sehen lassen, um sich in ein Gotteshaus zu begeben. Im Winter aber, wo es in früher Morgenstunde noch tiefe Nacht ist, wäre es

wohl möglich gewesen, in dem benachbarten Kloster Fischingen unbemerkt der ersten heiligen Messe beizuwohnen. Aber wie sollte sie in der tiefen Finsternis durch den dichten Wald ihren Weg finden? Da bat sie einmal den lieben Gott recht inbrünstig, Er möge ihr dazu verhelfen, wenn es zum Heil ihrer Seele sei; und siehe, in aller Frühe ward sie am nächsten Morgen durch ein helles Licht geweckt, das ihre Einsiedelei erleuchtete. Sie stand auf und trat befremdet hinaus. Was gewahrte sie? einen Hirsch, der auf seinem Geweih zwölf zierliche Lichter trug, und der sich auf den Weg machte, so wie Ida erschien. Sie folgte freudig dem seltsamen Diener, der sein Amt sehr vorsichtig und pünktlich vollzog und ihr bis zur Pforte der Klosterkirche vorleuchtete. Dort erloschen plötzlich alle zwölf Lichter. Nachdem Ida das Glück genossen hatte, mit dem hochheiligen Opfer das Opfer ihres dankerfüllten Herzens zu vereinigen und sich zu bestärken in dem Vorsatz treuer Hingebung an den einzig und ewig Getreuen, verließ sie, immer noch bei dunkler Nacht, das Gotteshaus, fand vor demselben ihren geheimnißvollen Leuchterträger und erreichte glücklich, unbemerkt und ungefährdet, ihre Klause. Dies wiederholte sich so oft, wie der liebe Gott ihrer Seele diese Vergünstigung gönnen wollte.

Ida wird entdeckt.

So verstrichen Tage, Monate und Jahre. Sie waren leichter für Ida in gänzlicher Entäußerung von allem Irdischen, als für Graf Heinrich auf

seiner stolzen Toggenburg; denn sie hatte ein ruhiges Gewissen und Frieden in Gott, und er hatte beides nicht — sondern genau das Gegentheil. Was er auch unternahm, um sich zu zerstreuen, er konnte nirgends Ruhe finden. Jede Erinnerung an Ida war ihm äußerst peinlich und mit großer Sorgfalt mied er das Gemach, das sie bewohnt hatte. Er konnte sie gar nicht vergessen!

Nun traf es sich, daß sein Leibjäger eines Tages hitzig einem Wild nachsetzte und dabei immer tiefer und tiefer in das undurchdringliche Dickicht gerieth, welches Idas Einsiedelei am Fuß des Felsens umgab. Da entdeckte er plötzlich menschliche Fußtapfen und sein Hund entdeckte sie ebenfalls und ward so eifrig, sie zu verfolgen, daß er nicht ruhte, bis er vor der Klause stand und durch lautes Gebell seinem Herrn einen ungewöhnlichen Fund ankündigte. Der Jäger durchdrang mühsam das dichtverwachsene Gebüsch und staunte nicht wenig, als er endlich zu einer menschlichen Wohnung gelangte; aber noch viel mehr, als er in derselben seine ehemalige Gebieterin fand. Er hielt sie Anfangs für ein Gespenst, denn es schien ihm unmöglich, daß sich ein lebendes Wesen so lange Jahre in dieser Einöde aufhalten, und daß er die Gräfin so unverändert wiederfinden könne. Deßhalb bekreuzte er sich mit großem Entsetzen; aber das vermeintliche Gespenst blieb ganz friedlich und freundlich. Da wagte der Jäger sich heran, kniete vor der Gräfin nieder und bat um die Gnade, ihre Hand küssen zu dürfen. Sie reichte ihm die Hand, und als er nun seine Ehrfurcht ihr bewiesen und nebenbei sich über-

zeugt hatte, daß sie wahr und wahrhaftig noch im sterblichen Leibe wandele, eilte er flugs von dannen und hinauf zum Schloß, ruhte auch nicht, bis er zum Grafen selbst gedrungen war und ihm das unerhörte Ereigniß mitgetheilt hatte. Diese unerwartete Nachricht traf Graf Heinrich wie ein Wetterschlag und ein Sturm der widersprechendsten Regungen erwachte in ihm. So war er denn nicht Idas Mörder — und war doch selbst ihr Henker gewesen! So hatte denn Gott diejenige erhalten, die er so grausam verstoßen hatte! So war sie denn unschuldig und der arme Cuno auch — welch eine Schuld lastete dann auf ihm!

In unbegreiflicher Aufregung und großer Hast gebot er dem Jäger, ihn in die Einöde zu führen. Der getraute sich kaum, den verwilderten Pfad wiederzufinden; er pfiff seinen Hund herbei und der, als ob er wisse, um was es sich handele, brachte sie auf den richtigen Weg. Sie kamen zur Einsiedelei, und auf den ersten Blick erkannte Graf Heinrich seine Ida. Sie war ganz unverändert, nur hatten Angesicht, Geberden und Ausdruck etwas Ueberirdisches, wie das leicht erklärlich ist bei einer Person, die seit langen Jahren keinen andern Umgang, als mit Gott und seinen Engeln, keine andre Sprache, als das Gebet, keine andere Freude, als himmlische Entzückungen gehabt hat. Unter tausend Thränen fiel er ihr zu Füßen, bekannte seine Schuld, klagte sich bitterlich als ihren und Cunos Mörder an, versprach alle Genugthuung zu leisten und alle Buße zu thun, wenn sie ihm verzeihen und wieder ihren Platz als seine geliebte Gemalin einnehmen wolle.

Nicht umsonst hatte Ida so viel tausendmal gebetet: „Vergib uns unsre Schuld“. Ihr Herz zerschmolz vor Wehmuth, daß ihr unglücklicher Gemal Cunos Mord auf der Seele hatte; an die Unbill, die er ihr zugefügt hatte, dachte sie kaum, denn die hatte ja Gott längst mit so reichlichen Gnaden überdeckt. Daher tröstete sie ihn aus ganzer Seele, bat ihn, keine Rache an dem elenden Verläumder Conrad zu nehmen und nur für zwei Dinge zu sorgen: erstens, daß er sein gequältes Gewissen durch aufrichtige Reue und Buße reinige und erleichtere; zweitens, daß ihr guter Name wieder in Unbeflecktheit vor der Welt hergestellt werde. Sie versicherte ihn, daß sie gar nicht anders, als mit dem innigsten Wohlwollen an ihn denken und mit großer Treue ihm zugethan bleiben werde; allein sie bat um Erlaubniß, ihr abgeschiedenes Leben fortsetzen zu dürfen, indem sie sich zu sehr an den ausschließlichen Umgang mit ihrem himmlischen Bräutigam gewöhnt habe, um bei einem irdischen Gemal den mindesten Trost finden zu können.

Ida setzt ihr Einsiedlerleben fort

Graf Heinrich sah wohl ein, daß diese so unmittelbar von Gott geführte Seele die klare Erkenntnis von dem, was sie zu ihrem Heil bedürfe, haben werde. Daher wagte er nicht, sie um ihre Rückkehr auf die Toggenburg ferner noch zu bestürmen; nur bat er sie, diesen Ort zu verlassen, der für ihn ein so bittrer Vorwurf sey. Mit frommer Liebe willigte sie ein und bat ihn, er möge ihr eine Klause

am Fuß des Berges, genannt das Hörnlein, auf einer Wiese, unfern vom Kloster Fischingen, erbauen. Weiter bedürfe sie nichts; in der äußersten Armuth habe sie den größten Reichthum, in der gänzlichsten Verlassenheit die mächtigste Stütze gefunden; dabei solle es bleiben. Was sie übrigens zur Erhaltung ihres Lebens brauche, werde ihr das gute Landvolk schon im Vorübergehen an ihrer Klause reichen; Geld und Gut ihres Gemals bedürfe sie nicht mehr. Und so geschah es. Am nämlichen Tage noch ließ Graf Heinrich auf der bezeichneten Stelle ein Häuslein errichten, das Ida bezog, sobald es fertig war, und das sie nie verließ, außer um den Gottesdienst in Kloster Fischingen zu besuchen. Weil ihr wunderbares Schicksal sehr schnell bekannt und sie dadurch zu einem Gegenstand der Neugier für die Menschen wurde, die sich an dem Anblick der großen Lieblinge Gottes nicht sowohl erbauen, als ergötzen mögten: entzog sie sich nach Kräften allen Blicken und ging nach wie vor, von ihrem Hirsch mit den zwölf Lichtern geführt, bei Nachtzeit in die Klosterkirche. Doch auch dieses Wunder blieb nicht verborgen, erhöhte nur den Glanz ihrer Heiligkeit, welche sie im Dunkel zu begraben suchte. Ihr gottseliger Wandel von der Wiege an, die Verkennung von Seiten ihres Gemals, die Unthat, zu der er sich hinreißen ließ, ihre Rettung vom Tode, ihre Erhaltung in der Wildnis, die augenscheinlichen Gnaden, welche Gott ihr erwies, und jetzt diese erstaunliche Demuth, diese große verzeihende Liebe, dieser unzerstörbare in Gott wurzelnde Gleichmuth, diese hohe Erleuchtung in göttlichen Dingen, welche

sie aus seinen unmittelbaren Eingebungen schöpfte, dies Alles machte sie zu einem Mirakel ihrer Zeit. Von nah und fern wendeten sich die Menschen in Angelegenheiten ihres Seelenheiles an die blutarme Klausnerin, die von dem wohlthätigen Bauernvolk ihrer Gegend mit Milch und Brod erhalten wurde, und Unzählige verdankten ihrem Rath und Gebet Trost, Ruhe und Frieden. Auch ihr Gemal, Graf Heinrich, führte fortan ein stilles, bußfertiges Leben auf der Toggenburg. Er starb vor Ida und ohne Nachkommenschaft und seine Grafschaft kam an das Kloster von St. Gallen, der ältesten Stätte des Christenthums in der Schweiz.

Ida stirbt eines seligen Todes.

Unfern des Klosters Fischingen, welches den Ordenssöhnen des hl. Benedict gehörte, lag auch ein kleines Kloster von Benedictinerinnen. Diese gottseligen Frauen hatten mit besonderer Erbauung und Andacht die wunderreiche Kunde von den außerordentlichen Schicksalen der ehemaligen Gräfin von Toggenburg, der Klausnerin Ida, vernommen, die jetzt mit so mannhafter Standhaftigkeit ein Leben fortführte, vor dessen Strenge und Entsagung die strengste Ordensfrau erschrack. Sie hörten, mit welcher überirdischen Andacht sie zu Fischingen der hl. Messe beiwohnte, die hl. Sakramente empfing, und sie sehnten sich unaussprechlich darnach, dies Kleinod von Heiligkeit in ihre nächste Nähe, und damit den Segen Gottes auf sich herab zu ziehen. Doch die Dienerin Gottes blieb in ihrer gänzlichen Lostrennung von allem Verkehr mit den Menschen,

es sei denn, daß man sie um Gebetshülfe ansprach, um sich in der Einsamkeit desto ungestörter der Vereinigung mit ihrem himmlischen Bräutigam zu freuen. Als sie nun so zunahm an Verdiensten, nahm sie auch zu an Jahren, und da ließen die Ordensfrauen ihr vorstellen, daß Niemand wissen könne, wenn ihr letztes Stündlein schlage, wenn sie in ihrer Einsiedelei verbleibe, und daß sie dadurch wahrscheinlich den Trost der hl. Sterbsacramente würde entbehren müssen; daher möge sie doch ihrem Klösterchen die Ehre ihrer Gegenwart schenken; sie habe ja volle Freiheit, ihre Lebensweise beizubehalten. Dies nahm Ida an. Sie ging nicht in das Kloster, lebte nicht mit den Ordensfrauen nach St. Benedicts Regel und legte nie die Gelübde ab; allein sie ließ sich eine Zelle auf dem Gottesacker erbauen, die so gelegen war, daß sich ein Fensterchen in die Klosterkirche öffnete und ein anderes in das Kloster. So konnte sie den Gottesdienst und den Anblick des hochwürdigsten Gutes genießen, und andrerseits Gelegenheit zu menschlicher Ansprache haben, auch Speise und Trank durch das zweite Fensterlein empfangen. Und so führte sie bis zu ihrem Ende das außerordentliche Leben fort, welches Gott selbst auf einen so außerordentlichen Weg gewiesen hatte. Mit der Liebesgluth eines Seraphims bereitete Ida sich nun auf ihr Abscheiden vor, denn um so mehr, als die Kräfte der Seele stiegen, sanken die des Körpers, und sie merkte wohl, daß der Bräutigam auf dem Wege sei, um die Braut in sein Reich zu führen. Endlich kam dieser glückselige Tag! es war der 3. November. Von der Jahreszahl kann man nur sa-

gen, daß es gegen das Ende des 12. Jahrhunderts war. In der Klosterkirche zu Fischingen am St. Nikolausaltare ward ihr hl. Leib begraben, während ihre verklärte Seele frohlockend zu dem ewigen Brautfest flog. Auf ihre Fürbitte wirkte Gott viele Wunder, aber keines war größer als das, daß er sie selbst zu einem lebendigen Wunder gemacht hatte. Wie ein garstiger Wurm wollte der Fuß des Menschen sie zertreten, sie in die doppelte Finsterniß der Schmach und des Todes begraben; und aus dieser äußersten Verachtung hob die Hand Gottes sie empor und setzte vor aller Welt Augen auf ihre unverdienter Weise befleckte Stirn den Kranz seiner geliebtesten Bräute, die unvergängliche Strahlenkrone der Heiligen. So verhält sich der Menschen Urtheil zum Urtheil Gottes!

Ida Hahn-Hahn.

Himmelfahrt Mariä.

Die Engel sangen süßen Sang,
Daß es im Himmel hoch erklang.

Sie sangen: Ave, Jungfrau rein,
Du sollst des Himmels Königin sein.

Dir ist bereit ein herrlich Thron
Mitten im Himmel bei Deinem Sohn.

Ein Königliche, güldne Kron
Gibt die Dreifaltigkeit zu Lohn.

All' Völker sprechen selig Dich
Auf Erd', im Himmel, ewiglich.

Der hl. Apoſtelſchüler, Biſchof und Märtyrer

Polycarpus.

Zu der Zeit des hl. Biſchofes Bucolus lebte in Smyrna eine fromme Frau, mit Namen Calliſto. Dieſer erſchien in einer Nacht ein Engel Gottes, welcher zu ihr ſprach: „Calliſto, ſtehe auf und gehe zum Thor, das nach Epheſus führt, da werden dir nach kurzem Wege zwei Männer begegnen, welche einen Knaben mit ſich führen, der Polycarpus heißt. Frage ſie, was ſie für ihn verlangen, gib ihnen den geforderten Preis und nimm den Knaben zu dir, er ſtammt aus dem Morgenlande. Bei dieſem Auftrag ſprang der gottesfürchtigen Frau das Herz vor Furcht und Freude im Leibe; ſie erhob ſich raſch von ihrem Lager und eilte dem Thore zu, wo ſie Alles fand, wie es der Engel geſagt hatte. Sie nahm den Knaben mit ſich in ihr Haus und freute ſich ſeiner Erziehung, und daß ſie ihn in der Lehre des Heiles unterrichten konnte; ihre Mühe trug auch reiche Frucht, denn das Kind bewies eben ſo große Anlagen des Geiſtes, als zu einer innigen und herzlichen Frömmigkeit. Darum trug ſie eine ganz mütterliche Liebe zu ihm und machte den Knaben, als er größer wurde, zum Verwalter ihres Vermögens, indem ſie alle Schlüſſel in ſeine Hände legte.

Eines Tages verreiste sie und übergab dem Polycarpus die Sorge für das Haus. Da kamen Wittwen, Waisenkinder und viele andere arme Leute und baten um Almosen; der um Wein, jener um Oel, ein anderer um Getreide, je nach ihrer Nothdurft. Und der fromme Jüngling gab ihnen allen, so daß keiner darbte; er gab viel, so daß die Kammern und Keller sich leerten. Aber wer um Gottes willen gibt, der empfängt auch wieder; das erfuhr Polycarpus. Denn die Dienstboten im Hause ärgerten sich über seine Freigebigkeit, und als Callisto heimkehrte, klagten sie ihn der Verschwendung an. Sie ließ sich die Schlüssel von Polycarpus geben und wollte sich selbst davon überzeugen; aber siehe, Kammern und Keller strotzten von Fülle, so daß sie zürnend die Ankläger strafen wollte, doch Polycarpus bat für sie und gestand seine Freigebigkeit, die so wunderbar gesegnet worden war. Seitdem wuchs Callisto's Vertrauen auf ihn: sie nahm ihn an Sohnesstatt an, und als sie starb, überließ sie ihm all ihren Reichthum.

Von dem Augenblicke an schritt Polycarpus auf dem Wege, der zum Heile führt, unaufhaltsam fort, indem er sich immer mehr als einen Fremdling auf Erden betrachtete, dessen Vaterland das himmlische Jerusalem ist. Sich ganz dem Herrn zum Opfer darbietend, brachte er all seine Zeit mit dem Studiren in der hl. Schrift, mit eifrigem Gebet und Werken der Barmherzigkeit zu. Er gab allen, die es bedurften, reichlich, aber was seinen Leib betraf, dessen Speise und Kleider, da war er sparsam und gönnte sich nur das Nöthigste. Der Lärm und das Geräusch der

Straßen und Märkte war ihm verhaßt, die Einsamkeit werth. In seinem ganzen Wesen lag etwas Ernstes, Besonnenes, gegen alle Weltdinge Gleichgültiges. Wenn Jemand ihn zu keck ansah, erröthete er, denn er bewahrte mit großer Sorgfalt die Ehrbarkeit und Reinheit. Eitle und leere Menschen floh er oder schwieg zu ihrem Gerede, die Bösen aber mied er, wie giftige Schlangen und reißende Thiere. Wenn er vom Felde nach Hause zurückkehrend oft alte Leute mit schweren Holzlasten auf dem Rücken sah, dann kaufte er sie ihnen mitleidig ab und ließ es zu den Häusern armer Wittwen bringen.

Als er in das männliche Alter trat, nahmen sein Gebetseifer und seine frommen Uebungen immer mehr zu, und da beschloß er auch, sich nicht durch das Band der Ehe an die Erde fesseln zu lassen, sondern seine Keuschheit Gott zu opfern. Das alles konnte dem hl. Bucolus, dem Bischof der Stadt, nicht verborgen bleiben; er zog ihn zu sich heran und Polycarpus liebte ihn bald mehr, als er seinen Vater geliebt hätte. Je mehr Bucolus im nähern Umgang seine Liebe zu den Armen, seine Reinheit und Frömmigkeit kennen lernte, um so mehr fühlte er sich gedrungen, ihn dem Priesterstand zu gewinnen, und als Polycarpus zustimmte, gab der Bischof ihm die Weihe eines Diakons. Der Heilige bewieß sich dieser Würde werth und begann nun mit dem heiligen Feuer seiner Rede gegen Heiden, Juden und Ketzer zu Felde zu ziehen, um ihre Seelen zu Gott zu führen, und in der Kirche die Heilslehren den Gläubigen auf eine so tiefe Weise zu erklären, besonders die Geheimnisse der hl. Dreifaltigkeit und

der Menschwerdung Christi, und die große Heiligkeit der von Jesus, dem Gottessohn, gegründeten Kirche, daß wie ein neuer Geist, ein höheres Licht die Gemeinde durchdrang. Laut und herrlich stimmte er auch den Preis der heiligen Reinigkeit an, welche er die Vorläuferin der ewigen Seligkeit nannte.

Sankt Polycarpus als Priester und Bischof.

Schon zeigten sich graue Haare an Policarps Schläfen, da weihte der Bischof Bucolus ihn unter dem Jubel aller Gläubigen zu einem Priester der hl. Kirche Gottes, obgleich der demuthvolle Diakon lange widerstrebte, indem er die hohe Würde und die schwere Bürde der Pflichten dieses erhabenen Amtes, sowie den Fluch erwog, welchen der unwürdige Priester auf sich zieht. Er ergab sich erst dann, als der Wille Gottes zu offenbar war und aller Frommen Rath damit im Einklang stand. Mit frischem Eifer fuhr er jetzt in seinen Predigten fort, in denen er so begeistert und dabei so ausführlich, überzeugend und klar über die Heilslehre sprach, daß seine Zuhörer das, was er behandelte, lebendig vor ihre Augen treten sahen. Seine Stimme, wie sein ganzes Aussehen, hatte dabei etwas Ernstes und doch wieder Süßes und Mildes, und trug dazu bei, die Herzen seiner Zuhörer mächtig mit sich fortzureißen.

Wir können uns darüber nicht wundern, wenn wir bedenken, daß Polycarpus noch mit den heiligen Aposteln des Herrn umging und den hl. Johannes seinen Lehrer nannte, daß er außerdem noch viele andere kannte, die Jesum mit eigenen Augen gesehen hatten, die Sein Wort aus Seinem göttlichen

Munde gehört und Seine Wunder erstaunt hatten. Darum konnte er auch in Rom die Kirche so glänzend gegen die Ketzer Marcion und Valentinus vertheidigen und sagen, er habe die Wahrheit von der Apostel Lippen, die eine und einzige Wahrheit der Kirche, so daß die Ketzer ihren Anhang verloren.

Ein schönes Bild Polycarps aus dieser Zeit seines Lebens gibt uns der h. Irenäus, sein Schüler, in einem Briefe an den Irrlehrer Florinus, worin er sagt: „Deine Lehren haben die Priester, welche vor uns lebten und Schüler der Apostel waren, dir gewiß nicht übergeben. Ich meine, ich sähe dich noch — ich war damals noch ein Knabe — bei Polycarp in der Kirche und es steht noch lebendiger vor mir, als was gestern sich zutrug, so daß ich dir den Ort noch nennen kann, wo Polycarpus lehrend saß, wie würdevoll er auftrat und einherging, wie edel seine Gestalt war, wie er begeistert zu der Menge sprach, wie er von seiner vertrauten Freundschaft mit Johannes und den übrigen, die den Herrn gesehen, erzählte, wie gegenwärtig ihm alles war, was er von ihnen über Christus, Seine Lehren und Seine Wunder vernommen hatte, und welches alles mit den Schriften übereinstimmt. Das wurde mir durch Gottes Gnade zu hören verliehen, und ich schrieb es nicht auf Pergament, sondern in mein Herz, und erwäge es Tag und Nacht und kann vor Gott bezeugen, wenn der apostolische Priester dich reden gehört hätte, dann würde er sich die Ohren zugehalten und nach seiner Weise gerufen haben: „O guter Gott, welche Zeiten läßt Du mich erleben, daß ich solches dulden muß!“ Er wäre vor dir geflohen,

von dem Ort, wo er stand oder saß, wenn er solche Rede gehört hätte."

Der hl. Bischof Bucolus war schon alt und sein Lebensende nahte, da empfing er in einem Gesicht die Weisung vom Himmel, Polycarpus zu seinem Nachfolger in der bischöflichen Würde zu bestellen. Der hl. Greis war voller Freude darüber, und als er sein Ende nahen fühlte, nahm er des frommen Priesters Hand und drückte sie zuerst an seine in den letzten Athemzügen klopfende Brust, dann an sein bleiches Antlitz; damit wollte er sagen, daß er alle Pflichten und Charismen, welche an beiden Theilen hafteten, seines Herzens Flammenliebe zu Gott und das offene, feste Bekenntniß Seines Sohnes, sein Athmen und Leben in dessen Lehre nun auf Polycarpus übertrage. Die Anwesenden staunten darüber und freuten sich, aber der fromme Priester war zu demüthig, um an die Bedeutung dieser Handlung zu denken. Jene aber riefen, nachdem der h. Bucolus begraben war, die Bischöfe der benachbarten Städte zur Wahl eines neuen Oberhirten der Stadt Smyrna zusammen, und sie meldeten ihnen, was Bucolus gleich vor seinem Ende gethan hatte. Die Bischöfe kamen und Polycarpus schloß sich den heiligen Männern an, weil sein Amt ihn mit in die Kirche rief. Er mußte nämlich vor der Wahl die Stelle aus den Briefen des hl. Paulus an Timotheus und Titus vorlesen, worin der Apostel die nothwendigen Eigenschaften eines Bischofes auseinandersetzt. Als er dies nach dem üblichen Gebet und den Kniebeugungen that, da strahlte eine solche Demuth, ein solches Licht der Heiligkeit von ihm aus, daß es

allen Anwesenden im Herzen klar wurde, er und kein anderer müsse Bischof sein. Dann folgte die Ermahnung der Bischöfe und nach ihr gingen die Diakonen umher und fragten jeden Einzelnen, wen er zum Bischof wähle? Da sprachen alle einstimmig: „Polycarpus soll unser Bischof und Lehrer sein.“ Die Bischöfe und Priester stimmten alle mit Jubel ein. Aber das war für die Demuth des Polycarpus eine harte Probe, er bat und flehte, ihm das für Engelschultern zu schwere Amt zu erlassen, er wollte selbst fliehen, doch da traten die Diakonen auf ihn zu und führten ihn zu den Bischöfen, unter denen auch der hl. Apostel Johannes war, welcher ihn nach dem Zeugniß des hl. Hieronymus zum Bischof von Smyrna weihte.

Da stand nun der Heilige vor den Heiligen und die Thränen seiner Demuth und Frömmigkeit flossen in Strömen über seine Wangen und netzten den hl. Ort, als die Mahnung an ihn erging, der Sitte gemäß einige Worte an das Volk zu richten. Dies that er in demüthigster Weise und bat alle Bischöfe, Priester und Laien, ihm mit ihrem Gebet beizustehen, auf daß Gott ihn Seiner Gnade würdige und ihn zu dem verantwortungsvollen Amte stärke. Dies alles trug sich zu gegen das Jahr 80 nach Christi, unseres Herrn, Geburt.

Der herrliche Martertod des hl. Polycarpus.

Die Wirksamkeit dieses hl. Mannes als Bischof war, wie die seines ganzen vorigen Lebens, eine große und weitleuchtende, darum wollte der Herr, daß auch sein Tod und seine Siegeskrone hehr und

weitleuchtend sein sollten, und so strahlen beide noch heute durch die ganze katholische Welt mit unverändertem Glanz. Ueber diesen glorreichen Tod ist uns von der Gemeinde von Smyrna ein schöner Brief hinterlassen worden, den sie an alle katholischen Christen richtete, und der also auch an uns gerichtet ist.

In Asien, wo Smyrna liegt, brach damals nämlich eine jener gewöhnlichen Verfolgungen der Christen aus, in der eine Menge von tapfern Bekennern ihr Leben freudig dem Herrn zum Opfer brachten. Sie dehnte sich auch auf die große Stadt Smyrna aus. Unter den dort zu jener Zeit Gemarterten war auch der herrliche und standhafte Blutzeuge, der hl. Germanicus. Als das Volk dessen Muth und Freudigkeit sah, und wie er selbst die wilden Thiere zu sich rief, die ihn zerreißen sollten, da schrie es in seiner Wuth: „Nieder mit den Feinden der Götter! Sucht den Polycarpus!“ denn dessen Ruf war seit lange bereits unter die Heiden gedrungen. Was nun folgte, wollen wir die Gemeinde von Smyrna in ihrem Briefe selbst erzählen lassen. Sie schreibt folgendermaßen:

„Als der bewunderungswürdige Polycarpus dies vernahm, störte es ihn nicht in seiner heiligen Ruhe und er wollte in der Stadt bleiben, aber da man ihn, das hl. Haupt der Gemeinde, zu erhalten wünschte, so beredeten ihn seine Freunde, sich zurückzuziehen. Da entwich er mit einigen andern auf ein Gut in der Nähe der Stadt, wo er nach seiner Gewohnheit Tag und Nacht für alle Kirchen der Erde zum Herrn betete. In diesem Gebet hatte er drei Tage, bevor er gefangen wurde, eine Erscheinung,

worin er sein Kopfkissen brennend sah, und er erkannte sogleich die Bedeutung des Gesichtes und sprach: „Ich muß lebendig verbrannt werden.“ Als er an dem Ort nicht sicher mehr war, ging er auf ein anderes Landgut; doch zugleich kamen seine Verfolger und faßten zwei Diener, deren einer, durch Qualen gezwungen, den Aufenthalt des Heiligen verrieth, so daß keine längere Verborgenheit möglich war. Der Richter, welcher Herodes hieß, eilte nun, ihn einfangen zu lassen, um ihn in die Rennbahn zu bringen, wo der Heilige zum ewigen Theilhaber des Erbes Christi werden sollte. An einem Freitag zogen sie mit dem Jüngling, der ihn verrathen hatte, zur Zeit des Abendessens, von Soldaten und bewaffneten Reitern begleitet, aus, als ob sie einen Räuber hätten holen wollen. Als sie gegen den Anbruch der Nacht in seinem kleinen Hause ankamen, befand er sich in einem der obern Zimmer. Wohl hätte der Heilige noch fliehen können, aber er wollte es nicht, sondern sprach: „Herr, Dein Wille geschehe!“ stieg zu ihnen herab und redete sie mit gar freundlichem, friedlichem und liebevollem Wesen an. Als sie aber den Heiligen sahen mit seinen ehrwürdigen grauen Haaren und den durch das Alter gefurchten Zügen, in seiner hohen Ruhe und Festigkeit, da war es ihnen eigen zu Muth, daß sie zu seiner Gefangennehmung so große Anstalten gemacht hatten. Polycarpus ließ ihnen sofort Speise und Trank vorsetzen, so viel sie wollten, und bat sie nur, ihm noch eine Stunde zum Gebet freizugeben. Sie sagten ihm dies zu, und von der Gnade Gottes erfüllt stand er betend da zwei Stunden lang, so

daß ein Staunen alle ergriff, die es hörten, und viele es bereuten, daß sie mit zur Gefangenschaft dieses frommen Greises ausgezogen waren. Er gedachte in seinem Gebet alles dessen, was ihm je widerfahren und begegnet war, des größten, wie des kleinsten, was ihm Ehre, was ihm Hohn und Unehre gebracht hatte und schloß damit, daß er die heilige, auf dem ganzen Erdkreis zerstreute katholische Kirche Gott anbefahl. Dann setzte man ihn auf einen Esel und führte ihn am Sabbath nach der Stadt.

Da kamen ihm Herodes und dessen Vater Niketas auf einem Wagen entgegen, nahmen ihn zu sich, setzten sich zu seinen beiden Seiten und sprachen: „Was ist denn Böses dabei, wenn du sagst: „Herr Kaiser, wenn du opferst und dadurch dein Leben rettest?“ Anfangs gab er ihnen keine Antwort, aber als sie mehr in ihn drangen, sprach er kurz: „Ich werde das nicht thun, was ihr mir rathet.“ Als so die beiden sich in ihrer Hoffnung, ihn zu überreden, getäuscht sahen, überhäuften sie ihn mit Schimpfwörtern und warfen ihn plötzlich aus dem Wagen, so daß er durch den Fall am Schienbein schwer verwundet wurde. Aber der Heilige erhob sich, als sei ihm gar nichts widerfahren und mit ganz freundlichem Angesicht und ging mit schnellen Schritten inmitten derer, die ihn zu der Rennbahn führten. Da war ein Lärm, daß Niemand sein eigenes Wort verstehen konnte, aber zu dem Heiligen tönte eine Stimme vom Himmel: „Sei stark und kämpfe tapfer, Polycarpus!“ Niemand sah den, welcher rief, aber viele von uns Christen, die gegenwärtig waren, hörten sie.

Als man Polycarpus in die Schranken der Rennbahn führte und das wüthende Volk hörte, daß er es sei, da wurde der Lärm entsetzlich und noch ärger als zuvor. Polycarpus wurde nun vor den Proconsul geführt und nach seinem Namen gefragt. Er nannte ihn und der Proconsul ermahnte ihn, Christus zu verläugnen, indem er ihm sein hohes Greisenalter und anderes vorhielt, wie das denn so Sitte war, und forderte ihn auf: „Schwöre bei der Glücksgöttin des Kaisers und sei doch vernünftig und rufe: „Nieder mit den Feinden der Götter!“ Polycarpus aber schaute mit ernstem und ruhigem Blick auf die ganze Schaar der rohen Heiden, die in der Rennbahn sich befand, streckte seine Hand gegen sie aus und sprach, indem er seufzend zum Himmel blickte: „Nieder mit den Feinden Gottes!“ Da drang der Proconsul weiter in ihn und sagte: „Schwöre und du bist frei; schilt, schimpf deinen Christus!“ Aber Polycarpus antwortete: „Sechs und achtzig Jahre lang habe ich nun meinem Herrn gedient und Er hat mir nie ein Leides zugefügt. Warum sollte ich denn diesen meinen König, der mich erlöset hat, schelten?“

Der Proconsul hörte aber nicht darauf, sondern drang weiter in ihn, bei der Glücksgöttin des Kaisers zu schwören, und Polycarpus erwiederte: „Das sei ferne von mir, daß ich bei der Glücksgöttin des Kaisers schwöre. Du thust gerade, als wüßtest du nicht, wer ich bin. Wohlan, so will ich es dir sagen: Ich bin ein Christ! Willst du den Grund der christlichen Lehre nun genauer kennen, so bestimme mir einen Tag und ich werde dir ihn auslegen.“ Der

Proconsul sprach: „Ueberrede das Volk dazu.“ Polycarpus antwortete: „Ich halte es für würdiger, dir vorerst Rechenschaft über meinen Glauben zu sagen, denn unsere Lehre sagt, daß wir uns den von Gott gesetzten Obrigkeiten in allem, was ehrbar ist, unterwerfen sollen, und ihnen die Ehre geben und gehorchen sollen, so lange sie nichts befehlen, was zu unserer Seele Schaden gereicht. Aber diese thörichte Volksmenge halte ich nicht für werth und würdig, ihr Rechenschaft über den hl. Glauben zu geben.“ Der Proconsul drohte: „Ich habe wilde Thiere, denen ich dich vorwerfen lasse, wenn du nicht zur Besinnung kommst.“ „Rufe sie nur her, laß sie nur kommen,“ war Polycarpus Antwort, „denn zur Besinnung kommen, heißt bei uns nicht, sich von dem Bessern zum Schlechten wenden; süß und schön aber wird es für mich sein, aus dem Harten und Schweren in das Milde zu kommen.“ Da zürnte der Proconsul: „Wenn du denn die wilden Thiere verachtest, so lasse ich dich in's Feuer werfen, wenn du nicht widerrufst.“ Aber Polycarpus antwortete: „Du drohest mir mit Feuer, das eine Weile brennt und bald erlischt, denn du kennst nicht die künftigen Strafen und das dem Gottlosen bereitete Feuer der ewigen Verdammung. Aber warum zögerst du noch. So thue doch immerhin, wie du willst.“

Dies und anderes sprach er und sein Herz wurde so sehr mit Vertrauen und Freude erfüllt, aus seinem Blicke strahlte eine solche Anmuth, daß ihn offenbar nichts von dem, was der Proconsul sagte, erschreckt hatte, sondern daß dieser im Gegentheil von Stau-

nen erfüllt war. Er schickte trotzdem einen Herold in die Rennbahn, der dreimal allem Volke zurief: „Policarpus hat bekannt, er sei ein Christ!“ Das Wort hatte er kaum aus dem Munde, als die ganze wilde Rotte von Juden und Heiden, die zu Smyrna wohnten, mit ausgelassener Wuth schrie: „Der ist ein Lehrer der Gottlosigkeit! Der ist der Vater der Christen, der Zerstörer unserer Götter, der viele von den Opfern und der Anbetung derselben abwendig gemacht hat.“ So tobten sie und baten den Asiarchen Philippus, er möge einen Löwen auf Polycarpus loslassen; aber Philippus erwiderte, das gehe nicht an, da die Jagdzeit vorüber sei. Da riefen und schrieen sie einstimmig, Polycarpus müsse lebendig verbrannt werden. Und so erfüllte sich denn jene Erscheinung in seinem Zufluchtsort, in welcher er das brennende Kissen sah und zu den anwesenden Gläubigen sprach: „Ich muß verbrannt werden.“ Das wurde, kaum gesprochen, auch mit aller Eile ins Werk gesetzt und die Menge schleppte aus Werkstätten und Bädern Holz und Reisig zusammen, vor allen halfen die Juden nach ihrer Gewohnheit rüstig dabei. Als nun der Holzstoß fertig war, legte Polycarpus seine Kleider selbst ab, dann auch seinen Gürtel und versuchte auch seine Sandalen von den Füßen zu lösen; das hatte er nie vorher gethan, denn die Gläubigen stritten unter einander, wer zuerst seinen heiligen Leib zu berühren gewürdigt werde; sein ausgezeichnet frommes und in Gott versunkenes Leben und seine vielen apostolischen Arbeiten hatten seine Gemeinde zur höchsten Ehrerbietung gegen ihn entflammt.

Jetzt wurden schnell die zur Verbrennung nothwendigen Werkzeuge herbeigeschafft. Als man ihn jedoch auf den Holzstoß annageln wollte, sprach er: „Lasset mich nur so, denn Er, der mir die Kraft schenkt, die Flammen des Feuers zu ertragen, der wird mir auch die Gnade geben, daß ich, ohne daß ihr Nägel nöthig habt, unbeweglich in dem Feuer ausharren werde.“ Da ließen sie die Nägel weg und banden ihn mit Stricken; seine Hände schnürten sie ihm auf den Rücken. So lag denn der ehrwürdige Greis da, als ein ausgewähltes Opfer; er schaute ruhig gen Himmel und betete laut: „Herr Gott, Allmächtiger, Vater Deines gebenedeiten und geliebten Sohnes Jesu Christi, durch den wir die Erkenntniß Deiner empfingen; o Du Gott der Engel und der Mächte und jeder Creatur und des ganzen Geschlechtes der Gerechten, welche vor Deinem Auge wandeln, ich preise Dich, daß Du mich an diesem Tage und zu dieser Stunde gewürdigt hast, mich unter die Zahl Deiner Märtyrer gnädig aufzunehmen, daß ich einen Antheil gewinne an dem Kelche Christi, und dadurch an der Auferstehung des Leibes und der Seele zum ewigen Leben, zur Unverweslichkeit des hl. Geistes. Laß mich heute in ihre Schaar eintreten und vor Deinen Augen ein wohlgefälliges Opfer sein, so wie Du es Dir vorbereitet, vorher gezeigt und nun erfüllet hast, o mein Gott, in dessen Mund keine Lüge wohnt! Darum lobe ich Dich für alles, preise und verherrliche Dich mit Deinem ewigen und himmlischen Sohne Jesus Christus, mit dem und dem hl. Geiste Dir Ehre sei nun und in die Ewigkeit der Ewigkeiten! Amen!

Als der glorwürdige Greis dies Amen sprach und sein Gebet geendet war, da legten die, welche für den Scheiterhaufen zu sorgen hatten, das Feuer an das Holz. Als nun die Flamme hoch loderte, sahen wir, denen dies verliehen war zu sehen und die wir aufbewahrt sind, den übrigen Gläubigen von allem, was vorging, Nachricht zu geben, ein erstaunliches Wunder. Die Flamme wölbte sich gleichsam und umgab wie ein von dem Winde geschwelltes Segel den Leib des Märtyrers von allen Seiten. Sein Fleisch erschien nicht wie gebratenes Fleisch, sondern wie frisches Brod, oder wie Gold und Silber, das in der Hitze des Ofens geläutert wird, und es strömte uns Fülle des Wohlgeruches zu, wie von Weihrauch und andern köstlichen Düften. Als aber die Menge endlich sah, daß der Leib nicht vom Feuer verzehrt wurde, befahl man einem der Aufschichter des Holzstoßes, dem Märtyrer ein Schwert in den Leib zu stoßen. Da strömte eine solche Menge Blut, daß das Feuer erlosch und die ganze Menge des Volks über den Unterschied staunte, der zwischen den Auserwählten und Gläubigen und den Ungläubigen stattfindet. Auf solche Weise wurde der bewunderungswürdige Märtyrer Polycarpus den Seligen vereinigt, er, der in unseren Zeiten ein apostolischer Lehrer, ein Prophet und ein Bischof der katholischen Kirche in Smyrna war, denn jedes Wort, welches aus seinem Munde hervorging, war bereits erfüllt oder wird gewiß erfüllt werden.

Aber jener neidische, boshafte und schändliche Gegner des Geschlechtes der Gerechten sah die glorreiche Marter Polycarps wie dessen von Jugend auf

tadelloses Leben und seine nunmehr erlangte Krone der Unsterblichkeit und seinen Siegespreis im Himmel mit grimmigen Augen und bot alle Sorge und allen Eifer auf, damit die Reliquien desselben nicht von uns hinweggetragen würden; das hatten viele von uns vor, um also auf jede Weise Theil und Gemeinschaft mit dem hl. Leibe zu haben. Er stiftete daher den Nicetas an, daß dieser den Präfekten bat, den Leichnam nicht herzugeben, das sei nicht rathsam, indem sonst die Christen den Gekreuzigten verlassen und den Polycarpus verehren würden. Das sagte er aber auf Anstiften und Andringen der Juden, welche den Leichnam bewachten, damit wir ihn nicht holten, denn die wußten nicht, daß es uns nie einfallen kann, unsern Herrn Christus zu verlassen, der für aller Heil gelitten hat, die auf dem ganzen Erdkreis gerettet werden, Ihn, den Geweihten, der für die Sünder starb, und daß wir nie einen andern anbeten können. Denn Ihn, den Sohn Gottes, beten wir an, die Märtyrer aber lieben wir mit Recht als des Herrn Schüler und Nachfolger, wegen ihrer wunderbaren Liebe zu ihrem König und Herrn, deren Genossen und Mitjünger Gott uns in Seiner Gnade werden lasse.

Als der Hauptmann der Juden Hetzen bemerkte, legte er den Leichnam in die Mitte des Feuers und verbrannte ihn. Da sammelten wir die erhaltenen Gebeine des Märtyrers, welche uns theurer sind als Gold und Edelgestein, und setzten sie an einem sichern und schicklichen Orte bei, wo wir uns fröhlich versammeln nach dem Gebot des Herrn, den Geburtstag des Märtyrers zum ewigen Leben zu

feiern mit Jubel und Freude, und zu dem Gedächtniß aller, welche im Kampf gefallen sind, wie auch zum Antrieb und zur Ermunterung und Vorbereitung anderer zu gleichen Kämpfen.'

So litt der selige Polycarpus, und mit ihm litten zwölf andere den Martertod zu Smyrna, und das wissen alle, selbst bei den Heiden wird überall und oft von ihm rühmend gesprochen, der einen herrlicher Lehrer der Völker, aber auch ein glorreicher Blutzeuge war, dessen Marter alle nachzuahmen sich sehnen. Er hat durch seine Festigkeit den Präfekten bekämpft und besiegt und also den Ruhm der Unsterblichkeit erlangt und preist nun mit den Aposteln und allen Gerechten den Vater und unsern Herrn Jesum Christum, Seinen Sohn, den Erlöser unserer Seele, den Regierer unseres Leibes, den Hirten der auf dem ganzen Erdkreis verbreiteten katholischen Kirche. Ihr wünschet, daß wir euch schrieben, was sich zugetragen hat, und wir haben es euch durch unsern Bruder Marcus in diesem Briefe auseinandergesetzt. Wenn ihr es gelesen habt, dann berichtet es auch den andern Brüdern, damit auch sie den Herrn dafür preisen, der uns alle gnädig in Sein ewiges Reich einführen wolle durch seinen eingebornen Sohn Jesus Christus, dem Glorie, Ehre und Majestät sei in Ewigkeit. Grüßet alle Heiligen, euch grüßen alle, die mit uns sind und Evarestus, der den Brief schrieb, mit seiner ganzen Familie. Der selige Polycarpus vollendete aber seine Marter am 26. Januar, am großen Sabbat um acht Uhr. Lebet wohl, liebe Brüder, und danket unserem Herrn Jesus Christus, dem Glorie,

Ehre, Ruhm und Preis sei von Geschlecht zu Geschlecht. Amen."

Wir dürfen dafür halten, daß dieser schöne Brief bald nach der Marter des hl. Polycarpus geschrieben und sofort von der Gemeinde von Smyrna an die andern christlichen Gemeinden gesandt wurde. Der Heilige litt aber im Jahr nach Christi Geburt 169, und wir haben somit in diesem Briefe eins der ältesten heiligen Denkmäler unserer hl. Kirche. Es ist reich an Belehrung für uns und zwar vor allem durch den hl. Bischof, dessen Verherrlichung durch die Marter es feiert. Sein ganzes Leben war ein Leben in Gott, darum stand er hoch über allen Dingen der Welt, daher auch seine hohe Ruhe bei seiner Gefangennehmung, bei dem Sturz aus dem Wagen, und bei der Marter. Christus, der Gekreuzigte, lebte in ihm, auf Ihn war das Auge seiner Seele allein gerichtet und Sein war er mit seinem ganzen Denken und Fühlen, darum siegte er so glorreich über die Schmerzen des irdischen Leibes, der wohl nur Staub und Asche war, bei ihm aber auch ein würdiger Tempel des hl. Geistes, durch die h. Taufe gereinigt und entsündigt, durch des Herrn Leib genährt, durch die Priesterweihe geheiligt und durch die Weihe zum Bischof, zum Apostel und Fürsten der Kirche mit der höchsten Würde und den größten Gnaden bedacht, und als der eines treuen Knechtes bestimmt zur Verklärung. Deßhalb nannten die Gläubigen ihn auch einen Schatz, höher und kostbarer als Gold und Edelsteine, und sammelten sorgsam die hl. Ueberreste, um sie zu bewahren vor Entheiligung, um sich bei ihrem Anblick des glorreichen

Blutzeugen um so lebendiger zu erinnern, seine Fürbitte bei Gott um so inniger zu erflehen, besonders an dem Jahrestage seiner Geburt zum ewigen Leben. So alt ist also die Verehrung der hl. Reliquien in der Kirche, und sie ist noch älter, denn die Gläubigen von Smyrna folgten nur einer ererbten Sitte, die ja schon im alten Testament öfters vorkommt.

Der Ort, wo sie die hl. Ueberbleibsel retteten und aufbewahrten, war aber hier wie überall der Altar. Der Leib war ein Tempel, ein Heiligthum Gottes, und so gebührte ihm jener Platz im Heiligthum, den der hl. Johannes in der Offenbarung bereits nennt, denn er sagt: „Ich sah unter dem Altare die Seelen derjenigen, die getödtet worden um des Wortes Gottes willen und um des Zeugnisses willen, an dem sie hielten.“ (VI., 9.) An diesem ehrwürdigen und schönen Gebrauch hält die hl. Kirche noch heutzutage fest, auch jeder unserer Altäre ist das Grab eines Blutzeugen, eines Heiligen, und wo nicht Reliquien in einem Altare ruhen, darf die hl. Messe nicht gelesen werden. Die hl. Kirche bezeugt dadurch, wie sehr treu sie an jedem alten Brauch, wie an jeder Lehre haftet, und daß sie heut keine andere ist, als sie es im und vor dem Jahr 169 war. Wir sollen darum auch das unsrige im Sinne der Kirche thun, gleich den ersten Christen, und an keinem Altare vorübergehen, ohne den Heiligen zu grüßen, dessen Ueberbleibsel in ihm ruhen, ohne seine Fürbitte bei Gott zu erflehen.

Die Gemeinde von Smyrna trachtete, die Nachricht von dem Siege des hl. Blutzeugen überall zu

verbreiten, wo Christen wohnten, damit sie sich alle daran stärkten und erbauten. Auch darin können wir ihr folgen. Wenn du die Lebensgeschichten der Heiligen liest, dann hast du dieselbe Pflicht, welche die alten Christen hatten beim Empfang solch eines Briefes von Smyrna. Auch du mußt die Briefe, welche wir dir in diesem Büchlein schreiben, weiter verbreiten, sie deinen Kindern, deinen Nachbarn und Verwandten mittheilen, oder ihnen davon erzählen. Was gibt es denn für eine schönere Unterhaltung, als von Gott und seinen seligen Freunden? Das ist ja Wandel im Himmel, Umgang mit den Heiligen, und wer hier fleißig mit ihnen umgeht, wird es auch jenseits ohne Zweifel.

Endlich aber lehrt uns dieser Brief der Gemeinde von Smyrna noch etwas gar Schönes; er enthält ein sicheres Zeugniß für das hohe Alter des Namens unserer hl. Kirche. Die Gemeinde sendet ihn nicht an alle christlich sich Nennenden, sondern an „alle, wo auch immer befindlichen Gemeinden der **heiligen katholischen Kirche.**“ Eine heilige, katholische Kirche bestand also bereits im Jahr nach Christi Geburt 169 und die Gemeinde von Smyrna hat den Namen nicht erfunden, oder zuerst aufgebracht, sie hatte einen Apostelschüler zum Bischof, und darum ist kaum ein Zweifel, daß dieser h. Name katholisch von den Aposteln selber stammt. Ihn hat die hl. Kirche immer und allein getragen, und wir alle tragen noch heute den altehrwürdigen Namen. Wir dürfen uns seiner also mit demüthigem Dank gegen Gott rühmen und wollen trachten, uns auf die Für-

bitte des heiligen Blutzeugen Polycarpus ſeiner immer würdiger zu machen, damit die Fülle der Gnadenſchätze der Kirche in unſer Herz einziehend, es in den Kämpfen und Verfolgungen ſtärke, die uns auch noch heut bevorſtehen und theilweiſe ſchon begonnen haben. Gib Deinen Segen dazu, o ſüßer Jeſus. Amen.

Die hl. Thiadhildis,

Aebtiſſin des Kloſters Freckenhorſt in Weſtphalen.

Im neunten Jahrhundert, als unſer Vaterland noch faſt ſoviel Heiden als Chriſten zählte, lebte zur Zeit des jüngern Ludwig in Weſtphalen ein ſehr frommer und gottesfürchtiger Edelmann mit ſeiner ihm ganz gleichgeſinnten Frau. Er hieß Everwordus, ſie Geva. Ihre Schönheit war groß, ſie beſaß einen reichen Geiſt, aber ihre Hauptzierde war ihre Liebe zu den Armen und ihre alles Lob überſteigende Gottſeligkeit. Dieſe beiden Eheleute hatten kein Kind von Gott erhalten, darum dachten ſie, geiſtige Kinder zu gewinnen und bauten das ſchöne Kloſter Frekkenhorſt, in deſſen frommen Nonnen ſie ihre Kinder und Erben und ihren Eheſegen erblickten.

Außerdem nahmen ſie eines Tages eine Neffin Geva's als Tochter an und wandten dem Mädchen eine recht väterliche und mütterliche Sorgfalt und Liebe zu, gerade als ob es ihr eigenes Kind geweſen wäre. Das war die hl. Thiadhildis. Everwordus kam eines Tages in das Zimmer, wo das Kind allein in der Wiege lag, da die Amme etwas holen wollte,

und hatte einen Apfel in der Hand, den er dem Kind brachte, damit es nicht weine. Das Kind, welches kaum erst gehen konnte, hatte ihn sehr lieb und so große Freude über den Apfel, daß es lachend aus der Wiege heraussteigen wollte; aber zum Unglück stand neben derselben ein eben vom Feuer genommener Kessel, in dem man Bier braute, und das Kind fiel mit dem ganzen Körper in die kochende Flüssigkeit. Unter Wehklagen und Weinen riß er es heraus, als seine Gattin auch kam und er ihr das jammervolle Schauspiel zeigte. Da warfen sich beide alsbald vor dem Herrn auf ihre Kniee nieder und flehten Seine Barmherzigkeit an und siehe, als sie sich von ihrem Gebet erhoben, da fanden sie das Kind wie in leichtem Schlaf und ohne alle Verletzung, vielmehr bald darauf, nachdem sie es gewaschen hatten, eben so fröhlich, als ob gar nichts vorgefallen wäre. Es ist unmöglich zu sagen, was das ein Glück und für eine Freude war, wie sie vor Freude weinten, und welch heißen Dank sie zu Gott für diese gnadenreiche Rettung emporsandten.

Jahre waren vergangen, da trat eines Tages der fromme Everwordus zu seiner Frau und bat sie sehr, ihm das nicht abzuschlagen, warum er sie bitten wolle. Er bat so demüthig, daß Geva, tief ergriffen, ihm sofort die Zusage gab, jede seiner Bitten zu erfüllen, sofern dies in ihrer Macht stehe. Da sprach er: „Ich bitte dich um das Eine, daß du mit dem heiligen Schleier verhüllt eine Gottesbraut werdest und für die Vergebung deiner und meiner Sünden betend im Dienste Gottes und des hl. Bonifazius hier bis zu deinem Lebensende verharrest.“ Dann

gab er ihr den Abschiedskuß, theilte seine ganze Erbschaft in drei Theile, deren zwei er den frommen Dienerinnen Gottes im Kloster gab, das er gestiftet hatte, nahm sein Kreuz auf sich und folgte Jesu nach. Er ging nach Fulda, wo St. Bonifacii heiliger Leib ruht und gab da den dritten Theil an das dortige Kloster, nahm das Mönchskleid, und lebte in großer Heiligkeit daselbst bis zu seinem Tode. Geva hatte Anfangs mit dem Schmerz über seinen plötzlichen Abschied zu kämpfen, dann aber trat sie in das Kloster zu Freckenhorst, wo sie in allen klösterlichen Tugenden aller Vorbild wurde, bis Gott sie mit der ewigen Krone der Herrlichkeit schmückte.

Thiadhildis folgte ihr und ich hätte viel zu schreiben, wenn ich ihre Heiligkeit würdig schildern wollte. Da verging kein Tag, der nicht eine neue Zier der Tugend an ihr gefunden hätte. Wie sie lehrte, that sie auch; wozu sie andere ermahnte, das zeigte sie selbst, wie in einem Spiegel; sie führte ein wahrhaft englisches Leben und leuchtete gleich einem hellstrahlenden Stern den Nonnen des Klosters vor. Thiadhildis Leben war ein Schauspiel und eine Freude für Engel und Menschen, geziert mit dem kostbaren Schmuck aller Tugenden, so daß sie als eine auserwählte Braut des Herrn in Sein heiliges Brautgemach zu treten würdig war. Sie war die erste Aebtissin des Klosters Freckenhorst, starb sehr erbaulich und in heiligen Wonnen verklärt am Tage der hl. Jungfrau Aldegundis (30. Januar) und genießt nun mit ihren heiligmäßigen Pflegeeltern der ewigen Anschauung Gottes.

(aa. ss. jan. II. 1154.)

Das Schifflein.

Ich will mir ein Schifflein bauen,
Ein Schiff zur Seligkeit;
Darein ein Ruder machen
Mit ganzer Thätigkeit.

Wer soll denn sein der Schiffmann?
Jesus, der Bräutigam mein,
Der soll es wohl bewahren
Recht nach dem Willen Sein.

Wer soll das Schifflein führen?
Der liebste Engel mein;
Er soll es wohl bewahren
Bis an das Ende mein.

Maria soll es leiten,
Maria, die Königin;
Sie führt ihr hohes Preisen,
Ihr werthes Lob darin.

Maria soll es leiten,
Bis zu der Himmelsstadt,
Da die heil'ge Dreifaltigkeit
Ihr ewig Wesen hat.

Der hl. Gottfried,

letzter Graf von Kappenberg und Ordensmann.

Gottfrieds Abkunft.

Vor langen grauen Jahren saß in Westphalen ein mächtiges Grafengeschlecht auf der Burg Kappenberg, die nicht blos der festesten eine, sondern vielleicht die herrlichste im ganzen Lande war. Mit Gütern, mit Macht, Ansehen und Reichthum, mit großen Besitzungen in Westphalen, Schwaben und der Wetterau war dies Geschlecht gesegnet, rühmte sich auch hoher Abstammung, von dem alten gewaltigen Sachsenherzog Wittekind väterlicher Seits, mütterlicher Seits aber der erlauchten Verwandtschaft mit dem regierenden Kaiserhause. Persönliche Vorzüge, Tapferkeit, Großmuth, Klugheit, Frömmigkeit erhöhten den Glanz und das Ansehen der Familie. Gottfrieds Großvater, Graf Hermann, war ein überaus frommer mildthätiger Mann, der in einem so hohen Ruf von Heiligkeit stand, daß ein Blinder sich sehnte, seine armen todten Augen mit dem Wasser zu benetzen, worin Graf Hermann seine Hände gewaschen hatte. Es geschah und der Blinde ward sehend. Graf Hermann hatte drei Söhne, von denen zwei durch einen treulosen Lehnsträger meuchlings ermordet wurden. Der dritte hieß Gottfried; er war vermält mit Beatrix, der

Tochter eines sächsischen Markgrafen, nahm die Kinder, die einer seiner ermordeten Brüder hinterließ, zu sich und erzog sie mit den seinen.

Gottfrieds Jugend.

Die Ehe von Gottfried und Beatrix wurde früh durch den Tod getrennt. Er starb in jungen Jahren; sie verehelichte sich wieder mit dem Grafen von Rietbeck, der ein wilder, kriegslustiger Herr war, und es scheint, als hätten ihre Kinder erster Ehe kein besonders väterliches Herz in ihm gefunden. Dazu stürmte Krieg und Zwietracht dazumal durch alle Gauen Deutschlands und es war ein unruhiges, zügelloses, gewaltthätiges Leben.

Darin wuchs Gottfried, der letzte Graf von Kappenberg, auf. Der Vater war todt; die Mutter anderweitig vermält; der Stiefvater beständig auf großen Kriegszügen oder bei kleinen Fehden. Dadurch bekam Gottfried, als der älteste seiner Geschwister, welcher dereinst die Ehre seines Hauses zu vertreten hatte, früh eine ernste Richtung. Er sah so viel Ungerechtigkeit, Unfrieden und Blutvergießen in Folge von Ehrgeiz und Habsucht, daß ihm die Güter dieses Lebens, für welche Habsucht und Ehrgeiz so sehr entbrennen, nicht wünschenswerth erschienen. Da nun das Herz des Menschen, ohne Sehnsucht zu empfinden, ein todter Fleischklumpen wäre, so hat ihm Gott, der es zu sich ziehen will, die segensreiche Fähigkeit der Sehnsucht eingehaucht, und es kommt auf Willen und Wahl jedes Menschen an, ob es dieselbe dem Irdischen oder Ueberirdischen zuwenden will. In Gottfried regte sich früh

das Verlangen nach einem unvergänglichen Gute, obwohl er schon in sehr jungen Jahren die ausgedehnten Rechte und Pflichten zu üben hatte, welche dem Haupt einer so angesehenen Familie in jener Zeit zufielen. War er nun auch der himmlischen Angelegenheit seines Seelenheils zugewendet, so war er doch nichts weniger als ein Duckmäuser. Im Gegentheil, seine ganze Persönlichkeit war die eines Ritters und vornehmen Mannes, der zum Befehlen geboren ist. Er war schön und kräftig, mit großen leuchtenden Augen, klug im Rath, streng im Kriegsdienst, gewandt und erfahren in allen ritterlichen Künsten, von großer Anmuth der Rede und unbeschreiblicher Freundlichkeit des Benehmens. Auf Fürstentagen, bei Turnieren und Fehden, überall nahm er einen ehrenvollen Platz ein, und das Besitzthum seiner Väter, sowie die Obliegenheiten, welche ihm als einem mächtigen Lehnsherrn sowohl gegen das Reich, als gegen seine Vasallen zukamen, verwaltete er in der Furcht des Herrn. — So lebte er auf der schönen Burg Kappenberg mit seinem Bruder Otto, seinen zwei Schwestern Beatrix und Gerberge, seinem Vetter Heinrich und dessen Schwester, die ebenfalls Gerberge hieß.

Gottfried vermält sich.

Diese zweite Gerberge verließ aber den Familienkreis zu Kappenberg, weil sie verlangte, auf dem Wege der höheren Vollkommenheit dem göttlichen Bräutigam der Seelen sich zu weihen. Sie nahm den Schleier im Marienkloster zu Münster, ward Aebtissin daselbst, blieb aber stets in Freundschaft

mit ihrem Vetter Gottfried und nicht ohne Einfluß auf den großen Wendepunkt seines Lebens. Vor der Hand aber vermälte er sich mit Jutta, der Tochter des mächtigen Grafen von Arnsberg, und führte seine schöne und edle Gemalin samt ihrer reichen Mitgift nach Kappenberg. Nun vollends hätte er ja ganz zufrieden sein können; was der Mensch nur begehren kann zu einem glücklichen, gottgefälligen Leben — Gottfried besaß es, und mehr als das: denn er führte wirklich das gottgefällige Leben, zu welchem er die Mittel empfangen hatte. Aber es war nun einmal so, je mehr irdisches Glück ihm zu Theil ward, desto heißer ward sein Durst nach dem ewigen Leben, nach der Vereinigung mit Gott. Durch seinen Schwiegervater wurde er in zahllose Fehden verwickelt; durch seine Verwandtschaft mit dem Kaiser mußte er, als dessen Abgeordneter, Fürstentage in Westphalen besuchen; — in all dem Wirrwarr von Leidenschaften, zwischen all dem Glanz, all den Drangsalen, all den Versuchungen, bewahrte er sich eine stille Seele, die durch nichts bewahrt ward, als durch einen unbesieglichen Drang zu Gott. Der sprach sich auch in all seinen Handlungen aus. Er war der gütigste Herr gegen seine Mannen und Dienstleute, die Milde und Barmherzigkeit selbst gegen die Armen, ein Pfleger der Kranken, gerecht in Allem, was er that. Mußte er in den Krieg ziehen, so unterwarf er sich der schweren Pflicht, denn mit bitter betrübtem Herzen blickte er auf die Grausamkeiten, die er nicht immer verhindern konnte. „O mein Herr Jesus, flehte er dann oft mit aufgehobenen Händen, entreiße mich

dem Gräuel der Ungerechtigkeit! auf mein Haupt fällt ja zurück, was die Meinen verbrechen.“ — Einst war er in Fehde mit der Stadt Münster und ruhte eben, von einem Streifzuge heimkehrend, unter dem Burgthor von Kappenberg aus, als einer seiner Lehnsträger mit großer Beute, namentlich an Viehheerden, im Triumph herbei zog. Auf der Stelle ließ Gottfried die Thore schließen und dem bestürzten Lehnsmann sagen, nicht eher dürfe derselbe ihm unter die Augen treten, als bis er all das ungerechte Gut den Beraubten wieder zugestellt habe, worüber Jener sich höchlichst verwunderte, da sein Verfahren eine ganz allgemeine Kriegssitte der Zeit war. Gottfried aber sagte: „Unter dem Schutz meines Namens sollen keine Räuber die unschuldigen Landleute zu Grunde richten, wenn wir auch in hundert Fehden mit Münster wären.“ Mit einem so zarten Gewissen hatte er viel zu leiden in seiner Zeit und seiner Welt.

Gottfried wünscht seinen Stand zu ändern.

Endlich wurde Graf Gottfried sogar in einen Krieg gegen seinen Vetter und Kaiser, Heinrich V., gezogen, was diesen ungemein verdroß. Bis Mainz zogen die westphälischen Herren und sächsischen Fürsten gegen das kaiserliche Heer; da wurde aber ein allgemeiner Friede im ganzen deutschen Reich vermittelt und Gottfried kehrte mit seinen Lehnsträgern und Kriegsknechten heim nach Kappenberg. Er stand jetzt in der Blüthe der Jugend, geehrt von der Welt, geliebt von den Seinen, mit allen Vorzügen des Glückes ausgestattet, fromm, gerecht

und tugendhaft, in seinem 25. Jahr. Die Verwüstungen und Gräuel des Krieges brauchte er nun nicht mehr zu scheuen; den Ehrgeiz seines Schwiegervaters theilte er nicht; er hätte jetzt ein recht beglücktes und beglückendes Leben führen können. Wie sein Großvater, Graf Hermann, nahm er sich mit inniger Liebe der Nothleidenden und Kranken an. Verlassene und kranke Arme waren seine liebste Gesellschaft, weil er in ihnen die leidenden Glieder des dornengekrönten Heilandes sah. Er pflegte sie selbst, bereitete ihr Lager, brachte ihnen Speise und Trank, scheute sich vor keinem Uebel, hatte Geduld mit ihrer Ungeduld und Tröstungen für ihre Klagen. Einen Aussätzigen, der von allen geflohen ward, bediente er lange Zeit äußerst liebreich, wusch und verband seine Wunden, und um den Unglücklichen recht vertrauensvoll zu machen und ihm zu zeigen, daß er gar keinen Widerwillen gegen seinen eckelhaften Zustand habe, trank Gottfried aus dem Becher des Aussätzigen. Gegen sein Hausgesinde war er von wunderbarer Sanftmuth und Leutseligkeit, ohne doch im Mindesten seine Würde als Hausherr zu vergeben. Nie schlug er einem Bettler ein Almosen ab. Wenn er ausritt, so begleitete ihn immer ein Diener mit einem gefüllten Seckel, und wenn er heimkehrte war kein Kreuzer mehr darin; so reichlich spendete er den Nothleidenden. Diese außerordentliche Nächstenliebe vergalt ihm der liebe Gott dadurch, daß er Gottfried immer näher und näher zu sich zog. Denn statt sich mit dem zu begnügen, was er that und sein Herz dabei auszuruhen, hielt sich Graf Gottfried für einen ganz un-

nützen Knecht, der noch nie seine Schuldigkeit gethan. Deßhalb konnte das Alles auch gar nicht den unauslöschlichen Durst seiner Seele stillen, im Gegentheil, nur ihn erhöhen. Denn zur Nachfolge des göttlichen Heilands fühlte er sich mit Macht gedrängt, ohne zu wissen, wie er dieselbe würde ausführen können.

Der heilige Norbert steht auf.

Das wußte aber der liebe Gott statt seiner. Wer sich heiligen will, hat in Gott einen Bundesgenossen, der ihm die Wege bereitet und über jede Schwierigkeit hinweg hilft. — Es war im Jahr 1121, als eine wunderbar ergreifende Stimme längs dem ganzen Rhein die Menschen zur Buße und zur Umkehr zu Gott aufrief. Sie ging aus vom heiligen Norbert, der so eben den Prämonstratenserorden gründete. Er durfte von Bekehrung und Buße sprechen, denn er hatte sie selbst geübt. Obwohl geistlich hatte er doch früher an dem kaiserlichen Hof und bei dem Erzbischof von Cöln ein ganz verweltlichtes Leben geführt, bis ein Blitz, der neben ihm in die Erde schlug und sein Roß stürzen machte, ihn an die letzten Dinge des Menschen erinnerten. Da legte er ab Prunk und Glanz, floh das bequeme glänzende ritterliche Leben, versenkte sich in Abtödtungen aller Art, ward ein großer Büßer und in Folge davon ein großer Bußprediger, wie das verwilderte Zeitalter ihn brauchte. In der Fülle der Kraft, mit wunderbarer, herzgewinnender Beredtsamkeit begabt, zog er jetzt barfuß und im Gewand von Lammfellen durch die Lande des Niederrheins

und hielt Volk und Fürsten, Geistlichen und Laien, einen treuen Spiegel ihrer Sünden und die Nothwendigkeit vor, sich mit Gott zu versöhnen. In Cöln stand auch Graf Gottfried unter Norberts eifrigen Zuhörern und horchte begierig auf seine Predigten, denn was Jener lehrte, das empfand er selbst. Ja es trat ihm in Norbert ein Vorbild entgegen, ein Mensch, der aus Liebe zu Gott Stand, Vermögen und irdisches Glück verlassen und sich freiwillig arm gemacht hatte mit dem armen Jesus. Da reifte in Gottfried der Entschluß, sich ebenfalls in die freiwillige Armuth der Nachfolger Christi zu begeben. Kurz vorher hatte er im Marienkloster zu Münster die Aebtissin Gerberge besucht und im vertraulichen Gespräch hatte sie ihm eröffnet, welch ein Heil für seine eigene und viele Seelen, und welch ein Segen für das ganze Land daraus erspriessen könne, wenn Kappenberg in ein Ordenshaus verwandelt würde. Damals entgegnete er: „Gott ist mächtig, dies nach seinem Willen zu lenken, ich allein vermag nicht es zu vollenden.“ Aber seinem geheimen sehnlichsten Wunsch hatte Gerberge Worte gegeben und jetzt sprach er ihn in Cöln als ein bestimmtes Vorhaben gegen den heiligen Norbert aus. Dieser erkannte sogleich, welch einen grossen und günstigen Einfluß ein solcher Schritt und ein solches Beispiel in dem Lande und auf die ganze Zeit üben würde, aber auch die Hindernisse, die sich entgegen thürmten. Indessen versprach er dem Grafen, ihn in Kappenberg zu besuchen und einstweilen den Plan vor Gott zu überlegen.

Etwas beklommenen Herzens kehrte Gottfried zurück. Zu einem so außerordentlichen Schritt brauchte er nicht blos die Einwilligung seiner Gemalin, sondern er mußte sie bestimmen, sich ebenfalls dem klösterlichen Leben zu widmen, wo nicht, so gestattete die Kirche auch ihm nicht den Eintritt in einen Orden. Die Gräfin Jutta aber hatte ein edles doch stolzes Herz, das nicht die geringste Neigung für die dunkeln Armseligkeiten und Abtödtungen des Klosters spürte. Ferner bedurfte er die Einwilligung seines Bruders Otto, welcher für den Fall, daß seine Ehe kinderlos blieb, dereinst sein Erbe war; und auch dazu war wenig Hoffnung, da Otto ein lebensfroher ritterlicher Jüngling war. Als Gottfried Beiden seinen Wunsch eröffnete, traten sie demselben mit größter Entschiedenheit entgegen; ja Otto wüthete förmlich bei dem Gedanken, Gottfried in einen Mönch und Kappenberg in ein Kloster verwandelt zu sehen. Dieser Widerstand betrübte den Grafen herzlich, allein er hoffte, Gott werde ihn schon zu rechter Zeit besiegen, und es geschah bald und schnell! — Eines Tages kam ein armer Mönch demüthig auf einem Eselein zur Burg geritten und ward mit größter Freude von Gottfried empfangen, denn es war der hl. Norbert. Nicht vergeblich sprach er zur Gräfin und zu Otto von der köstlichen Perle des Himmelreichs, welche Gottfried entschlossen sei, um den höchsten Preis zu erkaufen. In Jutta zuerst fiel ein zündendes Fünkchen der heiligen Liebe, die das Herz ablöst vom Geschöpf und es dem Schöpfer zuwendet; sie willigte ein in die Trennung von

Gottfried, um ihre Seele einzig dem göttlichen Liebhaber der Seelen anzuvermälen. Schwerer hielt es mit Otto. Doch war Norberts und Gottfrieds vereinte Beredtſamkeit zu erleuchtet und zu warm, um nicht auch ihn zu gewinnen, und zwar ſo ganz, daß er nicht blos in das Vorhaben des Bruders einwilligte, ſondern deſſen Beiſpiel zu folgen beſchloß. So war es denn im Jahr des Heils 1122, am 31. Mai, daß die Grafen Gottfried und Otto ihre Verwandten, Freunde und Vaſallen beriefen, und in deren Gegenwart feierlich erklärten, ſie übergäben um ihres Seelenheils willen die Burg Kappenberg ſammt andern Gütern und Höfen dem Bruder Norbert zum Nutzen des Ordens von Prämonſtrat, auf daß derſelbe allhier dem lieben Gott diene nach der Regel des hl. Auguſtinus. Norbert verſprach dagegen tüchtige Ordensmänner aus ſeiner neuen Stiftung zu Prämonſtrat nach Kappenberg kommen zu laſſen und daſelbſt die Leitung in eigener Perſon zu übernehmen.

Gottfried erduldet Widerwärtigkeiten.

So hatte denn der Graf den erſten entſcheidenden Schritt gethan. Seine Freude war groß, denn er ſah den Weg geöffnet, der ihn an das Ziel ſeiner Sehnſucht führen ſollte. Allein geebnet war dieſer Weg noch lange nicht. Seine nächſten Freunde waren freilich nicht geradezu überraſcht, aber was ſie auch von ſeiner ernſten Richtung erwartet haben mochten, jetzt kam es ihnen doch zu plötzlich, und von den Nächſten erfuhr Gottfried den bitterſten Tadel. Obenan ſtand ſein Schwiegervater, der ehr-

geizige, hochfahrende Graf Friedrich von Arnsberg, welcher an die Vermälung seiner Tochter mit dem Grafen von Kappenberg die kühnsten Pläne für die steigende Macht beider Familien geknüpft hatte. Und jetzt sollten statt Juttas Söhnen, Mönche und Pfaffen Herren auf Kappenberg sein? Die ernste Richtung und fromme Gesinnung Gottfrieds hatte ihm ohnehin nie behagt. Jetzt behauptete er laut und unverhohlen, seine Tochter werde durch List hintergangen oder durch Gewalt gezwungen, in das thörichte Beginnen ihres Gemals zu willigen; sie werde auch um ihre Mitgift betrogen, der Herrschaft beraubt und durch einen feigen Mönch ganz ausgeplündert; das könne er nimmermehr zugeben. Auf einem Landtag, wo sich die westphälischen Herrn zusammen fanden und wo die beiden mächtigsten, der Graf von Arnsberg und der Graf von Kappenberg nicht fehlten, brach jener in die heftigsten Schmähungen gegen seinen Schwiegersohn aus. Doch Gottfried kam nicht aus seiner Ruhe und antwortete mit solcher gelassenen Bestimmtheit, er sei der freie Herr seines Willens, daß Graf Friedrich noch mehr ergrimmte. Da näherte sich Gottfried ihm, schüttelte ihn freundlich beim Bart, zum höchsten Erstaunen aller Anwesenden, und sprach liebreich: „Ihr seid jetzt ein großer reicher Herr, ein Fürst der Welt; aber nehmt euch in Acht, auch ihr müßt sterben und euer Haar ist schon ergraut. Bestellt also euer Haus, damit ihr noch eine gute Stätte findet und nicht jenseits zu den Untersten kommt.“ Aber der alte Graf lachte laut auf und sagte: „Ich werde schon selbst für mein Heil sorgen, ohne dich und deine Schmeich-

ler und Verführer!“ verließ im höchsten Zorn die Versammlung und rüstete sich zum offenen Kriege wider Gottfried. Dieser that gar nichts zu seiner Vertheidigung. Ja als Graf Friedrich, als Gaugraf, einen Landtag entbot, erschien Gottfried, wie es seine Pflicht war, auf demselben, und nur mit ganz geringem Gefolge. Friedrich wüthete wieder, drohte seine Tochter mit Gewalt zu befreien und Kappenberg mit den Waffen von der Mönchsbrut zu säubern; vermaß sich Norbert mitsammt seinem Esel aufzuhängen und stieß solche Schmähungen aus, daß Gottfrieds Gefährten sich entsetzten und betrübten. Er selbst blieb jedoch wieder in seiner Ruhe, obwohl er glaubte, sein Schwiegervater werde ihn gefangen nehmen. Deßhalb sprach er zu seinen Begleitern: „Wenn man mich hier festhält, so sagt dem Vater Norbert, daß er nicht das Geringste für meine Auslösung verwende; ich bin bereit, im Kerker zu sterben.“ Bei Allem, was Gottfried that, dachte er an nichts, als gradeswegs in den Himmel und zu Gott zu kommen. Das sollte jedoch jetzt noch nicht geschehen! Friedrich ließ ihn ungehindert ziehen. Auch den hl. Norbert ließ er ziehen, als dieser lächelnd über Friedrichs Drohung auf seinem Eselein die ganze Grafschaft Arnsberg durchschnitt, um sich nach Kappenberg zu begeben. Plötzlich aber machte Friedrich Ernst. Seine Rüstungen waren vollendet; er brach auf gen Kappenberg, das ohne alle Besatzung war, umzingelte das Schloß mehrere Tage hindurch, aber als die Eingeschlossenen schon anfingen, sich auf ihr letztes Stündlein vorzubereiten, hob er eben so plötzlich die Belagerung auf. Von der Seite hatte Graf Gottfried fortan Ruhe.

Aber auch seine eigenen Lehnsträger und Dienstmannen erhuben sich gegen Gottfrieds Entschluß und tadelten ihn laut, daß er „ein Fürst im Lande, ein Herr von solchem Rang, Stand und Vermögen, das Schloß seiner Ahnen, die festeste Burg seines Landes, ohne Rücksicht auf den Ruhm seiner Vorfahren in ein Kloster verwandele. Was sollte nun aus ihnen werden, welcher Familie, welchem Herrn konnten sie in diesen ungewissen und betrübten Zeitläuften sich anschließen und auf Schutz und Sicherheit rechnen!“ So klagten Einige, während Andere ganz empört behaupteten, Gottfried sei wahnsinnig geworden, seitdem der fremde, hinterlistige Mönch bei ihm eingedrungen sei.

Der Bischof von Münster billigte seinerseits Gottfrieds und Ottos Entschluß nicht, fand es bedenklich, daß eine solche Familie, die recht eigentlich zum Schutz des Landes und des Bisthums berufen und deren Burg eine so treffliche Grenzfeste sei, Einfluß, Macht und Amt aufgeben und, durch die Verwandlung des Schlosses in ein Kloster, ein starkes Bollwerk gegen feindliche Ueberfälle niederreißen wolle.

Sogar Gottfrieds eigener alter Burgkaplan sah mit tiefem Schmerz die Grafen von Kappenberg den Ordensbrüdern von Prämonstrat weichen, kurz, wohin Gottfried sah und hörte, er stieß bei Geistlichen und Weltlichen, bei Standesgenossen und Untergebenen nur auf Tadel, Klage, Vorwürfe und Schmähungen. Das muß so sein, wer Gott dienen will, muß dergleichen aushalten können; das zeigt sich seit 1800 Jahren bei Allen, denen der Dienst

Gottes am Herzen lag. „Das Reich Gottes leidet Gewalt, sagt die hl. Schrift, und nur die Gewaltigen werden es an sich reißen.“ Gewaltig ist aber nicht blos der, welcher mit dem Schwert einhaut. Gewaltig ist der, welcher das Schwert und die Schmähung in Starkmuth, Langmuth und Demuth überwindet, ohne sich von seinem in Gott gefaßten Vorsatz abbringen zu lassen. So machte es Graf Gottfried. Seine Antwort an seinen ungestümen Schwiegervater kennen wir. Seine Antwort an seine Lehnsleute war, daß er sie dem Lehnsverband des Erzbischofs von Cöln und des Bischofs von Münster übergab. Seine Antwort an den Bischof von Münster war, daß er dem Ruf Gottes folgen müsse, um seine Seele zu retten. Und so brachte er es durch große Klugheit, Geduld und Mäßigung dahin, daß am Tage Mariä Himmelfahrt des nämlichen Jahres 1122, der Bischof von Münster selbst die Burg Kappenberg zu einem Prämonstratenser-Ordenshause mit den feierlichen Worten einweihte: dies sei und bleibe eine Stätte der Freiheit und des Friedens. Der hl. Norbert übernahm als erster Abt die Leitung des Klosters, in welches er bereits seine geistlichen Söhne berufen hatte und wohin sich bald zahlreiche Novizen begaben. Gottfried aber, der seine weltlichen Verhältnisse noch nicht alle genügend geordnet hatte, fand es vorerst besser, sich dem geistlichen Leben noch nicht anzuschließen, sondern nur die Tonsur und ein geistliches Kleid sich geben zu lassen.

Gottfrieds Siege.

In diesem unscheinbaren Gewande, mit einem ganz kleinen Gefolge begab sich Graf Gottfried zu

Weihnachten desselben Jahrs nach Utrecht zu seinem Kaiser Heinrich V. Als er abreiste, sagte sein alter Burgkaplan äußerst unmuthig: „Wie wird sich der Kaiser wundern, euch so arm gekleidet, mit verschnittenem Haar und ohne gräfliches Kriegsgeleit kommen zu sehen.“ „Auch die Herzen der Könige sind in Gottes Hand, antwortete Gottfried ruhig. Es macht sich mit mir nicht anders, mein guter Vater. Ihr aber sollt mich nach Utrecht begleiten.“ Das geschah. Und wie staunte der gute alte Kaplan, als der Kaiser den Grafen Gottfried vor allen anwesenden Fürsten, Grafen und Herren auszeichnete und mit Liebe und Bewunderung ihn und sein Werk zur Ehre Gottes pries und lobte. Kaum hatte aber Gottfried, wie es sich für ihn geziemte, seinem Herrn und Kaiser seine Ehrfurcht bewiesen, als er auch schon wieder das Hoflager verließ und freudig aus dem weltlichen Getümmel zum stillen Kappenberg heimkehrte.

Graf Friedrich von Arnsberg hörte von der ehrenvollen Aufnahme, welche sein Eidam bei dem Kaiser gefunden. Das brachte ihn auf andere Gesinnungen, und nicht lange währte es so sandte er ihm Boten mit einer Einladung zu. Die besorgten Ordensmänner fürchteten irgend eine Gewaltthat; Gottfried aber nicht, und er wurde in der That mit so großer Freude und Festlichkeit auf Arnsberg empfangen, als wären beide Grafen stets die besten Freunde gewesen. Graf Friedrich zeigte dem Eidam all seine Herrlichkeiten, seine schönen Pferde, sein vortreffliches Kriegsgeräth, die kostbare Einrichtung des Schlosses, und Gottfried sah alles freundlich an, dem alten Herrn zu Gefallen. Doch diese Dinge

hatten um so weniger Reiz für ihn, als aus dem Burggefängniß die Klagen der Gefangenen zu ihm drangen. Zwar bat er, einige derselben in Freiheit zu setzen; doch so weit konnte Graf Friedrich nicht auf Gottfrieds Gesinnung eingehen und er schlug es ab. Bald darauf trennten sie sich und Gottfried äußerte gegen einen Begleiter: „Ich achte den großen Reichthum meines Schwiegervaters keines Strohhalms werth.“ Aber er freute sich über dessen freundliche Gesinnung, vorzüglich dann, als nicht lange nach diesem Besuch Graf Friedrich eines plötzlichen Todes starb. Es hieß, er sei bei Tafel von einander geborsten. Viele freuten sich seines Todes, denn von seiner Wesselsburg aus hatte er durch Raubzüge das Land nah und fern beläſtigt und gequält. Die Landleute erhuben sich und zerstörten seine Feste, und man frohlockte, daß Westphalen von dieser Sclaverei befreit sei. Gottfried aber betrauerte ernst und innig eine Seele, die so viel an die Güter der Erde, so wenig an die des Himmels gedacht hatte, und dankte Gott für die ausgezeichnete Gnade, daß er ihn bei Zeiten von Glanz, Glück und Gut abgeschält und ihn arm im Geist und arm von Herzen gemacht habe. Mit dieser Armuth ist die Pilgerfahrt durchs Leben weniger gefahrvoll und die Heimkehr zum himmlischen Vater sicherer.

Gottfried im Ordensleben.

Ganz wenig Jahre waren verflossen, seitdem die beiden frommen Seelen Gerberge und Gottfried, über alles Irdische hinwegsehend, in einem erhabenen Wunsch sich begegnet waren, der nichts bezweckte,

als die Ehre Gottes, das Heil der Seelen, das Wohl des Nächsten. Damals konnte ein menschliches Auge nicht die geringste Aussicht zu dessen Erfüllung entdecken, und jetzt war er bereits in einem unerwarteten Umfang erfüllt. Die Burg Kappenberg war ein Kloster und ein neuer, lebensfrischer Orden war unter der Anführung seines Stifters, des heiligen Norbert, hineingezogen. Zu jener Zeit, der Gesittung und Bildung unter religiösem Einfluß so Noth that, weil die Menschen in den Kriegswirren verwildert waren, gab es zwischen dem Rhein und der Weser nur drei Männerklöster: also nur drei Freistätten für die wahre Bildung des Menschengeschlechts. Kappenberg ward das vierte Männerkloster. Dadurch zog Gottfried mehr Segen auf seine Zeit und sein Land herab, als wenn er hundert Jahre in seinen weltlichen Verhältnissen ein frommer Graf geblieben wäre. Er selbst aber gelangte zu der Gnade, die Ordensgelübde abzulegen und unter ihrem dreifachen Kreuz auf dem kürzesten und geradesten Weg in den Himmel zu gehen. Und das war es, wornach er verlangt hatte von Jugend auf. Jetzt aber wandelte auch Otto auf demselben Pfade; und nicht nur er. Denn unten im Thal, am Fuße des Berges, außerhalb der Burgmauern lag ein Frauenkloster, das ebenfalls unter der Leitung des Abtes von Kappenberg stand und die Regel der Prämonstratenser befolgte. Eine gottselige Ordensfrau, Namens Hedwig, stand diesem Kloster vor, in welchem sich die stolze Gräfin Jutta nun ebenso in aller Demuth zu heiligen suchte, wie Gottfried. Auch seine Schwestern Beatrix und Gerberge lebten

dort und die Tochter aus der zweiten Ehe seiner Mutter, Eilika, nahm in späteren Jahren dort den Schleier, nachdem ihr Gemal, Graf Egilmar von Oldenburg, gestorben war. Hieraus erhellt, daß eine einzige fromme Seele im Kloster durch ihr Gebet mächtiger ist, als die mächtigsten Menschen und Verhältnisse in der Welt. Aber freilich, damit der liebe Gott ihr nichts abschlagen könne, muß sie sehr fromm, ganz außerordentlich fromm sein, d. h. sie muß um so große Gnaden nur aus reiner und vollkommener Liebe zu Gott bitten.

Die Welt hatte nun begriffen und sich drein ergeben, daß Graf Gottfried Ordensmann sein wolle. Aber Gräfin Jutta Nonne, — das begriff man noch immer nicht! Manche betrachteten sie wie eine Gefangene, Andere wie eine Bethörte, welche durch ihre fanatische Umgebung verwirrt werde. Als Gottfried hoffte, daß jetzt ruhige Tage für ihn kämen, ereignete es sich, daß ein Ritter, von dem man nur den Namen Franco und sonst gar nichts weiß, Jutta heimlich und gewaltsam aus ihrem stillen Leben riß und sie entführte. Gottfried war natürlich der Erste, der hiervon benachrichtigt wurde. Er setzte sogleich dem Frauenräuber nach, allein es gelang ihm erst jenseits des Rheins, ihn einzuholen und Jutta zu befreien. Der freche Ritter fiel kurz darauf in einer Schlacht. Gottfrieds Heimkehr mit Jutta gab zu dem schnell und weit verbreiteten Gerücht Veranlassung, er sei des Klosterlebens überdrüssig, verjage die Mönche und nehme sein Weib, sein Schloß und seine Güter wieder an sich. Da Gottfrieds Schwester Gerberge bald darauf von

Ritter Werner von Erpenrode entführt wurde und ihn heirathete, so verwechselte man das und es stellte sich ein rheinländischer Edelmann bei Gottfried ein, um seinen Bruder abzuholen, der Novize in Kappenberg war. Aber Gottfried sagte lachend: „Nein! und hätte ich für Weib und Kind zu sorgen, so würde ich lieber für sie betteln gehen, als daß ich das wieder an mich risse, was einmal Gott geweiht ist."

Er gab sich jetzt ganz dem geistlichen Leben und dessen verschiedenen Uebungen hin, am liebsten der Wartung der Kranken und der niedrigsten häuslichen Verrichtungen. Denn er war von so wundervoller Demuth, daß er allen Ordensbrüdern darin vorleuchtete. Wenn er gelobt ward, grämte er sich; wenn er von seinen Obern gar nicht beachtet oder gering geschätzt ward, freute er sich. Wurde er hie und da noch als Graf angeredet, so that ihm das bitter weh und er bat mit Thränen in den Augen: „Nennt mich doch nicht so, meine lieben Brüder! ich habe als Graf viel Böses gethan; dafür betrachtet und behandelt mich jetzt als euren geringsten Knecht." Er selbst behandelte sich so und verband mit der innigsten Liebe für Andere, große Strenge gegen sich selbst. Er lebte fast ausschließlich von Brod und Wasser und fastete noch bei dieser kargen Nahrung. Durch Wort und Beispiel ermahnte er die Ordensbrüder, recht fest die volle Strenge ihrer Regel zu befolgen, und beschwerten sie sich zuweilen über dessen Härte, so sagte er: „O meine Brüder, mit der menschlichen Trägheit durchschiffen wir den reißenden Strom des Lebens nicht; behalten wir

nicht das höchste Ziel im Auge und verfolgen wir es nicht mit aller Kraft, so werden wir bei einem sehr niedrigen Ziel landen. Deßhalb wollen wir lieber die Strenge vermehren, als vermindern.“ Diese hohe Begeisterung mit so tiefer Demuth verbunden, machte ihn geliebt und verehrt vor Norbert und vor allen Brüdern und gleichsam zu einer warmen Sonne für Kappenberg. Norbert sah mit unbeschreiblicher Freude, welche Gnade Gott über das stille friedliche Kloster goß, und wie es dadurch selbst zu einem Gnadenquell wurde, welcher sich in Bächen und Strömen des Segens durch die ganze heilige Kirche verbreitete. In der Entzückung des Gebetes gewahrte er einst eine Ausgießung des hl. Geistes über dem Kloster und ein anderes Mal wurde es ihm von einem himmlischen Glanz umflossen gezeigt. Und der Stifter all dieses Segens war durch die Gnade Gottes der demüthige Bruder Gottfried. Dafür folgte ihm aber auch ein wundersamer Segen nach. Schon seine Erscheinung wirkte wie ein Zauber, so schön sah er aus, so lieblich war sein Benehmen, so klar konnte man erkennen, daß seine Seele bei Gott war. Fing er nun gar an zu reden, zu predigen, immer mit so heiligem Ernst und so heiliger Liebe, so wurden die verstockten Herzen gerührt und es bekehrten sich große Sünder. Darum pflegte auch der hl. Norbert zu sagen: „Bin ich müde von der Predigt, so rufe ich meinen Sohn Gottfried zu Hülfe; denn von ihm strömt das Feuer des hl. Geistes aus.“ — Alles fühlte sich in seiner Nähe gleichsam erlöst, der Kranke, der Sünder, der Elende, so mächtig umfaßte seine Seele die heiligende Kraft

Gottes, ſo lind und troſtvoll floß ſie von ihm auf Andere über. Ein armer Ordensbruder war geiſteskrank; da wurde denn Gottfried gar manchesmal gerufen, bald von ihm ſelbſt, bald von dem Wärter, denn die heftigſten Anfälle des Wahnſinns legten ſich in dieſer heiligen Nähe und der arme Irre ward ſanft und ſtill, ſo wie er nur Gottfried erblickte oder deſſen Stimme hörte. Auf dieſe Wahrzeichen einer hohen innern Vollkommenheit ſchaute der hl. Norbert oftmals mit unausſprechlichem Troſt und ſagte freudig, er wiſſe nun doch, daß er einen treuen Nachfolger haben werde, ſobald es Gott gefallen ſollte, ihn von dieſem Thal der Thränen abzurufen. Doch das kam ganz anders.

Gottfrieds letzte Jahre und ſeliger Tod.

Im Gehorſam offenbart ſich die Demuth und in der Demuth die Heiligkeit. Darum ſind alle Meiſter des geiſtlichen Lebens bemüht, ihre Schüler im Gehorſam zu üben. Darum ließ der hl. Norbert Gottfried nicht ruhig die ſtillen Tage in Kappenberg genießen. Als die Zeit der feierlichen Ablegung der Gelübde für beide Brüder heranrückte, ſchickte Norbert ſie nach dem Mutterhauſe des Ordens, nach Prämonſtrat in Frankreich. Gottfried verließ alſo die Heimath und ſein geliebtes Kloſter, legte in der Fremde die heiligen Gelübde ab und kehrte dann nach Kappenberg zurück, wo ſchwere Tage ihn erwarteten, denn Mißwachs, Hungersnoth und Seuchen verbreiteten ein unſägliches Elend. Da konnte er ſich ſo recht in ſeiner Liebe bewähren und wie ein Bote Gottes leibliche und geiſtliche Hülfe

überall ausspenden. Die Frucht dieser betrübten Zeit, in welcher ansteckende Krankheiten wütheten, war ein großes Hospital, das neben dem Kloster erbaut ward, in welchem die Ordensbrüder zu ihren übrigen Verpflichtungen noch die des beständigen Krankendienstes übernehmen mußten.

Jetzt fiel ein schwerer Schlag auf Kappenberg. Im Jahr 1126 wurde Norbert zum Erzbischof von Magdeburg erwählt und dort mit großer Feier und Freude installirt. Bald nachher berief er seinen geliebten Sohn Gottfried zu sich und sprach zu ihm: „Wie man sagt, daß ein ermüdeter gejagter Hirsch einen andern für sich im Walde weckt, der nun für ihn mit frischen Kräften vor den verfolgenden Hunden den Lauf beginnt, so hat dich Gott für mich, den Ermüdeten, gesendet.“ Und Gottfried lächelte; aber er war dem Ziele näher, als Norbert. Seine Sehnsucht nach dem ewigen Leben sollte endlich gestillt werden. Wie oft hatte er inbrünstig gebetet: „O käme doch die Stunde des Heimgangs! O mein Herr und mein Gott, bereite und rüste mich doch auf jene Stunde!“ Mit welchen unstillbaren Thränen hatte er seine Verbannung auf Erden, die ihn des Anschauens Gottes beraubte, beweint! Wie oft hatten die Ordensbrüder in Verwunderung gesagt: „Was geht in ihm vor, guter Gott! was ist der Grund dieser Thränenströme! gottesfürchtig hat er in der Welt gelebt, heiligmäßig im Kloster, was beweint er denn? was fehlt ihm?“ — Ihm fehlte nur das Eine: bei Gott zu sein. Aber diese Trennung konnte er nun einmal nicht aushalten und er schmachtete sein ganzes Leben dahin, im Herzen

verwundet von der hl. Liebe. Jetzt war ihm die Genesung nah. In Magdeburg erkrankte er und erbat sich des hl. Erzbischofs Erlaubniß und Segen zur Heimreise nach Kappenberg. Er nahm seinen Weg über seine ehemalige Besitzung Ilmstadt in der Wetterau, die jetzt ebenfalls ein Kloster des Prämonstratenserordens war. Sein treuer Bruder Otto begleitete ihn und war sehr um ihn besorgt. „Du solltest dich freuen, daß ich zum Vater gehe," sagte Gottfried heiter. In Ilmstadt nahm die Krankheit so plötzlich und heftig zu, daß er seine Reise nicht fortsetzen konnte, dort liegen blieb und mit namenloser Freudigkeit seiner Auflösung entgegensah. Otto und die übrigen Brüder waren jedoch tief betrübt; da sprach er: „Warum hätten wir das Bußkleid getragen und uns täglich, ja stündlich um Jesu willen abgetödtet, wenn wir nicht das inbrünstige Verlangen gehabt hätten, so bald wie möglich mit unserm lieben Heiland vereint zu sein. Warum soll ich denn nicht frohlocken, daß dies Verlangen endlich erfüllt wird." Aber Otto weinte bitterlich. „Liebster Bruder, sagte Gottfried, wir haben ja aus Liebe zu Gott Alles verlassen und daran gegeben, um uns ein seliges Sterbestündlein zu gewinnen. Laß uns doch jetzt mit großem Trost Gott danken, daß es für mich da ist."

Darauf empfing er, strahlend von Wonne und Liebe, die hl. Sterbesacramente und bat alle Brüder mit gewohnter Demuth um Verzeihung für seine tausend Uebertretungen. Dann sagte er: „Ich höre schon die Stimme des Bräutigams, der die Braut aus ihrer Kammer hervorruft!" und als

Otto ihn fragte, ob er keine Lebenshoffnung mehr habe? entgegnete er: „Ich habe eine große Hoffnung; aber um Alles in der Welt mögt' ich nicht länger in dieser Verbannung leben." Nun ruhte er mit geschlossenen Augen, wie in stiller Anschauung der kommenden Gloria. Plötzlich aber that er sie auf, sprach mit innerm Jubel: „Willkommen, willkommen, ihr Boten meines Herrn!" und mit diesen Boten flog seine gebenedeite Seele auf und sie legten sie in den Schoos Gottes. Dies geschah am 13. Januar 1127. Gottfried hatte sein 30. Jahr noch nicht erreicht.

In der Nacht und Stunde seines Todes erschien er in wunderbarem Glanz der gottseligen Aebtissin Gerberge. Er trug eine Krone auf dem Haupte, an der sie die Worte des Jesaias las: „Er hat mich bekleidet mit dem Kleide des Heils." Da ließ sie das Todtenamt für ihn halten. Zehn Tage später kam die Todesnachricht. Seine sterblichen Ueberreste wurden zwischen Ilmstadt und Kappenberg getheilt und wirkten große Wunder. Die hl. Kirche preist ihn unter den Seligen; seine Heiligsprechung ist noch nicht erfolgt. — Kappenberg blühte nach seinem Tode immer herrlicher fort und treue und große Diener Gottes und der Kirche gingen daraus hervor. — O, daß uns der liebe Gott ein so seliges Sterbestündlein schenken möge; lieber, heiliger Gottfried bitte für uns!

Ida Hahn-Hahn.

9. März.

Die hl. Franzisca Romana.

Im Jahr des Heils 1384 kam in der Hauptstadt der Christenheit diese große Dienerin Gottes auf die Welt. Daher wird sie auch nicht bei dem edlen Namen ihrer Familie oder ihres Gemals genannt, sondern Franzisca Romana oder von Rom. Inmitten alles Glanzes und aller Sorgen, aller Reichthümer und aller Geschäfte und Beschwerden der Welt, führte sie ein so wunderbar abgetödtetes gottseliges Leben, daß sie ein herrlich ermunterndes Beispiel für Alle ist, welche von dem Verlangen nach Heiligung beseelt und doch, durch Gottes Rathschluß, an einen weltlichen Stand gebunden sind. Und darum wollen wir, indem wir dies schöne Leben etwas genauer betrachten, es uns zugleich zum Vorbild nehmen und von Herzen um ihre Fürsprache sie anrufen: Heilige Franzisca, bitte für uns!

Franziscas Geburt und Kindheit.

Bei ihren sehr reichen und vornehmen Eltern wuchs sie auf, scheinbar in allen Verzärtelungen des Reichthums, aber innerlich ganz zu Gott gewendet, und zwar von ihrer zartesten Jugend an. Sie war ein ganz stilles, leitsames Kind, weder geschwätzig, noch neugierig, so eingezogen in Worten und Geberden, als ob sie stets Gott und die heiligen Engel vor Augen hätte. Liebkosungen und Schmei-

chelreden waren ihr unerträglich. Am liebsten schlüpfte sie in irgend ein stilles Winkelchen und betete die Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau, die sie sehr früh auswendig lernte. An Kinderspielen hatte sie keine Freude, aber sie arbeitete gern und fleißig und die Zeit, die ihr von der Arbeit und dem Gebet übrig blieb, verwendete sie, um fromme Geschichten von heiligen Jungfrauen und Klosterfrauen zu lesen. Früh auch gewöhnte sie sich daran, ihr Gewissen beim Nachtgebet zu erforschen, ihre Fehler zu bereuen und sich häufig im heiligen Sacramente der Buße auch über den geringsten demüthig anzuklagen. Ihr Verlangen, durch große Strenge gegen sich selbst dafür zu büßen, war so lebhaft, daß ihr Beichtvater ihr immer Mäßigung anbefehlen mußte. Sie gehorchte ihm pünktlich, und daraus erkannte er um so mehr, daß dies ungewöhnliche Kind von Gott auch auf ungewöhnlichen Wegen geführt werde. Er war ein frommer, gottinniger Priester aus dem Olivetaner-Orden, Namens Pater Antonio von Monte-Sabello, und während vieler Jahre bis zu seinem Tode Franziscas treuer Seelenführer.

Franzisca wird vermält.

Als sie eilf Jahr zählte, vertraute sie ihrem geistlichen Vater an, daß sie kein anderes Verlangen habe, als ihrem himmlischen Bräutigam zu Liebe zwischen vier Klostermauern in unbefleckter Reinigkeit des Leibes und der Seele ihr Leben zu verbringen. Pater Antonio rieth ihr, sich nicht zu sehr auf diesen

Entschluß zu steifen, sondern sich dem Willen Gottes zu überlassen und einstweilen durch verschiedene Bußwerke ihre Kräfte zu prüfen, was sie denn auch emsig that. Dies war für die Eltern ein Fingerzeig, daß sich Franziscas ernster Sinn dem Kloster zuwenden könne, und bald offenbarte sie selbst ihnen mit kindlicher Treuherzigkeit diesen sehnlichen Wunsch. Sie hatten aber ganz andere Pläne für ihre Franzisca, die jetzt das zwölfte Jahr vollendet hatte, ganz erwachsen, sehr schön und von seltener Reife des Verstandes war. Sie schlossen, ohne sie zu befragen, ein Ehebündniß für sie ab mit einem vornehmen und sehr begüterten jungen Römer, Lorenzo da Ponziani, und theilten ihr dann den Vertrag mit. Franzisca entsetzte sich, fiel vor ihrem Vater auf die Kniee und bat um Erbarmen. Er aber bat seinerseits so zärtlich und machte abwechselnd die väterliche Liebe und den väterlichen Willen so geltend, daß sie in ihrem Gewissen beängstigt ward und Bedenkzeit verlangte. Nach einigen Tagen befragte der Vater sie um ihre Einwilligung; als nun Franzisca erklärte, sie könne dieselbe nicht geben, entgegnete er, das sei auch nicht nöthig, denn die Sache sei jetzt zum Abschluß gekommen, und sie habe weiter nichts zu thun, als zu gehorchen, und sich dem Lorenzo Ponziani anvermälen zu lassen. Zur größten Freude beider Häuser ward die Hochzeit auf's Herrlichste gefeiert; nur die Braut war sehr traurig, und kaum war sie ihrem jungen Gatten in sein Haus gefolgt, als sie vor Gram und Herzeleid in eine schwere Krankheit fiel, die fast zwei Jahre andauerte.

Was sich weiter mit Franziska begibt

Die Aerzte wußten keine Hülfe gegen das ihre besten Kräfte aufzehrende Uebel, und erwarteten ihr baldiges Ende. Da ward ihrem Vater sehr bange, und er wollte sie durch zauberische Mittel, an die man damals glaubte, herstellen lassen. Dies schlug Franziska jedoch rundab und ergab sich vollkommen in den heiligen Willen Gottes, trauerte auch nicht über ihren nahen Tod, sondern freute sich, durch ihn zu ihrem himmlischen Bräutigam geführt zu werden. Nun wollte ihr aber Gott dieses Glück nicht so schnell gewähren, und es gefiel ihm, ihr durch einen himmlischen Boten in der Nacht vom 16. auf den 17. Juli 1398 die Gesundheit zurückbringen zu lassen. Ein Jüngling, der wie ein Pilger und ein Himmelsbürger zugleich aussah, erschien ihr, breitete seinen Mantel über sie aus, und flugs fühlte Franziska sich genesen. Sie erhob sich, weckte ihre Schwägerin Vannozia und sprach zu ihr: „Komm' und laß uns Gott danken, denn er hat mir eben durch unsern heiligen Alexius die Gesundheit geschickt." Und auf der Stelle gingen Beide in die Kirche vom hl. Alexius, der tausend Jahre vor Franziska ein großer Heiliger der Stadt Rom war und jetzt vielleicht zum Segen seiner Vaterstadt Franziscas Gesundheit vom lieben Gott erfleht hatte. Ihre Eltern, ihr Mann und dessen Familie, waren sämmtlich sehr glücklich über ihre unerwartete Genesung.

Franziska als Hausfrau.

Da sie nun klar den Weg erkannte, den sie dem göttlichen Willen gemäß zu wandeln hatte, so betrat

sie ihn mit voller Hingebung und führte mit Lorenzo Ponziani eine äußerst glückliche, friedfertige Ehe, die 40 Jahre dauerte. Kreuz mancher Art fehlte ihnen nicht; aber das bitterste von allen, das selbstgeschaffene, daß beide Gatten sich das Leben durch Laune oder Bosheit schwer gemacht hätten, trugen sie auch nicht eine Stunde in den langen 40 Jahren. Als Franzisca in das Haus der Ponziani einzog, fand sie in demselben ihren Schwiegervater Andreas mit seiner Frau Cäcilia und ihres Mannes ältern Bruder Paul mit seiner Frau Vannozia vor, also bereits zwei Hausherrinnen, zu denen sie als die dritte und jüngste kam. Sie hatte folglich nichts zu thun, als sich kindlich unterzuordnen, und that es mit herzlicher Freude und Freundlichkeit. Jetzt, nach ihrer Genesung, starb Frau Cäcilia, und nun war es ein seltenes Schauspiel, in welcher Eintracht und Liebe Vannozia und Franzisca gemeinsam ihr Haus regierten, ohne daß je der geringste Zwist, die leiseste Verstimmung zwischen ihnen gewaltet hätte. Gewiß ein großer Beweis von der Gottseligkeit beider Frauen, von denen jede ihren eigenen Willen aufgab, um den Willen Gottes zu thun, in welchem sich dann Beide zusammen fanden. Bald machte es sich so, daß Vannozia ihr älteres Recht freiwillig aufgab, weil sie demüthig Franziscas außerordentliche Vorzüge und Gaben einsah. Und so wurde diese die eigentliche Gebieterin im Hause, aber nur um Allen zu dienen und für Alle zu sorgen, was sie trotz ihrer Jugend mit der größten Klugheit und Umsicht that und stets ein Herz und eine Seele in der Demuth, der Eingezogenheit und der Nächsten-

liebe mit Vannozia blieb, so daß sie unzertrennlich in ihren Beschäftigungen, Arbeiten und Erholungen waren. In einem abgelegenen Theile des Gartens hatten sie sich eine Einsiedelei eingerichtet, und ihr größtes Vergnügen bestand darin, sich in freien Stunden dahin zu begeben und ungestört von Gott und göttlichen Dingen zu sprechen. Abgesehen davon, daß Lorenzo seine Frau niemals bewegen konnte, außerhalb ihres Hauses an weltlichen Gesellschaften Theil zu nehmen, war sie die Unterwürfigkeit und Gefälligkeit selbst. Das that sie nun einmal nicht; aber sonst sah sie ihm seinen Willen an den Augen ab und machte ihm sein Haus so angenehm, daß er mit ihrer Frömmigkeit ganz einverstanden war und ihre Andachtsübungen von Herzen ihr gönnte. Gegen ihre Dienerschaft war Franzisca äußerst leutselig, sorgte für ihre leiblichen und geistlichen Bedürfnisse, verrichtete mit ihnen das Morgen- und Nachtgebet und hielt streng auf pünktliche Ordnung und Sittlichkeit, was eine große Wohlthat für Dienstboten, besonders in einem großen und reichen Hause ist, wo sie manche Versuchungen zu bestehen haben. Als Franzisca sechszehn Jahre alt war, schenkte sie ihrem Manne ein Söhnchen, das Baptista genannt wurde. Später kam ein kleiner Evangelista auf die Welt und dann noch ein Töchterchen, Agnes. Fromm, wie sie selbst war, erzog sie ihre Kinder, und erzog sie früh zu Engeln im Himmel. Baptist überlebte allein seine Eltern. Evangelista, der schon ein Engel auf Erden war, ward im 9. Lebensjahre von einer pestartigen Krankheit hinweggerafft, die damals in Rom herrschte. Er fühlte seinen nahen Tod, ließ Vater

Antonio rufen, beichtete mit großer Zerknirschung seine kleinen Verfehlungen, empfing mit unbeschreiblicher Freude die Lossprechung, bat seine Mutter um ihren Segen, legte sich dann mit gefalteten Händchen zurecht wie ein Sterbender und gab seine unschuldige Seele dem himmlischen Vater zurück. Seiner Mutter erschien er jetzt so häufig, und in so verklärter Schönheit und mit einem noch schöneren Engel zum Gefährten, daß sie keine Trauer über seinen Tod empfinden konnte. Ja, als er ihr nach einem Jahr anzeigte, daß er nun bald sein kleines Schwesterchen Agnes abholen werde, empfand sie einen solchen Trost über die frühe unzerstörbare Seligkeit ihrer Kinder, daß sie in ihrem Töchterlein nur eine Auserwählte des ewigen Königs der Glorie sah, mit wahrer Andacht während deren kurzen Krankheit sie pflegte und nur süße Thränen über dem kleinen Grabe weinte. So ganz war Franziska in Gott versenkt!

Ihre Gottseligkeit.

Eine zärtliche Gattin und Mutter und eine sorgsame Hausfrau sind wohl Manche! sie war es aber mit einer ganz besonderen Vollkommenheit, mit einer ganz ungetrübt reinen Absicht auf Gott. Das Geringste, wie das Größte in Gedanken, Worten und Werken widmete sie ihm, hing nur an seinem Wohlgefallen und erstrebte die Abtödtung ihrer eigenen Natur mit eiserner Beharrlichkeit. Zwischen allen Verlockungen zu Hoffart und Eitelkeit, welche ihr Stand, Reichthum und Jugend bereiteten, ging sie

kalt, blind und taub hindurch. Unter Sammt und Seide trug sie ein härenes Bußhemd und eine eiserne Kette. An dem wohlbesetzten Tische aß sie trockenes Brod und Gemüse, allenfalls noch einige Früchte; von Braten, Backwerk, Wein war keine Rede. Das Stillschweigen übte sie so streng, daß sie sich für ein unnützes Wort, — kein böses, zänkisches, trotziges, neidisches, spottendes, sondern nur unnützes Wort — auf den Mund schlug, daß er blutete. Zweimal in der Woche empfing sie das hl. Sacrament der Buße, und das des Altars, so oft ihr Beichtvater es erlaubte. Durch ein immerwährendes inneres Gebet hielt sie ihr Herz an Gott geheftet, und weil es da so fest und süß und sicher ruhte, ließ sie es nicht durch irdische Leiden und Freuden von diesem heiligen Ruheplatze verjagen. Kein Glück konnte sie erheben, kein Unglück sie zu Boden drücken, denn mit gleicher Hingebung schmiegte sie sich an das Herz Gottes und an das Kreuz Christi, und nichts war so groß, wie ihre heilige Liebe, ihre tiefe Demuth. In allen weltlichen und äußeren Angelegenheiten war sie ihrem Mann gehorsam, in allen innerlichen ihrem Beichtvater. Wie große Gnaden Gott ihr unmittelbar auch erwies, nie glaubte sie deßhalb im Stande zu sein, selbst ihr inneres Leben beurtheilen und leiten, ihre Seelenzustände regeln zu können. Unbedingt folgte sie seinem Rathe, gehorchte sie seinem Befehle. Sie zagte immer, den hl. Leib des Herrn in ihr unwürdiges Herz aufzunehmen und hatte doch immer ein brennendes Verlangen, ihre Seele mit diesem Brode des ewigen Lebens zu nähren; daher empfing sie nie die hl. Communion ohne die be-

sondere Erlaubniß ihres Beichtvaters, und zwar gewöhnlich in der St. Cäcilienkirche, die ihrem Hause am nächsten war. Dem Pfarrer wollte es nun aber nicht gefallen, daß diese verheirathete, reiche, mit Geschäften und Sorgen überladene Frau häufiger als irgend Jemand zum hl. Gastmahle sich einstellte. Da er sie dessen nicht würdig hielt und sie doch nicht geradezu abweisen wollte, reichte er ihr eines Tages eine nicht consecrirte Partikel. Eine Braut ist aber nicht zu täuschen über die Nähe des Geliebten! Franziska empfing zwar die Hostie, begab sich aber zu Pater Antonio und klagte ihm dies Mißgeschick. Der Pfarrer der St. Cäcilienkirche war nicht wenig überrascht, als der Pater bei ihm erschien und ihm sein Verfahren gegen Franziska vorhielt. Er sah nun wohl ein, daß sie der hl. Communion würdig sein müsse, da Gott selbst sie so außerordentlicher Offenbarungen würdige, und fortan sah er sie mit Freude und Ehrerbietung beim hl. Gastmahle erscheinen. Während ihrer Gebete war sie fast immer der Erde entrückt und so erfüllt vom Schauen der Glorie Gottes, so umringt von dem Licht himmlischer Geister, daß ein großer Glanzkreis sie umgab. Ja, eine fromme Frau sah einst einen Zweig von goldenen Lilien über Franziska schweben, als sie betete. Wenn sie dann von ihrem Gebete an ihre Geschäfte ging und mit den Menschen zu thun hatte, so konnten diese leicht erkennen, daß sie aus dem Umgange mit Gott und seinen Engeln ihre Milde, Lieblichkeit und Weisheit geschöpft hatte, so himmlisch handelte und wandelte sie. Alle Gnaden und Erleuchtungen, die ihr zu Theil wurden, verbarg sie sorgfältig; ja, sie würde dieselben auch ihrem

Beichtvater verschwiegen haben, wenn sie nicht gewußt hätte, daß ihm gegenüber kindliche Offenherzigkeit ihre Pflicht sei. Die Tagzeiten der hl. Jungfrau Maria, gewisse Psalmen und das Vater unser waren ihre täglichen mündlichen Gebete, und die Geheimnisse des Glaubens, je nach der Zeit, wie die Kirche sie feiert, Gegenstand ihrer Betrachtung. Das heilige, bittere Leiden Jesu betrachtete sie freilich am liebsten und häufigsten, und versank dabei in ein so unaussprechliches Mitleiden, daß sie am Kopfe die Schmerzen seines dornengekrönten Hauptes und an ihren Händen und Füßen die Schmerzen seiner Annagelung empfand. Zuweilen steigerte sich diese Pein so gewaltig, besonders wenn sie in der Betrachtung entzückt wurde, daß sich auch bei ihr die Wunden öffneten und Blut aus ihnen floß. Wurde in einer der zahlreichen Kirchen Roms ein besonderes Fest begangen, oder gab es Gelegenheit, eine Predigt zu hören, was in jener Zeit nicht häufig üblich war, so stellte sich Franziska stets mit der größten Andacht ein. Sie wurde nicht müde, das Wort Gottes zu hören, und nie fehlte sie, wenn die Dominicaner in ihrer Kirche zu Maria Minerva, und die Franziskaner in der ihren zu Ara-Coeli es verkündeten. Sie that ganz schlicht und einfach das, was auch andere thun, um sich zu bekehren und zu bessern: allein sie that es mit solcher Vollkommenheit und solchem unverwandten Hinblicke auf Gott, auf seine Ehre, auf seinen Willen, daß er, der die geringen und kleinen Werke, die mit großem Herzen und großer Vollkommenheit gethan werden, so sehr liebt und lohnt, gerade deßhalb eine Fülle der Belohnungen über Franziska ausgoß.

Ihre Barmherzigkeit.

Dies ist immer eine Lieblingstugend aller Heiligen gewesen. In dem Maße, als eine Seele das Leben Jesu nachlebt, in das Herz Jesu eingeht, muß sie barmherzig werden, weil Er ja gegen alle Menschen die Barmherzigkeit selbst ist. Kaum war sie von ihrer ersten langwierigen Krankheit genesen, als sie anfing die Spitäler zu besuchen und die Kranken zu warten und zu pflegen. Später genügte ihr das aber nicht, und sie richtete in ihrem geräumigen Hause ein paar abgesonderte Zimmer ein, in welchen sie arme Kranke aufnahm und sich zu ihrer Wärterin machte. Vannozia und eine treue und verschwiegene Dienerin, Clara, gingen ihr dabei zur Hand; waren die Kranken aber mit recht ekelhaften Uebeln behaftet, so ließ Franziska es sich nicht nehmen, sie ganz allein zu pflegen. Da ereignete es sich einmal, als sie eine Wunde auswusch, daß sie von einem furchtbaren Abscheu befallen ward und, um ihn heldenmäßig zu bekämpfen, von dem Wasser trank, womit sie die Wunde gereinigt hatte. Einem solchen Sieg der göttlichen Liebe über die Natur folgte eine große Gnade: sie blieb fortan von jeder Anwandelung des Ekels und mit jeder Versuchung verschont, ihre Kranken im Stich zu lassen. Für deren Seelen hatte sie dieselbe Sorgfalt; sie unterhielt einen eigenen Priester auf ihre Kosten, blos zu dem Zwecke, daß er all den Bedürftigen die h. Sacramente spende, zu denen sie ihn berufen, oder die sie ihm zuschicken würde. Ihre Liebe zu den Seelen gab ihr einen tiefen Blick in die Seelen, so daß sie die Gewissenszustände deutlich erkannte und ihre Ermahnungen

so vorsichtig und dringend einrichtete, daß die Schwachen gekräftigt, die Sünder geschreckt, die Verstockten erschüttert wurden. Eine große Sünderin, welche die Frucht ihrer Sünden heimlich ermordet hatte und jedem geistlichen Zuspruch widerstand, ward von Franzisca zu einem reumüthigen Bekenntnisse bewegt, worauf sie, mit Gott versöhnt, starb. Und so rettete die gottselige Frau manche andere elende Seele.

Als Frau Cäcilia gestorben war und Franzisca anfing, das Haus zu regieren, trat sie mit einer so außerordentlichen Freigebigkeit gegen die Nothleidenden auf und steckte Vannozia dermaßen mit dieser Tugend an, daß der alte Andreas Ponziani schreckenvoll dachte, nun sei es um Hab und Gut geschehen, und die zwei jungen Frauen würden ihn an den Bettelstab bringen. Zugleich brach eine große Theuerung in Rom aus; das Haus Ponziani wurde überlaufen von Armen, und Franzisca speiste nicht nur Alle, sondern ließ auch noch für diejenigen kochen und ihnen die Speisen schicken, von denen sie wußte, daß sie Noth litten, aber sich schämten zu betteln. Da besprach sich Herr Andreas mit seinen Söhnen und faßte seinen Entschluß: von dem großen Getreide-Vorrath seines Hauses sonderte er so viel ab, als nöthig war zu dessen Gebrauch bis zu nächster Ernte; dies nahm er unter seinen eigenen Verschluß und alles Uebrige verkaufte er. Als Franzisca und Vannozia auf die Kornkammer kamen, war sie gänzlich geleert, nur Spreu lag umher. Franzisca, die gute Hausfrau, ließ diese Spreu durch Clara sieben und die Metze reines Korn, welche sich daraus er-

gab, in ein Winkelchen schütten. Dann gingen sie fort und beriethen sich über andere Hülfe für ihre Armen. Paul und Lorenzo wollten jetzt die leere Kornkammer zu einem andern Zwecke benutzen, und deßhalb gingen sie am nächsten Morgen hin. Zu ihrem frohen Staunen, das an Entsetzen gränzte, war sie aber mehr gefüllt, denn zuvor; so hatte der liebe Gott die Vertheidigung ihrer Frauen übernommen!

Herr Andreas hatte in seinem Keller ein Faß voll besonders guten alten Weines. Franzisca fand, daß dieser Wein eine höchst kräftigende Labung für schwache und alte Leute, für Genesende und Nothleidende sei und zögerte nicht, ihnen dies Stärkungsmittel freigebig zu spenden. Als eines Tages Herr Andreas von diesem Weine zu trinken begehrte, kam der Diener bestürzt zurück und erklärte, das Faß sei leer. Der alte Herr wollte seinen Ohren nicht trauen; er nahm seine Söhne mit in den Keller, um sich zu überzeugen, ob denn all sein schöner Wein an fremde Leute gekommen sei. Richtig! das Faß war leer. Diese Verschwendung schien den Männern denn doch zu stark. Franzisca ward herbeigerufen und mit vielen Vorwürfen überhäuft, die sie ganz gelassen hinnahm. Dann erwiderte sie wohlgemuth: „Habt Geduld mit mir, mein lieber Herr Vater, und seid versichert, daß ich von eurem guten alten Weine euch bringen werde.“ Mit der getreuen Clara ging sie in den Keller, brachte zwei Flaschen des bewußten Weines zurück und entgegnete auf die Frage, woher er sei: „Aus dem Faß im Keller, denn das ist ganz voll.“ Starr vor Entsetzen begaben sich die drei Männer hinab und fanden es so, wie Frau-

zisca gesagt hatte. Da ersahen sie denn, in welcher hohen Gnade Franzisca bei Gott stand und fortan setzten sie deren Freigebigkeit keine Schranken mehr.

Ihre Prüfungen.

Es kamen betrübte Zeiten über die Stadt Rom, große jahrelange Drangsale, weil König Ladislaus von Neapel Krieg gegen den päbstlichen Stuhl führte. Paul und Lorenzo Ponziani (Herr Andreas war inzwischen gestorben) kämpften tapfer in manchem Treffen, und Lorenzo trug soviel Wunden und in Folge derselben so viel Krankheiten davon, daß er ohne Franziscas Gebet und Pflege wohl nimmer genesen wäre. Kaum hatte er sich von diesen Leiden erholt, als ein noch härterer Schlag ihn traf: denn die Stadt Rom wurde vom Könige Ladislaus im Jahr 1413 erobert und Lorenzo, Paul und viele der angesehensten und reichsten Edelleute wurden ihrer Güter beraubt und in die Verbannung geschickt. Die Familien, über welche eine solche Trübsal kam, waren der Verzweiflung nahe; nur Franzisca blieb gefaßt. Wenn eine schlimme Nachricht über die andere kam, und ein Verlust nach dem andern sie traf, so sprach sie mit stiller Ergebung: „Der Herr hats gegeben, der Herr hat's genommen; sein Name sei gebenedeiet." Zu dem Herzeleid ihrer Trennung von Lorenzo kam ein noch schwereres Kreuz: der feindliche Befehlshaber forderte ihren Sohn als Geißel, damit der Vater nie nach Rom zurückkehre. Franzisca hatte nur noch dies einzige Kind, ihren Sohn Baptista. Ihre Freunde riethen ihr, den Knaben zu verstecken, auf dem alle Hoffnungen der Familie

ruhten; allein Franzisca beſprach ſich mit Pater Antonio und führte darauf ſelbſt ihren Sohn mit frommer Gelaſſenheit zum Befehlshaber. Dann aber beſuchte ſie das wunderthätige Marienbild in der Kirche Ara Coeli und empfahl ſich und ihr einziges Kind der gütigen Mutter Gottes. Gebet und Gehorſam, das waren Franziscas Mittel, um in friedlicher Geduld und heiterem Starkmuth, ohne Klagen und ohne Unruhe auszuharren; und dieſe Mittel ſtehen uns allen zu Gebot. Während Franzisca in ſo ſchweren und gefährlichen Zeiten, gleichſam als Wittwe, alle Drangſale und Schreckniſſe der Kriegsläufte zu tragen hatte, ſtand ſie, trotz ihrer Verarmung, mit ſeltener Würde und Weisheit ihrem Hauſe vor, verzagte nie, fand nie eine Schickung Gottes zu hart, tröſtete andere durch Wort und Beiſpiel und bewies, daß „Denen, die Gott lieben, alle Dinge zum Beſten dienen.“ Endlich wendeten ſich die Zeiten, die Sache Roms ſiegte, die Truppen des Königs von Neapel wurden aus Stadt und Land vertrieben, wurden gezwungen, die Geißeln zurück zu ſtellen; die Verbannten kehrten heim, und Franzisca dankte Gott aus vollem Herzen, als ſie Lorenzo und Baptiſta wieder unter ihrem Dache hatte.

Ihr Eifer nimmt zu.

Franzisca glaubte nicht, daß ſie ſich durch ihr bisheriges Leben, voll ſo hoher Tugend, irgend ein Verdienſt vor Gott erworben habe; ſie hielt ſich für eine elende unwürdige Sünderin, und ſtrebte nur um ſo mehr in der vollkommenſten Abtödtung ihrer ſelbſt Gott zu dienen. Da Lorenzo dies himmliſche Stre-

ben wohl erkannte, so freute er sich dessen zwar sehr, trug sich aber immer mit der heimlichen Sorge umher, Franzisca werde ihn über kurz oder lang mit Bitten bestürmen, sich ganz aus der Welt und in ein Kloster zurückziehen zu dürfen. Um sich nun diesen Schmerz zu ersparen und ihr doch mehr Freiheit zu lassen, machte er ihr den Vorschlag, fortan wie Geschwister neben einander zu leben, jedoch unter der Bedingung, daß sie nie daran denken dürfe, sich von ihm zu trennen. Franzisca war sehr gerührt von diesem Beweise seiner aufrichtigen Zuneigung und ging mit Freuden darauf ein. Nun ward sie ihm die treueste Schwester, wie sie die beste Gattin gewesen war; ihr eigenes Leben richtete sie aber zu einem ganz strengen Büßerleben ein. Ihre schönen Kleider verschwanden, ihre einfache Kost ward auf trockenes Brod herabgesetzt, ihr Lager war ein Strohsack, der für sie zu kurz war und auf dem sie sich nur zwei Stunden nächtliche Ruhe gönnte. Um sich in der Demuth zu üben, setzte sie sich an großen Festtagen zwischen den Bettlern an den Kirchthüren nieder, ließ sich sehr gelassen von Manchen als eine Närrin verspotten und schimpfen und empfing mit herzlichem Dank die Paar Kreuzer, welche ihr als Almosen gegeben wurden. Oder sie ging manchmal von Thür zu Thür, Straße auf, Straße ab, und sammelte Almosen für Kranke und Arme ein. In ihrer Nachbarschaft kannte Jedermann die gottselige Frau und gab ihr gern; allein in abgelegenen Stadttheilen wurde sie oft gar übel empfangen, so daß der Ertrag ihrer Sammlung in Schmähreden bestand. Wo man ihr Brod oder Kleidungsstücke reichte, da

trug sie alles selbst heim, wenn ihr die Last auch noch so schwer ward. Einst war sie in ihrem Weingarten gewesen und hatte da die abgeschnittenen Reben sorglich aufgelesen, um sie den Dürftigen zur Feuerung auszutheilen. Sie band die Reben in Bündel zusammen, belud damit einen Esel und trieb ihn vor sich her in die Stadt. Auf einem großen Platz fiel der Esel unter seiner Last, und die Bündel lösten sich und fielen auseinander. Franzisca hatte viel Mühe, die Fracht wieder in Ordnung zu bringen. Eine große Menge Volks lief zusammen und gaffte sie an, doch Niemand half ihr. Da kam ein angesehener Edelmann, Paul Petruzzi, der staunte auch über den Anblick, aber in anderer Art. Er legte Hand an, und freundlich dankend wanderte Franzisca mit ihrem frisch befrachteten Eselein von dannen und nach ihrem Hause. Diese wunderbare Gottseligkeit ward mehr und mehr durch wunderbare Gnaden verherrlicht, so daß Franzisca allmälig wie ein strahlender Stern höher und immer höher vor den Augen ihrer Mitbürger stieg. Als sie einmal in einer entlegenen Gasse um der Liebe Jesu willen das Werk des Almosensammelns übte und dabei ganz unbeschreiblich verhöhnt ward, erhub sich plötzlich in einem Hause ein Jammergeschrei. Es war dort ein Kind gestorben, welches durch die Nachlässigkeit seiner Eltern die hl. Taufe noch nicht empfangen hatte. Kaum vernahm dies Franzisca, so eilte sie zu der kleinen Leiche, nahm sie in ihre Arme, empfahl die kleine Seele der Gnade Gottes, und legte bald der Mutter das Kind lebendig auf den Schooß. Nun fielen die Leute vor ihr auf die Kniee; aber da eilte

sie fort. Schmähreden waren ihr lieber; die wurden ihr nicht gespart, als sie in eine schwere und langwierige Krankheit fiel. Das sei ihr ganz recht, hieß es, warum laufe sie so viel in die Kirchen und in die ungesunden Wohnungen der Armen? warum bete sie Nachts, anstatt zu schlafen? es sei ja ganz unvernünftig, dermaßen seine Gesundheit gering zu schätzen. Wäre sie im Dienst der Welt, durch Feste und Lustbarkeiten erschöpft, krank geworden, so hätten Alle sie herzlich bedauert und nicht gefunden, daß sie auf ihre Gesundheit losstürme. Nach langen Leiden genas sie jedoch wieder, gestärkt durch Gebet und durch himmlische Erleuchtungen, während welcher sie die Seligkeit des Himmels und die ewige Pein der Hölle schaute. Aus Liebe zu ihrem Namenspatrone, dem seraphischen heiligen Franziscus, mit dem sie die inbrünstige Andacht zum bittern Leiden Jesu und die herzliche Liebe zur Armuth und für die Armen gemein hatte, unternahm sie eine Wallfahrt nach Assisi. Das war schon lange ihr Wunsch gewesen; die Zeitläufte und ihre Verhältnisse hatten es aber bis jetzt nicht erlaubt. Nun machte sie sich mit Vannezia und einer Freundin, Namens Rita, zu Fuß auf den Weg, um das Portiunculafest in der Kirche Maria von den Engeln zu begehen und den vollkommenen Ablaß zu verdienen, der zu dieser Zeit an diese Andacht geknüpft ist. Sie hatten die drückende Hitze des Juli auszuhalten und alle Mühseligkeiten, die mit einer solchen Pilgerfahrt verbunden sind. Durch Gebet, stille Betrachtung und geistliche Gespräche unterhielten sie sich und ertrugen wohlgemuth alle Beschwerden. Auf der großen

Ebene von Foligno gesellte sich ein Franziskanerpater zu ihnen, der so fromme und erbauliche Reden führte, daß sie sich sehr getröstet fühlten; aber die Sonne brannte gar zu heftig; sie setzten sich, halb verschmachtend vor Durst, unter einen wilden Birnbaum. Da berührte der Pater mit seinem Stabe den Baum, und siehe! es fielen so große, prächtige Birnen herab, wie sie deren nie gesehen hatten. Während sie die schönen Früchte auflasen, war der Pater verschwunden, und leiblich und geistig erquickt setzten die drei frommen Pilgerinnen ihren Weg fort und langten bald wohlbehalten am Ziel ihrer Wallfahrt an, wo sie allen Segen genossen, der auf dem Besuche eines so gebenedeiten Gnadenortes liegt.

Franzisca stiftet die Oblatinnen.

Bei ihrer Heimkehr nach Rom sah Franzisca sich von einem schweren Verlust getroffen: ihr alter treuer Beichtvater, Pater Antonio, war während ihrer Abwesenheit von der Erde geschieden. An seiner Hand war sie so viele Jahre, durch so viele dunkle und helle Tage auf dem schmalen und steilen Pfade gegangen, der zum Himmel führt. Durch ihn war sie dem Olivetaner-Orden sehr zugethan, der seinen Namen zur Erinnerung des bittern Leidens am Oelberge trägt und in Italien in großem Flor steht, außerhalb aber kaum bekannt ist. In Rom lag dessen Kloster auf dem Campo Vaccino, und Franzisca besuchte häufig die Klosterkirche wegen der großen Erbaulichkeit, mit welcher die Patres alle gottesdienstlichen Handlungen vollzogen. Andere

vornehme römische Frauen folgten Franziscas Beispiele. Diesen nun machte sie, von höherer Eingebung geführt, im Jahr 1425 den Vorschlag, zur Ehre Gottes und seiner allerseligsten Mutter eine Verbindung zu stiften, welche sich an diese Olivetaner-Kirche gleichsam anlehnen solle, wie man ja Beispiele an der Rosenkranz- und der Scapulier-Bruderschaft ꝛc. habe. Die frommen Frauen gingen freudig auf diesen Vorschlag ein, der nun mit den Patres reiflich überlegt ward, worauf denn nach göttlichem Rathschluß ein viel größeres Ergebniß erfolgte, als die demüthige Franzisca im Sinne gehabt hatte. Da ihr Mann inzwischen zum vollen Besitz seiner Güter gelangt und nun wieder sehr reich war, gestattete er ihr mit großer Liebe und Freude, ein Kloster zu gründen. Das geschah; und Franzisca eröffnete es für Frauen und Jungfrauen, welche nach St. Benedicts heiliger Regel von der Welt zurückgezogen gemeinschaftlich leben wollten, ohne jedoch die drei Gelübde abzulegen. Sie nannten sich Oblaten, weil sie bei ihrem Eintritt nicht Profeß, wie die Ordensleute, sondern nur eine Oblation oder Opferung leisteten, durch die sie versprachen, der Vorsteherin gehorsam zu sein und gewisse religiöse Uebungen zu befolgen. Diese Genossenschaft fand außerordentliche Theilnahme bei den Frauen aller Stände. Später ward sie vom Papste Eugenius IV. bestätigt, und unter dem Namen der Oblatinnen vom Spiegelthurm (so hieß nämlich ihr Haus) besteht sie noch heutzutage in großem Ansehen zu Rom. Statt bei ihren Genossinnen zu leben, brachte Franzisca ihre Opferung in anderer

Art dem lieben Gott dar: sie blieb als treue Pflegerin bei dem kränkelnden Lorenzo und besorgte die Verwaltung seiner Güter und seines Vermögens, was ihr sehr viel Beschwerden verursachte. Da sie auch wegen ihrer Stiftung mit den nie fehlenden Feinden alles Guten tausend Kämpfe und Mühen hatte, so war ihr Leben wahrhaft köstlich vor Gott; „denn, wie der fromme König David sagt, es war voll Sorgen und Arbeit."

Es geht zu Ende.

Bisher hatte sie immer ihre treue Vannozia zur Seite gehabt, mit der sie alle Freuden und Leiden theilte. Aber im Jahr 1431 ward diese aus der Welt gerufen, und Franzisca sah sich einer Schwester und Freundin beraubt, mit der sie fünfunddreißig Jahre in ungetrübter Herzenseintracht gelebt hatte. Ihr Sohn Baptista hatte sich freilich verheirathet; allein Amabilia, ihre Schwiegertochter, war etwas herrschsüchtiger und hoffärtiger Sinnesart, bemächtigte sich nach Vannozias Tode der Regierung des Hauses, drängte Franzisca bei Seite und führte das Regiment, wie sie es verstand, also nicht besonders gut, denn sie war jung und unerfahren und verschmähte jeden Rath. Franzisca betrübte sich, nicht weil sie hundertmal gekränkt wurde, sondern weil es in dem Hause Ponziani nicht mehr nach alter Art einzig zur Ehre Gottes herging. Jedoch schwieg sie zu allem mit großer Milde, fest überzeugt, Gott werde auch dies zum Besten wenden, nur betete sie noch mehr als gewöhnlich. Amabilia war eines Tages sehr unfreundlich gegen die gottselige Frau gewesen.

Als sie nun Abends zwischen ihrem Manne und ihrem Schwiegervater am Kamin saß, ward sie plötzlich von einem so furchtbaren Kopfschmerz befallen, daß man einen Arzt, ja zwei, drei Aerzte rufen mußte. Sie waren sämmtlich rathlos gegen dies erstaunliche Leiden. Da legte Franzisca mitleidig ihre Hand auf Amabilias Kopf und blickte sie gar liebevoll an. Und siehe! in demselben Augenblick wich der Schmerz, und zugleich wich von Amabilia der Eigensinn, mit dem sie sich bisher gegen ihre Schwiegermutter benommen hatte. Unter Thränenströmen bat sie dieselbe um Verzeihung und blieb fortan eine zärtliche und ehrerbietige Tochter. In häuslichem Frieden vergingen nun einige Jahre. Da starb Herr Lorenzo, und obwohl Baptista und Amabilia ihre gottselige Mutter dringend baten, dem Hause nicht den Segen ihrer Gegenwart zu entziehen, so hielt Franzisca es doch nicht länger für ihre Pflicht, außerhalb ihrer lieben Genossenschaft vom Spiegelthurm zu leben. Im Jahr 1436, am Tage St. Benedicts, erschien sie vor dessen Pforte, mit bloßen Füßen, einen Strick um den Hals, schlecht gekleidet, und bat demüthig um Aufnahme bei ihren geistlichen Töchtern. Freudenvoll gingen diese ihr entgegen und baten sie, die Leitung des Hauses zu übernehmen, was sie aber ablehnte, weil sie nur Dienerin, nicht Vorsteherin sein wollte, sich auch alsbald in die Küche begab, um für den Mittagstisch zu sorgen. Da war nun gar wenig Brod vorräthig, und als Franzisca sich erbot, zum Bäcker zu gehen, und die Vorsteherin es ihr nicht gestattete, sagte sie heiter: „Vielleicht thut Gott Vorsorge," und fing an, das wenige Brod einzutheilen. Und

richtig! es genügte nicht blos für diesen, sondern auch noch für den nächsten Tag. Durch ihren nunmehrigen Beichtvater, Herrn Johannes Matiotti, den die Schwestern für sich gewannen, wurde ihr unter dem Gehorsam anbefohlen, des Hauses Leitung zu übernehmen, wozu sie sich denn im Jahr 1437 entschloß. Dieser Beichtvater hat denn auch ihr ganzes Leben beschrieben, das von jetzt an eigentlich ein ganz ekstatisches wurde; denn sie lebte in einer Kette von Entzückungen und himmlischen Visionen, die nur dadurch unterbrochen wurden, daß sie in ihren Handlungen als ein unmittelbares Werkzeug der Allmacht Gottes erschien. Sie machte die Kranken gesund, sie weissagte das Zukünftige, sie durchschaute die Gewissen, sie ließ im Jänner Trauben an den Rebstöcken wachsen, damit die Schwestern, die fleißig im Weingarten arbeiteten, wo kein Brunnen war, ihren Durst stillen konnten. Kurz, Franziscas Wandel war nur noch dem Leibe nach auf Erden, und immer höher stieg mit ihrer Vollkommenheit das Verlangen nach der unauflöslichen Vereinigung mit Gott. Als nun der himmlische Bräutigam sah, daß das übernatürliche Leben jedes Stäubchen des natürlichen in Franzisca überwunden hatte, da gönnte er dieser starken und vielgetreuen Braut die Krone der Glorie. Er selbst erschien ihr und verkündete ihr den nahen Heimgang, und freudig zeigte sie dies ihren geistlichen Töchtern an. Als sie nun bald darauf im Hause ihres Sohnes erkrankte und ihr Uebel Keinem gefährlich erschien, ließ sie ihren Beichtvater holen und sich mit den hl. Sterbesacramenten versehen, indem sie sagte: „Gott sei gelobt! spätestens nächsten Don-

nerstag scheide ich ab.“ Dann berief sie ihre Genossenschaft, ermahnte sie kräftig und zärtlich zum Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit, empfing leutselig alle Besuchenden, tröstete und ermahnte Jeden nach seinem Bedürfniß, nahm mit innigster Liebe Abschied von ihrem Sohne und Amabilia, durchwebte all ihre Reden und Worte mit andächtigem Gebete und gab, indem sie die Vesper der Liebfrauen-Tagzeiten betete, ihre glorwürdige Seele in die Hand ihres Erschaffers zurück. Dies geschah Donnerstag den 9. März, im Jahre Christi 1440 und im 56. ihres Alters. Die Wunderzeichen an ihrem Sarge zuerst, dann an ihrem Grabe, und ihre heroischen Tugenden bewirkten, daß im Jahr 1608 Papst Paul V. zu ihrer Canonisation schritt, welche unter dem unbeschreiblichsten Jubel und Frohlocken der Stadt Rom erfolgte, die sich durch diese heilige Mitbürgerin hoch geehrt und verherrlicht fand. Wir aber, als Kinder der Kirche, haben Alle einen Antheil an dieser unserer heiligen Mitbürgerin und wollen ihn bei ihr geltend machen, indem wir sie anrufen:

„Heilige Franzisca, bitte für uns!“

Ida Hahn-Hahn.

Der hl. Thomas von Villanneva,

Auguſtinermönch und Erzbiſchof.

Genau zu derſelben Zeit, als ein deutſcher Auguſtinermönch (der unter dem Namen des **Dr. Martin Luther** dir bekannt ſein wird, mein lieber Leſer) in unſerm armen deutſchen Vaterland eine Irrlehre hervorrief, welche unter dem Vorgeben und der Larve einer Reform der hl. Kirche Tauſende und Tauſende in das ewige Verderben ſtürzte, lebte in Spanien ebenfalls ein Auguſtinermönch, der es ſich von Herzen angelegen ſein ließ, die hl. Kirche von den Unordnungen und Verkehrtheiten zu ſäubern, mit welchen die menſchliche Schwachheit ſo leicht deren göttlichen Glanz trüben kann. Und das war eben der hl. Thomas, zubenannt von Villanneva, weil ſeine Familie von dort ſtammte, ein Liebling Gottes von der Wiege bis zum Grabe, bis weit über das Grab hinaus in Ewigkeit; ein frommer, demüthiger, erleuchteter Ordensmann, geſegnet mit allen Gnadengaben des hl. Geiſtes; ein ächter, guter Hirt, der ſeine Schäflein, wenn ſie irre gehen, nicht in den Rachen des Wolfes jagt, ſondern ſie heraus reißt und mit Liebe und Sorgfalt auf die geſunde Weide zurückführt.

Geburt und Kindheit des hl. Thomas.

Zu Fuenlana, in der Diözeſe Toledo, kam im Jahr 1488 das gottbegnadigte Kind auf die Welt.

Die Eltern waren von altem spanischen Adel und wohlbegütert; Alfons Garcia hieß der Vater, die Mutter Lucia. Sie brauchten den Reichthum, um himmlische Güter durch ihn zu erwerben, und waren von einer solchen Mildthätigkeit gegen Dürftige, daß man ihnen den schönen Beinamen der „Almosengeber" beilegte. Alles Mehl, das auf einer gewissen Mühle gemahlen wurde, gab Alfons den Armen, und überdies lieh er den Bauern das Korn zur Aussaat oder schenkte es ihnen, wenn sie es bedurften. Lucia hatte nun vollends ihr ganzes Herz auf Gott gerichtet. Alle acht Tage empfing sie mit inbrünstiger Andacht die hl. Sacramente. In ihrem Hause hatte sie ein kleines Oratorium, in welchem sie täglich zu bestimmten Stunden mit ihren Verwandten und Mägden dem Gebet oblag. Unter ihren äußerst einfachen Kleidern trug sie beständig ein Bußgewand, fastete fleißig und arbeitete immer für die Armen. In der hl. Charwoche vertheilte sie besonders gern diese Arbeiten, und reichten sie nicht aus, so gab sie ihre eigenen Kleider fort. Der verschämten Armen, der Gefangenen und Kranken nahm sie mit zärtlicher Liebe sich an, und auch vorzugsweise in der Charwoche. Denn weil der liebe Heiland dann so sehr viel zu leiden hat, wollte sie ihm nach ihren geringen Kräften sein Leid versüßen. Der liebe Gott erwies durch ungewöhnliche Zeichen, wie wohlgefällig Lucia ihm sei. Kleine kranke Kinder genasen, über denen sie das heil. Kreuzzeichen machte. Eines Samstags hatte sie alles Mehl ausgetheilt, das während der Woche in jener Mühle war gemahlen worden; da kam noch ein Armer und

bat dringend. Aber die Mägde verſicherten, die Kaſten ſeien gänzlich ausgeleert. „Ach! ſagte Lucia, ſeht doch noch einmal, Gott zu lieb, recht genau zu, der liebe Gott wird gewiß nicht wollen, daß wir einen Dürftigen mit leerer Hand fortſchicken.“ Und wirklich wollte Gott es nicht, denn mit freudigem Schreck fanden die Mägde die Kaſten ganz mit Mehl angefüllt.

Thomas, der älteſte Sohn dieſer frommen Mutter, war gleichſam auf dem Schooß der Barmherzigkeit geboren, und erwies ſich von zarteſter Jugend an dieſer Abkunft treu. Wo er ein armes Kind ſah, gab er ſein Frühſtück, ſeine Kleider fort. Wie oft kam er aus der Schule ohne Schuhe und Strümpfe heim, zuweilen auch ohne Röckchen. An einem hohen Feiertage ſchickten ihn ſeine Eltern in einem ganz neuen und ſehr ſchönen Anzug in die heil. Meſſe. Unterwegs trifft er einen Knaben, der äußerſt ärmlich gekleidet war, und auf der Stelle zieht er nicht blos ſeine Kleider aus und gibt ſie dem kleinen Bettler, ſondern auch deſſen Kleider an, wohnt darin dem Gottesdienſt bei und erklärt dann ſeinen Eltern, der ſchöne Anzug ſei viel paſſender für den armen Knaben und der zerlumpte für ihn. Wie liebend mag wohl das Kind Jeſu ein Kind von ſo wundervoller Barmherzigkeit und Demuth angeſchaut haben? Fanden ſich um die Zeit des Mittageſſens viel Arme ein, ſo bat der kleine Thomas häufig um Erlaubniß, das ſeine verſchenken zu dürfen, damit ſich die Armen deſto vollſtändiger ſättigen könnten, er wolle dafür recht gern hungern. Und ſeine Mutter, die das Herz auf dem rechten Fleck hatte, gönnte oft ihrem Sohn die Freude und das Verdienſt, Gott

zu lieb zu hungern. Sie war einmal um die Stunde ausgegangen, wo das Brod des täglichen Almosens vertheilt zu werden pflegte, ohne den Schlüssel zur Brodkammer zurückzulassen. Als nun all die hungernden armen Leute kamen, war Thomas anfangs ganz betrübt, faßte aber schnell einen Entschluß, und vertheilte alle jungen Hühner, die im Hof umherliefen. Lucia fand bei der Heimkehr nur eine einsame Henne vor, und nachdem sie die Sache erfahren hatte, ermahnte sie freundlich ihren Sohn, künftig nicht dergleichen zu thun. Thomas erwiderte auch sehr freundlich: „Ja, liebe Mutter, wenn Du Deine Hühnchen wieder finden willst, so müssen die armen Leute auch ihr Brod finden." Obst, Kuchen, Alles, was Kinder gern essen, opferte dies Kind auf und brachte es den Kranken im Spital; und die kirchlichen Fasten beobachtete er so pünctlich, als ob er dazu verpflichtet sei. Hatte er eine Predigt gehört, so rief er gleich Kinder zusammen, denen sich oft Erwachsene beigesellten, und trug ihnen dieselbe mit solcher Andacht und Inbrunst vor, daß Prediger und Zuhörer, groß und klein, dabei in Thränen zerflossen. Sogar die Geißel brauchte er in ganz jungen Jahren, um ein wenig mit seinem liebsten Heiland zu leiden. Sein engelhafter Sinn kam auch in seinem Aeußern zum Vorschein; er sah so unschuldig und rein, und dadurch so erhaben aus, daß selbst alte Leute Respect vor ihm hatten, wie vor einem Engel.

Die Jugend des hl. Thomas.

Die Weltmenschen denken: fromm und dumm geht Hand in Hand. Sie denken das, weil sie sich für sehr klug halten. Für fromm halten sie sich nicht, das gibt das Gewissen nicht zu. Ihre arme Seele spürt nun aber diesen Mangel, und um sich darüber zu trösten, haben sie erfunden, daß ein frommer Mensch mehr oder minder ein Dummkopf sei. Dies ist nun gar nicht erstaunlich; aber sehr zu verwundern ist es, daß diese Behauptung Glauben findet. Wer fromm ist, d. h. wer wahrhaft Gott über Alles liebt, der hat die Wissenschaft des seligen Lebens für Zeit und Ewigkeit; und eine größere Klugheit gibt es nicht. Kommen nun zu dieser Wissenschaft die natürlichen Gaben des Verstandes, der Fassungskraft, des richtigen Urtheils, welche der eine Mensch mehr und der andere weniger besitzt, so ereignet es sich gar leicht, daß ein Frommer klüger ist, als alle Weisen der Welt zusammen genommen. In den Lebensgeschichten der meisten Heiligen kommt dies zum Vorschein.

Der kleine gottselige Thomas war von der Natur mit den glänzendsten Gaben des Geistes ausgestatet und machte in der Schule so ungewöhnliche Fortschritte, daß seine Eltern ihn schon bei 15 Jahren auf eine Universität schickten, um Theologie und Philosophie zu studiren. Damals hatte ein armer Ordensmann, der große und berühmte Cardinal Ximenes, der immer unter seinem Purpurkleide die elende Franziskanerkutte trug, die Hochschule zu Alcala gegründet und auf's Beste für die Studien der

jungen Leute eingerichtet. Dahin ging Thomas und warf sich mit gleichem Eifer und Fleiß auf das Studium der Wissenschaften, wie auf die Werke der Barmherzigkeit. Seine Erkenntniß und seine Tugend nahmen gleichmäßig zu: je heller sein Kopf wurde, desto wärmer wurde sein Herz. Wie ein Cherub brannte er von dem Feuer der Liebe zu Gott und von dem Feuer des Wissens göttlicher Dinge. Der ganzen Hochschule von Alcala war er ein leuchtendes Vorbild. Viele seiner jungen Genossen verließen die sumpfigen Wege der Welt, um mit ihm auf dem Pfad des Heils zu wandeln, und das Streben nach Vollkommenheit, welches ihn zu einem gottseligen Kinde gemacht hatte, machte ihn nun zu einem gottseligen Jüngling.

Dann wurde er aus einem Zögling ein Lehrer. Man übertrug ihm eine Professorstelle in Alcala und er mußte die göttliche Wissenschaft der Theologie lehren. Inzwischen starb sein Vater und bestimmte ihm ein schönes, wohleingerichtetes Haus zu Villanneva, damit Thomas recht frei und ungestört einen Lebensberuf erwählen könne. Thomas aber machte dies Haus zu einem Spital und theilte seine übrige väterliche Erbschaft zwischen seiner frommen geliebten Mutter und seinen nicht minder geliebten Armen. Für sich selbst verzichtete er auf Alles, was nicht Christus war. Lehrend und lebend hatte er Den vor Augen, Den im Herzen, Den auf den Lippen.

Der Ruf seiner hohen erleuchteten Wissenschaft gelangte nach Salamanca, der berühmtesten und ältesten Universität in Spanien. Thomas wurde

eingeladen, dort einen Lehrstuhl einzunehmen. Er ging auch hin. Aber dort erwartete ihn die göttliche Gnade, der er so treu bis dahin gefolgt war, und sie verwandelte die irdische Berufung in eine himmlische. In Salamanca nahm er den Habit der Eremiten des hl. Augustinus und legte im November 1517 Profeß im Orden ab, den Thomas zieren sollte, indem er sich selbst heiligte und ganz Spanien erbaute. Zu derselben Zeit und in dem nämlichen Jahr, wo dieser spanische Augustinermönch die streitende Kirche tröstete und die triumphirende erfreute, vollzog der unglückselige deutsche Augustinermönch, Dr. Luther, seinen Abfall von der wahren Kirche und stürzte sich freiwillig in den Höllenrachen der Ketzerei.

Der hl. Thomas als Ordensmann.

Jetzt hatte Thomas erst seinen wahren Wirkungskreis und den Platz gefunden, wo seine Tugenden sich zur höchsten Vollkommenheit ausbilden konnten, und jetzt erst empfing er die Priesterweihe und trat in die Reihe dieser Gebenedeiten Gottes hinein. In welcher Vereinigung mit Gott er schon damals lebte, zeigte sich, als er in der hl. Christnacht des Jahres 1520 zum erstenmal das heilige Meßopfer darbrachte und bei dem Sanctus der Engel, in Entzückung schwebend, wahrhaft wie ein Engel die Majestät und Herrlichkeit des Ewigen pries. Von dieser Zeit an hatte er im Gebet und bei der hl. Messe, sogar während seiner Predigten, oftmals Entzückungen, und in späteren Jahren las er die drei hl. Messen der Christnacht nie mehr öffentlich,

sondern in seiner Privatkapelle, weil ihn dies Geheimniß der göttlichen Liebe in beständiger Extase erhielt. Von übernatürlichem Glanz umflossen, wie alle Anwesenden bemerkten, trat Thomas nach seinem ersten Meßopfer vom Altar zurück und hätte jetzt nichts Anderes gewünscht, als in tiefer, demüthiger Unscheinbarkeit das Heil seiner Seele wirken zu können. Doch seine Obern erkannten zu gut, daß dieses Licht auf einem Leuchter in der Kirche stehen müsse, und so ward Thomas beauftragt, die Theologie zu lehren, das Wort Gottes zu predigen und durch die Ausspendung des hl. Buß-Sacramentes die Seelen auf der Weg des Heils zu führen. In dieser dreifachen Wirksamkeit stiftete er unsäglich viel Gutes. Als Lehrer erleuchtete er, als Prediger erschütterte er, als Beichtvater überwältigte er die Gemüther. Es war, als hätte ganz Salamanca nur eine Kanzel, dermaßen drängte man sich zu seinen Predigten. Bald hieß er der erste Prediger in ganz Spanien, und Carl V. berief ihn, mit Genehmigung seiner Obern, nach Valladolid, wo er Hof hielt, damit er und die Kaiserin dies Mirakel hören möchten. Als der Kaiser Thomas Einmal gehört hatte, ernannte er ihn sogleich zu seinem Prediger und Rathgeber. Auch der König von Portugal erbat sich diesen apostolischen Mann von dessen Obern und Thomas ging auch wirklich nach Lissabon, ward aber bald heimberufen, da er in Spanien nicht leicht zu entbehren war. Nach einander ward er Ordensprior in Salamanca, Burgos und Valladolid, einmal Provinzial von Castilien und zweimal von Andalusien. Immer und überall folgte eine Ernte des

Segens seinem Wirken nach. In dem englischen Amt der Führung der Seelen zu Gott, war er dermaßen vom hl. Geist erleuchtet, daß ihm die wunderbarsten Bekehrungen gelangen, und daß er viele Personen, sogar aus der großen Welt, zur höchsten Vollkommenheit leitete. In seinem Orden aber bildete er mehrere apostolische Männer aus, die er nach Amerika schickte, um den Mexikanern den christlichen Glauben zu predigen. Alles gelang ihm, denn er unternahm nur das, was Gott wohlgefällig war, und was er im Gebet vor Gott überlegt hatte. Daher konnte ihm auch Niemand widerstehen. Kaiser Karl V. hatte einmal ein Paar große Herren zum Tode verurtheilen müssen. Ihre Familien, der Erzbischof von Toledo, sogar der junge Prinz Philipp, des Kaisers ältester Sohn, baten für dieselben. Es war umsonst. Da ward Thomas um seine Fürsprache gebeten, und sogleich gewährte ihm der Kaiser seine Bitte und sagte später: „Dieser Prior der Augustiner bittet nicht eigentlich, sondern gebietet, wie auf höhere Eingebung so unwiderstehlich, daß man ihm nichts abschlagen kann."

Inzwischen war das Erzbisthum Granada erledigt und Carl V. ernannte sogleich Thomas von Villanneva, um den Sitz einzunehmen. Dieser aber bat so flehentlich, ihn mit dieser heiligen Würde zu verschonen, daß Carl V., obgleich mit Bedauern und Widerstreben, abermals dessen Bitte Gehör gab und einen andern Erzbischof ernannte. Dies trug sich im Jahr 1534 zu und der hl. Thomas fuhr eine Reihe von Jahren fort, als Ordensmann Gott und den Seelen mit immer wachsender Liebe

zu dienen. Nachdem er sich in der Demuth genug geübt hatte, um an ihr so sicher und fest wie ein Schiff am Anker zu halten, mußte er dennoch aus seiner Zelle heraus und in einen Palast. Das ging so zu:

Im Jahr 1544 legte der Erzbischof von Valencia, ein Oheim des Kaisers, den Hirtenstab nieder, um sich nach Flandern zurückzuziehen. Bei der Besetzung des Stuhls zu Valencia dachte Carl V. zwar an Thomas von Villanneva, ernannte ihn aber nicht, weil er dessen Abneigung gegen eine so hohe Würde kannte, sondern ließ die Ernennung für einen Hieronymiten-Ordensmann ausfertigen. Als der Secretär ihm darauf den Brief zur Unterschrift vorlegte, fand der Kaiser mit Befremdung, daß darin nicht der Hieronymit, sondern Thomas ernannt sei. Er fragte den Secretär sehr ernst, weßhalb er sich eine solche Veränderung erlaubt habe; worauf der Secretär ebenfalls höchst befremdet entgegnete: er habe nicht anders gehört, als daß Se. Majestät den Namen des Augustinerpriors Thomas von Villanneva genannt habe; wenn dies aber nicht der richtige sei, so könne ja ganz leicht ein anderes Schreiben ausgefertigt werden. Doch der Kaiser gab es nicht zu, hoffend, dies könne vielleicht durch eine besondere Zulassung Gottes sich ereignet haben, und Thomas empfing das Schreiben zu Valladolid. Wieder überfielen ihn Angst und Schmerz, und wieder bestürmte er den Kaiser mit Bitten; allein diesmal setzte er nichts durch, denn die Sachen lagen anders; vor zehn Jahren war Thomas Provinzial seines Ordens für Castilien gewesen, hatte also in

Spanien keinen Obern, der ihm hätte gebieten können, dem Wunsch des Kaisers zu willfahren. Jetzt aber war er nur ganz demüthig Prior des Klosters zu Valladolid; und so wendete sich denn Carl V. sammt dem Kronprinzen Philipp und dem Erzbischof von Toledo an den dermaligen Augustiner-Provinzial von Castilien, damit derselbe kraft des Gehorsams dem hl. Thomas die Uebernahme des Stuhles von Valencia gebiete. Dies geschah; und mit Thränen unterwarf sich der fromme Prior dem Befehl seines Obern. Nachdem die päpstliche Bulle für die Installation angelangt war, weihte ihn der Erzbischof von Toledo zu Valladolid im Jahr 1544 zum Erzbischof von Valencia ein.

Der hl. Thomas als Erzbischof.

Gleich am nächsten Morgen trat er seine Reise nach Valencia an; aber wie? in seinem abgetragenen Ordenshabit, welches dasselbe war, worin er Profeß geleistet hatte, zu Fuß und in Begleitung eines Ordensbruders und zweier Diener mit einem Maulthier. Seine Mutter hatte ihn gebeten, über Villanueva zu gehen. Der fromme Erzbischof zog seinen Reisegefährten zu Rath, und dieser war der Meinung, man dürfe wohl einige Tage der Mutter schenken. „Es scheint mir auch so, entgegnete der Heilige, allein wir wollen es doch ein wenig vor Gott überlegen.“ Das that er denn auch nach seiner Gewohnheit etwa eine halbe Viertelstunde, und darauf sagte er zu dem Bruder: „Nein, wir wollen keinen Umweg nehmen, denn Valencia, die Braut, bedarf meiner Anwesenheit mehr, als meine Mutter.

Wenn es in der hl. Schrift heißt, der Mann werde Vater und Mutter verlassen, um seinem Weibe anzuhängen, um wie viel mehr muß dies für einen Bischof und seine himmlische Braut, seine Kirche, gelten!"

Vor den Thoren von Valencia lag das Augustinerkloster. Es regnete in Strömen, als die kleine Reisegesellschaft daselbst anlangte und um Nachtquartier bat. Der Pförtner fragte, ob sie keine Briefe ihres Priors hätten, denn er dürfe ohne dieselben Niemand in's Kloster eintreten lassen. Der eine Religios entgegnete: „Das ist ganz recht, mein Bruder; aber dieser Pater hier ist selbst Prior und Provinzial von Castilien gewesen und braucht keinen Empfehlungsbrief." Dies war dem Pförtner aber nicht überzeugend genug, und nach einigen Schwierigkeiten entschloß er sich, den Prior des Klosters zu rufen. Die beiden Diener begaben sich mit dem Maulthier in die Stadt und die beiden Ordensmänner blieben vor der Klosterpforte im Regen stehen. Der Prior kam eilig, denn er erwartete den Erzbischof, doch nicht in einem so erstaunlich demüthigen Aufzug. Daher sagte er freundlich, die Patres wären ihm sehr willkommen, nur müßten sie vorlieb nehmen, denn das Kloster sei ohnehin eng und jetzt sei vollends jedes Winkelchen besetzt, da der Erzbischof von Valencia mit seinem Gefolge hier wohnen und von hier aus seinen Einzug in die Stadt halten wolle. Da lächelte der eine Pater; der andere aber folgte bescheiden schweigend dem Prior. Als dieser nun seinen schweigenden Gast in's Auge faßte, war er so überrascht durch die

außerordentliche Hoheit und Demuth, welche aus dessen Antlitz leuchteten, daß er ausrief: „O, mein Pater, Ihr seid gewiß der Erzbischof!“ und der hl. Thomas antwortete: „Ich bin dessen sehr unwürdig und sehr unfähig, aber ich bin es!“ Da warf sich der gute Prior ihm zu Füßen, küßte seine Hand, berief den ganzen Convent, und Alle zogen feierlich in die Klosterkirche und sangen **Te Deum.**

Am Neujahrstag 1545 war Valencia mit den Herrlichkeiten des Empfangs so weit, daß der Erzbischof seinen festlichen Einzug halten konnte. Alles war rings umher Glanz und Pracht; er selbst aber zog ein als der arme Mönch, der das Gelübde der Armuth abgelegt hat. Das erbaute die Menge ganz ungemein. Sein Domkapitel, diese Armuth wohl kennend, schenkte ihm 4000 Dukaten zu seiner Einrichtung. Er empfing sie mit herzlicher Dankbarkeit, doch nur, um sie einem Spital zu Valencia, welches mit Kranken überfüllt war und vergrößert werden sollte, zum Bau zu überweisen.

Dann begann er, als guter Hirt über seiner Heerde zu walten, und da das nicht leicht war, so bereitete er sich durch die strengsten Bußübungen und Fasten und durch anhaltendes Gebet darauf vor, denn er erkannte, daß nur ein ganz sich selbst abgestorbener und ganz in Christo lebender und wirkender Oberhirt, die Kirche in Valencia wieder in Ordnung bringen könne. Seine Geistlichkeit war zum Theil ganz verweltlicht, besuchte Turniere und Schauspiele, kleidete sich nach der Mode des Tages; besonders zeichnete sich sein Domkapitel hierin aus. Wenn so die Hirten waren, wie mochte

es dann erst mit der Heerde stehen? Um sie kennen zu lernen, durchreiste er seine ganze Diözese und besuchte sie bis zum geringsten Dörfchen; nachdem er auf diese Weise die Mängel und Nöthen Aller kennen gelernt hatte, berief er die Geistlichen zu einem Provinzial-Conzil und erinnerte sie an die Vorschriften und Regeln der Kirche, indem er sie durch seine sanften ernsten Ermahnungen und durch sein Beispiel zur Buße und Besserung zu führen suchte. Dies gelang ihm aber nur ganz allmälig durch große Geduld, schonende Milde und unerschütterliche Festigkeit. Sein Domkapitel behauptete, durchaus keine Reform zu bedürfen, und um so weniger, als es nur vom hl. Stuhl zu Rom abhängig sei. Der fromme Erzbischof wollte nicht das Aergerniß eines Zerwürfnisses mit dem Kapitel geben und ließ alle Verbesserungspläne für dasselbe ruhen. Da ereignete es sich, daß in Folge eines Prozesses der Vicekönig von Valencia einen Domherrn gefänglich einzog, was ganz gegen die Privilegien des Kapitels war. Dieses nahm nun die Autorität des Erzbischofs in Anspruch; doch er erwiderte lächelnd: „Wär' ich Euer Hirt, so würde ich mein Leben für Euch geben; doch Ihr habt mir ja erklärt, daß Ihr in keiner Verbindung mit mir ständet, noch stehen wolltet; also kann ich auch nichts für Euch thun." Nun sahen die Domherrn ein, daß sie ohne die Autorität des Erzbischofs immer der weltlichen Macht unterliegen würden, und sie schlossen ihren Frieden mit ihm, worauf denn der Erzbischof es dahin brachte, daß der Vicekönig den gefangenen Domherrn in Freiheit setzte und am Palmsonntag vor

der Pforte des Doms erschien, um die Absolution von den kirchlichen Censuren zu empfangen, die er auf sich geladen hatte. Dies machte gewaltigen Eindruck auf die Geistlichen, so daß sich jetzt gar Manche aus Furcht, aber Andere aus inniger Liebe ihrem Erzbischof anschlossen und in seine Gesinnungen eingingen.

Mit zarter und weiser Schonung suchte er die Widerspenstigsten zu gewinnen; deßhalb leistete er einem Domherrn, der ein höchst ungeistliches Leben führte, die größten Dienste, und als er sich dessen Freundschaft und Dankbarkeit erworben hatte, sagte er ihm eines Tages: „Zu einer sehr wichtigen Angelegenheit in Rom brauche ich einen geschickten und bewährten Mann; da habe ich an Sie gedacht! Sind Sie geneigt, die Reise anzutreten, so bringen Sie all Ihre Geschäfte hier in Ordnung und kommen Sie an dem und dem Tage zu mir, um Ihre letzten Instructionen zu empfangen, denn in derselben Nacht werden Sie abreisen.“ Der Domherr war hoch erfreut über dies Vertrauen von Seiten seines Erzbischofs, ordnete Alles, nahm Abschied von seinen Freunden und stellte sich am bestimmten Tage vor seinen Oberhirten, der ihn auch sehr freundlich empfing und zu ihm sagte: „Jetzt fehlt nur noch, daß Sie Ihre himmlischen Angelegenheiten vor Ihrer Abreise in eben so gute Ordnung bringen, wie die irdischen, damit der Segen Gottes Sie begleite. Da ich noch auf gewisse Papiere warten muß, bevor ich Sie entlassen kann, so hab' ich gedacht, daß Sie, da Sie nun schon in der ganzen Stadt für abgereist gelten, die Zeit hier bei mir

mit geistlichen Exerzitien hinbringen könnten.“ Der Domherr ging willig auf den Vorschlag ein und benutzte seine Zurückgezogenheit unter der Leitung eines erfahrenen Beichtvaters so gut, daß er nach einigen Wochen den Erzbischof um Verlängerung dieser Exerzitien bat, damit er sich in seinen guten Vorsätzen bekräftigen könne. Mit Freuden gewährte ihm der fromme Erzbischof diese Bitte, und als zwei Monate herum waren, erklärte er dem Domherrn: die Sache in Rom sei geordnet und die Reise nicht mehr nöthig; wolle derselbe aber sein abgeschiedenes Leben noch etwas fortsetzen, so möge er immerhin noch im erzbischöflichen Palast bleiben. Das geschah auch; und erst nach einem halben Jahr kehrte der Domherr als ein in Gott erneuter Mensch in die Welt zurück, die er in demselben Maß durch seine Bekehrung erbaute, als er ihr früher Aergerniß gegeben hatte.

Mehrere andere Geistliche führten einen höchst anstößigen Lebenswandel, und verursachten dem frommen Erzbischof bittern Kummer. Bitten, Vorstellungen, Ermahnungen, nichts fruchtete; sie versprachen immer, sich zu bessern, hielten aber nicht Wort. Da berief er sie einmal zu sich und hielt ihnen mit Schmerz und Liebe ein Bild ihres sündhaften Wandels vor, welches sie tief beschämte und erschütterte. Dann nahm er den Ersten bei der Hand, führte ihn in sein Oratorium, kniete vor einem Cruzifix nieder und sprach: „Mein Sohn! meine Sünden halten Dich von Deiner Bekehrung zurück; Du verachtest meine Ermahnungen, weil ein so großer Sünder, wie ich, sie Dir gibt. Da ich

diese Schuld trage, will ich auch die Strafe tragen." Und der hl. Mann warf sein Oberkleid ab und begann sich grausam zu geißeln. Da stürzte der Geistliche vor ihm nieder, gelobte ihm Besserung und hielt diesmal Wort. Mit dem Zweiten und Dritten machte der Erzbischof es ebenso, und gleichfalls mit dem glücklichsten Erfolge; sie konnten einer solchen Liebe nicht widerstehen. Und gewiß! jedes Opfer, das inbrünstig und aus reiner Absicht mit dem Opfer des lieben Heilandes vereinigt wird, ist unwiderstehlich. Nur wird es freilich nicht immer auf der Stelle mit so günstigem Erfolg belohnt, wie bei diesem frommen Erzbischof. Denn die Heiligen haben, wie gute Kinder, Vorrechte bei dem himmlischen Vater, welche wir, die wir ach leider so sehr böse Kinder sind, nicht haben können.

Die Wunder des hl. Thomas.

Unzertrennlich von seinen Wundern ist seine Liebe, denn die Liebe bereitet die Wunder vor; und seine Liebe zu Gott war so groß, daß seine Seele ununterbrochen mit Gott vereinigt und sehr häufig in stundenlangen Entzückungen war. Am Himmelfahrtstage betete er einst mit seinem Kaplan das Brevier in der Frühe um 6 Uhr und sprach die Antiphone: „Vor ihren Augen ward Er emporgehoben," schwieg dann plötzlich und blieb mit verklärtem Antlitz, unbeweglich wie eine Bildsäule, bis 5 Uhr Abends stehen. Als die Glocken der Klöster von Valencia zur Komplet läuteten, kam er wieder zu sich, wollte sich anschicken, die hl. Messe zu lesen, und war sehr überrascht, von seinem Kaplan zu

hören, daß es dazu viel zu spät, indem er 11 Stunden im Geist entrückt gewesen sei. „Ich glaubte eine halbe Stunde", sagte der hl. Mann einfach. Der Kaplan bat dringend, ihm doch zur Ehre Gottes und zum Heil seiner Seele das Geheimniß dieser langen Extase anzuvertrauen, und nachdem er Verschwiegenheit versprochen hatte, sprach der Erzbischof: „Als ich die Antiphone begann, nahmen Engel sie mir gleichsam von den Lippen und sangen sie fort mit so himmlischer Melodie, daß mir alles Irdische entschwand. Daher ist mir auch der Tag wie ein Augenblick vergangen."

Alle Gnaden des hl. Geistes überströmten seine gottinnige Seele; er sah in die Zukunft und durchschaute die Gewissen der Menschen, weil sein Auge so rein und ungetrübt war. Er hatte die Gaben des Rathes und der Weisheit, um Andere mit äußerster Klugheit und Vorsicht auf den verschiedensten Wegen zu ihrem Endziel in Gott zu führen. Er hatte Erleuchtungen über den Zustand der Kirche und der einzelnen Seelen, welche ihn stets das rechte Mittel zur Abhülfe ihrer Nöthe finden ließen. Und diese unaussprechliche Liebe zwischen ihm und Gott machte, daß seine Nächstenliebe auch über alle Grenzen ging und gleichsam in das Recht Gottes eingriff.

Er hatte von seinem Erzbisthum ein jährliches Einkommen von 18,000 Dukaten; davon gab er den Armen 13,000; seinem Vorgänger auf dem erzbischöflichen Stuhl war er gehalten, 2000 zu geben, und so blieben ihm für seine Person, seine Diener und seine Gastfreundschaft nur 3000 übrig. Seine Person kostete nun freilich äußerst wenig.

Er trug immer seinen Ordenshabit, den er mit eigener Hand ausbesserte, wie er als Mönch gethan. Sagte man ihm, Beides sei unter seiner Würde, so entgegnete er, keine Würde der Welt könne ihn von dem Gelübde der Armuth entbinden, das er 20 Jahre früher geleistet, bevor er Erzbischof geworden sei. Seine Wohnung war nicht wie ein Palast, sondern wie ein Haus der Armuth eingerichtet, ohne Tapeten, ohne Teppiche und Vorhänge. Sein Bett war ein Strohsack und in der Fasten ein Bündel Baumzweige, und sein Kopfkissen ein Stein. Die Hauptbestandtheile seiner Mahlzeit waren Wasser und Brod; und Leinwand trug er nur, wenn er krank war. Dafür aber wurden täglich 500 Arme bei ihm mit Brod und Suppe gespeist, mit einem Trunk Wein erquickt und mit einer kleinen Geldmünze beschenkt; und dieser Austheilung vom Fenster aus zuzusehen, war des hl. Erzbischofs größte Freude. Allein dies war nur ein geringer Theil seiner Almosen. Armen Handwerkern und Gewerbsleuten gab er Werkzeug und Waaren. Alle Arten von Kleidern mußten für Bedürftige jedes Alters vorräthig sein. Für die Studirenden erbaute er in Valencia ein Collegium und erhielt es. Alle Waisen- und Findelkinder nahm er an, ohne sie zu zählen, und sorgte für sie wie der zärtlichste Vater. Den Küstenstädten seiner Diözese, welche sehr viel durch Ueberfälle und Plünderungen der türkischen Seeräuber zu leiden hatten, schickte er Lebensmittel und Geld, um ihre Gefangenen loszukaufen. Junge arme Mädchen stattete er für den Ehestand aus; verarmte Familien unterstützte er im Stillen; Kranke ließ er verpflegen; für Alle und Jeden hatte er ein Vater-

herz. Und dies Alles geschah mit einer Liebe, welche der Gabe erst den rechten Werth verlieh, und welche wunderbare Gnaden auf den heiligen Almosengeber herabzog.

Einmal war das Landvolk am Meer in der Nähe von Valencia bitter ausgeplündert von den Seeräubern und ermangelte der nothwendigsten Lebensbedürfnisse. Alsbald schickte der mitleidige Erzbischof zwei Diener mit allem Gelde hin, welches er in seiner Kasse vorfand und welches, wie er fürchtete, kaum die Hälfte des Elends abwehren würde. Die eifrigen Diener waren ganz von der Gesinnung ihres Herrn erfüllt, und theilten so emsig und so lange aus, bis kein Bedürftiger sich mehr einstellte. Darauf legten sie ihm Rechnung ab, und es ergab sich, daß sie ungleich mehr Geld ausgegeben, als von ihm erhalten hatten, und es hatte doch Niemand etwas zugelegt. Auf einer Reise gab der hl. Erzbischof einem Diener zwei Beutel mit Geld; aus dem einen sollten die Reisekosten, aus dem andern die Almosen bestritten werden. Da wunderte sich der Diener denn gar sehr, daß trotz reichlicher Spenden der letzte Beutel nicht leer ward; wohl aber ganz allmälig der erste. Es war eine eigene Nätherin dazu angestellt, Tag aus, Tag ein, Hemden für arme Leute zu nähen. Da kam es öfter vor, daß aus einem Stück Leinwand doppelt so viel Hemden geschnitten wurden, als es nach dem Ellenmaß möglich gewesen wäre. Bei einer großen Ueberschwemmung wurden einst alle Mühlen hinweggerissen und der Schaffner des Erzbischofs wollte die Brodvertheilung an die Armen so lange aussetzen, bis die Mühlen wieder hergestellt wären, weil er fürchtete, daß

der erzbischöfliche Haushalt am Ende selbst mit Brod zu kurz kommen könne. Aber dies gab der Heilige durchaus nicht zu; nicht eine Minute sollten sie warten und nicht ein Krümmchen sollte ihnen entzogen werden. Und der liebe Heiland, der Tausende mit fünf Gerstenbroden gesättigt hat, sorgte dafür, daß der Schaffner des heil. Thomas Brod vollauf in der Vorrathskammer fand.

Für arme Kranke hatte der fromme Erzbischof eine ganz besondere Zuneigung, weil sie so sehr verlassen und hülflos sind. Er besuchte sie fleißig, sprach ihnen Muth und Trost zu, und hatten die Aerzte ihren elenden Zustand für unheilbar erklärt, so pflegte er sie zuweilen mit dem hl. Kreuzzeichen zu segnen oder ihnen aus dem Evangelium vorzulesen, worauf es denn Gott gefiel, Sich in Seinem Diener zu verherrlichen und den Kranken die Gesundheit wiederzugeben. Solche Ereignisse suchte der Heilige immer recht geheim zu halten, damit nur ja Niemand ihn für etwas Anderes, als einen großen armen Sünder achte. Bei der täglichen Almosenvertheilung fiel ihm einst ein Mann auf, der an Händen und Füßen gelähmt war, sich mühselig auf Krücken fortschleppte und gar zu traurig zu seinem Fenster hinauf sah. Sogleich ging der Bischof in den Hof hinab und fragte theilnehmend den Lahmen: „Mein Bruder, warum bist du so traurig? genügt dir das Almosen nicht?“ — „Mir schon, gnädiger Herr, entgegnete der Lahme, aber ich habe Frau und Kinder, die ich gern ernähren möchte.“ — „Was wäre dir denn lieber, fragte der Erzbischof weiter, die Gesundheit oder ein größeres Almosen?“

— „O, gnädiger Herr, die Gesundheit! rief der arme Gelähmte; o, wie wollt' ich dann arbeiten!" Da segnete ihn der Erzbischof mit dem hl. Kreuzzeichen und sprach: „Im Namen Jesu, des Gekreuzigten, lege deine Krücken fort und kehre gesund heim und gehe an deine Arbeit." Und der Lahme that, wie ihm geheißen ward, und war gesund zur Stunde. So machten es einst die Apostel, weil der liebe Heiland gesagt hat: „Was ihr in meinem Namen bitten werdet, das soll euch gegeben werden;" und weil sie fest das glaubten, was Er gesagt hat. So machte es der hl. Thomas, weil er den Glauben und die Liebe der Apostel hatte. Und mit deren Glauben und deren Liebe zu dem hl. Namen Jesu können auch jetzt noch alle Tage solche Wunder geschehen, wenn der liebe Gott durch sie verherrlicht werden will; denn die Kraft, die Er Seiner heiligen Kirche verliehen hat, stirbt nicht aus, wenn wir mit unsern Maulwurfsaugen auch nicht ihre Wirkungen sehen.

Das gottselige Ende des hl. Thomas.

Welche Meinung hat der hl. Thomas nun wohl von sich selbst gehabt, mein lieber Leser? Das werden wir gleich erfahren. Wir wollen nur mal erst Alles zusammen stellen, was er Gott zu lieb that und war. Er war also ein großer Gottesgelehrter, ein weltberühmter Prediger, ein heiligmäßiger Bischof; er hatte Entzückungen und Offenbarungen über göttliche Geheimnisse; er war so hoch erleuchtet, daß er das Zukünftige und Verborgene durchschaute; er war ein so großer Büßer, daß bittere Abtödtungen sein täglich Brod waren und er sich

bis auf's Blut für die Bekehrung der Sünder geißelte; ja, so ähnlich war er dem lieben Heiland, daß er, wie dieser, sogar Wunder that. Und dieser Mann, mein Leser, zitterte für das Heil seiner Seele, und hatte während der 11 Jahre auf dem erzbischöflichen Stuhl die unausgesetzte Besorgniß, der Bürde und Verantwortung seines Amtes nicht gewachsen zu sein, weßhalb er mehrmals den Papst und den Kaiser um die Erlaubniß bat, sich wieder in seine Zelle zurückziehen und sich auf die Gerichte Gottes vorbereiten zu dürfen in Gehorsam und Demuth. Daß der Pabst und der Kaiser einem solchen Erzbischof diese Erlaubniß verweigerten, ist begreiflich; er mußte ausharren. Doch immer größer wurde seine Sehnsucht, unauflöslich mit Gott vereint zu sein, und da ihm die Menschen seine Zelle verweigerten, in welcher er sich allein mit dem lieben Heiland beschäftigen und unterhalten konnte, so verlangte er um so inbrünstiger nach dem Himmel und nach einer guten Vorbereitung auf sein Sterbestündlein. Drei Nächte hatte er im anhaltenden Gebet um diese Gnade mit Thränen und Seufzen vor dem Bilde des Gekreuzigten zugebracht und eben mit unbeschreiblicher Zerknirschung den 50. Psalm „Miserere" gebetet, da sprach das Bild vernehmlich folgende Worte: „Geduld, mein Sohn! am Tage der Geburt meiner Mutter wirst du zu mir kommen und ausruhen." Mit seligem Trost erfüllt erhob sich der Heilige vom Gebet. Ende August erkrankte er und der Bischof von Segovia, der gerade zum Besuch bei ihm war, verkündete ihm, daß die Aerzte wenig Hoffnung für seine Genesung hätten.

Mit dem Ausdruck der innigsten Freude dankte der fromme Kranke dem Bischof für diese gute Nachricht, besann sich dann aber und setzte hinzu: „Wenn ich Deinem Volk noch dienen kann, mein Herr und mein Gott, so bin ich auch bereit, noch länger zu leben.“ Darauf empfing er in Gegenwart der ganzen Geistlichkeit von Valencia die hl. Sterbsacramente und ermahnte sie zu einer unerschütterlichen Treue im Glauben und Gehorsam zum apostolischen Stuhl zu Rom, und dann ließ er seine Baarschaft und seine Habe bis auf das Allerletzte unter die Armen vertheilen. Sogar sein Bett verschenkte er und begehrte, daß man ihn heraushoben und auf den Fußboden legen möge. Da aber Niemand das Herz hatte, dies Verlangen zu erfüllen, so bat er den nunmehrigen Besitzer des Bettes um Erlaubniß, bis zum Tode es benutzen zu dürfen. Als er nun wirklich in der äußersten Entblößung, treu seinem Gelübde der Armuth, dalag, ließ dieser wahre Arme Jesu Christi das hl. Meßopfer in seinem Zimmer darbringen und zugleich die Passion nach St. Johannes sich vorlesen, betete bei der Elevation noch einmal frohlockend seinen Heiland an, sprach Simeons Lobgesang und setzte am Ende hinzu: „In Deine Hände, Herr, empfehle ich meinen Geist.“ Und mit diesen Worten schied seine gebenedeite Seele von der Erde und ging zu Gott, am 8. September 1555. Durch unzählige Wunder offenbarte sich bald die hohe Heiligkeit dieses großen Dieners Gottes mehr und mehr, so daß Paul V. ihn 1618 selig, und Alexander VII. 1658 heilig sprach.“

Ida Hahn-Hahn.

Die heilige Catharina von Siena.

St. Catharinas Kindheit.

In der italienischen Stadt Siena lebte vor 500 Jahren ein frommer Mann, Namens Jacob Benincasa, seines Handwerks ein Färber. Er hatte eine gute brave Frau, die Lapa hieß und die nur einen Fehler hatte, nämlich sehr heftig und etwas eigenwillig zu sein. Doch lebten beide ganz glücklich mit einander und hatten einen ganz ungewöhnlichen Segen von Kindern — nämlich fünf und zwanzig. Das vorletzte war Catharina. Sie war eine Auserwählte von der Wiege an, klug, verständig, fromm, voll heitrer Anmuth und so unbeschreiblich liebenswürdig, daß Eltern, Nachbarn und Freunde sie nicht Catharina, sondern Euphrosine nannten — ein Name, der so viel als etwas äußerst Liebliches bedeutet. Doch das Alles sind andere Kinder auch; und sie war ein Kind der Gnaden, ein gottseliges Kind, in zartester Jugend schon verliebt in die göttliche Liebe, eine junge Braut des Kindes Jesu. So wie sie sprechen konnte, lernte sie beten. Bei fünf Jahren hatte sie eine so hohe Andacht zur heiligen Mutter Gottes, daß sie, wenn sie die Treppe des älterlichen Hauses hinanstieg, auf jeder Stufe ein Ave Maria betete. Man fand sie zuweilen knieend in irgend einem stillen Winkelchen, und nie bemerkte Jemand auch nur den kleinsten Fehler an ihr, nie etwas Kindisches; ihr heiliges Leben begann mit einer heiligen Kindheit. Daher waren ihre Augen auch früh geöffnet für die heiligen Geheimnisse,

welche Gott „den Kleinen offenbaren will“ und welche „die reinen Herzen schauen“. Bei sechs Jahren ging sie mit ihrem Bruder Stephan zu ihrer verheiratheten Schwester Bonaventura. Da erschien ihr über der Kirche des hl. Dominicus auf goldnem Thron, in überirdischer Herrlichkeit Christus der Herr zwischen den Aposteln Petrus, Paulus und Johannes, sah sie mit liebevollem Lächeln an und segnete sie. Ihre Seele versank dermaßen in diesen wonnevollen Anblick, daß sie wie eine Bildsäule stehen blieb und nur schwer von ihrem Bruder zu wecken war. Da aber sagte sie weinend: „Wenn du gesehen hättest, was ich sah, so würdest du mich nicht gestört haben.“ Von nun an reifte sie in der Vollkommenheit; sie sprach sehr wenig und stets höchst demüthig; bei Tisch entzog sie sich einen Theil der Speisen, um sich in der Abtödtung zu üben; sie lernte eifrig die Geschichten der Heiligen und brannte vor Verlangen, deren himmlisches Leben nachzuahmen. Aber die göttliche Liebe, die ihr junges Herz entflammte, erleuchtete auch ihren Verstand: sie war einmal voll Begier, eine Einsiedelei zu beziehen in einer einsamen Berggegend, eine Stunde von Siena geflohen, hatte sich dort in einer Felsenhöhle verkrochen und bat nun den heiligen Geist, ihr zu sagen, ob sie darin bleiben dürfe. Als die Antwort „Nein!“ hieß, kehrte sie ruhig heim. Bei sieben Jahren warf sie sich vor Maria der Himmelskönigin auf die Kniee und flehte diese „Mutter der schönen Liebe“ an, ihr die Gnade zu gewähren, eine Braut ihres göttlichen Sohnes werden zu dürfen. Dafür versprach sie der allerseligsten Jungfrau, nie einen Mann zu nehmen

und ihre Jungfräulichkeit dem himmlischen Bräutigam zu schenken; — und die Mutter des Gottessohnes und Er selbst, der Sohn Gottes, nahmen die Verlobung an. Jetzt begann sie darauf zu sinnen, wie sie und in welchen Orden sie wohl treten könne. Zu den Dominicanern fühlte sie einen besondern Zug, weil St. Dominicus ein so mächtiger Eiferer für das Heil der Seelen gewesen war. Ging ein Pater dieses Ordens an ihrem Hause vorüber, so frohlockte ihr Herz, sie eilte auf die Gasse und küßte demüthig die Stellen, die seine Füße betreten hatten.

St. Catharinas Jugend.

Die war eben so heilig wie ihre Kindheit, aber nicht so friedlich. Die Eltern hatten große Freude an den außergewöhnlichen Wegen, welche ihre Tochter als Kind einschlug; als sie jedoch bemerkten, daß deren Ziel die Welt nicht war und als Catharina heranwuchs, da änderte sich das! Bei zwölf Jahren wurde sie schon mit Heirathsplänen bestürmt. Sanft, doch entschieden, wies sie dieselben ab. Nun versuchte ihre ganze Familie, sie aus ihrer stillen Einsamkeit und Unscheinbarkeit herauszureißen, ihr Geschmack an Putz und weltlicher Unterhaltung beizubringen, in der Hoffnung, daß sie dann von selbst auf andre Gedanken kommen werde. Ihre Eltern, ihre Schwester Bonaventura, ihre Brüder — Alle waren recht fromm und von großer Reinheit des Herzens und der Sitten; — aber Catharina im Kloster! das leuchtete ihnen noch nicht ein. Bonaventura vermochte endlich so viel über Catharina,

daß diese sich entschloß etwas mehr Sorgfalt auf ihre Kleidung zu wenden, weil sie hoffte, ihre Nachgiebigkeit in diesem Punkt würde den Eltern genügen. Als dies jedoch keineswegs der Fall war und als Bonaventura plötzlich im Kindbette starb, entsetzte sich Catharina vor dem raschen Ende des Menschenlebens, das so wenig Zeit läßt um das Heil der Seele zu erwirken. Sie zog ihre alten Kleider wieder an und hörte nie auf, diese eitle Treulosigkeit gegen ihren himmlischen Bräutigam zu bereuen und als einen sündhaften Abfall zu beweinen: so zart ist das Gewissen der Heiligen! — Ihre Eltern, besonders Lapa, hielten immer den Wunsch fest, Catharina zu verheirathen und begannen, ihr das Leben recht schwer zu machen, um ihr dadurch die Einwilligung zur Ehe abzudringen. Man nahm ihr das stille Kämmerlein, in welchem sie bis dahin dem Gebet und der Betrachtung in Einsamkeit hatte obliegen dürfen; man wies ihr im Hause den Dienst der Mägde an; man beschränkte ihre Kirchgänge, ihre Andachtsübungen. Als eine echte „Magd des Herrn" diente Catharina mit freundlicher Demuth im ganzen Hause und daß man ihr die Abgeschiedenheit und das Gebet entziehen wolle, klagte sie mit stillen Thränen ihrem himmlischen Bräutigam. Da belehrte Er sie, wie sie eine innere Zelle erbauen und sich mit ihrer Seele in dieselbe zurückziehen müsse, und versprach ihr, daß sie Ihn immer dort finden und unzerstörbaren Frieden bei ihm genießen werde. Was Catharina nun auch that, ob sie Wasser und Holz trug, das Küchenfeuer schürte, den Bratspieß drehte: sie hielt in der innern Zelle ihre

Seele so still gesammelt bei dem göttlichen Geliebten, wie Maria zu den Füßen Jesu saß. Um aber ihren Eltern in aller Demuth zu erkennen zu geben, daß niemals an eine Verehelichung für sie zu denken sei, beraubte sie sich ihrer einzigen natürlichen Schönheit und schnitt sich ihr Haar glatt ab. Ihre ganze Familie ward sehr erbittert und behandelte sie verächtlich wie eine Närrin. Lapa überhäufte sie mit Vorwürfen, mit Drohungen, mit den härtesten Dienstleistungen. Jacob Benincasa aber beobachtete genau seine gottselige Tochter während so grausamer Prüfungen. Catharina schmiegte sich innerlich immer fester an ihren göttlichen Geliebten und während sie äußerlich so viel Bitteres zu leiden hatte, floß ihr Herz von stiller Wonne über, leiden zu dürfen aus Liebe zum König des Leidens und der Liebe. Nachts aber, wenn Alle schliefen, wenn Niemand sie bemerken und schmähen konnte, dann lag Catharina auf ihren Knieen, stundenlang, und dankte Gott, daß er ihr mühevolle Tage sende, um sie von jeder Anhänglichkeit an Irdisches zu läutern. Bei einem solchen nächtlichen Gebet überraschte Jacob Benincasa einst seine Tochter. Sie war hingerissen in himmlischer Entzückung und sah ihn nicht; er jedoch sah eine schneeweiße Taube über ihrem Haupt. Da rührte die Gnade sein Herz an und er dachte, daß sein Kind doch zuerst und vor Allem ein Kind Gottes sei, und er gab im ganzen Hause den Befehl, fortan Catharina auf dem Wege frei und ungestört wandeln zu lassen, den der heilige Geist ihr eingab. Somit hörten die Beschränkungen und Neckereien auf und Catharina ergab sich mit feurigem Eifer dem Gebet

und den Bußwerken, um die Gnaden des Ordensstandes sich zu erflehen. Sie war bisher noch zu unsicher über die Wahl des Ordens gewesen, um ihren Eltern anzukündigen, daß sie ein geistliches Kleid zu nehmen gedenke. Jetzt gab Gott selbst ihr einen entscheidenden Rath. Sie sah im Traume den hl. Dominicus, der ihr das Ordensgewand reichte und liebevoll sprach: „Getrost, meine Tochter! du wirst es einst tragen.“ Sie erwachte unter strömenden Freudenthränen und erklärte am nächsten Tage ihrer versammelten Familie, daß sie sich schon bei sieben Jahren ihrem Herrn und Heiland als Braut anverlobt habe, und daß man eher einen Felsen schmelzen, als sie ihrem Verlöbniß treulos machen werde. Wollten ihre guten Eltern in allzugroßer Zärtlichkeit sie nicht aus dem Hause entlassen, so bleibe sie mit Freuden; aber im Habit des dritten Ordens von St. Dominicus und als eine Braut Christi. Lapa weinte laut; die Geschwister sprachen tief gerührt: „Deine Beharrlichkeit besiegt uns.“ Jacob Benincasa aber gedachte der hohen Tugenden seiner gottseligen Tochter und sagte gefaßt und fromm: „Thue, was der hl. Geist Dich lehrt; diene in Frieden Deinem himmlischen Bräutigam, der Dir in so jungen Jahren so große Gnaden erwies; bleibe bei uns — und bete für uns Alle.“ Catharina frohlockte und pries ihren triumphirenden Jesus.

St. Catharina im Ordensstand.

Die sogenannten dritten Orden der Franziscaner und Dominicaner sind herrliche Anstalten in der Kirche Gottes und durch Seine Eingebung von Seinen zwei großen Heiligen St. Franziscus

Seraphicus und St. Dominicus gegründet. Es gab immer Seelen, die nach einer innigeren Vereinigung mit Gott verlangen, als sie im weltlichen Leben finden und die doch durch tausendfache Verhältnisse und Hemmungen und durch die unerforschlichen Rathschlüsse Gottes bestimmt sind, in der Welt zu bleiben, um in ihr oder auf sie zu wirken. Sie konnten nicht in's Kloster kommen; so kam denn das Kloster gleichsam zu ihnen und breitete seine großen schirmenden Flügel mittelst der dritten Orden in der Welt über sie aus. Jeder blieb in seinem Stande, seinem Hause, seinen Verhältnissen; nur das Ordenskleid, bestimmte Gebets- und Andachtsübungen und gemeinschaftliche Buß- und Liebeswerke, schlossen ein Band um die Congregation, die immer einen Vorsteher oder eine Vorsteherin hatte, welche die Würdigkeit der Eintretenden prüfen mußten. Da Alle im Verkehr mit der Welt standen und die drei Ordensgelübde nicht ablegten, so mußten die Anforderungen dieser Gelübde gerade recht treu erfüllt werden, damit man in der Welt nicht den mindesten Anstoß, sondern ein höchst erbauliches Beispiel gebe. Man war also streng in den Anforderungen gegen Eintretende und Catharina, die erst fünfzehn Jahr alt war, wurde nicht sogleich von den Schwestern der Buße aufgenommen. (Diesen Namen führte der dritte Orden in Siena.) Um nun jede Regung des natürlichen Lebens zu zügeln und sich immer mehr und mehr der Gnaden des Uebernatürlichen theilhaft zu machen, begann Catharina die allerstrengsten Bußübungen. Sie trug nur Kleider von Wolle, sie aß nur Brod und rohe

oder in Wasser gekochte Kräuter, sie gürtete sich fest mit einer eisernen Kette, sie durchwachte die Nächte in Gebet und Betrachtung und legte sich zum allernothwendigsten Schlaf angekleidet auf einen Tisch, sie geißelte sich täglich anderthalb Stunden bis ihr das Blut in Strömen über die Schultern floß. Lapa wehklagte, aber Catharina frohlockte, denn in himmlischen Visionen erschien ihr der göttliche Heiland. — Darauf bekam Catharina die Pocken. Schön war sie nie gewesen; diese Krankheit, verbunden mit ihrer abgemagerten Gestalt und ihrer bleichen Farbe, machten sie fast häßlich. Das erleichterte ihren Eintritt in den dritten Orden. Glühend von Dank, entflammt von Liebe empfing sie das weiße Kleid und den schwarzen Mantel der Schwestern der Buße. Um sich gegen äußere zerstreuende Eindrücke ganz abzuschließen, sprach sie während drei Jahren mit Niemand ein Wort, als mit ihrem Beichtvater und verließ sie nie ihr Kämmerlein, als nur um die Kirchen zu besuchen. Dieser Beichtvater, den sie bis zu ihrem Tode behielt, war der gottselige Dominicanermönch Bruder Raimund von Capua, der nach ihrem Tode General seines Ordens ward und ihr seraphisches Leben mit heiligem Ernst und der feierlichen Betheuerung beschrieb: „Gott, der Vater unsers Herrn Jesu Christi, weiß, daß ich nicht lüge." Ob er Catharina — oder ob sie ihn zur Vollkommenheit geführt — wer will darüber streiten! Es waren zwei große heilige Seelen, die sich auf ihrem Wege zu Gott zusammenfanden und Catharina hing mit wundervoller Frömmigkeit an seiner Leitung.

St. Catharina leidet an Leib und Seele.

Nicht umsonst wollte Gott sie unter den Schwestern der Buße aufgenommen haben. Er wollte ihr zeigen, wie dem heiligen Apostel Paulus, was sie würde zu leiden haben um seines Namens, um seiner Liebe willen. Da sie beide Arme voll Verlangen nach seinem schweren blutigen Kreuz ausstreckte, um Ihm dessen Last zu erleichtern: so gönnte Er ihr die Wonne der Heiligen: er nahm sie zu sich ans Kreuz. Finstre Nacht bedeckte ihre sonst so lichte Seele, unsägliche Angst und Verwirrung bemächtigten sich ihrer; ihr Geist war wie verloren in Gedanken, die sie verabscheute und die vor keiner Kasteiung, vor keinem Gebet weichen wollten. Der Erzfeind der Seelen stellte ihr immer vor, daß sie dies Leben unmöglich ertragen könne, daß sie einen Selbstmord begehe, und suchte sie durch verlockende Bilder zu gewinnen, die er ihr vorzauberte. In diesen namenlosen Qualen ging jeder Aufschwung ihrer Seele unter, sie ächzte nur ganz leise: „Ich vertraue auf meinen Herrn Jesus Christus.“ Doch der entzog sich ihr, so wie der himmlische Vater sich ihm entzogen hatte, als er am Kreuze rief: „Mein Gott, warum hast Du mich verlassen!“ Und allein, wie ihr Herr, mußte Catharina den blutigen Kampf mit der Versuchung bestehen und Todesschauer der äußersten Trostlosigkeit aushalten. Sie sprach: „Ich bin eine Sünderin und habe keinen Trost verdient, und könnte mein Herr mich verlassen: — so verlasse ich ihn darum doch nicht.“ Und obwohl alle ihre Gebete und Bußübungen erfolglos schienen: so verzweifelte sie nicht, ward nicht lau, fiel nicht ab,

sondern sagte, wie die Märtyrer der alten Zeiten: „Es soll mir hohe Freude sein für meinen Herrn Jesus Christus zu leiden.“ Endlich, nach langer, sehr langer Zeit floh die Versuchung, der Heiland erschien ihr wieder im himmlischen Licht und sprach liebreich: „Bedenke, meine Tochter, was ich für Dich gelitten habe, und laß Dich die Mühe nicht verdrießen, auch etwas für mich zu leiden.“ Catharina fragte: „O Herr, warum hast Du mich während des bösen Kampfes verlassen? wärst du da gewesen, so hätte ich die wüsten Gedanken und Vorstellungen nicht haben können.“ Er sprach: „Doch war ich da. In der Mitte deines Herzens war ich. Darum hattest du einen solchen Schmerz über die Versuchung und einen solchen Muth, um sie zu bekämpfen. Ich vertheidigte dich gegen deinen Feind, aber ich ließ die Anfechtung zu, weil sie zu deinem Heil gereicht.“ — Als die Schlange auf diesem Punkte überwunden war und keinen Sieg über die Reinheit gewinnen konnte, griff sie die Geduld an: Catharina ward von schweren, langwierigen Krankheiten heimgesucht und alle Mittel, welche die Aerzte vorschrieben, vermehrten nur ihre Uebel. Die Pein war oft so groß, daß sie wie todt da lag, die Glieder starr, die Augen gebrochen. Aber das bittere Leiden ihres Herrn war ihr immer gegenwärtig: deshalb freute sie sich ihrer Leiden. Je inniger ihre Vereinigung mit ihm ward, desto schwerer fiel ihr alles Irdische. An den Tagen, wo sie die hl. Kommunion empfing, war ihre Seele so trunken vor Entzücken, daß ihr Körper vor jeder Speise Ekel empfand, auch vor der gerin-

gen, die sie gewöhnlich zu nehmen pflegte. Der Pater Thomas, der während einer Abwesenheit Pater Raimunds ihr Beichtvater war, befahl ihr aber unter dem Gehorsam an den täglichen Mahlzeiten der Familie Theil zu nehmen, weil unverständige Leute sagten, es sei ja doch nur Alles eine Comödie. Catharina gehorchte, sagte immer, wenn es zum Essen ging: „Nun wollen wir ein wenig Buße thun für unsre Sünden" — und aß wie die Uebrigen. Aber regelmäßig stellten heftige Erbrechen, bis auf's Blut, sich ein und schwächten ihren abgezehrten Leib dergestalt, daß sie einst den Pater Thomas lächelnd fragte: „Mein Vater! wenn ich vom Fasten sterben müßte: — würdet ihr es mir gebieten?" Pater Thomas versetzte: „Gewiß nicht." — „Da ihr nun aber seht, daß ich vom Essen sterbe, weshalb gebietet ihr mir zu essen?" — Da nahm der Pater sein Gebot zurück. Während der letzten acht Jahre ihres Lebens genoß Catharina von der Fastenzeit bis Pfingsten nichts, als den anbetungswürdigen Leib des Heilands im allerheiligsten Sacrament. Aber so qualvoll ihr körperliches Leben war, so herrlich war ihr mit Christo in Gott verborgenes Leben. Einst erschien er ihr und hielt zwei Kronen in seinen Händen; die eine war von Gold mit Edelsteinen königlich geschmückt, die andre von Dornen. „Welche erwählest du?" fragte er. „Herr, ich verlange, dir ähnlich zu sein!" rief sie, griff begierig nach der Dornenkrone und drückte sie sich so fest und tief auf das Haupt, daß Blutstropfen über ihr blasses Antlitz rieselten. Es kam auch alsbald ein neues, gar bittres Leid über Catharina.

Eine der Schwestern der Buße Namens Palmerina hatte einen unvernünftigen Haß auf die arme Catharina geworfen und verfolgte sie mit giftigen Verleumdungen, die ihre Ehre gefährdeten. Zu den Schwestern, welche eine Rechtfertigung von ihr erwarteten, sprach sie mit tiefster Demuth: „Meine Schwestern, durch Gottes Gnade bin ich eine Jungfrau"; — weiter nichts. Aber sie weinte still vor ihrem Herrn und hoffte, daß Er sie gewiß aus der Trübsal führen werde. Palmerina fiel in eine schwere Krankheit. Catharina erbot sich freundlich zu ihrer Pflege, ward jedoch schnöde abgewiesen. Da betete sie für die arme Verstockte, deren Krankheit von Tag zu Tag sich verschlimmerte. Mit der Gefahr wuchs Catharinas Gebetseifer, ihre Angst, daß Palmerina mit dem Haß und der Lüge auf dem Herzen sterben könne. Aber Palmerina bekehrte sich nicht, obwohl ihr der Tod nah und immer näher kam. Nun warf sich Catharina auf die Kniee und rief in voller Glut der Liebe für ihre Feindin, in welcher sie aber eine elende Seele sah: „Herr, ich stehe nicht auf, bis du mich erhört hast! laß Palmerina nicht meinetwegen in Sünden sterben! gieb ihr Bußfertigkeit und gieb mir Strafe!" Drei Tage lag Palmerina in Agonie und drei Tage währte Catharina's Gebet. Da erhörte Gott seine fromme Dienerin; Palmerina kam zu sich, klagte sich ihrer Versündigungen gegen die unschuldige Catharina an, und starb mit den heiligen Sacramenten versehen, eines reumüthigen und friedlichen Todes. — Als nun Catharina in einem so heldenmäßigen Streben sich bemüht hatte, durch Reinheit, Geduld,

Demuth und Feindesliebe das Gebot ihres himmlischen Bräutigams zu vollziehen: „Liebe Gott über Alles und deinen Nächsten wie dich selbst“: — da schlug für sie eine selige Stunde.

St. Catharina wird die Braut Jesu.

Von Kindheit auf hatte sie mit ihrem Herrn und Heiland in süßer Vertraulichkeit gelebt, die Spiele der Kindheit und die Freuden der Jugend verschmähte und im Gebet zu ihm und im Gespräch mit ihm die Wonne ihres Herzens gefunden. Und immer mehr verlangte sie nach dem feurigen Glauben, nach der heiligen Liebe, um immer mehr die Welt zu verschmähen. Da sprach er einst zu ihr: „Denk' an mich und ich will an dich denken.“ O mit welchem Muth ging sie nun in alle Kämpfe, denn sie kämpfte ja nur, weil sie an ihn dachte. Und wieder sprach er einst zu ihr: „Lerne mich und dich erkennen; ich bin, der ich bin und du bist, die du nicht bist.“ O in welche Demuth versenkte sie sich nun, als sie sah, daß er aus reiner Gnade die Hand voll Asche, die sie war, zu einem Kind Gottes machte. Und abermals sprach er einst zu ihr: „Ich will dich zu meiner Braut im Glauben machen.“ Da verharrte sie im Gebet, denn bei einer solchen Verheißung konnte sie nichts thun, als still vertrauen. Es kam der Carneval, die Zeit der Thorheit und der Sinnlichkeit, in der Gott so viel beleidigt wird in den rauschenden Lustbarkeiten der Welt. Catharina verschloß sich in ihrer Zelle und that Buße für alle Sünder. Da erschien ihr Christus und sprach: „Siehe, wie sich Alle freuen bei ihren Festen, die

du meinetwegen verschmähst! Darum sollst du nun auch dein Fest haben und ich will dich zu meiner Braut im Glauben machen und die Hochzeit deiner Seele feierlich mit dir begehen." Nun erschien die glorreiche Gottesmutter Maria, gefolgt von den heiligen Aposteln Johannes und Paulus, vom heil. Dominicus und vom königlichen Propheten David; und die allerseligste Jungfrau nahm Catharinas rechte Hand und stellte sie ihrem göttlichen Sohne vor. Der Heiland der Welt steckte einen Ring mit einem Diamant zwischen vier Perlen an Catharinas Finger und sprach: „Ich, dein Schöpfer und Erlöser, mache dich zu meiner Braut im Glauben und rüste dich aus mit der Kraft des Glaubens. Geh an das Werk, das ich dir bezeichnen werde." Nun verschloß sich der Himmel wieder. Catharina aber gedachte, so oft sie ihre rechte Hand ansah, ihrer mystischen Vermählung — und die größten italienischen Maler haben gewetteifert, die schönsten Bilder von der Vermählung der heil. Catharina von Siena zu malen, auf denen der ganze heilige Vorgang anschaulich gemacht wird. Derselbe ereignete sich im Jahre des Heils 1365, als Catharina achtzehn Jahre alt war.

St. Catharina tritt in's thätige Leben.

Sie verließ nun ihre Zelle, weil Gott es wollte und nachdem er sie mit drei wundervollen Gnadengaben ausgerüstet hatte. Er zeigte ihr erstens die Schönheit der Seelen und welch Verdienst es sei, sich um deren Rettung, Herstellung und Heil zu bemühen. Er verlieh ihr zweitens Erleuchtung über

die geheimsten Gedanken der Herzens- und Gewissenszustände — und endlich die Gabe der Weissagung. Diese drei Dinge und ihre heroischen Tugenden waren die Waffen, mit denen sie für ihn gegen die Hölle kämpfte, und wenn sie zwischen lauter Wundern und Extasen — allerdings nur durch Gottes Gnade — lebte und wandelte: so riß ihr gewaltiger in Gott geheiligter Wille, auch jedes Ueberbleibsel von menschlicher Schwachheit aus ihrer Seele, um reiner, heldenmüthiger Tugend Platz zu machen. Eine Frau Namens Cecca ward im Spital von Aussatz befallen und sollte aus der Stadt gebracht werden, da Niemand sie pflegen wollte. Da eilte Catharina herbei, ließ sie absondern und machte sich zu ihrer Magd. Kein Dank ward ihr dafür von der grämlichen Kranken, nur Vorwürfe, Spottreden, üble Laune. Papa erzürnte sich und wollte fast verzweifeln, als Catharinas Hände mit Aussatz geschlagen wurden. Aber die Heilige beharrte bei Cecca, bereitete sie zum Tode vor, wusch den entstellten Leichnam und begrub ihn; — darauf wurden ihre Hände so schön, wie sie sonst nie gewesen waren. Nun pflegte sie eine alte Wittwe Namens Andrea, deren Brust von einem Krebs zernagt wurde und die für Alle ein Gegenstand des Entsetzens war wegen des Pestgeruchs, den diese Wunden verbreiteten. Catharina verließ Andrea fast gar nicht mehr und war immer heiter und freundlich bei der entsetzlichen Pflege. Nur Einmal fühlte sie sich von Uebelkeit und Widerwillen ergriffen, als sie die Wunde verband. Da sprach sie vorwurfsvoll zu sich selbst: „Solchen Abscheu hast du

vor deiner durch das Blut Jesu erkauften Schwester? so wahr der Herr lebt, ich will dich bestrafen!" — Und sie legte ihre Lippen auf die Wunden. Als aber Andrea entsetzt schrie: „Vergifte dich nicht, zieh dich zurück!" — und als der Ekel nicht überwunden war — da trank sie das Wasser aus, womit sie so eben die Wunde ausgewaschen hatte. Und am Abend erschien ihr der Heiland, zeigte ihr sein geöffnetes Herz und sprach: „Ich will dir zum Lohn einen göttlichen Trank geben." Da durfte Catharina ihre Lippen an diese Quelle des Lebens legen und übernatürliche Süßigkeit daraus trinken. — Zur Zeit politischer Unruhen in Siena ward ein junger Ritter, Nicolas Fulde, zum Tode verurtheilt. Er hielt den Richtspruch für ungerecht, er gerieth in Verzweiflung, wollte nicht sterben, nicht zum Tode sich vorbereiten, nicht einen Priester sehen. Plötzlich gab Gott ihm ein, Catharina rufen zu lassen. Sie kam in seinen Kerker und gleich nach dem ersten Gespräch war er so verwandelt, daß er dem Pater Thomas beichtete, — was er seit seiner Kindheit nicht gethan hatte. Dies tröstete ihn so, daß er sie um Gotteswillen bat, in seiner Todesstunde bei ihm zu sein. Sie versprach es. Am Morgen seines letzten Tages führte sie ihn in die hl. Messe, wo er nach langen Jahren einmal wieder die hl. Kommunion empfing; dann ging sie voraus auf die Richtstätte und erwartete ihn neben dem Richtblock, wo sie sich mit solcher Andacht für ihn in's Gebet versenkte, daß sie die Menge Volks rings umher gar nicht bemerkte. Nicolas erschien auf dem Hochgericht sanft wie ein Lamm und bat Catharina, ihn

mit dem Zeichen des hl. Kreuzes zu segnen. Sie that es und sprach dazu: „Gehe hin zur ewigen Hochzeit.“ Als er sich dann ruhig zum Todesstreich ausstreckte, legte sie seinen Hals unter das Schwert und erinnerte ihn an das Blut des fleckenlosen Lammes. Da fiel sein Haupt. Catharina nahm es in ihre Hände und schaute zum Himmel auf, wo der Heiland die im Blut gereinigte Seele in der heiligen Wunde seiner Seite aufnahm. — Zu einer so erhabenen Hingebung ward Catharina durch die Liebe zu den Seelen entflammt. Wer kann sich wundern, daß sie Macht über die Seelen bekam und die merkwürdigsten Bekehrungen bewirkte? daß viele heilsdurstige Seelen, Männer und Frauen, sich um sie als um eine Meisterin im geistlichen Leben versammelten und die Lehren voll himmlischer Weisheit im Herzen aufnahmen, die Catharina von Niemand gelernt hatte, als von ihrem Herrn und Heiland? Durch Eingebung des hl. Geistes hatte sie auch Latein gelernt, um die Tageszeiten der Kirche beten zu können. Später, als sie ihre Schriften und Briefe zur Belehrung und zum Heil Anderer verfassen mußte, erlernte sie ebenso das Schreiben. Alles in ihr und an ihr war übernatürlich, weil sie sich aus den Fesseln der verderbten Natur siegreich herausgewunden hatte. Nicht blos ihre Schüler, unter denen sich ausgezeichnete Ordensmänner befanden, wurden durch ihre Belehrungen erbaut und erleuchtet, sondern auch ihre Gegner und Widersacher, hochmüthige Gelehrte und leichtsinnige Weltleute; so einfach und tief, so licht und warm, so eindringlich und überzeugend redete sie von göttlichen

Dingen. Ihre Ermahnung bekehrte einen wegen seiner zügellosen Rachsucht berüchtigten Bürger von Siena, Namens Nanni, zu einem Leben voll heiligem Bußeifer; — ihr Gebet den verschwenderischen und üppigen Edelmann Andreas Nardins zu einem gottseligen Tode — und die ganze Familie des Franz Tolomeo zum Wege des Heiles. Einem alten Sünder rührte sie das Gewissen, indem sie ihn fragte: ob er nicht eine Missethat beichten wolle, die er vor langen Jahren begangen hatte und von der kein Mensch etwas wußte. Ganz Italien staunte die überirdische Weisheit dieser gottseligen Jungfrau an, welche nie ihr ärmliches Kämmerlein im Vaterhause verlassen hatte. Nun' machte sie ein Paar kleine Reisen in Toscana um befreundete Klöster zu besuchen und überall die Seelen zum Bußgeist anzueifern. „Ich bitte euch um nichts Anderes, als daß ihr euch in das Blut und in die Liebe Gottes versenkt," pflegte sie zu sagen. Wie in Siena schmolz sie auch da die starrsten Gesinnungen mit dem Feuer ihres Eifers, der wirklich „stark wie der Tod", ja stärker war, denn er gab ihr die Kraft in einem Zustand von übermäßigen körperlichen Leiden immer thätig im Dienst ihres Herrn zu sein, ihm zu dienen indem sie den Seelen diente. Der heilige Vater verordnete, daß fortan auf allen ihren Reisen drei Geistliche sie begleiten sollten, um Denjenigen das hl. Bußsacrament zu spenden, denen sie das Gewissen rührte: so groß war der Andrang der Menschen zu ihr und so hoch der Ruf ihrer himmlischen Erleuchtung. Obwohl ihre zahlreichen Schüler und Freunde mit tiefster Ehrfurcht und Bewunderung sie

umgaben, so blieb Catharina doch stets in der tiefsten Demuth, hielt sich für die ärgste Sünderin und verrichtete willig häusliche Geschäfte. Für die Armen floß ihr Herz von Liebe über und ihr himmlischer Bräutigam kam ihr mit seiner Macht zu Hülfe, wenn ihre Gaben nicht ausreichten. Nie ward sie durch Zudringlichkeit unwillig gemacht, nie schlug sie auch die unbescheidenste Forderung ab. Ein Bettler sprach sie einst im unverschämtesten Tone um Almosen an. „Ach, mein Bruder! ich habe nicht einen Heller," sagte sie. „So gebt mir euren Mantel!" rief er keck. Sie that es sogleich. Aber Pater Raimund und ein anderer Mönch eilten ihm nach, nöthigten ihm den Mantel wieder ab und machten ihr Vorwürfe, wie sie so etwas thun und ihr Ordenskleid weggeben könne. Catharina entgegnete: „Weil ich lieber ohne dies Kleid, als ohne christliche Liebe sein wollte." Als eine verheerende Pest in Siena ausbrach, widmete sie sich mit ihren Ordensschwestern der Krankenpflege mit aller Aufopferung, und trat körperliche Besserung ein, so ermahnte sie immer zu gründlicher Besserung des Lebens, damit die Erneuerung desselben in Reue und Buße die strafenden Heimsuchungen Gottes abwenden möge. Bald darauf kam es mit ihrem Vater zum Sterben. Catharina wünschte so sehr ihn im Paradiese zu wissen, daß sie ihren himmlischen Bräutigam bat, ihr die Leiden zu gönnen, welche ihr Vater im Purgatorium hätte ausstehen müssen. Im Augenblick seines Todes war sie von der seligen Freude erfüllt, die sie stets bei Gebetserhörungen empfand; aber von Stund' an ward sie von furchtbaren Körper-

schmerzen befallen, die Alles überstiegen, was sie je gelitten und die sie nie mehr verließen. Und doch durfte sie sich keine Ruhe gönnen! — Vor den traurigen Kriegen die Italien verheerten, waren die Päpste schon seit Jahren nach der Stadt Avignon, die ihnen im südlichen Frankreich gehörte, geflohen, und das verwaiste Rom war ein Spielball in der Hand der Parteien. Der heiße Wunsch aller Gläubigen rief den heiligen Vater nach Rom zurück und der merkwürdige Einfluß, den Catharina auf ihre Zeit hatte, sprach sich dadurch aus, daß die Republik Florenz, die damals im heftigsten Kriege gegen den Papst entbrannt war, die hl. Catharina bat, den Frieden zu vermitteln. War der geschlossen, so war ein Haupthinderniß zur Heimkehr des Papstes gehoben. Sie gehorchte höherem Befehl, schrieb zuerst ein Paar Briefe an Papst Gregor XI., und machte sich dann im Juni 1376 auf den Weg nach Avignon. Friede, und dann alle christlichen Fürsten und Völker zu einem Kreuzzug gegen die ungläubigen Türken vereinigt: nach diesem Ziel strebte Catharinas Politik, denn das war ein Fortschritt des Reiches Gottes auf Erden, und nichts Anderes lag ihr am Herzen, als dessen Ausbreitung. In Avignon wies man ihr und ihren 22 Gefährten und Schülern einen schönen Palast mit einer reichgeschmückten Kapelle zur Wohnung an, und zwei Tage nach ihrer Ankunft mußte sie im vollen Consistorium vor dem Papst über den Gegenstand ihrer Sendung, den Frieden mit Florenz sprechen. Dabei war Pater Raimund ihr Dolmetscher, denn sie redete nur italienisch und der Papst

— ein geborner Franzose — nur lateinisch und französisch. Mit vieler Güte behandelte er sie, nahm ihre Sendung wohl auf, ließ sie oft zu sich rufen und mehrmals vor allen versammelten Prälaten von göttlichen Dingen sprechen. Catharina that es mit so himmlischer Beredtsamkeit, daß Alle entzückt riefen: „Nie hörten wir solche Reden! der hl. Geist spricht aus ihr.“ Einige versuchten sie auch mit spitzfindigen Fragen, welche Catharina aber durch ebenso tiefe als schlichte Antworten zu Boden schlug. Das ungeistliche Leben vieler Prälaten, der weltliche Pomp des päpstlichen Hofes betrübten sie sehr, und oft legte sie dem hl. Vater die Verbesserung der Kirchenzucht eben so dringend an's Herz, als den Frieden. Um der Welt diesen Frieden zu gewinnen, schrieb sie aus Avignon rührende Briefe an alle Fürsten der Welt. Der König von Frankreich lud sie darauf nach Paris ein; — doch dahin ging ihre Sendung nicht! sie mußte einen siegenden Einfluß auf den frommen, kränklichen, milden Papst gewinnen, mit der Flammenkraft des hl. Geistes ihm zur Seite stehen, und ihm helfen, namenlose Hemmnisse aller Art zu überwinden. Endlich wurden ihre Anstrengungen, ihre Thränen, ihre Gebete gekrönt: der hl. Vater Gregor XI. verließ Avignon und kam im Januar 1378 in Rom an. Zu derselben Zeit kehrte auch Catharina, leiblich ganz erschöpft von so schwerer Arbeit nach Siena zurück, wo sie mit unbeschreiblichem Jubel wie ein Friedensengel empfangen wurde. Die nach Gregors Tode folgenden beklagenswerthen Ereignisse drangen wie sieben Schwerter durch Catharina's Seele. Um so

mehr floh sie in den Himmel, um bei der göttlichen Weisheit die Thorheit der armen Menschen zu vergessen. Aber der ewige Geliebte nahm ihr nicht ihre Schmerzen, er verklärte sie nur. Um Catharina ganz sich ähnlich zu machen und sie in die Fülle des Leidens zu versenken, das er um der Seele Heil und Rettung gelitten, nahm er in einer seligen Vision ihr Herz aus ihrer Brust und setzte dafür sein eigenes, von Blut und Liebe purpurglühendes Herz hinein. In dieser Wonne der Vereinigung erfüllte sie den Wunsch ihrer Schüler, die sich wieder zu Siena um ihre kleine Zelle sammelten, und machte gleichsam ihr geistliches Testament, indem sie die vom hl. Geiste ihr eingegebenen Lehren niederschrieb, die sie ihnen bis dahin mündlich, als eine Leuchte auf dem Wege der Vollkommenheit vorgetragen hatte.

St. Catharinas seliges Ende.

Jeder nun folgende Tag war für sie ein neuer Schritt auf der **Via crucis.** Da erschien ihr der Gekreuzigte einst in der vollen Glorie des Kreuzes und aus seinen Wunden floß das Blut wie leuchtende Strahlen, und wie feurige Lanzen schossen diese Strahlen auf sie herab, auf ihre Hände, ihre Füße, ihr Herz, und brannten ihr die Male seiner Tod und Sünde überwindenden Liebe ein, — aber in mystischen Zeichen, unsichtbar dem irdischen Auge, wie es sich eben geziemte für „seine Braut im Glauben." Somit hatte sie gleichsam die Besiegelung ihres Todes am Kreuz empfangen! — Durch den ganzen Winter des Jahres 1380 rang sie sich wie

eine Sterbende. Sie konnte nicht die mindeste Nahrung, nicht einen Tropfen Wasser vertragen; die hl. Kommunion, das Brod der Engel, nährte sie. Sie konnte auch nicht mehr selbst schreiben, aber sie diktirte unermüdlich die zahlreichen herrlichen geist- und liebevollen Briefe, die sie nach dem Willen des hl. Vaters an die Fürsten der Welt und der Kirche zu richten hatte. Ohnmachten und Starrkrämpfe überfielen sie täglich. Dazu kam ein neuer, herber Schmerz: Pater Raimund, der treue, gewissenhafte, langjährige Freund und Führer ihrer Seele, ward in Geschäften seines Ordens von Rom hinweggerufen. Nicht blos in so schwierigen, dornenvollen Verhältnissen, sondern in diesen ihren letzten Tagen mußte er sie verlassen! „In diesem Leben werden wir uns nicht mehr sehen," sprach sie beim Abschied. Die Fastenzeit und die Passionswoche verbrachte sie unter wunderbaren Gnaden und Leiden. Dann legte sie sich auf ihr Sterbebett. Ihre alte Mutter Lapa, ihre Schüler, ihre Freunde standen umher und weinten laut. Catharina aber tröstete Alle und zeichnete Jedem den Weg vor, den er zu wandeln habe, um seine Seele zu retten. Als sie in die Agonie trat, hatte sie noch einen schweren Kampf mit dem Versucher zu bestehen, der sie durch die Vorspiegelung ängstigen und verwirren wollte, daß sie stets ihre eigene Ehre gesucht habe. Doch Catharina durfte ihm festen Muthes antworten: „Nein, nein! sondern nur die Ehre meines Herrn!" — Da entwich er, und nun betete sie mit gefalteten Händen und unaussprechlicher Demuth: „Ich habe gesündigt, Herr! erbarme dich meiner." Dann empfing sie noch ein-

mal die hl. Absolution, bat um Anwendung des vollkommenen Ablasses, den Gregor XI. ihr bewilligt hatte, sprach mit leuchtendem Angesicht: „Mein Vater, ich lege meinen Geist in deine Hände"; — neigte ihr Haupt und hörte auf zu athmen. Die himmlische Seele fuhr auf zu den himmlischen Freuden. Dies geschah Sonntag früh, den 29. April 1380. Sie hatte das Alter ihres Herrn und Heilandes, 33 Jahre, erreicht. Zu der nämlichen Stunde vernahm der gottselige Pater Raimund, der sich in Genua als Provinzial befand, eine überirdische Stimme, die zu ihm sprach: „Nun bin ich im Himmel! fürchte nichts mehr, nun werde ich dein Schutz sein." — Auch noch andern frommen Seelen wurde Catharina's Abscheiden offenbart. In der Dominikanerkirche Maria Minerva ward ihr hl. Leib beigesetzt und drei Tage und drei Nächte dauerte das wunderthätige Leichenbegängniß. Dann flossen immer neue Wunder wie Ströme der Gnade von dem gebenedeiten Grabe aus. Im Jahr 1461 erließ Papst Pius II., aus Siena gebürtig, die feierliche Bulle ihrer Heiligsprechung. — O liebe hl. Catharina, nimm dir auch jetzt die betrübten Zeiten der hl. Kirche zu Herzen, und da wir so schlecht zu lieben und zu beten verstehen, so thue du es für uns und bitte für uns um die Gnade, so zu leiden, wie es Gott wohlgefällig ist! und vergieb mir, daß ich gewagt habe, dein himmlisches Leben so armselig zu beschreiben. O du wundervolle Braut Jesu, bitte für uns!

Ida Hahn-Hahn.

Der heilige Felix von Cantalicio,

Kapuziner-Laienbruder.

Die hl. katholische Kirche ist der Garten Eden, welchen der liebe Gott für die Menschen schuf, nachdem sie durch den Sündenfall der Stammeltern schon das erste Paradies verloren hatten. Wie dort die herrlichsten Gewächse in wunderbarer Schönheit und Fülle gediehen, wie die hohe Ceder zu ihrer majestätischen Vollkommenheit sich erhob und das kleine Veilchen zu seiner demüthigen Vollkommenheit erblühte, so ist das jetzt in der Kirche Gottes. Ein solcher der Ceder vergleichbarer Heiliger war der große Kirchenfürst und Erzbischof St. Thomas von Villanueva. Er wurde, wie wir eben erfahren haben, vom Statthalter Christi zu Rom im Jahr 1618 selig gesprochen und zugleich mit ihm ein Anderer, den man ein Veilchen im Garten Gottes nennen kann, eben dieser hl. Felix von Cantalicio, der neben jenem heiligen Almosengeber als ein heiliger Almosensammler, schlechtweg Bettelmönch genannt, die himmlische Krone erlangt hat. Dienen, ist schon gering genug in den Augen der Welt; sehr arm sein und Almosen empfangen, ist noch geringer vor der Welt; betteln aber, Tag aus, Tag ein betteln, ein ganzes Leben damit ausfüllen und 40 Jahre lang betteln, das scheint ihr denn freilich über alle Maßen gering. Aber als dieser geringe

Bettelmönch, Bruder Felix, auf dem Sterbebett seine irdische Hülle und seinen Bettelsack verließ, sieh! da war im Himmel ein Heiliger mehr!

Das Kind Felix.

Am Fuß des Berges Apennin liegt ein freundlicher Marktflecken, Namens Cantalicio. Da trat Felix in die Welt, im Jahr des Heils 1515. Seine Eltern waren rechtschaffene Bauerskeute und hießen Pocci. Der Vorname des Vaters war Sanctio und der Mutter Sanctia, was heilig bedeutet, und Beide machten ihren Namen Ehre. Denn obschon die Einwohner von Cantalicio für äußerst zänkische Leute bekannt waren, so erinnerte sich doch Niemand, daß das Ehepaar Pocci jemals mit seinen Nachbarn oder Anverwandten in Zank und Hader gelebt hätte; fromm und friedsam waren sie sammt ihren fünf Kindern. Das dritte in der Reihe war eben unser Felix. In früher Jugend schon war er so fromm, daß andere Knaben sich fürchteten, in seiner Gegenwart etwas Böses zu thun oder zu sagen, und daß man ihn „den kleinen Heiligen" nannte. Zur Arbeit hielten seine Eltern ihn auch ganz früh an. Zuerst mußte er im Hause die kleinen Verrichtungen übernehmen, die seinen schwachen Kräften angemessen waren, und später das Vieh weiden. Da war er nun einsam auf dem Felde; aber er langweilte sich nicht, denn da er fromm und unschuldig war, so dachte er gern an den lieben Gott und betete fleißig. Anfangs freilich nur das Gebet des Herrn, den Englischen Gruß, den Glauben, was alle Kinder beten lernen; aber Felix betete mit solcher Samm-

lung, auf seinen Knieen, die Hände und Augen zum Himmel erhoben, daß der liebe Gott dem Verlangen dieser jungen Seele entgegen kam und dem Knaben die Gnade der Betrachtung schenkte. Auf dem Felde und im Walde baute er sich innerlich eine Kirche, in welcher er sich ungestört mit Gott unterhielt. Und nicht lang genug war ihm der Tag zu dieser süßen Unterhaltung! Nachts, wenn die Heerden und die übrigen Hirtenknaben schliefen, schlich Felix zu einem Eichbaum, in welchen er ein Kreuz geschnitzt hatte, und brachte vor demselben manche Stunde in Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens des lieben Heilands, bald mit schmerzlichen und bald mit süßen Thränen hin. Auch eine kleine Geißel drehte er aus Stricken zusammen und brauchte sie fleißig, während er sich seinen Rosenkranz um den kleinen Kopf wand, Alles zum mitleidenden Andenken an die Geißelstreiche und den Dornenkranz Jesu. Ob Felix lesen lernte, ist ungewiß. Er selbst sagte, er kenne nur sechs Buchstaben, fünf rothe und einen weißen; die rothen, die heiligen fünf Wunden; der weiße, die allerseligste Jungfrau Maria. Da Felix aber begieriger war, verachtet, als geehrt, wie wir es sind, zu werden, so kann man sich auf diesen Anschein von Unwissenheit durchaus nicht verlassen.

Felix tritt in Dienst.

Bei zwölf Jahren schon verließ der kleine Hirt das Haus seiner lieben Eltern, um in der Fremde sein Brod zu verdienen, denn sein guter Vater war gestorben. Dieser Tod trat aber auf folgende Weise

ein. Der älteste Bruder des Felix war bereits verheirathet und hatte ein gar liebes Töchterlein, welches auch Sanctia hieß und die Freude ihrer Eltern und Großeltern war. Dies herzige Kind starb plötzlich. Da sprach der Großvater ganz freudig zu der kleinen Sterbenden: „Geh heim, meine Sanctia, mit dem Segen Gottes und meinem Segen, und wart' auf mich; Samstag folge ich dir." Und am nächsten Samstag legt' er sich hin und starb, der fromme alte Sanctio.

Felix trat also in Dienst bei dem Edelmann Marco Picharelli. Zuerst hütete er die Ochsen; später ward er bei dem Feldbau angewendet. Seine Lebensweise und Richtung blieb immer dieselbe; mit Gebet begann, durchwebte, beschloß er die Arbeit, opferte sie Gott auf, heiligte sie. Friedfertig, sanftmüthig, mäßig, schweigsam, keusch und geduldig, lebte er zwischen den oft rohen, ja lasterhaften Hirten und Knechten immer in der Gegenwart Gottes, in dessen Anbetung versenkt, wie ein Engel. Was für Spott er deswegen zu ertragen hatte, ist nicht zu beschreiben, und mit welcher Demuth er ihn hin nahm, ebensowenig. Hatte Jemand ihn recht beleidigt, so sprach Felix mild: „Nun will ich dich erst recht lieben und Gott bitten, daß er dich zu einem Heiligen mache;" und war so froh und vergnügt, als habe man ihm den größten Liebesdienst erzeigt. Die Gabe und Gnade des Gebetes wuchs mächtig in ihm. Ein Blick zum gestirnten Himmel oder auf die blumigen Wiesen oder in das Abendroth, der Gesang der Waldvögelein und das Rauschen des Baches, Alles versenkte ihn in Betrachtung der Allmacht und

Weisheit, der Güte und Liebe Gottes. Dieſe Liebe fügte es denn auch, daß Felix Lebensbeſchreibungen der Altväter in der Wüſte vorleſen hörte. Da war es, als ginge plötzlich die Sonne vor ihm auf, und er ſah ganz hell, daß auch er ein Einſiedler werden müſſe, ſo ſehr gefiel ihm dieſe Strenge und Abtödtung des leiblichen Lebens durch Wachen, Faſten und Arbeit, und dieſe Vereinigung mit Gott durch Gebet. Aber wie und wo ſeine Einſiedelei erbauen, das ſah er noch nicht ganz hell und vertraute deshalb mit kindlicher Zuverſicht der Führung Gottes, blieb auch einſtweilen ganz zufrieden bei ſeinen Ochſen und ſeinem Pfluge. Der liebe Gott, dem nichts beſſer gefällt, als ſolche demüthige Hingebung an Seinen heiligen Willen, fügte es denn endlich abermals ſo, daß Felix reden hörte von dem wunderbaren Orden, der die Bußſtrenge der Einſiedler mit dem gemeinſamen Leben der Mönche nach den drei Gelübden in ſich vereinigt, und der eben jetzt in friſcher Jugendkraft aus dem ewig friſchen Leben der heil. Kirche wie eine wundervolle Paſſionsblume hervor ſproßte. Dies war der weltberühmte, damals ganz neue, von Matteo Baſchi im Jahr 1525 geſtiftete Orden der Kapuziner, der die Regel des ſeraphiſchen Vaters Franciscus in ihrer vollen Herlichkeit herſtellte. Als Felix von dieſem Orden hörte, und von dem mehr als menſchlichen Wandel der Brüder, welche freudig für ihre ewige Seligkeit jede Art von Entſagung zahlten, da ward es ihm ganz klar, daß er ſeine Einſiedelei in keiner andern Wüſte, als in der der Ordensregel und der Ordensgelübde erbauen ſolle. Vielleicht hätte er im Kampf mit Fleiſch

und Blut noch länger gezögert, wenn ihm der liebe Gott nicht einen Wink gegeben hätte, daß es Zeit sei, sich an seine Heiligung zu machen, indem er ihn an die Flüchtigkeit des Lebens erinnerte. Die Ochsen, mit denen Felix ackerte, wurden eines Tages scheu, verwickelten sich in ihrem Geschirr, rissen den Pflug um und raseten mit demselben über Felix hinweg, so daß man meinte, er müsse zermalmt sein. Doch mit nichten! er stand frisch und gesund auf, nur seine Kleider waren zerrissen. Da warf er sich zur Stelle auf die Kniee, dankte Gott für diese Rettung aus so großer Gefahr und gelobte ihm, nicht länger den Ruf der Gnade von sich abzuweisen, ging auch sogleich zu seinem Herrn und bat um Entlassung, eine Bitte, welche dieser nicht abschlagen konnte. Aber er und sein ganzes Haus, sogar die, welche früher Felix verhöhnt hatten, sahen den frommen und getreuen Knecht ungern scheiden.

Felix geht zu den Kapuzinern.

Felix begab sich sogleich in's Kapuzinerkloster zu Citta Ducale und trug dem Pater Guardian sein Verlangen vor, in dem Orden seine arme Seele zu retten. Die Art, wie er es that, ließ den Pater gar wohl erkennen, welch ein Geist ihn beseele; doch eben darum wollte der weise Ordensmann den Neuling prüfen und fragte ihn rauh: „Gibt Dir Dein Herr nicht genug zu essen oder ist Dir die Bauernarbeit, für welche Du doch geboren bist, zu schwer, daß Du meinst, Dein Brod auf eine bequemere Weise zu verdienen?“ — Ganz demüthig, aber auch ganz unverzagt antwortete Felix: „Mein Pater, Gott weiß

am Besten, daß ich nichts Anderes bei Euch suche, als Gott aus ganzem Herzen zu dienen. Da er mir den Willen gegeben hat, wird er mir auch die Gnade verleihen, denselben auszuführen." Diese Antwort gefiel dem Guardian; deshalb setzte er seine Prüfung, jedoch in anderer Weise fort. Er führte Felix sehr freundlich in die Klosterkirche vor ein schönes Bildniß des Gekreuzigten und sprach liebreich: „Mein Sohn, da Du Kapuziner werden willst, so betrachte recht genau dies Kruzifix; denn sieh! des Kapuziners Beruf ist, diesem Vorbild sich ähnlich zu machen, und so lange er lebt, mit dem Herrn Jesu gekreuzigt am Kreuz zu hängen; und nicht drei Stunden nur, wie der liebe Heiland, sondern so lange es Gott gefällt, vielleicht drei Jahr, oder dreißig, oder fünfzig Jahr. Das überlege, mein Sohn!" Und so sprechend begab sich der Guardian in den Chor, weil es eben zu den Horas läutete und Felix blieb allein.. Aber an dem Kruzifix hatte er gerade den rechten Gegenstand gefunden, dem er seit seiner Kindheit zugeneigt gewesen war. Daher sank er auf die Kniee vor dem heiligen Bilde und sein ganzes Innere entbrannte in solcher Liebe, daß sein Angesicht leuchtend wurde und Thränenströme ganz lind aus seinen strahlenden Augen flossen; und dies war der Anfang der vielen Tröstungen, Erleuchtungen und andern Gottesgnaden, mit denen Felix von jetzt an während seines übrigen Lebens bei der Betrachtung häufig erquickt wurde. Als der Guardian zurückkam, ihn in seliger Anschauung himmlischer Geheimnisse versunken sah und daraus erkannte, welch eine Kanzel das Kreuz für Felix sei und welche Leh-

ren der Meiſter ihm von dort herab predige, da ſchloß er: wer ſich ſo vortrefflich auf das Vorbild eines Kapuziners verſtehe, daß er vor demſelben im Geiſt entzückt werde, der ſei ganz gewiß von Gott berufen, ſich im Orden zu heiligen. Das freute den Guardian ſehr und er ſchickte den Felix in das einſame Kloſter zu Anticoli, um dort das Noviziat zu beſtehen, das ihn ſo recht in den Geiſt des Ordens und der heiligen Regel einführen ſollte.

Felix wird Laienbruder im Kapuzinerorden.

Im Jahr des Heils 1543 und in ſeinem achtundzwanzigſten Lebensjahr begann Felix ſein Noviziat zu Anticoli, und zwar ſo, daß ſeine Werke erfüllten, was ſeine Worte verheißen hatten. Er übte ſich dermaßen und vor Allem im Gehorſam und in der Selbſtverleugnung, daß er darin ſchon während der Probezeit kein Novize, ſondern ein Meiſter ward, nämlich ein Meiſter über ſich ſelbſt und über alle böſe Neigungen und Richtungen der verderbten Natur, die gar zu gern mit Welt, Fleiſch und Teufel ein Bündniß eingehen und zur Herrſchaft über den Geiſt kommen möchte. Dieſen heldenhaften Kampf, der viel gewaltiger und mühſeliger als der in hundert Schlachten iſt, begann Felix mit einer ſolchen Strenge, daß er gleich einen unerſchütterlichen Grund für ſeine Heiligung legte. Außer den vorgeſchriebenen Abtödtungen legte er ſich mit Erlaubniß des Obern auch noch viele freiwillige auf, und dennoch hielt er alle andern Novizen für weit gehorſamer, demüthiger und abgetödteter, als ſich ſelbſt, ſo daß er ſich oft dem Novizenmeiſter zu Füßen warf und ihn mit

Thränen anflehte, seine Lauheit bei dem wichtigen Geschäft der Heiligung gebührend zu strafen. Er, der bis dahin von sehr kräftiger und blühender Gesundheit und nie krank gewesen war, wurde jetzt von einem langwierigen Fieber befallen, das seine Kräfte allmälig aufzuzehren und seine Gelübdeablegung zu verhindern drohte; denn wer unfähig ist, die Strenge des Lebens nach der Ordensregel auszuhalten, wird aus dem Noviziat entlassen. Da Felix aber so geduldig und ergeben, und in kranken wie in gesunden Tagen ein lebendiges Muster aller Ordenstugenden war, so haben sich seine Obern nimmermehr entschließen können, ihn fortzuschicken, sondern haben gewartet und gewartet, ob ihm nicht der liebe Gott wieder Kraft und Gesundheit schenken möge, damit er ein Mitglied ihres Ordens werde. Und wirklich ist ihre und des Kranken Geduld belohnt worden! sein Befinden hat sich allmälig gebessert und zur größten Freude des ganzen Convents war Felix so weit hergestellt, daß er die feierlichen Gelübde ablegen und zur beständigen Verbindung mit dem Orden als Laienbruder zugelassen werden konnte. Gegen den üblichen Gebrauch ließen ihm die Obern den Namen, den er in der Welt getragen, vielleicht um anzudeuten, daß sein Glück jetzt nicht aufhöre, sondern erst recht beginne; denn Felix bedeutet glücklich. Nach der Profeßleistung wurde der nunmehrige Bruder Felix nach dem lieblichen Ort Tivoli, in der Gegend von Rom, geschickt, um dort seine Gesundheit recht zu befestigen, was auch geschah.

Im geistlichen Leben und Sinne machte Felix so große Fortschritte, daß seine Obern nach ein Paar Jahren keinem Andern, als ihm, das Geschäft des täglichen Almosensammelns für das Kapuzinerkloster in Rom anvertrauen mochten. Jetzt denkt wohl mancher Leser, dies Geschäft könne nicht so gar schwierig sein, denn die Taugenichtse und Vagabunden verlegten sich am liebsten auf's Betteln. Da macht denn freilich nur Eins den Unterschied, und dieses Eine ist der Geist, in dem gebettelt wird. Betteln aus Trägheit und Arbeitsscheu, wie die Landläufer und Taugenichtse, ist äußerst verächtlich und besteht in weiter nichts, als die Hand auszustrecken. Betteln wie der Ordensbruder, Gott zu Liebe, das ist nicht leicht, mein lieber Leser! dazu gehören große Tugenden, und zwar die Tugenden, welche jeder Ordensmann haben soll, im höchsten Grad, in der Vollkommenheit; denn er soll sie nicht blos üben wie in der Zelle und im Chor, wie in dem Garten und der Küche seines Klosters, sondern er soll die Welt mit ihnen erbauen, während er mit allen Lastern der Welt in Berührung kommt. Nein, nein! die Obern wußten recht gut, weßhalb sie den Bruder Felix zum Almosensammler in dem großen, prächtigen, stolzen Rom bestellten und ihm 40 Jahre dies Geschäft ließen. Denn Bruder Felix hatte die unüberwindliche Geduld, die tiefe Demuth, die große Nächstenliebe, die erleuchtete Menschenkenntniß, die beständige Sammlung in Gott, den unersättlichen Eifer für die Ehre Gottes, die makellose Keuschheit, den unbedingten Gehorsam, die äußerste Armuth,

die innigste Liebe zu Gott, was Alles ganz nothwendig ist, um ein guter Bettelmönch zu sein. Du hättest nun eher gedacht, der untauglichste von Allen würde mit dem Bettelsack umhergeschickt und siehe! einer der vollkommensten muß es sein!

Welch eine Geduld hatte Bruder Felix! von seinem zweiunddreißigsten bis zu seinem zweiundsiebzigsten Jahr durchzog er Tag für Tag mit einem Gefährten die Straßen von Rom und sammelte den täglichen Bedarf des Klosters an Lebensmitteln ein. Wie oft wurde nicht sein Gefährte gewechselt; er aber nie! und nie murrte oder klagte er darüber! immer war er heitern Angesichts, liebreich in Worten, unverwirrt im Gemüth, begierig zu leiden, und nur dann betrübt, wenn es gar nichts zu leiden gab, weshalb er sich denn auch allerlei Pein anthat. Die Sandalen, welche die Regel gestattet, trug Felix nie, sondern barfuß wanderte er über das rauhe Pflaster der Stadt Rom, das im Sommer so brennend heiß, im Winter so schmutzig ist; und wenn ihm die scharfen Steine die Füße zerschnitten, daß sie bluteten, womit heilte er sie? — er nähte die Haut zusammen, d. h. also, er vergrößerte die Schmerzen. Gegen das Ende des Tages wurde manchmal seine Bürde so schwer und seine körperliche Ermüdung so groß, daß er keuchte vor Anstrengung; aber er blieb so heiter und wohlgemuth, als ob er in lauter Freuden lebe und auf lauter Rosen wandle. Ein grober Edelmann überritt den armen Bruder Felix einmal dermaßen, daß ihm das Blut von der Stirn und aller Wein aus dem kleinen zerschmetterten Fäßchen floß, das er so mühsam getra-

gen hatte. Den Edelmann bat er demüthig um Vergebung, nicht bei Zeiten ausgewichen zu sein; und zu den Umstehenden, die ihm hülfreich beistanden, sagte er lustig, so müsse der faule Esel zum Lauf angetrieben werden. Eine solche Geduld wäre unmöglich zu erringen ohne die gründlichste Demuth. Die machte, daß Felix sein Geschäft nie für sich zu gering, sondern umgekehrt, sich selbst zu schlecht für dies Geschäft fand. Des Namens eines Kapuzinerbruders hielt er sich ganz und gar unwürdig und sagte oft, er lebe freilich bei den Kapuzinern, sei aber selbst keiner, sondern nur ihr Lastthier, das ihnen die Lebensbedürfnisse zutragen müsse. Konnte er mit seinem gefüllten Bettelsack nicht durch das Gedränge des Volks kommen, so bat er um Platz mit den Worten: „Lasset diesen Esel durch, ihr lieben Leute.“ Die Römer sind im Ganzen ein geschliffenes und kluges Volk, und Felix, der mit allen Ständen in Berührung kam, hätte sich gar leicht etwas von ihren glatten Manieren oder von ihrer Art zu reden, auf welche die Römer sehr stolz sind, aneignen können. Er that es aber nicht; er blieb bei der Redeweise, die er zu Cantalicio gelernt hatte, und sein Benehmen so, wie seine Herkunft es mit sich brachte, denn er wollte durchaus nicht verleugnen, daß er ein Bauernsohn und ein Ochsenhirt und bei der Feldarbeit aufgewachsen sei. Da man ihm nun leicht anmerkte, daß seine hohe Einfalt nicht aus einer rohen Natur, sondern aus einem geläuterten Willen hervorgehe, so war er den feinen Römern gar nicht zuwider. Im Gegentheil! die Meisten hatten ihn lieb, schätzten es sich zur Ehre, wenn er in ihre Woh-

nungen und in ihre Paläſte kam und ſich in ein Geſpräch mit ihnen einließ, und nahmen ihm ſeine wohlgemeinten und ſtets wohlangebrachten kleinen Ermahnungen gar nicht übel. Daß er in ſo hoher Gunſt beim niedern Volk wie bei Fürſten und Herren, ja bei den größten Prälaten und bei den Päpſten ſelbſt ſtand, daß die Kardinäle ihn grüßten, wenn ſie an ihm vorüber fuhren, und römiſche Herzoge ihren Wagen anhalten ließen, wenn er mit ſeinem Bettelſack daher kam, um ihm ihren Reſpekt zu bezeigen, machte nicht den mindeſten Eindruck auf Felix. Begegnete er dem jüngſten Prieſter, ſo fiel er vor ihm auf die Kniee, bat um deſſen heiligen Segen und wollte ſeine Hand küſſen. Und gab der Prieſter das nicht zu, ſo ſprach Felix ganz traurig: „Ach, weßhalb wollt Ihr Euch nicht die Hand küſſen laſſen, da Ihr doch ein Prieſter ſeid, ich aber nur ein armer Laienbruder bin?“ — Einmal gab es in der Stadt Rom ein gar liebliches Schauſpiel und das war, wie der h. Philipp von Neri und der hl. Felix von Cantalicio einander zum Erſtenmal anſichtig wurden. Sie begegneten ſich auf der Gaſſe, ohne ſich zu kennen. Da aber die klaren Augen der Heiligen viel tiefer ſehen, als unſre armen vom Irdiſchen gehaltenen Augen, ſo erkannten ſie Beide ſogleich, welch' ein Liebling Gottes der Andere ſei, und Jeder fiel dem Andern zu Füßen und bat um deſſen Segen. Dieſer Streit der Demuth endete damit, daß Beide ſich erhoben, ſich ſchweigend und innig umarmten und ohne ein Wort zu wechſeln, innerlich froh ihres Weges gingen. Seitdem trafen ſie öfter zuſammen. Einſt geſchah es an einem glühend heißen Tage und

Bruder Felix fragte den hl. Philipp, ob derselbe nicht etwa Durst leide, was dieser mit Ja beantwortete. Geschwind zieht Felix ein Fläschchen Wein aus seinem Bettelsack und bietet es freundlich an, und der hl. Philipp, der ein hochangesehener Weltgeistlicher war, nahm demüthig die Flasche und trank aus ihr auf öffentlicher Straße den erbettelten Wein des armen Kapuziners. Ein dichter Kreis von Zuschauern hatte sich um sie versammelt und Keiner nahm ein Aergerniß an diesem ungewöhnlichen Thun. Vielmehr riefen Alle ganz erfreut: „O seht! o seht! ein Heiliger giebt dem Andern zu trinken!“ — Um nun auch dem Bruder Felix Gelegenheit zu geben, sich gegen die Verwunderung der Menschen abzutödten, setzte der hl. Philipp ihm beim Abschied seinen Hut auf und Felix ging ruhig mit demselben fort. Dieser Anblick, ein Kapuziner mit dem großen schwarzen Hut der italienischen Weltgeistlichen war so erstaunlich, daß die Kinder einander verwunderungsvoll zuriefen: „Schau, schau! Bruder Felix hat einen Hut auf.“ Um solche Dinge zu thun, muß man eine ganz übernatürliche Demuth besitzen, die verhöhnt sein will, weil der liebe Heiland einen Narrenmantel getragen hat; denn sonst ist es ein widerliches Possenspiel.

Als Felix einen großen Herrn um Almosen bat, sprach der zu seinem Begleiter: „Bruder Felix ist ein großer Heuchler, der den armen Römern das Brod stiehlt.“ Da klopfte Felix an seine Brust und sagte reumüthig: „O lieber Gott, laß mich dereinst nicht als ein Heuchler vor Deinem Gericht bestehen.“

Diese Demuth machte, daß die Liebe, welche er

zu den Seelen der Nächsten hatte, solchen Anklang fand. Eine Frau von bösem Lebenswandel bekehrte sich dadurch, daß Felix mit niedergeschlagenen Augen, traurig und schweigend vor ihr stehen blieb. Zu einem berühmten Advokaten, der ihm seine große Bücherſammlung mit einigem Stolz zeigte, sagte er: „Lieber Herr, wenn Ihr nicht Christus den Gekreuzigten fleißig studirt, so werdet Ihr mehr Unrecht als Recht aus alle Euren Büchern lernen.“ Das leuchtete dem Advokaten dermaßen ein, daß er sich einem sehr frommen Leben ergab. Saumselige Brüder im Kloster ermahnte er dringend und treuherzig, doch nimmer ihren heiligen Beruf aus den Augen zu verlieren; ja die Obern selbst machte er aufmerksam auf kleine Schwächen oder Nachläſſigkeiten, wenn er es für Pflicht der Nächstenliebe hielt. Und nie haben sich weder die Obern, noch die Brüder, noch die Weltleute deßhalb über Felix erzürnt, denn er wußte jede Seele mit höchster Weisheit und lindester Schonung zu behandeln. Deßhalb behauptete man auch in Rom, der Bruder Felix habe mit seinen schlichten Worten und kurzen frommen Sprüchen beredtsamer, nachdrücklicher und erfolgreicher gepredigt, als mancher berühmte Kanzelredner.

„Der Bruder Felix sieht einem Engel ähnlich,“ sagten die Leute von ihm, weil seine Herzensreinheit und seine kindliche Unschuld sich in seinem Antlitz, seinem Ausdruck und seinen Geberden unverkennbar abspiegelte. In einer so großen, reichen, üppigen Stadt, was hört und sieht und erfährt man da wohl Alles auf den volkreichen Straßen und Plätzen! und vollends wenn man an allen Thüren klopft, in alle

Häuser eintritt, wenn man mit vornehmen Schwelgern, mit rohen Wüstlingen, mit frechen Gesellen zusammen trifft; wenn man recht eigentlich an das mildthätige, aber neugierige, redselige Weibervolk gewiesen ist? Nun! von all diesen Gefahren blieb Felix unberührt, denn so wie er das Kloster verließ, sprach er zu seinem Gefährten: „Jetzt, lieber Bruder, den Rosenkranz in die Hand, die Augen niedergeschlagen und mit dem Geist in den Himmel hinauf.“ Und so brachte er die Zeit in großem äußerlichen Gewirr, jedoch in noch größerer innerlicher Eingezogenheit mit Gott vereint zu. Es versteht sich von selbst, daß strenge Kasteiung und anhaltendes Gebet über seine Leidenschaften und Neigungen einen so kurzen Zügel warfen, daß er ihre leiseste Regung schnell bezwingen konnte.

Lebensweise des Bruders Felix.

Die Gelübde der Armuth und des Gehorsams sind so große Tugendgelübde, daß ihre pünktliche Erfüllung gar nicht ohne einen hohen Grad der Vollkommenheit bestehen kann. In Felix war aber der Drang nach der allerhöchsten Stufe der Vollkommenheit so mächtig, daß er sich mit dem allgemeinen Leben seiner Ordensbrüder, nach den evangelischen Räthen und nach der heiligen Regel, nicht begnügen konnte, sondern noch besondere Bußwerke übte, ja eigentlich sein ganzes Leben zu einem unausgesetzten Bußwerk machte. Dies that er aber nicht aus Eigenwillen oder aus Eitelkeit, sondern weil ihn der Geist Gottes erleuchtete und ihm das eingab, was zum Heil seiner Seele führte. Diese

himmlische Eingebung sprach sich darin aus, daß er nie das geringste Werk ohne Erlaubniß oder Auftrag der Obern unternahm, und es stets mit gleichmäßiger freundlicher Bereitwilligkeit übte oder unterließ, je nachdem sie es gestatteten oder verboten.

Die Tagesordnung des Bruders Felix begann nicht mit dem Tage, sondern schon am Abend. Nach einem kurzen Nachtessen und einem langen Nachtgebet begab er sich zur Ruhe auf einer Binsendecke, die auf zwei Brettern lag und schlief etwa zwei Stunden. Dann nahm er eine tüchtige Geißelung vor und begab sich in die Klosterkirche vor das Hochwürdigste Gut und dort in's Gebet. Kam die Zeit zur Mette, so gab er das Glockenzeichen, welches die Brüder weckte und enthob dadurch den Bruder Sacristan der Nachtwache. Waren nun die Brüder im Chor beisammen, um das Lob Gottes anzustimmen, so begab sich Felix, der als Laienbruder nicht zum Chorgesang verbunden war, wieder etwas auf sein armseliges Lager und gönnte sich so lange Ruhe als die Mette dauerte. War sie zu Ende und zogen sich die Brüder in ihre Zellen zurück, um den nöthigen Schlaf zu finden, so war Felix auch schon wieder in Bereitschaft, um seinen lieben Heiland im Tabernakel nicht allein zu lassen. Im Gespräch mit Gott verharrte er bis zum anbrechenden Tage, und gab dann das übliche Glockenzeichen, welches die allerseligste Mutter Gottes mit dem Ave Maria der ganzen Christenheit begrüßt. Dann diente er bei der ersten hl. Messe und empfing dreimal in der Woche, in den letzten fünfzehn Jahren seines Lebens aber täglich, die hl. Kommunion. Die

Dankſagung und die Unterhaltung mit ſeinem göttlichen Gaſt währte ſo lange, bis es an der Zeit war, mit dem Bettelſack auf der Achſel ſeine Wanderung anzutreten. Während derſelben ſagte er nichts ſo häufig und ſo gern, als **Deo gratias** (Gott Dank). Für jedes Almoſen, jedes gute Wort, jeden freundlichen Blick: **Deo gratias!** Für jeden betrübenden Zufall, jede Unannehmlichkeit, jede Mühe, jede rauhe Abweiſung: **Deo gratias!** denn in Allem lobte und pries er Gott. Auch die Kinder auf den Gaſſen ermunterte er, recht oft dies liebe Wort zu ſagen oder den ſüßen Namen Jeſus zu nennen. Zur Mittagszeit kehrte er heim, ſtattete dem Obern ſeinen Bericht über alle Vorfälle ab, betete das allerheiligſte Altarſacrament an und zog ſich demüthig in ſeine Zelle zurück, wie Jemand, der nicht verdient zur Geſellſchaft der Brüder gezählt zu werden. Am Nachmittag ſetzte er in gleicher Weiſe ſeine Wanderung fort, bis zum Abend, wo er dann ſeine Mahlzeit hielt, die immer äußerſt ſpärlich war, und dreimal wöchentlich nur aus Waſſer und Brod beſtand. Zuweilen gab man ihm in der Stadt, und grade nur für ihn, irgend ein Stücklein, das ihm wie ein Leckerbiſſen vorkam; nie genoß er es! und wenn ihm die Brüder auch hundertmal ſagten es ſei zu wenig, nicht blos für ſie Alle, ſondern für einen Einzigen von ihnen und er möge es doch verzehren, Felix that es nicht! Denn Einmal in ſeinem Ordensleben hatte er ein Stückchen Fiſch, das man ihm geſchenkt, nicht verzehrt, o nein! nur verzehren wollen, denn er nahm den Biſſen wieder aus dem Munde und legte ihn fort, und

dies beweinte er, wie wir vielleicht kaum eine große Sünde, weil er sagte, er habe zugleich gegen den Gehorsam und die Armuth sich vergangen; er sei bestellt um Almosen zu sammeln, nicht um sie auszutheilen, und am wenigsten an sich selbst.

Von den Gnaden die Bruder Felix empfängt.

Auf eine solche Entäußerung von allem Irdischen aus Liebe zu Gott folgte ein Strom des Trostes, der dieser Liebe entquillt; und vor allen andern Tröstungen die des Gebetes, namentlich die des innerlichen Gebetes, der Betrachtung. Felix hatte so früh begonnen sich eifrig hierin zu üben und sich aus der Betrachtung eine Klause zu bauen, in welcher er einsiedlerisch mit dem lieben Gott wohnte, daß er ganz anders mit ihm umging und umgehen durfte, als wir, die wir so kalt und fremd und scheu dem zärtlichen, dem gnadenvollen, dem liebreichen Gott gegenüber stehen. Der Bruder Lupus belauschte einst in der Nacht den Bruder Felix, um zu erfahren, wie und was derselbe wohl beten möge, um so erstaunlich lange in der Klosterkirche zu verweilen. O was sah er da, der glückliche Bruder Lupus! — So wie Felix eingetreten war, eilte er zum Altar des allerheiligsten Sacramentes, fiel auf sein Angesicht und betete es an. Dann richtete er sich ein wenig auf und begann die liebe Mutter Gottes, deren Bild sich über dem Altar befand, kindlich und inbrünstig um eine Gnade zu bitten, aber um eine merkwürdige Gnade! sie möge doch das herzige Jesulein ein wenig auf seine Arme legen. Darum bat er und das that die Mutter Gottes! wunderbarer Glanz er-

füllte die Klosterkirche und die „Mutter der göttlichen Gnade“ legte ihr holdseliges Kind in die Arme des Bruders Felix. Seitdem fand es Bruder Lupus gar nicht mehr erstaunlich, daß Felix so lange in der Kirche verweile; und es geht wohl uns Allen, wie dem Bruder Lupus. Mit diesen himmlischen Süßigkeiten genährt, konnte Felix gar leicht der Müh- und Drangsale seines beschwerlichen Lebens und der Bitterkeit seines Amtes vergessen. Daher kam es, daß er immer so heiter, so unaussprechlich froh war, gleichviel ob ihm Widriges oder Angenehmes begegnete, und daß ihm auf dem scharfen Steinpflaster von Rom gar nicht anders zu Muth war, als ob er auf Blumen wandele. Aber welch ein dankbarer Herr ist doch der liebe Gott! Felix that, nach menschlichem Maß gemessen, Außerordentliches für Gott, und sogleich thut Gott für Felix Außerordentliches, doch nach göttlichem Maaßstab gemessen; das Gebet des Bruders Felix war wunderwirkend und seine geistige Erleuchtung so groß, daß er Zukünftiges voraus sah und sagte. Kann nun zwar die Heiligkeit ohne Wunderzeichen bestehen, so können diese doch nur von Heiligen gewirkt werden, weil nur die Heiligen etwas von der Kraft Gottes, über die Natur zu herrschen, sich angeeignet haben. Mancher Kranke, den der Arzt aufgegeben, empfahl sich dem Gebet des Bruders Felix und ward gesund. Ja, auch ein viel schwierigerer Fall kam vor: ein sittlich Kranker genas durch ihn. Das war ein Edelmann aus Verona, Namens Macino Orti, der schon achtzehn Jahr lang in unerlaubter Verbindung mit einer sehr

schlauen Person stand. Gern hätte er sich von ihr losgemacht, wie Ehre und Gewissen es ihm riethen; angesehene Geistliche und fromme Seelen hatte er schon um ihr Gebet in dieser Absicht angesprochen. Nichts half! Macino war zu schwach, um die Fesseln zu sprengen, die er doch ungern trug, und das machte ihn sehr traurig. Da kam ihm einmal Bruder Felix, den er gar nicht kannte, entgegen gegangen, faßte ihn stark bei den Schultern an, als wolle er ihn aufwecken und sprach dreimal: „Macino! gieb' Gott die Ehr!" Macino wußte aber nicht, was dies bedeuten solle und erröthete. Da ließ Felix ihn gehen mit den Worten: „Gott sei mit Dir! geh in Frieden!" — Und immerfort, immerfort klang dies um Macino herum; er fing an über den Frieden nachzudenken und wie er ihn erlangen könne; darauf bat er den Bruder Felix, vor Gott seiner zu gedenken, und siehe, er fand die Kraft, jene Verbindung aufzuheben und ein ganz neues Leben zu führen.

Den Sieg der Christen über die Türken in der Seeschlacht von Lepanto sagte Felix vorher und Manches, was einzelne Personen betraf, worunter seine Prophezeiung über den Kardinal Montalto am Merkwürdigsten ist. Dieser fragte ihn einst im Scherz: „Glaubst Du wohl, Bruder Felix, daß ich einmal Papst werden könnte?" — Felix antwortete ganz ernsthaft: „Ihr wollt freilich durch diese Frage meiner spotten; aber Ihr werdet doch die dreifache Krone tragen! Bittet nur Gott, daß es zu seiner Ehre und zum Heil der Kirche geschehe." Später, nach dem Tode des Papstes Gregor XIII.,

bestieg Kardinal Montalto wirklich als Papst Sixtus V. den Stuhl des hl. Apostels Petrus und nahm ihn mit großer Ehre und zur Erbauung der ganzen Christenheit ein.

Seliger Tod des Bruders Felix.

Zweiundsiebenzig Jahr hatte Felix im treuen Dienst Gottes ausgeharrt; da brachten ihm himmlische Boten die Kunde, daß er sich bereit zu machen habe, um den ewigen Lohn dafür zu empfangen. Am letzten Freitag vor seiner Krankheit hatte er im Hause des Herrn Franz Cäsarini mit dessen edler und frommer Gemahlin Julia und ihren Schwestern ein langes Gespräch über himmlische Dinge und am Schluß desselben sagte er: „Ich befehle Euch Gott!“ und gab ihnen seinen Segen. Dies war etwas so Ungewöhnliches, daß die gottseligen Frauen viele traurige Thränen dabei vergossen und auf den Knieen seine Hände küßten und sein Ordenskleid; was er auch Alles wider Gewohnheit duldete. — Als er in's Kloster zurückkam und der Pater Guardian ihn fragte, was er mache, sagte Felix: „Ich suche den Tod.“ Am letzten April mußte er sich im Krankenzimmer in's Bett legen. Nur der Gehorsam brachte ihn von seiner Binsendecke herab und auf eine Matratze, und so war es mit allen Linderungsmitteln, die man ihm reichte. Er litt große Schmerzen, aber mit heiterm Angesicht und ohne Klagen. Dem Arzt, der sich erkundigte, wie er sich befinde, entgegnete er: „Mein Leib möchte gern ohne Schmerzen sein und lieber nicht leiden. Aber ich frag' ihn nicht! er soll, was Gott will.“ „Wa-

rum, fragte der Arzt weiter, ruft Ihr nicht den Namen des Herrn Jesu an, daß er Euch die Gesundheit schenke?" „O Herr Doktor, erwiederte Felix, wie könnt' ich wohl meinen Jesus um so etwas bitten? Sucht er mich mit Schmerzen heim, so thut er es aus Liebe; und ich sollte nicht aus Liebe zu ihm diese Schmerzen annehmen? Das wäre ja undankbar." Und er begann, Gott so innig für diese Prüfung zu loben und zu preisen, daß, wie die alte Lebensbeschreibung sagt, „der Medicus sich hoch darob entsetzte." In dieser Pein, für die es keine irdische Hülfe gab, ward ihm himmlische zu Theil. Die Königin des Himmels erschien ihm, von Engeln getragen, und tröstete ihn. Das Uebel nahm jetzt zu und seine Kraft ab, was Felix wohl bemerkte und deßhalb um die hl. Wegzehrung bat. Als der Priester ihm den anbetungswürdigen Leib des Herrn reichte, begann er die Antiphone der Kirche: „O heiliges Gastmahl," und Felix setzte sie fort: „Unterpfand der ewigen Glorie." Dann richtete er seine Augen nach Oben und schien mit so unaussprechlicher Freude Etwas zu betrachten, daß ein Geistlicher ihn fragte, was er denn sehe. Sanft entgegnete Felix: „Ich sehe, was Ihr noch nicht sehen könnt." Und damit sanken ihm allgemach die Augen zu und er entschlief im Frieden des Herrn, am 18. Mai 1587, welches der hl. Pfingstmontag war, als eben die Kapuzinerpatres ihr allgemeines Kapitel hielten.

Die Meinung des römischen Volkes von der Heiligkeit des Bruders Felix, zog eine ungeheure Menschenmenge in die Kirche des Kapuzinerklosters,

wo seine entseelte Hülle, die nichts Leichenhaftes an sich hatte, ausgestellt war. Als eine unglückliche Besessene nun hier von ihrem Uebel befreit wurde, befestigte sich diese Meinung gleich nach seinem Tode mehr und mehr, und ward bald so allgemein, fand auch so viel Nahrung durch viele ähnliche Zeichen, daß, wie oben gesagt, schon im Jahr 1618 die Seligsprechung des Bruders Felix von Cantalicio erfolgte, vermöge welcher seine Verehrung innerhalb gewisser Bedingungen, wie das in der katholischen Kirche üblich ist, gestattet war. Obschon nun mehre der folgenden Päpste eine hohe Verehrung für den Seligen öffentlich an den Tag legten, so werden doch die wichtigen Angelegenheiten der Kirche mit feierlicher Langsamkeit und weiser Bedächtigkeit, ohne die mindeste Uebereilung zu Rom betrieben, und so geschah es denn, daß erst Papst Clemens XI. am 22. Mai 1712 die Canonisationsbulle vom heiligen Felix von Cantalicio erließ, zum Trost aller Gläubigen und zur besondern Freude des ganzen Seraphischen Ordens von St. Franciscus, dem durch den heiligen Bettler Felix eine neue große Verherrlichung auf Erden und im Himmel zu Theil geworden ist. Und da in der Kirche Gottes die Allergeringsten Antheil haben an dem Allerherrlichsten, so soll auch uns das zu gut kommen: Lieber hl. Felix von Cantalicio, bitte für uns!

Ida Hahn-Hahn.

Die selige Maria, die Elendige,
die Märtyrin der Reinheit.

Wie Maria sich Gott weihte.

Es war gegen das Ende des dreizehnten Jahrhunderts, da lebte in dem belgischen Dorf Sankt Peter op Woluwe ein Höriger mit seiner Frau; denn damals gab es noch hörige Bauern, welche den Adeligen zu gewissen Diensten verpflichtet waren. Beider Leben war ein Leben voll harter Arbeit, aber auch voll Gottesfurcht, und in jener und dieser wuchs auch ihre Tochter auf, die in der Taufe den schönen Namen Maria erhalten hatte. Nicht lange aber blieb die fromme Familie beisammen. Zuerst starb der Vater, dann rief Gott die Mutter heim, und in ihrem vierzehnten Jahre stand Maria als ein Waisenkind verlassen und allein in ihrem kleinen Häuschen. Ihr ganzes Erbe war ein grobes Kleid und ein Sack und ihr Hund, der aber seinem Herrn nachtrauerte und auch starb. Das war noch nicht genug; ein verheerender Kampf zwischen zwei benachbarten Edeln ließ auch das Häuschen in Flammen aufgehen, und so blieb ihr gar nichts, als der Wald, dessen grüne Bäume ihr Obdach wurden, und vor Allem Gott, der Herr. In der Welt hatte sie nichts vor sich, als Sorge und Kummer, darum richtete sie ihren Blick noch mehr als

früher auf den Himmel; ohne alle irdischen Güter hing sie einzig an dem, was ewig ist. Sie ging eines Morgens in die Kirche des Dorfes und that das Gelübde vor Gott, Ihm sich ganz zu weihen; sie opferte Ihm ihr Leben und ihre Jungfräulichkeit. Und als sie sich aus der stillen Ecke neben der Thür erhob, da war ihr Herz ruhig und ihr Auge heiter, denn beides hielt unverrückt an Gott, der ewigen Ruhe und höchsten Freude.

Wie der böse Bailli von Kraenhem sie verführen wollte.

Ihrer Kräfte Maß war nicht groß, zu schwerer Arbeit taugte sie nicht, und schon damals nannte man sie nur, ihres tiefen Elends wegen, die Elendige. Sie lebte Anfangs von Wurzeln der Waldpflanzen, schlief auch im Walde, den sie durch ihr Gebet weihte, bis eine arme Frau ihr eine Zufluchtsstätte für die Nacht in ihrer Hütte gab, und zwar in dem Ziegenställchen. Im Winter bettelte sie, und da sie so innig und schüchtern bat, so gaben ihr fromme Menschen gern ein Stücklein Brod.

Je älter sie wurde, desto schöner wurde sie, trotz dieses harten Lebens, und als sie achtzehn Jahre zählte, blieben die Leute vor Verwunderung stehen, wenn sie vorüberging, solch eine vollkommene Schönheit besaß sie. Das wußte Jedermann, nur sie nicht. Die Reinheit und der Adel ihrer Seele verklärten noch mehr ihre körperlichen Reize, die ihr nun zur Ursache ihrer schweren Leiden werden sollten. Eines Tages schritt sie betend durch den Wald, mit fromm und züchtig niedergeschlagenen Augen; da trat plötzlich ein Mann aus dem Gebüsch, das war der Bailli

von Kraenhem, einem kleinen Dorfe der [illegible]schaft. Der hatte sie schon oft, wenn sie an seinem Haus um Brod bettelte, mit verführerischen Worten angeredet, aber sie hatte in ihrer Unschuld und Einfalt deren Sinn nicht verstanden. Da sie nie die Augen aufschlug, hatte sie auch nicht seine Blicke gesehen, die ihr Unheil drohten. Voll von böser Begierde ergriff er ihre Hand und versprach ihr schöne Kleider, ein nettes Häuschen und noch viel anderes, wenn sie sündigen wolle. Das war ein schrecklicher Augenblick für Maria, sie nahm all ihre Kraft zusammen, riß ihre Hand aus der Seinen, machte das Zeichen des hl. Kreuzes und floh, indem sie rief: „Gott habe ich mich geweiht, wehe euch, wenn ihr Ihn beleidiget!“ Als er sie weiter verfolgte, rief sie Maria um Hülfe an und schrie so laut sie konnte. Zwei Männer waren in der Nähe und eilten hinzu, während der Bailli mit den Worten in den Wald sprang: „Warte nur, du sollst an mich noch denken!“

Wie der Bailli sich rächte.

Jeden Tag suchte der Bailli sie nun in ihrem Stalle auf, aber Maria war verschwunden und nur noch in der Kirche sichtbar. Eines Sonntags, als sie der hl. Messe, an der Kirchthüre auf den Knieen liegend, beiwohnte, ganz versunken in ihren Gott und Herrn, schlich der schändliche Mann sich hinter sie und steckte einen mit seinem Zeichen versehenen Becher, aus dem er gewöhnlich trank, in ihre Tasche. Als nun die hl. Messe geendet war, trat er auf den Kirchhof und rief: „Diesen Morgen war eine Bett-

lerin bei mir, die hat mir meinen Becher gestohlen.“ Maria bebte in ihrem innersten Herzen, als sie seine Stimme erkannte, und tiefe Schamröthe bedeckte ihr schönes, reines Angesicht. Das merkten die Umstehenden und murmelten sich verwundert allerlei zu. Nachdem nun ein paar arme Weiber durchsucht worden waren, kam auch die Reihe an die elendige Maria; bei ihr wurde der Becher gefunden und ein Schrei des Erstaunens lief durch die ganze Menge. „Führt die Diebin in's Gefängniß, nach der Vesper wird ihr Urtheil gesprochen!“ rief der Bailli unter Schmähungen gegen die reine Taube und dem Befehle wurde alsbald gehorcht. Maria aber warf sich im Kerker vertrauensvoll auf die Kniee und sprach: „Herr, Dein heiliger Wille geschehe an Deiner Magd!“

Als sie noch so dalag, trat der Bailli in das Gefängniß und suchte sie noch einmal durch Bitten zu rühren, dann durch Drohungen zu erschrecken, aber Maria sprach sanft und ruhig: „Lieber will ich unschuldig verdammt, als schuldig freigesprochen werden,“ und der gottlose Verführer verließ sie wüthend und unter gräulichen Flüchen.

Marias heiliger Tod.

Da der Bailli selbst der reinen Jungfrau Richter war, so kann man sich das Urtheil schon denken; Maria, deren Schuld offen am Tage zu liegen schien, wurde zu einem schrecklichen Tode verdammt. Bei Kraenhem wurde ein Loch gegraben und die Märtyrin der hl. Keuschheit hineingestellt, die, in stilles Gebet versunken, auf das ungerechte Urtheil keine

Erwiederung hatte und nun in Gottes hl. Willen ſich befehlend, ruhig ihrer ſchweren Marter, ihres blutigen Vollendungskampfes harrte. Ergeben und heiliger Hoffnung auf ihre Vereinigung mit dem ſüßen Himmelsbräutigam voll, ſah ſie den Henker mit ſeiner ſchweren Eiſenſtange kommen, der ihr damit wiederholt auf den Kopf ſchlug, ſo daß ſie betäubt auf den Rand der Grube ſank. Dann nahm der Henker ein anderes langes, ſpitziges Eiſen und ſtieß es ihr in die Bruſt. Als ſie faſt todt ſchien, warf man noch einen ſchweren Stein auf ſie und füllte die Grube wieder.

So endete das leidenvolle irdiſche Leben der hl. Jungfrau, die als Lohn dafür zu der heiligen, weißen Schaar der Jungfrauen geweiht, mit der Lilie der Unſchuld und der rothen Roſenkrone der Marter geſchmückt, vor dem Herrn das ewige Loblied ſingt. Aber Gott ließ ihren Tod nicht ungerochen, ihr Grab nicht unverherrlicht. In ſtiller Nacht ſah man dasſelbe von wunderbarem hellem Schein umfloſſen und der Bailli wurde ſo von Gewiſſensbiſſen gequält, daß er ſchrie, er ſei vom Teufel beſeſſen. Das friedliche Licht des Himmels auf Marias Grab wurde ihm zu einem zückenden Blitz des zürnenden Gottes, und in ſeiner Verzweiflung bekannte er laut vor allen Menſchen ſein großes Verbrechen.

Da öffnete man das Grab der heiligen Reinen und ſiehe, ſie lag unverſehrt und mit holdſeligem Frieden auf ihrem Antlitz da, als eine verklärte Gottesfreundin und Jeſusbraut. Sie wurde unter großem Zulauf von Menſchen erhoben und auf eine ehrenvolle Weiſe beſtattet, über ihrem Grab aber

eine Kapelle gebaut; denn das ganze Volk der Gegend verehrte sie als eine Heilige. In dieser Kapelle fand der arge Bailli endlich Befreiung von dem bösen Geiste, der in ihn gefahren war, er bereute seine Unthat und suchte sie mit strengen Bußwerken zu sühnen, baute auch zur Ehre des armen Bettelmädchens die nahe Kirche des Dorfes Sankt Lamberts-Woluwe, in welcher man ihre Geschichte gemalt sieht. Der Pabst Urban V. aber erklärte die Bettlerin als selig am 28. Januar des Jahres 1343, und dadurch steht sie nun in der ganzen hl. Kirche in ewigen Ehren.

Da sehen wir wieder, wie die Kirche den Menschen nur nach seinem Innern schätzt, wie die Krone der Gottesliebe und der Mantel der hl. Reinheit ihr über allen Fürstenprunk geht, und das mag denen, die arm an Gütern der Welt sind, zum Troste gereichen. Der Mantel der hl. Reinheit, gestickt mit Sternen des Gebetes, gesäumt mit völliger Gottergebenheit, o wie ist er so schön, wenn du, Armer Christi, ihn trägst, und wie wird er erst glänzen, wenn du ihn unbefleckt vor deinen himmlischen Richter bringst! Die elendige, arme Bettlerin Maria ist gestorben für ihre Reinheit; das hast du jetzt kaum zu fürchten, ein so großes Opfer verlangt der Herr nicht von dir. Wenn aber Maria, die ein schwaches Menschenkind war, wie du, große Opfer mit so freudigem Herzen bringen konnte: warum solltest du nicht viel kleinere bringen können?

J. L.

Der hl. Fidelis,

Advokat und Kapuziner.

Nicht blos in den ersten Jahrhunderten des Christenthums gibt es Märtyrer, d. h. Christen, welche für das Bekenntniß und die Ausübung des hl. Glaubens Jesu Christi Verfolgung und Tod erlitten haben, sondern auch in spätern Zeiten, die nicht gar fern von der unsern sind, finden wir solche heilige Blutzeugen. Und nicht etwa nur in China oder Japan, in Amerika oder Oceanien, zwischen Heiden, Wilden und Menschenfressern, sondern in unserer nächsten Nachbarschaft. Das ist auch ganz in der Ordnung; die Kirche Gottes, die Bewahrerin des hl. Glaubens Jesu Christi, ist immer dieselbe, folglich muß sie immer Kinder haben, welche in diesem Glauben und für ihn ebenso bereitwillig leben, als sterben, wenn es darauf ankommt, ihn mit ihrem Tod zu bezeugen. Heiliger Fidelis, treuer Kämpfer für den wahren Glauben, schaue mitleidig auf unsere betrübten Zeiten, und bitte für uns um Bekenner und Märtyrer im süßen Namen Jesu!

Geburt des Heiligen.

In Schwaben liegt ein kleines Städtchen, das Sigmaringen heißt. Da lebte ein frommer begüterter Bürgersmann, Johann Rey, mit seiner Ehefrau Genoveva Rosenberger in der Furcht Gottes und im einfachen Wohlstand. Einen Sohn, den ihnen

der liebe Gott im Jahr 1577 schenkte, nannten sie in der heil. Taufe Marcus, einen andern Georg. Beide Söhne nannte aber Gott mit einem andern Namen, denn beide traten später in den hl. Kapuziner-Orden, wo Georg Apollinaris, und Marcus Fidelis genannt wurde. Und da letzterer als Fidelis, der Getreue, im Buch des ewigen Lebens eingeschrieben steht, so wollen wir ihn schon jetzt so nennen und uns an diesem herrlichen Namen erfreuen. Fidelis zeichnete sich schon als kleines Kind in der Schule durch Fleiß, Gelehrigkeit, Wißbegierde und ein äußerst einnehmendes bescheidenes Betragen aus. Die Lehrer lobten seinen vortrefflichen Charakter ebensosehr, als seine großen Fähigkeiten. Seinen guten Vater verlor er früh; aber ein braver Vormund vertrat nach Gewissen und Kräften dessen Stelle und sorgte dafür, daß Fidelis die Gaben, die ihm Gott verliehen, gehörig ausbilden konnte.

Fidelis widmet sich den Studien.

In Sigmaringen gab es keine hohe Schule; daher schickte ihn sein Vormund nach Freiburg im Breisgau. Hier widmete sich Fidelis mit solchem feurigen Eifer den Wissenschaften, daß er sich in kurzer Zeit ganz außerordentliche Kenntnisse aneignete und besonders dem Studium der Philosophie so gründlich oblag, daß ihm der damals übliche Gelehrtentitel eines Meisters der freien Künste ertheilt wurde. Diese Erfolge machten ihn aber nicht hochmüthig und eitel. Die Ehre Gottes lag ihm mehr am Herzen, als seine eigene nichtige Ehre vor der

Welt; deßhalb dachte er unabläſſig daran, auf welchem Wege er wohl am Beſten Gott dienen könne. Nach langem inbrünſtigem Gebet und nach reiflicher Ueberlegung ergriff er das Studium der Rechte, in der Hoffnung, ſeinem Nächſten dadurch Nutzen zu leiſten. Nun war er wieder ſo eifrig, Alles zu lernen, was zu dieſem Fach gehörte, daß ihm die Lehrer nach einigen Jahren das Zeugniß gaben: Keiner komme auf der hohen Schule noch in der Stadt Freiburg an tiefer Kenntniß der Rechtsgelehrtheit ihm gleich. Trotz dieſer Lobſprüche und der Auszeichnung, welche ihm in Folge derſelben zu Theil ward, blieb Fidelis immer fromm, demüthig und darauf bedacht, ſeine Seele vor allem Schaden zu bewahren. Er lebte äußerſt einfach, mäßig und zurückgezogen von allen rauſchenden Vergnügungen. Nie trank er Wein, nie rührte er Würfel und Karten an. Seine Erholung ſuchte und fand er im Gebet oder im Geſpräch mit gleichgeſinnten Freunden, oder auf einem einſamen Spaziergang, oder bei einem geiſtvollen erbaulichen Buch. Die Welt und ihre Luſt berührte ihn ebenſowenig, als die Hoffart des Lebens. Als ein herrlicher Jüngling, gleichmäßig ausgezeichnet durch Tugend und Wiſſenſchaft, kehrte er im Jahr 1603 nach Sigmaringen zurück.

Fidelis begibt ſich auf Reiſen.

Seine Verwandten und Mitbürger empfingen ihn mit der herzlichſten Freude und hofften, er werde ſich nun nach Beendigung ſeiner Studien in ſeiner Vaterſtadt niederlaſſen. Das geſchah aber nicht; denn in Folge der hohen Achtung, welche man ganz

allgemein vor seinem Charakter und seinen Geistesgaben hatte und der Verehrung, welche man ihm wegen seines tugendhaften Wandels erwies, baten ihn drei schwäbische adelige Familien, er möge sich mit ihren Söhnen auf mehrjährige Reisen begeben und die jungen Leute durch sein Beispiel und seinen Rath von den Gefahren zurückhalten, denen auf solchen Reisen die Jugend so sehr ausgesetzt ist. Dieser Antrag war ja nun eigentlich dem Lebensplan und der bisherigen Geistesrichtung des Fidelis ganz entgegen; aber er war zu bereit, den Willen Gottes lieber als den seinen zu thun, um sich nicht dessen Führung demüthig zu überlassen. Da die drei Jünglinge nicht aufhörten, mit kindlichem Vertrauen und herzlicher Liebe ihn dringend um seine Einwilligung zu bitten, und da er einsah, daß er ihnen bei ihrer langen Entfernung von der Heimath von Nutzen sein könne, so nahm er nach reifer Ueberlegung vor Gott den Antrag an und tröstete dadurch ganz ungemein jene Familien über die Trennung von ihren Söhnen; denn sie wußten dieselben jetzt in sicherer Hut. Fidelis aber zog wohlgemuth mit seinen drei jungen Freunden von dannen, denn indem er dem Nächsten diente, gleichviel in welcher Weise, diente er ja Gott, und nur das und immer das wollte er. Sie reisten durch ein gutes Stück von Europa, durch Deutschland, Frankreich, Italien und einen Theil von Spanien. In allen Hauptstädten und an allen Orten, wo sie Gelegenheit hatten, ihre Kenntnisse zu erweitern, hielten sie sich längere Zeit auf, und Fidelis versäumte nichts, was zu einer gründlichen Bildung seiner jungen Gefähr-

ten beitragen konnte. Besonders aufmerksam ergriff er jede Gelegenheit, um sie recht im Glauben zu bestärken und ihnen eine hingebende Liebe für die hl. Kirche einzuflößen. Da wirkte denn wiederum am besten sein eigenes Beispiel, die Andacht, mit welcher er dem hl. Meßopfer beiwohnte, die Demuth, mit welcher er die hl. Sakramente empfing. Ueberall besuchte er fleißig die Kirchen, und ebenso fleißig die Hospitäler, wo er sich gegen die Kranken und Armen äußerst mildreich und liebevoll erwies, seine Baarschaft ihnen austheilte, manchmal sogar seine Kleider ihnen schenkte. Aus den Kirchen und Krankensälen ging er dann in die Hörsäle der Universitäten, wohnte den Vorlesungen bei, ließ sich in die gelehrtesten wissenschaftlichen Unterredungen ein und erwarb sich die Bewunderung Aller, die ihn kennen lernten. Im Jahr 1610 war die Reise zu Ende und sie kehrten sämmtlich in die Heimath zurück.

Fidelis wird Advokat.

Fidelis blieb nun einige Zeit zu Hause, hauptsächlich wegen seines Bruders Georg, den er sehr liebte, und der jetzt als Pater Apollinaris im Kapuziner-Orden lebte. Dann aber nahm Fidelis seinen alten Lebensplan wieder auf und beschloß nun wirklich die Laufbahn eines Rechtsgelehrten anzutreten. In Freiburg war die Pest ausgebrochen und sämmtliche Professoren der Hochschule hatten sich nach Villingen im Schwarzwald begeben; dahin ging nun auch Fidelis, unterzog sich einer scharfen Prüfung und erlangte dadurch den Grad eines Doc-

tors beider Rechte. Darauf nahm er zu Colmar im Elsaß die Stelle eines Rechtsanwalts an und bekleidete sie mit solchem Eifer und solcher Uneigennützigkeit, daß auch hier wieder ein glänzender Ruf und eine allgemeine Verehrung ihm zu Theil ward. Wegen der Liebe, mit welcher er die Sache der Armen führte und der Unterdrückten und Geringen sich annahm, erhielt er den schönen Beinamen „Advokat der Armen.“ Fidelis hätte nun ein sehr gottgefälliges, ehrenvolles und nützliches Leben in der Welt führen können, aber Gott, der sein unermüdliches Streben nach Heiligung sah, berief ihn auf den höhern Weg der Vollkommenheit. Seine gerade und klare Seele fühlte sich auf den wirren Geschäftswegen nicht heimisch und über manche Vorfälle, die sich bei der Rechtspflege ereignen, nicht sicher. Vor seinem Gewissen erschien die Gerechtigkeit manchmal als Härte und die Billigkeit wiederum als Verletzung des Rechtes. Auch die Ansichten mancher seiner Standesgenossen flößten ihm große Abneigung ein. Während er stets das Endurtheil in einer Sache zu beschleunigen suchte, thaten andere gerade das Gegentheil; ja Einer sagte ihm einst unverholen, man müsse den Geschäftsgang nicht so sehr beeilen, sondern eher in die Länge ziehen, denn jenes heiße sich selbst über Andern in Nachtheil bringen. Die Leute wären nun einmal unvernünftig streitsüchtig; wer also streiten wolle, der müsse auch denjenigen gut bezahlen, welcher seine Händel ausfechte. Diese und ähnliche Grundsätze machten Fidelis höchst besorgt um sein eigenes Seelenheil, denn er fürchtete von ihnen angesteckt zu werden. Dazu kam

noch, daß er in einem Rechtsfall, den er glücklich durchführte, einige Ungerechtigkeiten nicht verhüten konnte. Genug für ihn, um sich mit heiligem Mißtrauen gegen seine Gebrechlichkeit von einem Felde zurückzuziehen, wo so viele Gefahren drohen, und da er alle Stände und Verhältnisse in der Welt mit ähnlichen Gefahren umlagert sah, so wurde der Entschluß, sich ganz aus der Welt zu retten, von Tag zu Tag stärker, und zuletzt so mächtig in ihm, daß er dem Zug der Gnade nicht widerstehen durfte. Nach langem Gebet vor Gott schlug Fidelis den kürzesten Pfad zum Himmel, den der äußersten Entsagung ein, und ging im Jahr 1611 auf die Universität zu Altdorf in Württemberg, um zuerst Theologie zu studiren und dann Kapuziner zu werden.

Fidelis im Orden.

Mit großen Schritten eilte er vorwärts auf der neuen Bahn. Seine früheren Studien, sein Scharfsinn und besonders die Erleuchtung, welche ihm durch anhaltendes Gebet und unermüdliche Abtödtung seines Willens und seiner Neigungen zu Theil ward, erleichterten ihm ganz ungewöhnlich das Studium der Theologie. Schon im folgenden Jahr erhielt er zu Freiburg im Breisgau die Priesterweihe und, nachdem er seine erste hl. Messe gelesen, den Ordenshabit bei den Kapuzinern und seinen schönen Namen Fidelis. Nun war er da, wo Gott ihn haben wollte, wohin er ihn auf tausend Umwegen gebracht hatte, die aber nur scheinbar Umwege waren, denn sie hatten ihm geholfen mit ruhiger Ueberlegung, mit geprüfter Ueberzeugung, mit außerordentlichen

Kenntnissen, mit glühendem Dank gegen die göttliche Gnade, die ihm nirgends in der Welt gelassen, auf den Punkt zu gelangen, wo er auf einmal das ganze Kreuz des lieben Heilandes umfassen konnte: denn auf Einmal wurde er Priester und Ordensmann. Von diesem Augenblick an hatte Fidelis kein anderes Verlangen mehr, als nach den Demüthigungen und Herbigkeiten eines Büßerlebens. Sein Vermögen und seine Bibliothek hatte er dem Seminar zu Freiburg zur Unterstützung junger unbemittelter Geistlichen, seine sonstige Habe den Armen geschenkt, und eben so arm, wie er jetzt an Geld und Gut war, suchte er sich an Geist und Willen zu machen und nur ein Werkzeug in der Hand seiner Obern zu sein. All seine Kenntnisse, Wissenschaften, Talente, früheren Ehren und Auszeichnungen legte er so vollkommen bei Seite, als ob sie ihn gar nicht beträfen, und er übte sich in nichts, als in den unscheinbaren Tugenden eines gehorsamen Novizen. Die heftigsten Versuchungen überfielen ihn gegen seinen Klosterberuf, doch sie entmuthigten ihn nicht. Er klagte sie seinem Beichtvater und überwand sie durch Starkmuth und Beharrlichkeit. Ueber die Abtödtungen, welche die Regel vorschreibt, ging sein Bußeifer hinaus, und statt der ärmlichen Speise, die im Advent, in der Faste und an den Vigilien der Feste erlaubt ist, genoß er nur Wasser, Brod und einige getrocknete Früchte. Seine innere Sammlung vor Gott war durch nichts zu unterbrechen und um nichts flehte er im heißen Gebet, als um die Gnade, weder in Sünde noch in Lauheit zu fallen. Während seines Noviziats kamen

ihm von verschiedenen Seiten höchst schmeichelhafte Anträge zu, die ihn zu Würden und Ehrenstellen als Weltgeistlicher beriefen, aber mit demüthigem Dank lehnte Fidelis sie ab; er begehrte nichts Anderes zu werden, als ein armseliger Kapuziner, und die Herrlichkeiten und Eitelkeiten der Welt gingen ihn nichts mehr an. Endlich kam der ersehnte Tag, wo Fidelis die Ordensgelübde ablegte, durch die er sich zur Nachfolge Jesu verpflichtete.

Was weiter aus Fidelis wird.

Zunächst wurde er zur Vollendung der theologischen Studien und zu seiner Ausbildung in allen geistlichen Wissenschaften in die Kapuzinerklöster zu Constanz und zu Frauenfeld geschickt und dann beauftragt, das Wort Gottes zu verkündigen und im Beichtstuhl zu wirken. Nachdem er sich gleich ausgezeichnet als Prediger und als Beichtvater erwiesen hatte, ward er zum Guardian der Klöster zu Rheinfelden und zu Freiburg in der Schweiz, und endlich zu Feldkirch in Vorarlberg ernannt. In diesen verschiedenen Verhältnissen und Aemtern, als Schüler oder Lehrer, als Seelsorger und Vorsteher, erwies sich Fidelis immer als der eifrigste und getreueste Diener Gottes. Darum lag auch reicher Segen auf seinen Arbeiten. Ganz besonders war dies in Feldkirch der Fall, wohin er im Jahr 1621 geschickt wurde. Seine gewaltigen Predigten wirkten so mächtig und so rührend, daß ihre Früchte sich durch große Bekehrungen in der Stadt und der Umgegend äußerten. Er, der die Welt so gut gekannt und so gründlich verschmäht hatte, konnte nun Andern durch

seine Worte wie durch sein Leben zu einer ähnlichen Verschmähung anfeuern und sie zum Austausch irdischer Güter gegen himmlische entzünden. Seine Reden, seine Werke, seine Persönlichkeit — Alles stimmte zusammen, um ihn zu einem ausgezeichneten Bußprediger zu machen. Sogar starre Calviner wurden dermaßen erschüttert, daß sie von ihrer Irrlehre abließen und in den Schooß der Kirche zurückkehrten. Der Ruf so ungewöhnlicher Erfolge kam schnell nach Rom, wo alle tüchtigen Streiter und Werkzeuge Christi am gründlichsten gewürdigt werden, und binnen Kurzem bekam Fidelis von dort den ehren- und gefahrvollen Auftrag, als Missionär nach Graubündten zu gehen und dort, wo die kalvinische Irrlehre überhand genommen hatte, den alten katholischen Glauben zu verkündigen. Er war der erste Missionär, den man zu jenem Volke schickte, seitdem es von der hl. Kirche abgefallen war. Man gesellte ihm noch acht andere Ordensmänner zu, die unter seiner Leitung in dem zerstörten Weinberg des Herrn arbeiten sollten, und mit ebensoviel Eifer als Selbstverläugnung ging Fidelis ans Werk. Unglaubliche Beschwerden harrten seiner; die Ortschaften lagen zerstreut über Thäler und Berge, die Wege waren schlecht, ja gefährlich, die Witterung ungünstig, die Bewohner theils gleichgültig, theils feindlich gesinnt. Doch all diese Mühsale erfüllten Fidelis nur mit heißem Dank für die Gnade, im Dienst Gottes etwas zu leiden. Keine Drohungen schreckten ihn, keine Gleichgültigkeit entmuthigte ihn, und Anstrengungen rechnete er für gar nichts. Stundenweit watete er durch den tiefen Schnee auf Ber-

gen und in Gründen, um zu ſeinem Beſtimmungsort zu gelangen. War er endlich ganz durchnäßt und halb erſtarrt angekommen, und war das Volk verſammelt, ſo begab er ſich in ein gottinniges Gebet und beſtieg dann froh und heiter die Kanzel, zuweilen zweimal an einem Tage, aber in verſchiedenen Ortſchaften, die durch einen beſchwerlichen Weg getrennt waren. Anfangs ſtaunte ihn das Volk nur befremdet an, bald aber brach die heilige Liebe und Wahrheit, die aus ſeiner Seele ſtrömten, ſich Bahn zu den Seelen, und Fidelis gewann Viele für die verkannte und verlaſſene Lehre und für die Wiederherſtellung des katholiſchen Gottesdienſtes. Auf einen beſſern religiöſen Unterricht der Jugend richtete er hauptſächlich ſein Augenmerk und ſeine Gefährten unterſtützten ihn kräftig in dieſem ſo höchſt wichtigen Beſtreben. Endlich ſuchte er bei den Vornehmen des Landes Zutritt zu gewinnen, und ſie in Privatbeſprechungen über ihre Irrlehre aufzuklären. Wirklich hatten dieſe gottſeligen Bemühungen den beſten Erfolg; zwei kalviniſche Edelleute traten zunächſt in den Schooß der Kirche zurück und von Tag zu Tag mehrte ſich die Zahl Derjenigen, welche ſich von ihren Irrthümern losſagten. Die Kalviner hatten in jenen Landſchaften die Waffen gegen den Kaiſer erhoben und ſich förmlich wider ihn empört. Es verſetzte ſie alſo in heftige Wuth, daß dieſer verhaßte Kapuziner ſo große und zahlreiche Bekehrungen bewirkte, und da er ſich durch ihre Drohungen nicht einſchüchtern und verjagen ließ, ſo faßten ſie einen Mordanſchlag gegen ihn.

Fidelis ſtirbt den Märtyrertod.

Die Charwoche des Jahres 1622 verbrachte Fidelis bei ſeinen Ordensbrüdern im Kapuzinerkloſter zu Feldkirch, deſſen Guardian er noch immer war. Dort wurde er von dem Mordanſchlag der Calviner in Graubündten benachrichtigt und vor der Rückkehr als Miſſionär gewarnt; aber er hatte ſich längſt zu vollſtändig dem heiligen Willen Gottes aufgeopfert, um die Rathſchläge menſchlicher Vorſicht zu befolgen. Ueberdies war er von ſeinen Obern noch nicht der Miſſion in Graubündten enthoben. Verborgenheit und Schweigen aus Furcht vor dem Tode wäre alſo eine Verletzung des heiligen Gelübdes des Gehorſams geweſen. Eine beſondere Offenbarung ſcheint ihm ſeinen Tod beſtimmt verkündigt zu haben, denn in ſeiner letzten Predigt ſprach er ſelbſt ihn aus. Für einen tapfern Kämpfer Chriſti war dies aber ein Grund mehr, ſich auf den Poſten zurückzubegeben, wo ihm die Krone der Glorie zu Theil werden ſollte; und frohen Muthes zog er nach Graubündten, nach dem Flecken Grüſch, wo der kaiſerliche Hauptmann Jakob Colonna mit einer Soldatentruppe lag, um die Aufrührer zu bekämpfen. Auf dieſem Wege nach Grüſch, am 22. April 1622, fragte ihn ſein Gefährte: „Was ſollten wir thun, wenn uns jetzt die Empörer überfielen und uns zu ermorden drohten?“ — Und Fidelis antwortete mit ſtiller Freude: „Das, was die Märtyrer thaten: um der Liebe Gottes willen und in ſeinem heiligen Namen freiwillig in den Tod gehen.“ Sie langten Beide unangefochten in Grüſch an und noch denſelben Tag ſchrieb Fidelis verſchiedene Briefe, die er

alle unterzeichnete als der „unwürdige Kapuziner, Bruder Fidelis, bald eine Speise der Würmer.“ Die folgende Nacht brachte er im ununterbrochenen Gebet vor Gott und in der Aufopferung seines Lebens für den heiligen katholischen Glauben zu; und den andern Tag, den 23. April, damit, die Soldaten in einer wunderschönen Predigt zu ermahnen, ihres Seelenheils eingedenk zu sein, ihre Rechenschaft mit Gott in Ordnung zu bringen und sich auf die Gefahren und Kämpfe der nächsten Zeit durch den würdigen Empfang der heiligen Sacramente vorzubereiten. Willig leisteten sie dieser Ermahnung Folge und versammelten sich um die Beichtstühle der Missionäre. Von diesem Werk der geistlichen Barmherzigkeit begab sich Fidelis wieder in das nächtliche Gebet, und als der 24. April, der letzte Tag seines Lebens anbrach, legte er einem seiner Ordensbrüder seine Beichte ab, las in aller Frühe die heil. Messe und hielt dann abermals den Soldaten eine Predigt, bei welcher er plötzlich verstummte, wie auf etwas Unsichtbares hinschaute und erst nach einiger Zeit in seiner Rede fortfuhr. Inzwischen hatten die Aufrührer ihm sagen lassen, sie könnten nicht nach Grüsch kommen, wegen des feindlichen Kriegsvolkes; wenn er sich aber zu ihnen nach Sewis begeben wolle, so würden sie gern ihn predigen hören. Fidelis gab dieser Bitte nach und sprach im Weggehen zu Pater Johannes: „Ich weiß gewiß, daß sie zu Sewis Arges im Sinne haben, allein ich gehe doch hin, damit sie einmal wieder das reine Wort Gottes zu hören bekommen, die armen verirrten Unwissenden.“ Hauptmann Colonna mit einigen

Soldaten eilte ihm nach, begleitete ihn wider seinen Willen nach Sewis und in die Pfarrkirche, und stellte eine Wache draußen an der Thür bei den Gewehren auf, die er und seine Leute bei dem Eintritt in das Gotteshaus abgelegt hatten. Den Aufrührern war aber diese Stätte nicht so heilig! Während der Predigt erhub sich Waffengeklirr und ein furchtbares Getümmel und Geschrei vor der Kirchthür; ein Musketenschuß tödtete die Wache, ein anderer fuhr neben Fidelis in die Hinterwand der Kanzel. Die Soldaten eilten zu ihren Gewehren, wurden aber, weil sie waffenlos waren, theils niedergehauen, theils gefangen genommen, der Hauptmann entkam glücklich und das Volk stürzte hinaus. Ruhig inmitten des Tumultes verließ Fidelis die Kanzel, kniete vor dem Altar nieder und erwartete den nahen Todesstreich. Allein man schien ihn vergessen zu haben und unbemerkt verließ er die Kirche und den Ort. Kaum war er aber einige hundert Schritte auf dem Wege nach Grüsch fortgeeilt, so stürzte ihm ein bewaffneter Trupp wüthender Calviner mit einem ihrer Prediger an der Spitze entgegen und verlangte unter Flüchen und Lästerungen, daß er seinen Glauben abschwöre. „Ich, Fidelis, meinen Glauben! rief er; wißt Ihr denn nicht, daß ich zu Euch gekommen bin, um ihn Euch als den wahren zu verkündigen?“ — Da schrie Einer, er solle sich gefangen geben, jedoch die Uebrigen brüllten: „Nein, todtgeschlagen soll er werden!“ und ein Schwertstreich über den Kopf warf ihn zu Boden, indem er: „Jesus Maria! erbarme Dich meiner, o Gott!“ ausrief. Schnell richtete er sich aber wieder empor und auf die Kniee

und betete mit lauter Stimme, obwohl ſchon von Blut überſtrömt, um Vergebung für ſeine Mörder. Nun traf ihn ein zweiter Hieb, und mit dem Ausruf: „Herr Jeſus, Dir empfehle ich mich!“ ſank er zuſammen. Nun fielen die Mörder wüthend über ihn her und zerfleiſchten ihn förmlich. Seine Leiche fand man von mehr als zwanzig Stichen in der Bruſt durchbohrt, die Rippen der linken Seite eingeſchlagen, den linken Theil des Hauptes von einem Sternkolben zerſchmettert und an ſeinem ganzen Leibe kaum einen unverwundeten Fleck. Sein Tod fand ſtatt um zehn Uhr Vormittags am 24. April 1622 und gegen 500 Katholiken wurden noch an demſelben Tage umgebracht. Der calviniſche Prediger aber, welcher Fidelis hatte ſterben ſehen, war ſo ergriffen von der himmliſchen und ganz übernatürlichen Weiſe, mit welcher er ſeine Seele in die Hand Gottes zurückgegeben hatte, daß er in ſich ging und der cal-

vinischen Irrlehre entsagte. So trug also gleich das noch warme Blut des hl. Märtyrers eine Frucht für die Ewigkeit, und eine seiner Prophezeiungen ging bald darauf in Erfüllung: die Kaiserlichen schlugen die Aufrührer gründlich auf's Haupt. — Der heilige Leichnam ward zuerst vom Glöckner zu Sewis begraben und wunderbare zahlreiche Gebetserhörungen erfolgten an diesem demüthigen Grabe. Später aber wurde er feierlich erhoben und im Kloster der Kapuziner zu Feldkirch beigesetzt. Das Haupt kam aber in die Domkirche zu Chur, und an beiden Orten befinden sich noch jetzt diese heiligen Reliquien, welche uns Allen die Mahnung und Verheißung Gottes zurufen: „Sei getreu bis in den Tod und ich will dir die Krone des ewigen Lebens geben." Daß Fidelis sie empfangen hatte, bezeugten die Gnaden und Gebetserhörungen, welche den Gläubigen durch die Fürbitte dieses frommen und getreuen Dieners Gottes zu Theil wurden. Seine Seligsprechung erfolgte im Jahr 1729 durch Pabst Benedict XIII., und in die Reihe der Heiligen Gottes, und im römischen Martyrologium ward er aufgenommen durch Benedict XIV. im Jahr 1746.

Heiliger Fidelis, bitte für uns um Glaubenstreue bis in den Tod!

Ida Hahn-Hahn.

Ein altes Lied von der hl. Jungfrau und Märtyrin Catharina.

Wir loben die heilig und die rein,
Die heilig Jungfrau Catharein.
Sankt Cathrein war ein reine Magd,
Das ward dem Heiden bald gesagt.

Der Heid' schickt aus in alle Land,
Wo Jemand Sankt Catharina fand;
Der Heid' sprach Sankt Catharina zu:
Nun, willst du minen Willen thun?"

Ich geb' dir Berg und alle Lo[illegible],
Mach dich zur Kaiserin zuhe[illegible].
Sankt Catharina sprach: T[illegible] thu ich nicht,
Kein' heidnischen Mann, [illegible] mag ich nicht.

Er ließ sie legen in ein' tiefe[illegible] Thurm,
Darin lag mancher giftiger W[illegible].
Sie lag bis auf den eilften Tag,
Daß sie weder Speis' noch Tran[illegible].

Wohl auf den zwölften Morgen früh,
Da trat der Heid' zum Thurm hinzu,
Er stieß die Thür auf mit Gewalt
Und ruft Sankt Catharina bald.

Catharina, wer hat dich ernährt,
Daß dich die Würm nicht haben verzehrt?
Das hat gethan ein heiliger Mann,
Jesus Christus, mein Bräutigam.

Er ließ zurichten ein scharfes Rad,
Das war mit Eisen wohl verwahrt.
Er ließ das Rädlein umhertreiben,
Daß es Sankt Catharina sollt zerschneiden.

Er ließ ein scharfes Schwert hertragen,
Daß man ihr sollt das Haupt abschlagen.
Und wo ihr heiliges Haupt hinsprang,
Da saß ein Engel, der schöne sang.

Und wo ihr heiliges Blut hinrann,
Da stund ein helles Licht und Flamm.
Wegen der Jungfrau Heiligkeit,
Gott sei gelobt in Ewigkeit!

(Aus dem sechzehnten Jahrhundert.)

In der Kreuzwoche bei der Prozeſſion zu ſingen.

In Gottes Namen heben wir an,
O Maria!

Und wollen mit dem Kreuze gan,
Unſre liebe Frau, die rufen wir an.

Maria ſei heut unſer Vor',
Wohl zu dem allmächt'gen Gott.

Zu unſerm Vater im Himmelreich,
Daß Er Fried' und Geſundheit verleih.

Sein' Frieden, Gnad' und ewigs Leben,
Das woll'Luns Gott allſammen geben!

So heben wir die Kreuzfahrt an,
Durch Jeſum Chriſt, den heil'gen Mann.

Der an dem Kreuz geſtorben iſt,
Am dritten Tag erſtanden iſt.

Er führt ein Kreuz in Seiner Hand,
Er gibt den Segen über alle Land.

Wohl über Wein, wohl über Getreid',
Wohl über die ganze Chriſtenheit.

Alſo hat dieſer Ruf ein End,
Gott ſei bei unſerm letzten End!

10. Juli.

Die heilige Margaretha von Cortona.

Büßerin.

Ein herrliches Heiligenleben, mein lieber Leser! herrlich, weil Gott ganz wunderbar dadurch verherrlicht wird, was in allen Dingen die Hauptsache ist; herrlich aber auch, weil es uns armen Sündern allen recht freudigen Muth zuspricht, uns aus ganzer Seele zu Gott zu bekehren, indem es uns die Verheißung des lieben Heilandes: „daß er gekommen sei, die Sünder selig zu machen", in einem glänzenden Beispiele anschaulich macht. Ach, liebe heilige Margaretha von Cortona, bitte für uns, daß wir nicht dabei stehen bleiben, uns das Beispiel deiner glorwürdigen Bekehrung nur vor Augen zu halten, sondern daß wir doch endlich einmal anfangen, unser Herz aufrichtig zu Gott zu bekehren und dann dabei verharren bis zu unserem, geb's Gott, seligem Sterbestündlein! bitte für uns, im süßen Namen Jesu!

Margaretha's Jugendleben.

Vor 600 Jahren kam sie auf die Welt, in dem Marktflecken Alviano in Toscana, wo ihr Vater ein wohlhabender, ansässiger Bürger war. Ihre jüngere Schwester hieß Adriana. Ihre fromme Mutter erzog beide Mädchen still und gottesfürchtig; aber diese Erziehung trug nur bei Adriana gute Frucht, denn nur sie blieb nach dem frühen Tode der Mutter sittsam und eingezogen, während Mar-

garetha, die schon als Kind sehr schön war, nichts im Sinne hatte, als Putz, Lustbarkeiten und Vergnügungen. Der Vater mochte warnen, so viel er wollte, es half nichts. Eitelkeit und Gefallsucht verblendeten sie dermaßen über die Gefahr, daß sie darin unterging. Ein junger Edelmann entführte sie, als sie 16 Jahre alt war, aus dem väterlichen Hause, und neun Jahre lebte sie bei ihm in äußerlichem Prunk, und in großem inneren Sündenelend. Dies Gefühl ihres Elendes regte sich zuweilen in Margaretha; denn wenn die Leute sie grüßten, so pflegte sie manchmal zu sagen, sie verdiene verachtet, aber nicht gegrüßt zu werden. Auch war sie zuweilen gern in der Einsamkeit. Mit Unglücklichen und Hülfsbedürftigen hatte sie immer großes Erbarmen. Mit einem Wort: der liebe Gott, den sie alle Tage schwer beleidigte, blieb ihr dennoch mit seiner zuvorkommenden Gnade nah, so daß nicht alles Gute in ihrer armen Seele ausstarb. Da sich Margaretha aber nicht durch seine barmherzige Milde zu Gott ziehen ließ, so mußte er heilsame Strenge anwenden, um sie mit Gewalt aus ihrem sündhaften Leben zu reißen.

Der Anfang ihrer Bekehrung.

Einst mußte der junge Edelmann eine Geschäftsreise machen, und Margaretha blieb allein zu Hause. Er kam aber nicht wieder an dem Tage, den er festgesetzt hatte, sondern nur sein Hund. Dies Thier, welches ihm sehr treu war, winselte jämmerlich, faßte Margaretha's Kleid mit den Zähnen

und ſuchte ſie fortzuzerren. Ganz beſtürzt folgte ſie dem Hunde, der nun in Freudenſprüngen aus dem Hauſe ſetzte, fort und fort weiter lief, und ſich zuweilen nach ihr umſchaute, ob ſie auch komme. Mit beklemmter Bruſt ging ſie dem Hunde nach bis in ein benachbartes Wäldchen. Da blieb er heulend und in der Erde kratzend, bei einem Haufen Reiſigholz ſtehen, und Margaretha begann haſtig und zitternd das Holz wegzuräumen. Es währte nicht lange, ſo entdeckte ſie unter demſelben den entſtellten, mit Blut und Wunden bedeckten, und von den Würmern bereits angefreſſenen Leichnam des unglücklichen jungen Edelmannes, der unter die Räuber gerathen und erſchlagen worden war. Schaudernd wandte ſich Margaretha von dem entſetzlichen Anblick ab, und das war doch der Menſch, den ſie ſo ſehr geliebt, daß ſie ſeinetwegen Gott vergeſſen hatte! und wie ein Blitz fuhr es durch ihren Sinn: „Ach, ſeine Seele! wo wird ſeine Seele ſein!“ Und ſo war denn Grauen und Entſetzen das Ende dieſer ſündhaften Liebe. Aber dieß Ende ſchüttelte Margaretha wach aus dem wüſten Taumel der irdiſchen Freuden. Das Schloß, ihre ſchönen Kleider, ihr Schmuck, der Prunk ihres Lebens und ihrer Umgebung, Alles ward ihr verhaßt. Sie mochte nicht mehr die feinen Speiſen genießen, nicht mehr die reichen Gewänder anlegen; ſie dachte nur an das Ende aller irdiſchen Dinge, und an das, was darauf folgt. Da erwachte ein unausſprechliches Verlangen in ihr, Buße zu thun, und Gottes Erbarmen anzuflehen. Ihr Herz zerſchmolz in brennenden Thränen der Scham und

der Reue. Sie ließ Alles im Stich, zog ein Trauerkleid an, nahm ihren Sohn bei der Hand und ging nach Alviano zurück, in der Hoffnung, von ihrem Vater aufgenommen zu werden, und ihm, wenn nicht als Tochter, doch als Magd dienen zu dürfen, wie der „verlorene Sohn" im Evangelium. Doch ihr irdischer Vater war minder barmherzig, als der himmlische. Margaretha fand eine Stiefmutter vor, die sich schämte, eine Person in ihrem Hause zu haben, die erst eben eine öffentliche Sünderin gewesen, und jetzt mit ihrer Bußfertigkeit eine Närrin war. Hatte Margaretha doch am hellen Sonntag während der heiligen Messe, mit einem Strick um den Hals, an der Thür der Pfarrkirche zu Alviano sich auf die Kniee geworfen, und alle Ein- und Ausgehenden mit Thränenströmen um Vergebung wegen ihres ärgerlichen Lebenswandels gebeten. Diese Zerknirschung eines bußfertigen Herzens, das nur seine vielfachen Beleidigungen Gottes vor Augen hat, verstand die Stiefmutter ganz und gar nicht; sie wird wohl von der pharisäischen Art gewesen sein. Genug, sie brachte es bei ihrem Manne dahin, daß er die unglückliche Margaretha aus dem Hause jagte. Adriana aber war in den Orden der Franziskanerinnen eingetreten, und konnte ihrer armen Schwester keine andere Hülfe zukommen lassen, als die des Gebetes.

Margaretha's gründliche Bekehrung

Da saß sie nun eine lange Nacht im Garten ihres Vaters unter einem Feigenbaum, und ihr Sohn neben ihr. Es war eine furchtbare Nacht!

Himmel und Hölle riſſen an Margaretha's Herzen. Sie war ganz ſchutz-, rath- und hülflos; ihr Vater verſtieß ſie, und ſo weit der Himmel blau war, gab es nirgends ein Obdach für ſie. Der böſe Feind kam mit ſeinen giftigen Anſchlägen, und flüſterte ihr in's Ohr: daß ſie von Gott und Menſchen verlaſſen ſei, und nichts habe, um ſich vor dem drohenden Mangel mit ihrem armen Kinde zu ſchützen, als ihre Jugend und Schönheit. Alle ſündhaften Freuden ihrer Vergangenheit ſpiegelte er ihr mit den glänzendſten Farben vor. Alle ſtanden ihr wieder zu Gebote, aber — um den Preis der Sünden. Margaretha wies ſtandhaft den Verſucher ab und ſchrie zu ihrem Heiland: „O, Du Erſchaffer meiner Seele, erbarme Dich meiner, wie Du Dich der ſündigen Magdalena erbarmt haſt, und laß mich nicht zu Grunde gehen und rette meine Seele.“ Und je heftiger die Verſuchung wurde, um ſo mehr ſchrie ſie zu Gott, und bat und flehte um Barmherzigkeit. Als nun der liebe Gott dieſen großen Kampf gegen die Sünde ſah, da war er ihr nah mit ſeiner Gnade, und gab ihr einen großen Entſchluß in's Herz: Margaretha machte ſich auf mit ihrem kleinen Sohne, verließ den Garten ihres Vaters, und ging nach Cortona, um dort bei den Minoritenpatres eine Generalbeichte abzulegen, und ſich dann ganz deren Führung zu überlaſſen. Freilich war dieſe Lebensbeichte ſehr unvollkommen! Margaretha hatte zu lange im Stande der Todſünde gelebt, um nicht in ihrer Erkenntniß ſehr verfinſtert zu ſein. Aber ihr Wille war ſo gut, ihre Abſicht ſo ohne Falſch, und ihre Reue ſo tief, daß der barmherzige Gott

ihr noch größere Gnade gab. Sie bat dringend ihren Beichtvater, den Pater Sancta, um den Habit des dritten Ordens der Franziskaner, welcher auch Büßerorden genannt wurde; sie wollte Buße thun und sich heiligen. Aber die frommen und weisen Väter gingen zu Rathe, ob man dieß thun, ob man ihrem Entschluß vertrauen dürfe? ob sie nicht zu unbeständig, zu jung sei? und Pater Sancta gab ihr darauf den Bescheid: sie dürfe wohl Buße thun und sich heiligen, doch vor der Hand nicht im Habit des dritten Ordens. Demüthig unterwarf sich Margaretha diesem Ausspruch, und starkmüthig begann sie, ihr Vorhaben in's Werk zu setzen. Ihren Sohn vertraute sie den Franziskanern zur Erziehung an, und hatte später die Freude, ihn in den Orden eintreten zu sehen.

Margaretha thut Buße.

Mit Demjenigen zu leiden, der so viel für sie gelitten, und dessen kostbares Blut sie so lange mit Füßen getreten hatte, mit Christus gekreuzigt zu werden, ihm zu gefallen, aber keinem Menschen mehr, für ihren Hochmuth durch Verdemüthigung, für ihren Prunk durch Armuth, für ihre Ueppigkeit durch Kasteiung, ach! nur ein wenig der göttlichen Gerechtigkeit genug zu thun, das war fortan Margaretha's alleiniges Bestreben. Ihren und ihres Sohnes Lebensunterhalt verdiente sie mit ihrer Hände Arbeit, und diente in den Häusern von einigen vornehmen, edlen Frauen, die sich ihrer annahmen, und in deren Nachbarschaft sie in einem stillen Häuschen ein ganz kleines Kämmerlein be-

wohnte. Mitten im Glanz und Reichthum jener vornehmen Häuser, wo man Tag aus, Tag ein in Herrlichkeit lebte, und wo sie nichts sah als Sammt und Seide, wohlbesetzte Tafeln, Saus und Braus, fröhliche Leute, schlug Margaretha keinen Blick von ihrer Arbeit auf, betete ohne Unterlaß, nährte sich von Brod und Gemüse, bekümmerte sich nicht im Mindesten um das lustige Treiben und urtheilte über Niemand. Kehrte sie Abends in ihre armselige Zelle zurück, so begann sie ihre Kasteiungen. Das waren Geißelstreiche bis auf's Blut. Das waren Nachtwachen vom Abend bis zum hellen Morgen, unterbrochen von einem kurzen Schlummer der äußersten Ermattung, mit dem Kopfe auf einem Stein. Das waren Gebete mit gerungenen Händen, mit Seufzen und Wehklagen, auf wunden Knieen, mit solchen unaussprechlichen Traurigkeiten, daß ihr oftmals die Sinne vergingen und sie wie leblos zu Boden sank. Das waren Thränenströme, so bitter, so glühend, so anhaltend, daß ihr zuweilen Blut aus den Augen floß, und daß viele Personen weinen mußten, wenn sie Margaretha weinen sahen. Das war ein Bußhemd, so rauh und hart, daß es ihrem von der Geißel zerrissenen Leibe immerwährende Pein zufügte. Das war eine Entsagung von Allem, was ihrem Körper oder Geiste zur leisesten Erquickung hätte dienen können. Ihr Beichtvater sah sie einst vor Schwäche in Ohnmacht fallen, und rieth ihr, sich etwas durch Arzenei oder kräftige Speise zu stärken. Da antwortete Margaretha: „Mein ehrwürdiger Vater, so lange ich in diesem Thal der Thränen leben

muß, wird zwiſchen Leib und Seele nimmer Frieden ſein! darum erlaubt mir, meinen ſündigen Leib zu züchtigen, um ein wenig die Schulden abzuzahlen, die er in der Welt auf ſich geladen hat. Als er dem böſen Feind ergeben war, hat er ſich nie ſchwach und krank gefühlt; wie dürfte er jetzt über Schwäche klagen, da es gilt, dem lieben Heiland zu dienen?“ Seitdem beſchränkte ſich Pater Sancta darauf, ſie nur von Gewaltthat wider ſich ſelbſt zurück zu halten, ohne ſie in ihren Bußübungen zu ſtören. Als ſich Margaretha die Lippen abſchneiden wollte, um ihr ſchönes Antlitz zu einem Anblick des Greuels für die Menſchen zu machen, damit Alle mit dem Abſcheu, den ihre ſündhafte Seele verdiene, vor ihr fliehen möchten, verbot der Pater es durchaus und gab ihr den Troſt, die Strenge ihrer Bußübungen werde ſie bald genug entſtellen. Und das geſchah auch. Ihre glänzenden Augen wurden trübe und geſchwollen vom Weinen; ihre friſche Geſichtsfarbe wurde grau, ihre ſchöne Geſtalt hager und abgezehrt. Aber je mehr der irdiſche Leib verfiel, um deſto ſchöner wurde die unſterbliche Seele, und nachdem ſie drei Jahre lang ſo heldenmäßig auf dem Wege der Reinigung fortgeſchritten war, ſtand Pater Sancta nicht länger an, ſie in den dritten Orden des ſeraphiſchen heiligen Franciscus aufzunehmen.

Margaretha erhält das Ordenskleid.

Im Jahr 1277, und im achtundzwanzigſten ihres Alters, empfing Margaretha den ſeraphiſchen Habit, und ſchwang ſich von dem Tage an immer

höher zum seraphischen Leben empor, bis sie endlich schon hienieden die Vorrechte der Seraphim genoß, und in der Extase der Liebe schon bei Leibesleben vor dem göttlichen Bräutigam ihrer Seele schwebte. Denn keinen Augenblick schaute sie zurück, ununterbrochen strebte sie mit allen ihren Kräften vorwärts zur Heiligung, ohn' Unterlaß war ihr Verlangen gerichtet auf die vollkommene Liebe. Jetzt gab sie den Dienst in jenen vornehmen Häusern auf, um sich mehr in Abgeschiedenheit der Betrachtung widmen, und alle weltlichen Gespräche meiden zu können. Eine fromme und reiche Edelfrau schenkte ihr ein winzig kleines Häuslein; darin bezog Margaretha die schlechteste Kammer und in den übrigen Raum nahm sie Bedürftige auf, Arme oder Kranke. Was sie und ihre Pfleglinge zum Unterhalt des Lebens brauchten, erbettelte sie demüthig von Thür zu Thür, und es war ihre größte Freude, wenn sie so viel erbettelt hatte, daß sie an den hohen Festen der Kirche und der Heiligen ihren armen Leuten ein reichliches Gastmahl bereiten konnte. Dann kleidete sie dieselben so sauber wie möglich an, und bediente sie bei Tisch mit kindlicher froher Demuth. Sie selbst nahm keine gekochten Speisen mehr, sondern nur Brod und einige geringe Früchte. Sie ging auch fleißig zu verlassenen Kranken in deren Behausung, und pflegte und versorgte sie. Ihre Freigebigkeit war grenzenlos. Während eines strengen Winters, als sie krank auf ihrer elenden Liegerstatt lag, ward ihr von einer blutarmen Frau erzählt, die nicht in die heilige Messe gehen könne, weil sie kein Kleid habe. Margaretha

hatte ein einziges, unter welchem sie ihr grobes, härenes Bußgewand trug. Dieß einzige Kleid schenkte Margaretha der armen Frau. Als St. Martinus seinen Mantel mit dem nackten Bettler getheilt hatte, erschien ihm der göttliche Heiland mit jener verschenkten Mantelhälfte bekleidet. O, mit welcher Liebe mag der Allbarmherzige wohl auf die arme büßende Margaretha geschaut haben, die schwach und krank, mitten im Winter, von äußerster Noth umgeben, mit heroischer Großmuth sich nicht scheute, ihr einziges Kleid zu verschenken! — Aber so machen es die Heiligen, um das Himmelreich an sich zu reißen, sie denken nie an sich selbst, und immer an Gott und den Nächsten. Uebrigens glaubte Margaretha gar nicht, daß sie das Himmelreich an sich reiße, und auf gutem Wege sei, Platz zu nehmen zwischen den großen strahlenden Heiligen; sie glaubte nur in eben dem Maße Buße thun zu müssen, als sie früher Gott beleidigt hatte. Und mit ihren Bußübungen, ihren Abtödtungen der Sinnlichkeit und des eigenen Willens, ihren Gebeten

und Thränen hörte ſie nimmer auf. Ja, in dem Maße, als der göttliche Heiland ſie mit Gnaden überſchüttete, wuchs ihr Verlangen, ſich mit Strenge zu behandeln, damit ſie ſtets ihrer Unwürdigkeit eingedenk bleibe. Aber durch dieſe Demuth kam ein großer Friede über ſie. Ihre Verzweiflung ob ihrer früheren Sünden hörte auf, die große Furcht vor der ewigen Verdammniß ließ nach; mit kindlicher Liebe nahm ſie Platz zu den Füßen ihres himmliſchen Vaters, ihres göttlichen Bräutigams, und wenn Er ſie deſſen würdigte, ließ ſie ſich kindlich und traulich in ſüße Geſpräche mit ihm ein. Zuerſt hatte ſie ganz verwundert ihn gefragt: „Herr, iſt's möglich, daß Du mit mir reden magſt?“ Da antwortete Er aber: „Weißt du nicht, daß es von mir heißt: Meine Luſt iſt es, bei den Menſchenkindern zu ſein!“ Da ward ſie ganz ruhig und bat ihn unbefangen um ſeine heiligenden Einſprechungen und ſeine wonnevolle Gegenwart. Ihre kindliche Liebe zu ihm war ſo innig, daß ſie ihn unaufhörlich um die Gnade bat, er möge ſie doch Einmal, ach! wenn auch nur ein einziges Mal „Tochter“ nennen. Als ſie nun einſt ihr Herz vor ihm ausgoß, mit dieſem inbrünſtigen Flehen, da ſprach der Herr zu ihr: „Reinige erſt dein Herz durch eine vollkommene Beichte; du haſt noch manche Sünde nicht erkannt und nicht bereut. Wenn das geſchehen iſt, will ich dich meine Tochter nennen.“ Da fiel Margaretha ſtarr vor Entſetzen auf die Kniee und flehte: „O mein Heiland, der Du das wahre Licht biſt und alle Finſterniß vertreibſt, erleuchte mich über mich ſelbſt, damit ich durch Dein Blut in der allervoll-

kommenſten Beichte abgewaſchen und gewürdigt werde, eine Tochter Gottes zu ſein und zu heißen.“ Und nach dieſem flehenden Gebete ward plötzlich ihr Inneres vor ihr aufgethan, und mit hellem Blicke ſchaute ſie in die verborgendſten Falten ihres Herzens. Nun eilte ſie zum heiligen Bußſacrament und klagte ſich ſo genau und ſorgfältig an, daß dieſe Beichte acht Tage währte und mit unzähligen Thränen begleitet war. Darauf empfing ſie in großer Verdemüthigung, mit einem Stricke um den Hals, die heilige Kommunion, und als ſie nun ihren Herrn und Heiland im ganz gereinigten Herzen aufgenommen hatte, da nannte Er ſie ſo zärtlich, ſo liebevoll: „Meine Tochter!“ daß Margaretha in Entzückung fiel, die ſich an dieſem Tage mehrmals wiederholte. Wenn ſie zu ſich kam, verſuchte ſie von dieſen Wonnen zu ſprechen; aber ſie fand keine andern Worte als den Ausruf der ſeligſten Freude: „O meine Seele! welch ein Wunder, daß du nicht vor Wonne aus dem armſeligen Körper entflohen biſt!“

Margaretha beſteht Verſuchungen.

Daß eine Seele, die mit ſolchen Rieſenſchritten aus dem Rachen der Hölle dem Himmel, der Heiligkeit zuging, dem böſen Feinde außerordentlich verhaßt ſein mußte, und daß er Alles verſuchte, um ſie wankend zu machen, verſteht ſich von ſelbſt. Er mußte ſie verſuchen und ſie mußte ihn überwinden. Denn die Tugenden, welche die heilige Kirche die heroiſchen nennt, weil ſie über den allgemeinen Maßſtab der Tugend hinausliegen, entwickeln ſich

nur durch große Prüfungen, und zu den schweren Prüfungen, schwerer oft als der Martertod, gehören Versuchungen. Aber mit der Gnade Gottes, in Demuth und Liebe, focht Margaretha ihren Streit durch, hielt sich ganz still zu den Füßen ihres Heilandes, umschlang mit aller Kraft sein heiliges Kreuz und all seine blutigen Marterwerkzeuge, und ließ alle Peinen, die der Versucher ihr anthat, um sich herum wogen. Wenn ihr schwacher Körper von Gebet und Thränen, Nachtwachen und Fasten auf's Aeußerste entkräftet war, erschien er ihr in greulicher Gestalt, um sie einzuschüchtern und rief ihr zu, es sei doch Alles umsonst und sie auf ewig verdammt. Oder er nahte sich schmeichelnd, stellte ihr vor, daß sie nimmermehr dieß schwere Leben ertragen, ja, daß es nicht einmal Gott wohlgefällig sein könne, weil sie durch ihre großen Bußwerke seine Barmherzigkeit zu gering anschlage. Dann geißelte sich Margaretha um so heftiger und bat um so inbrünstiger Gott, ihre arme Seele zu retten. Oder der böse Feind zauberte gefährliche Bilder um sie her, verspottete sie und rief ihr mit Hohn zu, ihr Bußeifer sei nur äußerlich, inwendig hänge sie unerlaubten Gedanken nach, und die Tröstungen, die sie von Gott zu empfangen meine, wären nur Faselei und Täuschungen der Eitelkeit. Dann heftete Margaretha ihre traurigen Augen fest auf die heiligen Wunden des gekreuzigten Heilandes, und da sagte Er einmal tröstend zu ihr: „Fürchte dich nicht! der böse Geist möchte dir nur das nehmen, was er selbst nicht hat.“ Aus solchen Einsprechungen schöpfte sie dann eine unüberwindliche Beharr-

lichkeit, den Pfad der Buße mit kindlichem Vertrauen und standhafter Geduld zu verfolgen und die Quälereien des Versuchers als heilsame Züchtigungen dankbar aufzunehmen. Da dies nun ein hoher Grad von Vollkommenheit ist, so wähnte ihr Verfolger, jetzt würde er sie gewiß bei dem gefährlichsten Hochmuth packen können, bei dem geistigen Hochmuth; und er stellte ihr vor, was sie für eine außerordentliche Person, zu welcher Heiligkeit sie vorgeschritten, mit welchen Erleuchtungen sie begnadet sei, welch Wohlgefallen Gott an ihr habe, welch glänzendes Beispiel der Heiligung sie ihren Mitbürgern, ja der ganzen Welt gebe. Was that nun Margaretha? sonst erhob sie sich nie vom Gebete wegen dergleichen Störungen; aber nun stand sie auf, bestieg das Dach ihres Häuschens, das nach italienischer Sitte ganz flach war, und rief von dort herab ihren Nachbarn und den Vorübergehenden auf der Gasse zu: „O ihr Leute von Cortona, jagt mich mit Steinen aus eurer Stadt, denn ich bin nicht werth, zwischen euch zu leben! ich bin ja die große Sünderin, die Gott so und so beleidigt hat.“ Und sie legte wehklagend ein Bekenntniß all' ihrer früheren Sünden öffentlich ab. Die Leute versammelten sich um ihr Häuslein; aber nicht um sie fortzujagen, sondern um sich zu erbauen und um Gott für diese heilige Büßerin zu preisen. Und Mancher ging in sich, ward ergriffen von heilsamer Zerknirschung, bereuete seine Sünden und begann einen besseren Lebenswandel. Margaretha aber hatte durch diese äußerste Verdemüthigung einen solchen Sieg über den Widersacher ihres Heils da-

von getragen, daß er sie fortan nicht mehr beunruhigte. Ja, als ein besessener Jüngling einst in die Gegend von Cortona kam, in die Gegend, welche von dem Gebet dieser großen Dienerin Gottes beschützt ward, da verließ ihn der böse Geist auf der Stelle und bekannte, von Gott gezwungen, Margaretha's Nähe, ihre Tugend und Macht vertreibe ihn.

Margaretha's Leiden und Freuden.

War diese Trübsal überstanden, so kam eine neue. Es gefiel Gott, sie mit wunderbaren Liebesbeweisen zu begnadigen; aber jeder Gnadenerweis will erkauft oder gesühnt werden! was hat es nicht der allerseligsten Jungfrau Maria gekostet, die „Mutter der göttlichen Gnade" zu werden! mit sieben Schwertern im Herzen, stand sie unter dem Kreuze auf dem Berge Calvaria. Das dürfen wir nie vergessen; nie wähnen, wir könnten nur so mit beiden Füßen zugleich in die Heiligkeit hinein springen. O nein, wenn uns auch nicht sieben Schwerter durch's Herz gehen, wie der heiligen Gottesmutter, eines oder einige kann der liebe Gott keinem ersparen, der sich heiligen will; und das wollen wir, durch Seine Gnade, doch Alle, denn deshalb beschäftigen wir uns ja so gerne mit den lieben Heiligen und ihren herzstärkenden Legenden. Margaretha hatte die Trübsal auszustehen, welche Alle heimsucht, die mit außergewöhnlichen Gnadenerweisen gesegnet werden: man hielt sie für eine Heuchlerin. Und zwar nicht bloß Personen, denen überhaupt alle Frömmigkeit ein Greuel war, son-

dern ihre eigenen Hausgenossen, ihre armen Pfleglinge, für die sie bettelte, darbte, arbeitete. Ja endlich ward sogar ihr Beichtvater von diesem Verdacht angesteckt und ganz irr an ihr. Margaretha gedachte aber des göttlichen Heilandes und daß er beschuldigt ward, die Teufel durch Belzebub auszutreiben, und wehrte sich gegen keine Verachtung und kein Mißtrauen; sie hielt sich nur um so fester und stiller in der Vereinigung mit ihm, und stieg dadurch immer höher in der Liebe und Gnade Gottes. Jeden Freitag versank sie in die Betrachtung des bittern Leidens, folgte jedem blutigen Schritte, hörte jeden Geißelhieb, sah jede Wunde, und empfand deutlich, daß nicht dieses Leiden dem lieben Heiland am bittersten sei, sondern das, welches ihm das Sündenleben der Menschen zufügte. Dann gedachte sie der Mißhandlungen mit stechendem Schmerz, die sie ihm früher angethan hatte, und wenn dann die Menschen sie recht verhöhnten, mißkannten, ausschalten, o welch ein Labsal war ihr das! wie verlangte sie nach Verfolgung und Schmach! wie freute sie sich, Seinetwegen ein Weniges zu leiden! Einmal kniete sie vor einem Kruzifix ganz beladen und gebeugt im Geist von allen Marterwerkzeugen, die sie angenommen hatte und unter deren Schwere sie zusammensank. Da sprach mitleidsvoll der Gekreuzigte: „Was begehrst du, meine Tochter?“ Und Margaretha erseufzte aus tiefster Seele: „O nichts als Dich, mein Herr.“ Das war die reine Liebe, die keinen Trost, keine Freude, keine Erquickung, kein Lächeln verlangt, sondern nur die Vereinigung mit Gott. Aber die

demüthige Margaretha wußte nicht, wie vollkommen sie ihn liebe, und bat ihn ein anderes Mal: „Lehre mich, o Herr, die reine Liebe.“ Da sagte Er: „Magst du nicht die bitterste Armuth tragen aus Liebe zu mir? magst du nicht immerwährend in Thränen fasten aus Liebe zu mir? Fliehest du nicht die Welt und die Weltleute um mich, deinen Gott, sicherer zu finden? möchtest du nicht sterben aus Liebe zu mir? würdest du nicht jede Marter und Pein annehmen aus Liebe zu mir? Siehe! dieß sind Zeichen der reinen Liebe.“ Da seufzte Margaretha: „O Herr, ich möchte das wohl, doch von dem Allen thue ich ja nichts und fürchte mich.“ Liebreich antwortete er: „Diese kindliche Furcht tilgt deine Sünden! Harre nur aus in Geduld bei deiner Buße.“ Und dann schickte er ihren heiligen Schutzengel ihr zu, der ihr tiefe Belehrungen über die Herrlichkeit des Leidens um Jesu willen, über die Reinigung der Seele durch den Widerstand gegen die Versuchungen, über die Wonnen der Auserwählten in der ewigen Glorie gab. Und immer mehr und mehr stieg ihre Seele auf zum ewigen Lichte und ward so erfüllt von Licht, daß die Menschen von den Vorurtheilen gegen sie zurückkamen; denn den stillen, heitern, demüthigen, unzerstörbaren Frieden der Kinder Gottes bei allen Mißhandlungen und Verfolgungen, den giebt Gott allein. Zauberwerke kann der böse Feind ihm nachäffen, aber den Frieden nicht, und den hatte Margaretha.

Das Ende ihres Lebens.

Von nah und fern eilte man herbei, Männer und Frauen, Weltliche und Geistliche, Vornehme und Geringe, um diese neue Magdalena kennen zu lernen, ihrer Fürbitte sich zu empfehlen, ihre Belehrungen zu empfangen. So viel reumüthige Sünder schickte sie dem Pater Sancta in den Beichtstuhl, daß er der übermäßigen Arbeit fast erlag. Uebernatürliche Erleuchtungen kamen ihr bei diesem schwierigen Geschäft der Bekehrung der Seelen zu Hülfe. Einst sah sie im Augenblick der Wandlung die heilige Hostie strahlend von himmlischem Lichtglanz, aber die Hände des celebrirenden Priesters rabenschwarz. Der Herr klagte über seine Sünden, und Margaretha ließ nun nicht ab, für diesen unglücklichen Priester um Vergebung und den Geist der Buße zu flehen, bis er sich bekehrte von seinen bösen Wegen. Trotz ihres unausgesetzten Verkehrs mit Weltleuten, lebte sie in merkwürdiger, innerlicher Eingezogenheit, schlug nie ihre Augen zu irgend Jemand auf, und sprach nicht nur nie eine Silbe von weltlichen Angelegenheiten, sondern auch von himmlischen oder geistlichen Dingen kein Wort mehr, als durchaus zur Sache gehörte. Dagegen betete sie unglaublich viel! Täglich viele hundert Vaterunser zur Buße für ihre Sünden, viele hundert zur Ehre Gottes und zum Lobe seiner Heiligen, viele hundert für ihre Wohlthäter, aber viele, viele hundert für die Priester, für die Sünder und für alle Menschen. Jede Art von Elend fand bei ihr eine barmherzige und eifrige Fürbitte, und von welchem Segen diese arme Büßerin für Cortona ge-

wesen ist, das weiß man nur im Himmel, auf Erden nicht! Fast nach jeder heiligen Kommunion fiel Margaretha in Entzückung. Nie genoß sie eine irdische Speise an einem solchen Tage, nachdem der göttliche Heiland ihr einmal mit zärtlichem Vorwurf sagte: „Bin Ich dir nicht genug?“ als sie ein Stücklein Brod aß. Auch ein heiliges Stillschweigen beobachtete sie während eines solchen feierlichen Tages, um durch nichts von dem innerlichen Gespräche mit dem Liebhaber ihrer Seele abgehalten zu werden. Ja, um seine Einkehr in ihrem armen Herzen auch äußerlich zu ehren, schmückte sie ihre dürftige Zelle so gut sie konnte mit Laubwerk oder Blumen aus. Mit welcher Andacht und Sorgfalt sie zuvor das heilige Bußsacrament empfing, läßt sich gar nicht beschreiben! sie wünschte immer vor Reueschmerz in Thränen dahin zu schmelzen, und ihr Leben beweist, daß es ihr Ernst war mit dieser gewaltigen Reue. Dadurch wurde sie von einer solchen Zartheit des Gewissens, daß sie erblaßte und in Ohnmacht fiel, wenn sie nur ein ganz leises, unerbauliches Wort hörte; denn sie sagte, der ewige Bräutigam der Seelen sei so besorgt um deren Reinigkeit, daß ihm Worte und Werke, welche den Menschen als sehr gut und tugendhaft gefielen, böse und gar lasterhaft erschienen. Den süßen Namen Jesu trug sie so lebendig im Herzen, daß, wenn ihre Lippen ihn aussprachen, Freudenzähren aus ihren Augen flossen, denn sie sagte: „Seine Kraft hat mich aus dem Stande der Verdammniß in den Stand der Gnade und des Heiles berufen und bewirkt, daß ich ohne Unterlaß mit meinem Gott ver-

einigt bin.“ Kurz, sie hatte ein Recht, an ihren Sohn zu schreiben, als er bei den Franziscanervätern den heiligen Habit empfing: „In allen Trübsalen sollst du dich wegen des gekreuzigten Herrn Jesu Christi erfreuen;“ denn was sie ihm rieth, hatte sie geübt. In der Trübsal der Reue, der Verlassenheit, des Mangels, der Versuchungen, der Verkennung, der Geistesdürre, der Krankheit, — in allen und jeden Drangsalen, womit der Mensch hienieden heimgesucht wird, und die Gottes Erbarmung ihr alle auf Erden geschickt hatte, um sie vom Purgatorium zu befreien, — war der Gekreuzigte so einzig und allein ihr Trost und ihre Zuflucht gewesen, daß er nicht lange säumte, die geliebte Braut zum ewigen Hochzeitsfest zu führen. Nachdem er sie vor den Augen der Menschen zu wunderbarer Heiligkeit erhöht hatte, zeigte er ihr Tag und Stunde an, wo sie zu den himmlischen Höhen eingehen werde. Margaretha erkrankte schwer und litt drei Wochen hindurch namenlose Schmerzen. Das Brod der Engel war während dieser Zeit ihr einziges Labsal, und seine Einsprechungen ihre Wonne inmitten der grausamsten körperlichen Qualen. Als nun der glückselige 22. Februar des Jahres 1297 kam, da brach ihr Triumphtag an, da zog ihre Seele frohlockend aus der Hülle des Leibes, und ihr Antlitz nahm im Augenblick des Scheidens einen seligen Ausdruck von verklärter Lieblichkeit an. Alle Anwesenden empfanden ein Wonnegefühl, als ob Himmlisches um sie vorgehe; und entfernte fromme Diener Gottes sahen in Gebetsentzückung die große heilige Seele der armen

gereinigten Büßerin zum Himmel emporschweben, gefolgt von einer ganzen Schaar Seelen aus dem Fegfeuer, die sie zum Thron Gottes mit sich nahm. Zwanzig Jahre lang hatte sie den seraphischen Habit der Büßer mit heroischer Vollkommenheit getragen. Ein Wunder folgte an ihrem Grabe auf das andere, und nach 300 Jahren fand man ihren gebenedeiten Leib nicht nur unversehrt, sondern von seltener Schönheit. Doch erst im Jahr 1728 sprach der Papst Benedict **XIII.** ihre Kanonisation aus. O du große Büßerin, liebe heilige Margaretha, bitte doch für uns arme Sünder um den echten, Gott wohlgefälligen Bußgeist: Demuth und Geduld, im süßen Namen Jesu.

Ida Hahn-Hahn.

Der goldene Rosenkranz.

Der goldene Rosenkranz,
Versetzt mit Perlen ganz,
Versetzt mit lauter Edelgestein,
Gehört zu einer Jungfrau rein.

Maria ist ihr Nam',
Von königlichem Stamm,
Sie ist die Jungfrau wohl geziert,
Der dieser Kranz gebührt.

Die Blümlein in dem Kranz
Sind alle frisch und ganz,
Ihr Farb ist roth, blau und weiß,
Ihr Nam' heißt Ehrenpreis.

Die weiß Farb iſt die Freud,
Die roth ihr Schmerzen und Leid,
Die blau bedeut ihr Herrlichkeit,
Die ihr im Himmel iſt bereit.

So groß nun ihre Freud,
So groß ihr Schmerzen und Leid,
Noch größer iſt ihr Herrlichkeit
Dort in der ewigen Freud.

Sie ſitzt auf Gottes Thron,
Und ſcheint über Sonn und Mond,
Sie iſt die Größt im Himmelreich,
Kein Engel iſt ihr gleich.

Wer dieſe Ding betracht't,
Und fleißig darauf acht't,
Der macht den gulden Roſenkranz,
Und ziert die Jungfrau ganz.

O Jungfrau mild und ſüß,
Wir fallen dir zu Füß,
Wir bitten dich ganz inniglich,
Erhöre uns genädiglich.

Von der Mutter Gottes.

Die Königin von edler Art,
Die Frau im Himmel oben:
Maria zart,
Die Jungfrau rein wir loben.
Die Königin im Himmel iſt,
Mutter des Sohnes Jeſu Chriſt,
In Schmerzen
Troſt der Herzen.

Sie ſitzt auf einem hohen Thron,
Mit Sonnenſchein umgeben,

Zwölf Stern ihr Kron,
Ihr Kleid von Gold geweben.

Sie iſt der ſchöne Morgenſtern,
Davon die Sonn geboren,
Sie glänzt gar fern, —
Vom Glanz wird nichts verloren.

Sie iſt der Thurm von Helfenbein,
Der Salamonis Throne,
Von Silber rein,
Von klarem Gold gar ſchone.

Sie iſt die Arch von rothem Gold,
Darin Gottes Sohn geſchloſſen
Selbſt wohnen wollt
Neun Monat unverdroſſen.

Sie iſt das wahre Paradeis,
Von Gott gepflanzt auf Erden
Mit großem Fleiß,
Darin Gott Menſch ſollt werden.

Sie iſt der göttlich ſchöne Saal,
Da Gottes Sohn hier unten
Im Jammerthal
Sein Wohnung in gefunden.

Wohlauf, o liebe Chriſtenheit,
Die Königin laßt preiſen
In Ewigkeit!
Gnad wird ſie uns beweiſen;
Sie Königin im Himmel iſt,
Mutter des Sohnes Jeſu Chriſt,
In Schmerzen
Troſt der Herzen.

Vom Mitleiden Mariä.

Als bei dem Kreuz Maria ſtand,
Weh über Weh ihr Herz empfand,
Und Schmerzen über Schmerzen;
Das ganze Leiden Chriſti ſtand
Gedruckt in ihrem Herzen.

Sie ihren Sohn muß bleich und todt,
Und überall von Wunden roth
Am Kreuze leiden ſehen.
Gedenk, wie dieſer bittre Tod
Zu Herzen ihr mußt gehen!

In Chriſti Haupt durch Bein und Hirn,
Durch Augen, Ohren, durch die Stirn
Viel ſcharfe Dornen ſtachen;
Dem Sohn die Dornen Haupt und Hirn,
Das Herz der Mutter brachen.

Die heilige Hildegardis.

Aebtissin auf dem Rupertsberg bei Bingen.

Diese Prachtblume im Garten der heiligen Kirche blühte im zwölften Jahrhundert in der alten Erzdiöcese Mainz. Aber obwohl sie ihre ganze Zeit mit dem Duft ihrer Heiligkeit erfüllte und beglückte, so ist sie doch später sehr übersehen und mit großer Gleichgültigkeit behandelt worden. Bis in die neuesten Tage war kein Gotteshaus in der ganzen Diöcese Mainz auf den Namen der heiligen Hildegard geweiht, kein Altar ihrer Verehrung gewidmet. Sie that so viel für die Erziehung der weiblichen Jugend, und ist doch nicht eine beliebte Namenspatronin derselben geblieben. Vielleicht führt Niemand in der ganzen Diöcese den lieblichen Namen Hildegard; oder wenn: so ist es eine gar seltene Ausnahme. Liebe heilige Hildegard, bitte für uns!

Hildegards Abkunft und Kindheit.

Das Leben dieser großen Dienerin Gottes ist von der Wiege an ein höchst außerordentliches. Im Jahr 1098 kam Hildegard auf die Welt. Ihre Mutter hieß Mechtilde, ihr Vater Hildebert. Er war ein Ritterbürtiger und Vasall der Grafen von Spanheim und lebte theils zu Bockelheim an der Nahe, theils im Gefolge der Grafen auf deren festem Schloß in der Gegend von Kreuznach. Er war reich an irdischen Gütern und weltlichen Ser-

gen, ließ sich aber nicht so weit von ihnen umstricken, daß er kein gottesfürchtiger Mann geblieben wäre. Er sowohl als seine Frau entdeckten früh an der kleinen Hildegard ein eigenes Wesen. Sie war eine Seherin; sie schaute unsichtbare, übersinnliche und übernatürliche Dinge eben so klar wie sie die sichtbaren mit ihren leiblichen Augen sah. Bei drei Jahren nahm sie ein Licht wahr, das vom Himmel herabfiel und ihr Herz erbeben machte. Seitdem blieb es beständig in ihrer Seele und aus diesem Licht schimmerte ihr das Verborgene entgegen. Aber dabei war sie gar nicht träumerischer oder brütender Sinnesart! sie glaubte ganz einfach, daß alle Menschen diese Gabe hätten. Bei fünf Jahren ging sie mit ihrer Wärterin spazieren; da sagte sie plötzlich: „Sieh mal das schöne Kalb in der Kuh da, Amme! es ist ganz weiß, aber vor dem Kopf, auf dem Rücken und an den Füßen ist es buntgefleckt." Die Amme, die nichts sah als eine Kuh, fand dieß seltsam und erzählte es Mechtilden. Diese befahl, daß man ihr gleich das Kalb zeige, wenn es auf die Welt gekommen sei. Es geschah, und es war wirklich genau so, wie Hildegard es beschrieben hatte. Das Kind zeigte früh eine solche Seelenreinheit und Frömmigkeit, es war so abgewendet von allen Neigungen des irdischen Menschen, daß ihre Eltern beschlossen, sie dem Dienst Gottes zu widmen.

Hildegard wird in's Kloster gebracht und nimmt den Schleier.

Jutta, die Schwester des Grafen Meinhardt von Spanheim, war Aebtissin eines Frauenklosters

auf dem Disibodenberg bei Kreuznach, welches der Regel des heil. Benedict folgte. Dahin führten Hildebert und Mechtilde ihre Tochter, als sie acht Jahre zählte. Der heilige Disibod, ein Irländer, ein frommer Bischof, verließ im siebenten Jahrhundert mit vielen andern Glaubensboten das schöne und schon ganz katholische Irland, um den fränkischen Völkern das Evangelium zu predigen. Als er im Thal der Nahe ankam, errichtete er daselbst auf einem Hügel ein Bethaus für sich und seine Gefährten und später, als ihm die umwohnenden Edelleute den Berg sammt Ländereien und Waldungen umher zum Dank für seine apostolischen Arbeiten schenkten, eine Kirche mit mehren Zellen. So legte er um das Jahr 680 den Grund zu einer der ältesten Abteien in Deutschland, deren Ordensmänner St. Benedicts heiliger Regel folgten. Er starb nach einem langen, strengen, gottseligen Leben im Jahr 700 und die Abtei auf dem Disibodenberg (wie man ihn zu Ehren des Heiligen nannte) blühte unter dessen Segen und mit der Gnade Gottes kräftig fort. Da saß einmal auf dem erzbischöflichen Stuhl von Mainz der habgierige Hatto, der fiel über die Abtei auf dem Disibodenberg her, verjagte die Ordensmänner und eignete sich die Ländereien zu. Nach ihm bestieg der große heilige Erzbischof Willigis den Stuhl von Mainz, und der stellte nicht nur im Jahr 976 das zerstörte Gotteshaus wieder her und gab zurück an Land und Einkünften, was noch vorhanden war, sondern er stiftete in der Nähe der Abtei ein Kloster für adelige Jungfrauen, welche demselben reiche Schenkungen

zubrachten, und in demselben theils St. Benedicts heiliges Kleid auf Lebenszeit empfingen, theils erzogen wurden, um später wieder in die Welt zurückzukehren. In dieses Kloster, und unter die Obhut dieses großen Heiligen, kam das Kind Hildegard, um sich zu heiligen. Unter diesen heiligenden Umgebungen und Einflüssen, in großer Stille und Eingezogenheit, und unter der liebevollen Pflege der frommen Jutta, wuchs das gottselige Kind auf. Sie lernte die Psalmen und die Harfe spielen, und die Tugenden der Demuth und Nächstenliebe üben. Ihre Visionen dauerten fort und ihre jungen Gefährtinnen wunderten sich oft über die außerordentlichen Dinge, die Hildegard wußte oder sah oder erzählte. Sie selbst war sich nicht bewußt, woher ihr diese Bilder und Worte kamen, denn bei ganz wachen und offenen Sinnen schaute sie dieselben so deutlich in dem innern Licht, das ihre Seele erfüllte, wie sie im Tageslicht die äußern Gegenstände sah. Aber jene Verwunderung befremdete sie, und sie wagte nicht mehr, Mittheilungen zu machen. Einmal fragte sie eine ihrer Vorsteherinnen, ob dieselbe außer den äußerlich sichtbaren Dingen auch noch andere wahrnähme. Als sie eine verneinende Antwort erhielt, erschrak Hildegard sehr und schwieg fortan gänzlich.

Nachdem sie die Ordensgelübde abgelegt hatte, machte sie so große Fortschritte in den klösterlichen Tugenden des Gehorsams, der Selbstverleugnung, der Demuth und Liebe, sie ergriff so freudig und dabei so sanft jede Gelegenheit um sich abzutödten und die leiseste Regung der irdischen Natur zu

überwinden, ſie hielt ihr Herz und ihren Mund in ſo friedlicher Zucht der Ruhe und der Schweigſamkeit, daß die fromme Aebtiſſin Jutta mit inniger Freude erkannte, ihre Schülerin ſchicke ſich an, eine Meiſterin zu werden. Mit noch größerem Wohlgefallen nahm der liebe Gott es wahr; darum ſetzte er Hildegards Tugenden die Dornenkrone auf, und prüfte ſie während jahrelanger ſchwerer, ſchmerzlicher Krankheiten in der Geduld. Da Er Großes mit ihr im Sinne hatte, mußte ſie einen langen und mühſeligen Weg der Reinigung durchmachen. Größeres giebt es aber nicht, als bei Leibesleben zu einer Vereinigung mit Gott zu kommen, die beſtändig Sein Antlitz ſchauen, ſeine Geheimniſſe erkennen und verkünden und zum Heil Anderer anwenden und ausüben läßt. Es giebt deßhalb nichts Größeres, mein Leſer, weil ſo das Leben unſers lieben Heilandes auf Erden war, und weil unſer Leben nur inſofern vor dem Auge Gottes etwas gilt, als es jenem ähnlich iſt. So lange Nebel der Selbſtſucht und Staub der Sinnlichkeit den Spiegel der Seele trüben, iſt er unfähig das Bild Gottes aufzufaſſen und zurückzuſtrahlen. Alle Staubeskörnlein und ſolche Nebelwölkchen mußten aber gänzlich aus Hildegards Herzen ſchwinden, bevor ſie ein brauchbares Werkzeug zur Verherrlichung Gottes werden konnte, und ſo wurde ihr Leben ein immerwährendes Sterben. In Krankheiten, die ihr Mark und Blut verzehrten, ſchmachtete ſie hin; mit unausſprechlichen Schmerzen wurden alle ihre Glieder gefoltert. Aber des Körpers Schwäche und Gebrechlichkeit

lähmte ihr inneres Leben nicht. In großer Geduld, durch Demuth und Liebe, wuchs ihr Geist eben so mächtig in Erkenntniß und Stärke, wie ihr Herz in Reinheit und Frieden. Sie ließ sich freudig mit Christus kreuzigen um mit Ihm aufzuerstehen, wenn es an der Zeit sei. Während vieler Jahre lebte sie duldend und verborgen, überschattet von ihrem schweren Kreuz, zu Füßen ihres gekreuzigten himmlischen Bräutigams.

Hildegarde wird Aebtissin.

Im Jahr 1136 starb die fromme Jutta eines gottseligen Todes und Hildegard ward zu ihrer Nachfolgerin erwählt. Eben so demüthig, wie sie früher gehorcht und gedient hatte, befahl und herrschte sie jetzt. Alles was sie that und sagte, war, wie ihr alter Lebensbeschreiber sagt. „liebenswürdig, lieblich und voll Würde.“ Ueber ihre Visionen schwieg sie noch immer. Da ward ihr in der einen mitgetheilt, daß sie dasjenige aufschreiben solle, was sie in so wunderbarer Weise sah und hörte. Der heilige Vorsatz, Gott allein zu lieben und Ihm allein zu gefallen, war jetzt so fest in ihr begründet, daß ihre Demuth unerschüttert blieb, wenn ihr Licht auf einen Leuchter in der Kirche gestellt ward. Aber aus Schüchternheit und weil sie sich fürchtete, Veranlassung zu manchem verkehrten Geschwätz zu geben, gehorchte Hildegard dieser Mahnung nicht. Nun ward sie von einer schweren Krankheit ergriffen, durch welche sie Unsägliches litt und dabei stets durch eine mahnende Stimme zur Mittheilung ihrer Visionen gedrängt. Sie er-

ſchloß nun ihrem Beichtvater, dem Pater Gottfried, ihre Unruhe, ihre Beſorgniß und den Grund ihrer Krankheit. Er war Benedictinermönch in der Abtei auf dem Diſibodenberg, und beſchrieb nach Hildegards Abſcheiden ihr Leben, welches aber ſein eigner Tod unterbrach, ſo daß ein anderer Benedictinermönch, Theodorich, der ebenfalls Hildegard gut gekannt hatte, es vollendete. Gottfried fand dieſe Mittheilungen Hildegards ſo höchſt ungewöhnlich, daß er ſie ſeinem Abt Cuno offenbarte. Dieſer ſtaunte nicht minder über ein ſolches Ereigniß, begab ſich in's Kloſter, verſammelte die Einſichtsvollſten unter den Ordensfrauen, beſprach ſich mit ihnen über Hildegard's Geſicht und ertheilte dann dieſer den Rath, aufzuſchreiben, was Gott ihr eingebe. Als ſie ſich im Gehorſam dazu anſchickte, fanden ſich ihre Kräfte wieder und ſie konnte ihr Schmerzenslager verlaſſen, ſo daß Abt Cuno erkannte, daß hierbei der Wille Gottes mächtig ſei. In wieweit die heilige Hildegard ihre zahlreichen Schriften eigenhändig geſchrieben habe, darüber, mein Leſer, ſind die Gelehrten, die mit großer Sorgfalt und Mühe alle Urkunden ihres Lebens durchforſchen, noch nicht ganz ſicher. Sie ſoll weder der lateiniſchen Sprache noch des Schreibens kundig geweſen ſein; daher nimmt man an, daß ihr Beichtvater ihre Offenbarungen aufgezeichnet habe. Da es aber nur in der Schönſchreibekunſt auf die Handſchrift ſelbſt ankommt, bei der Abfaſſung von Schriften jedoch der Geiſt, aus dem ſie hervorgehen, die Hauptſache iſt, ſo darf man mit gutem Gewiſſen ſagen, Hildegard habe geſchrieben, wenngleich

sie nur diktirt und es ihrem Beichtvater überlassen hat, die Regeln der Grammatik dabei zu beobachten. Etwas Latein hat sie auf jeden Fall verstanden, indem sie schon als Kind die Psalmen lernte. Sie begann die Mittheilungen ihrer Gesichte im Jahr 1041 und im dreiundvierzigsten ihres Alters. Die ersten Aufzeichnungen brachte Cuno, der Abt auf dem Disibodenberge, selbst zu seinem Oberhirten, dem Erzbischof Heinrich, nach Mainz, um sie von demselben und von andern erleuchteten Männern, die im geistlichen Leben und Wissen wohl erfahren waren, prüfen zu lassen, denn ihm dünkte diese Angelegenheit zu wichtig, um sie ohne Genehmigung seines Bischofs bekannt zu machen. In Mainz vereinigte man sich nach reiflicher Prüfung zu dem Ausspruch: diese Schriften seien von Gott eingegeben und aus derselben Gabe der Weissagung hervorgegangen, kraft welcher die alten Propheten geweissagt, und welche auch eine Debora, eine Anna besessen hätten.

Hildegard als Seherin.

Durch Gebet, Geduld und Starkmuth, durch treues beharrliches Mitwirken mit der heiligmachenden Gnade von Kindheit auf bis zu ihrem gegenwärtigen Alter, durch eine unausgesetzte Reinigung ihrer Gedanken, ihres Willens, ihrer Handlungen, damit kein Makel der Sünde den Einfluß der Gnade hemme, war in Hildegard das übernatürliche Leben so mächtig geworden, daß sie, nachdem sie die Selbstsucht überwunden, die Eigenliebe zum Schweigen gebracht, ihr Ich im tiefsten Grunde

aufgegeben hatte, mit allen ihren höheren erlösten Kräften in Gott eingehen, in Gott denken, wollen, handeln konnte. Dafür ging Gott mit der Fülle Seines Reichthums in sie ein, öffnete ihr das Auge für Seine Geheimnisse, gab ihr die Fassungskraft für Seine Macht. Sein Schöpfungswerk wurde ihr klar wie Krystall, so daß sie den Zusammenhang aller äußern Erscheinungen durchschaute und daß deren Anfang und Ende, deren Wurzel und Ziel offen vor ihr lagen. In Gott, dem Ewig-Allgegenwärtigen, sah sie Vergangenes und Zukünftiges, sah sie auch, was in der Gegenwart verborgen, und auch das, was überhaupt unsichtbar ist. Daher sah sie, wohin die Gebrechen ihrer Zeit das Menschengeschlecht führen, welche Folgen sie haben, welche Strafen sie nach sich ziehen mußten; und was sie für die Gesammtheit sah, das sah sie auch für den Einzelnen. Neben dem Wege des Abfalls erkannte sie immer den Pfad, der zu Gott zurückführte und wies ihn an. Indem sie die Makel und Gebrechen aufdeckte, nannte sie auch die Mittel, um sie zu heilen. Sie las in den Seelen Derer, welche ihren Rath begehrten, ihre Ermahnung bedurften, wie in einem aufgeschlagenen Buche, und wenn sie hundert Meilen von ihr entfernt und ihr gänzlichst unbekannt waren. Und sie las nicht im krankhaften Schlafe, wie die Magnetischen, die hernach von nichts wissen, wenn sie erwachen; aber auch nicht wie die Extatischen in der Gebetsentzückung erfuhr sie hohe himmlische Geheimnisse; nein, denn sie lebte im übernatürlichen Leben nicht, wie in etwas Außerordentlichem, sondern ganz zwanglos, fried-

lich, beſtändig, wie eben in der wahren Heimath ihrer Seele. Waren ihre Viſionen auch von der Art, daß ſie ihr Sünde, Thorheit, Laſter zeigten, daß die Mängel ſie zu ſtrenger Rüge, zu durchgreifender Ermahnung, zu muthiger Bezeichnung des Uebels aufforderten, nie verfiel ſie darüber in Zorn, Betrübniß oder Unruh. Mit unzerſtörbarem Frieden ſtand ſie über allem Wirrwarr der Welt, ruhend in Gott, weil ſie ſah, daß das Ende aller Dinge Seine Verherrlichung ſei; denn die Einen werden ihn in dieſem Leben ſchon als Denkmal Seiner Barmherzigkeit verherrlichen, und die Andern, welche es verſchmähen, ſich an Seine Barmherzigkeit zu wenden, werden im andern Leben dazu dienen, ihn, wenn auch wider ihren Willen, als Denkmal Seiner Gerechtigkeit zu verherrlichen. Da Hildegard ſehr wohl erkannte, daß eine Gabe wie die ihre ihr nicht gegeben ſei zu ihrer eigenen, ſondern zu Gottes Ehre, ſo erſtrebte ſie nichts als dieſe Ehre zu fördern und Andere anzuregen, Ihm dieſe Ehre zu geben. Ward ſie Ihm verſagt in der Zeit, ſo ſchaute Hildegard hin auf das Ende der Tage, und fand daß ſie Ihm dort gegeben ward in Ewigkeit; deßhalb war ſie ſo ruhig. Sich ſelbſt achtete ſie für gar nichts. „Ich armes Gebilde," ſo nennt ſie ſich, oder: „ich ſchwaches Frauenbild." Ganz einfach ſchreibt ſie auch über ihre wunderbare Sehergabe: „Seit meiner Kindheit ſchaue ich beſtändig ein Licht in meiner Seele, jedoch nicht mit den äußern Augen, auch nicht mit den innern Gedanken, noch mit den fünf Sinnen. Ich vermag an dieſem Licht ebenſowenig eine Geſtalt zu erkennen,

als ich die Sonnenscheibe vollkommen auszuschauen vermag. Es wird mir genannt der Schatten des lebendigen Lichtes. Aus ihm leuchten mir Schriften, Reden, Tugenden, Werke der Menschen entgegen. Was ich in einer solchen Vision schaue und lerne, bleibt mir lange im Gedächtniß. Ich sehe, höre, lerne und weiß gleichmäßig und im Nu, und was ich nicht schaue, das weiß ich auch nicht, weil ich gewissermaßen ganz unwissend und ungelehrt bin. Bei dem, was ich vermöge des gedachten Lichtes schreibe, bediene ich mich keiner andern Worte als derer, die ich vernehme, und schreibe in nicht gewandter lateinischer Rede. Ich vernehme jene Worte auch nicht wie sie aus Menschenmunde tönen, sondern wie eine leuchtende Flamme. Bis zum vierzigsten Jahr meines Lebens habe ich von dem Geschauten nichts aufgeschrieben, aber in solchem Schauen fühlte ich meinem Mark und meinen Adern vollständig die Kräfte wiedergegeben, die mir in meinen langen Krankheiten oftmals schwanden."

Ihre Schriften sind, wie man sich das leicht vorstellen kann, nicht von Jedermann zu verstehen. Man müßte eigentlich mit Hildegard auf derselben Stufe des übernatürlichen Lebens sich befinden und derselben Erleuchtung des Geistes genießen, um in ihren Geist vollständig einzugehen. Man müßte ihre Liebe zu Gott und den Seelen, und ihren klaren Blick über die Zeit haben, um sich mit ihr in die Bilder des Ewigen zu vertiefen. Schon die Namen zeigen an, in welcher Höhe des Geistes die Schriften gehalten sind. Das Buch von den Wegen des Herrn war dasjenige, welches sie im Jahr

1041 zu schreiben anfing, und zehn Jahre später beendete. Dann schrieb sie das Buch von den göttlichen Werken; das Buch vom Leben der Verdienste; und immer waren ihre Darstellungen in Visionen ausgedrückt, ähnlich denen in der Apokalypse oder denen der Propheten, wie z. B. Ezechiels. Aber auch über die Arzeneikunde schrieb sie, über Musik, dichtete Lieder und setzte sie in Melodie; und schrieb endlich eine Menge von Briefen an Päpste und Kaiser, Bischöfe und Fürsten, Aebte, Mönche und Nonnen, weltliche Personen, Klosterconvente, die sich Alle voll Ehrfurcht und Bewunderung an Hildegard wendeten, nachdem sie durch ihre Schriften mehr und mehr Ruhm erwarb, um durch ihre prophetische Gabe Zweifel lösen, das Richtige finden, im Guten sich befestigen, in Unwissenheit sich belehren, zum Kampf für das Heil der Seele und gegen das Böse sich erkräftigen und waffnen zu lassen. Ein Kaiser wie Friedrich Barbaressa, einer der mächtigsten den Deutschland je gehabt hat, der gegen den Nachfolger des hl. Petrus zu Rom das Schwert erhob, weil er glaubte der Papst maße sich ein Recht und eine Macht an, die ihm nicht gebührten; dieser Kaiser, der nicht geneigt war, irgend eine Macht außer der seinen anzuerkennen, zweifelte nicht, daß Hildegard mit göttlicher Macht und Sendung beauftragt sei, und berief sie später zu einer Besprechung nach Ingelheim. Doch sie hatte zuvor noch Manches zu leiden.

Hildegard gründet ein Kloster auf dem Ruperisberg.

Bruchstücke aus Hildegards Schrift „von den

Wegen des Herrn" (Scivias), und die Kunde ihrer hohen Weisheit als Leiterin der Seelen, drangen nach und nach in die Welt und zogen viele Jungfrauen in das Kloster auf dem Disibodenberg, daß die Räumlichkeiten sie nicht mehr faßten. Hildegard sah, wie nothwendig eine fromme Erziehung dem Frauengeschlecht sei, weil es die Bestimmung hat, nicht nur sich selbst, sondern als Mutter die Seelen der Kinder zu heiligen, als Gattin den in den Geschäften und Sorgen der Welt verwickelten Mann an das höhere Geschäft der Rettung seiner Seele liebend zu mahnen, als Hausfrau endlich dem mehr oder minder großen Kreise ihrer Untergebenen behülflich zu sein auf dem schmalen Wege zu wandeln, der in's Himmelreich führt. Hildegard's Zeiten waren wild und kriegerisch; die Fehden zogen rohe Sitten und vielfache Zügellosigkeit nach sich, und die Entsittlichung, Mangel an Glauben, aus welchem dann leicht Ketzereien entspringen. Kaiser und Könige, Fürsten und Herren, Ritter und Knappen, ja sogar manche Bischöfe und Aebte schwangen das Schwert in unzähligen Parteiungen. Um so nothwendiger war als Gegengewicht zu diesem unruhigen und kriegerischen Zustande ein stilles, eingezogenes, frommes Frauengeschlecht; daher ließ es sich Hildegard sehr angelegen sein, adelige Jungfrauen in ihrem Kloster aufzunehmen und sie, ihrem Beruf gemäß, entweder für das Leben in der Klausur, oder für Schloß und Burg zu bilden. Eine Vision zeigte ihr, daß sie und wo sie ein neues umfangreicheres Kloster gründen solle; es war auf dem St. Rupertsberg bei Bingen, wo sich

die Nahe in den Rhein ergießt, und wo der heilige Bekenner St. Rupertus im Dienst Gottes sein Leben verbracht hatte und selig gestorben und begraben war. Hildegard theilte ihrem Abt diesen Befehl Gottes mit. Er aber konnte sich nicht entschließen, sie vom Disibodenberg zu entlassen und verweigerte ihr die erforderliche Anzahl Nonnen, um ein neues Kloster zu gründen. Sie unterwarf sich im Gehorsam; doch die Vision ließ nicht von ihr ab, und als Hildegard dennoch derselben widerstand, ward sie von einer schweren Krankheit heimgesucht, welche sie in eine Art von Starrsucht versetzte, von der sie sich nur dann erholte, wenn ihre Angelegenheit eine günstige Wendung zu nehmen schien. Der Abt Cuno mußte sich überzeugen, daß Hildegard's Vorhaben ihr von Gott eingegeben sei, und daß er nur Leiden auf sie, ja vielleicht auf den ganzen Convent herabziehe, wenn er ihr die Ausführung unmöglich mache. So gab er denn seine Erlaubniß zu ihrer Auswanderung. Da aber der Rupertsberg zum Theil dem Domcapitel zu Mainz und zum Theil den Grafen von Hildesheim gehörte, so mußten erst Verhandlungen an diesen beiden Orten vor sich gehen, und der Grund und Boden durch Tausch und Kauf freigemacht werden. Dazu gehörte die Vermittelung frommer Leute, sowie milde Gaben der Gläubigen, und es verging geraume Zeit, bis die Sache zum Abschluß kam. Endlich trat der Abt Cuno eines Tages bei der schwer kranken Hildegard ein, die unbeweglich, kalt und schwer wie ein Stein auf ihrem Bette lag und sagte ihr, sie solle im Namen Gottes aufstehen und

ſich zu der Wohnſtätte begeben, die ihr vom Himmel angewieſen ſei. Da erhob ſie ſich kräftig und ſchnell, und traf alle nöthigen Vorkehrungen. Zwanzig Jungfrauen von adeligem Geſchlecht, unter ihnen Hiltrude, Graf Mainhards von Spanheim fromme Tochter, wanderten mit Hildegard aus. So groß wie die Trauer auf dem Diſibodenberg, war die Freude in Bingen über dieß Ereigniß. Die angeſehenſten Einwohner der Stadt und Umgegend, ſowie ganze Schaaren von Landleuten, zogen der heiligen Aebtiſſin, in Prozeſſion Pſalmen ſingend,

mit Bannern und Fahnen entgegen, und führten ſie und ihre kleine gottgeweihte Heerde ins Kloſter auf dem Rupertsberg. Zum Schirmherrn ihres Kloſters erwählte ſie keinen mächtigen Herrn aus dem Laienſtande, wie das wohl geſchah aus Vertrauen zur weltlichen Macht, ſondern ſie ſtellte es unter die Obedienz des Erzbiſchofs von Mainz, und

damit nie die Abtei des heil. Disibod irgend einen Anspruch an irgend ein Besitzthum des Klosters vom heil. Rupert erheben könne, überließ sie jener den größten Theil der von den Ordensschwestern eingebrachten Besitzungen, fügte noch eine Summe Geldes hinzu und löste somit jede Verbindlichkeit für Gegenwart und Zukunft ab. Dadurch ward nun freilich ihr eigenes Kloster anfänglich sehr dürftig, und da manche der Ordensschwestern diese Noth nicht ertragen mochten und auch nicht gewußt hatten, daß es ihnen auf dem Rupertsberg am gewöhnlichsten Lebensbedürfniß fehlen würde, so hatte Hildegard viel durch sie zu leiden, und mußte den Schmerz erleben, daß mehre sie verließen und in andre Benediktiner-Klöster gingen. Doch ungleich mehr schlossen sich ihr an und ihr Convent ward bald sehr zahlreich. Hildegards Uebersiedelung fand statt im Jahr 1148.

Der Papst billigt Hildegards Schriften.

Ungefähr zu der nämlichen Zeit hielt Papst Eugenius III. eine Synode zu Trier und der Erzbischof von Mainz hielt Hildegards Schriften und Visionen für wichtig genug, um sie dem Gutachten des Vaters der Christenheit vorlegen zu lassen. Papst Eugenius nahm großen Antheil an dem, was er hörte und las, und schickte den Erzbischof von Trier und den Bischof von Verdun zu Hildegard, um bei ihr selber nach der Bewandniß ihrer Gaben zu forschen. Einfach und aufrichtig gab sie diesen einsichtsvollen Männern Auskunft über sich und höchst erbaut kehrten sie nach Trier zurück und er-

bauten den Papſt, die Kardinäle und alle übrigen Geiſtlichen ebenſo ſehr durch ihren Bericht. Der Papſt ſelbſt las aus Hildegards Schriften der Verſammlung Einiges vor. Unter den Anweſenden befand ſich der große Abt von Clairvaux, St. Bernhardus, der wohl vor allen Uebrigen befähigt war, ein erleuchtetes Urtheil über dieſe Schriften abzugeben, indem er ſelbſt ein heiliger Schriftſteller war. Der empfahl dem Papſt auf's Dringendſte nicht zuzugeben, daß dieſe wunderbare Leuchte, die Gott ſelbſt in der Zeit aufgeſtellt habe, verborgen bleibe. Die übrigen Anweſenden ſtimmten ihm bei, und ſo erließ denn der Papſt Eugenius ein Schreiben an Hildegard, worin er ihrer „Liebe Glück wünſcht" und ſie ermuntert, in aller Demuth mit Klugheit das ans Licht zu bringen, was der Geiſt durch Gottes Gnade ihr eingiebt. Auch zu ihrer Ueberſiedelung auf den Rupertsberg giebt er ihr ſeinen Segen; auch an Abt und Convent des Diſibodenberges erläßt er ein Glückwunſchſchreiben, daß unter ihrer Obhut dieß Licht aufgegangen ſei. Hildegard antwortet dem Papſt Eugenius wunderſchön, ganz demüthig und ganz erhaben, wie eine ſtille Nonne und eine ernſte Seherin. Sie fleht ihn an, die geiſtliche Zunft mit feſter Hand zu führen, um die erſchlaffte kirchliche Disciplin bei der niedern und höhern Geiſtlichkeit wieder herzuſtellen. „Das arme Gebilde zittert, daß es mit ſeinem Wort zu einem ſo hohen Meiſter ſpricht! O großer Hirt, gewähre dein Licht den Bergen und deinen Stab den Thälern. Ertheile den Obern Vorſchriften und bringe Zucht unter die Untergebenen. Den

Bergen gieb Gerechtigkeit, den Thälern das Brod des Gehorsams. Mach' ihnen die Wege richtig, daß sie vor der Sonne der Gerechtigkeit nicht verworfen erscheinen. Reinige deine Augen, o leuchtender Vater, auf daß du dieselben überall habest. Dein Herz möge aus reiner Quelle genetzt werden, auf daß du mit der Sonne glänzest und dem Lahmen nachfolgest. Breite die Gerechtigkeit des Höchsten zu Seiner Ehre aus. Die Untergebenen sind schwere Wolken, die gern oben schweben möchten; und die Oberen überschreiten die Wege der Wahrheit und ihre Bahnen sind nicht geeignet für den Flug nach dem Myrrhenberge." Genug, genug! Hildegard's Briefe bilden ein Buch, das sich auf unsere Paar Blätter nicht abschreiben läßt! Nur das ist noch zu erwähnen, daß Papst Anastasius IV. in einem Schreiben an sie „sich freut, daß der Name Christi von Tag zu Tage mehr an ihr verherrlicht wird," und sie auffordert, ihre Bitten für ihn vor dem Herrn auszuschütten;" daß Papst Adrian IV. ihr die Worte des Hohenliedes zuruft: „Wer ist sie, die aus der Wüste aufsteigt wie eine Rauchsäule?" und den Wunsch ausspricht, „ermahnende Worte von ihr zu hören;" daß der h. Bernhard „sich Glück wünscht zu der Gnade Gottes, die in ihr ist;" daß Kaiser Conrad III. „zu der Heiligkeit ihres schuldlosen Lebens und zu der Herrlichkeit des wunderbar über sie kommenden Geistes seine Zuflucht nimmt und demüthigst um ihr Gebet und ihre Ermahnungen nachsucht;" und daß Kaiser Friedrich Barbarossa ihr anzeigt, „er halte bereits das in Händen, was ihre Heiligkeit ihm in

Ingelheim vorausgesagt, und er fordere sie inständigst zur Fürbitte auf, damit er Gottes Gnade erlangen möge.“ Alle die Bewunderung, Ehrfurcht und Auszeichnung, die ihr zu Theil wurden, gab Hildegard mit ruhiger Demuth Demjenigen, dem sie sich selbst vollkommen hingegeben hatte. Als ihr der Mönch Guibert schwierige Fragen aus der heiligen Schrift zur Lösung vorgelegt hatte, schrieb sie ihm: „Gott wirkt wo er will zur Verherrlichung Seines Namens, aber nicht des irdischen Menschen. Ich habe eine bange Furcht, weil ich weiß, daß in mir keine Sicherheit ist. Aber ich hebe meine Hände zu Gott empor und wie eine Feder, welche aller Schwerkraft ermangelnd vor dem Winde fliegt, werde ich von ihm getragen.“ So ging Hildegard ohne den Schwindel des Hochmuths, wie ohne die Furcht der Feigheit sorglos auf den wunderbarsten Höhen des geistigen Lebens, sorglos, weil sie sich der Hand und der Führung Gottes überließ, und nichts sein, nichts sehen, nichts verkünden, nichts thun wollte, als was er ihr offenbarte.

Hildegards mühevolles Leben.

Die liebliche Heiterkeit der Heiligen wäre kein Verdienst, wenn sie nur friedliche Tage gehabt hätte. Hildegard hatte auch gar manche Drangsal auszustehen. Mit gewaltiger Bitterkeit erhob sich der Weltsinn gegen sie und verschrie sie als eine Närrin oder Heuchlerin. Uebelwollende kamen zu ihr, um sie auszuforschen; da Hildegard aber deren Gesinnung, sowie deren vergangenes und kommendes Leben schaute, so enthüllte sie ihnen die bösen Ge-

heimnisse, welche sie in der Brust verbargen, und dann hafteten sie die heilige Seherin. Sie empfing Alle, die zu ihr kamen, auch Böse und Tadelhafte, mit Sanftmuth und Milde, und sprach stets im Geiste der Liebe zu ihnen, aber einer reinen Liebe, welche ohne Scheu die Wahrheit sagt. Das konnten denn manche Verstockte nicht vertragen. Bei andern hingegen bewirkte sie die merkwürdigsten Bekehrungen. Juden, welche gekommen waren, um sich über sie lustig zu machen, nahmen das Christenthum an. Ein gelehrter, ganz ungläubiger Mann, der sie mit Verhöhnung aller Art verfolgte, konnte ihr endlich nicht widerstehen, bekehrte sich und überhäufte nun das Kloster mit Gaben und Wohlthaten. Für leibliche und moralische Nöthen wurde sie um Rath und Hülfe angesprochen, gegen Krankheiten, um ihren Segen und ihr Gebet. Und immer und zu jeder Stunde war sie bereit zu jeder Dienstleistung. Aber nicht bloß die Welt außerhalb ihres Klosters machte ihr viel zu schaffen; auch in die Klausur drängte sich dieselbe hinein. In der großen Schaar ihrer Genossenschaft waren Manche, welche die Eitelkeiten der Welt noch im Herzen trugen und sich noch nicht zu dem starkmüthigen Willensentschluß erhoben hatten, dieselben als Versuchungen zu bekämpfen. Hildegard, die so genau in den Herzen ihrer geistlichen Töchter las, daß sie täglich bei dem Segen nach der Complet ihn für jede Einzelne so einrichtete, daß er sich auf deren Seelenzustand bezog, setzte als heilsame Schranke gegen Eitelkeit und Weltsinn die strenge Aufrechthaltung der Regel, und führte die Zügel mit Liebe, doch

mit unbeugsamer Hand. Da klagten denn Einige, sie könnten diesen unerträglichen Druck der Zucht nicht aushalten, fielen auch mit heimlichen bösen Worten über ihre fromme Aebtissin her, und eine der weltlichsten kehrte wieder in die Welt zurück. Dies war die Tochter einer Markgräfin, welche Hildegard und dem Kloster sehr gewogen war und es stets bewiesen hatte, und das erhöhte Hildegards Kummer, bewog sie aber zu keiner schwächlichen Nachsicht. Im Gegentheil! als noch Einige jenem Beispiel folgten, ließ sie unbekümmert um das Gerede der Welt sie ziehen und freute sich, daß dadurch der Waizen Gottes von der Spreu gesäubert werde. Im Bewußtsein, eine auserlesene Schaar von Gottesbräuten allmälig versammelt und herangebildet zu haben, konnte sie eine neue Klosterstiftung wagen und gründete oberhalb Rüdesheim im Rheingau, zwischen Weingeländen und lieblichen grünen Hügeln, das Kloster Eibingen für einen Convent von dreißig Nonnen, die unter einer Priorin standen, welche unter dem Gehorsam der Aebtissin auf dem Rupertsberg verblieb. Doch auch hierauf sollte Hildegards Thätigkeit nicht beschränkt bleiben. Sie ward veranlaßt, zum Heil der Seelen große Reisen zu machen, und nicht bloß in Klöstern ihres Ordens, sondern überhaupt in der gesammten Geistlichkeit den Glauben zu kräftigen und die Zucht zu heben. Sie war in Franken und Schwaben, in den Rhein- und Moselländern, endlich im hohen Alter in Frankreich, um eine Wallfahrt zum heil. Martin von Tours zu machen und ihre späteren Schriften der berühmten theologischen Univer-

sität zu Paris zur Prüfung vorzulegen. Denn obwohl der ganze Klerus ihrer Zeit mit Demuth und Liebe oder mit Furcht und Zittern auf die Stimme Gottes horchte, die aus Hildegard sprach, und obwohl ihre Visionen sie veranlaßten, rücksichtslos die Wunden der Kirche und vorzugsweise, weil sie die wichtigsten und gefährlichsten sind, die Wunden der lehrenden Kirche zu enthüllen, um sie verbinden und heilen zu können: so blieb Hildegard doch stets die demüthigste Tochter dieser lehrenden Kirche, weil sie in derselben den heiligen, unwandel- und unfehlbaren Geist streng vor dessen immer gebrechlichen, weil menschlichen Werkzeugen unterschied. Diese Demuth im hohen Alter, nachdem sie zu einer solchen Höhe des Ruhmes emporgestiegen und ein solches geistliches Orakel für ihr Jahrhundert geworden war, ihre Schriften prüfen zu lassen, ob sie auch mit dem ewigen Dogma der Offenbarung übereinstimmten, ist vielleicht die schönste Blume in Hildegards ewiger Krone.

Hildegard's Wunder und Tod.

Das Wesen dieser Lieblingstochter Gottes war ja Ein Wunder, deßhalb verbreitete sie Wunder rings um sich her. Wie sie Zeit und Raum und Menschenherzen durchschaute, so beherrschte sie Erscheinungen in der sichtbaren Welt, in der Natur und des Bösen. Als sie über den Rhein fuhr um Eibingen zu gründen, brachte man ihr am Ufer von Rüdesheim ein blindgebornes Kind entgegen, damit sie es sehend mache. Sie schöpfte Wasser aus dem Rheine in ihre Hand, segnete es, benetzte des Kin-

des Augen, und ſie öffneten ſich dem Licht. Ein junges vornehmes Fräulein in Trier war von einer thörichten Leidenſchaft für einen Mann befallen, der keine Vorzüge hatte außer körperlicher Schönheit. Hildegard ward von den betrübten Eltern um Hülfe angeſprochen. Unter Gebet und Thränen ſegnete ſie Brod von ihrem Tiſche und ſchickte es dem jungen Fräulein. Dieſe aß davon und vergaß ihre Thorheit. Die jahrelangen Leiden eines beſeſſenen Weibes, die bis dahin jeder geiſtlichen und leiblichen Hülfe widerſtanden, endete Hildegard's Gebet und Buße, die ſie von Maria Lichtmeß bis zum Oſterſabbath ſich auflegte. Noch andere Unglückliche befreite ſie von ähnlichen Uebeln, und wie viel Kranke ſie geheilt hat, iſt gar nicht zu zählen. Für ſich ſelbſt und ihre Leiden machte ſie keinen Gebrauch von ihrer übernatürlichen Heilkraft; ſie wußte zu gut, welch' eine Gnade es iſt, Leiden anzunehmen und zu tragen aus Liebe zu Gott, der ſie verhängt. Daher war ſie gerade in den Peinen ihrer martervollen Krankheiten ſo innig mit Gott vereint, daß dieſe Vereinigung auch äußerlich zum Vorſchein kam, indem ein helles Licht ſie auf dem Krankenbett umſtrahlte. Und dieß ſelbe Licht ging von ihr aus, wenn ſie leiſe kirchliche Hymnen ſingend durch die Gänge des Kloſters wandelte. Es gefiel Gott dieß Leben, das von ſo großem Segen für die Menſchheit war, bis in's höchſte Alter zu erhalten, und ſeine heilige Dienerin erſt in ihrem zweiundachtzigſten Jahre heim zu rufen. Wie faſt allen Heiligen ward auch ihr die Gnade zu Theil, ihre Sterbeſtunde vorher zu wiſſen, ſo daß ſie mit

großer Inbrunst auf ihr Abscheiden sich vorbereiten konnte, als ihre letzte Krankheit sie ergriff. Am 17. September des Jahres 1179 verließ sie diese Welt, in der sie mehr gleich einem himmlischen als einem irdischen Wesen gelebt hatte, und alsbald fanden zwei wunderbare Heilungen neben ihrer gebenedeiten Hülle statt. Vor dem Altar in der Klosterkirche auf dem Rupertsberge ward sie feierlich bestattet, und die Gebetserhörungen nahmen im Laufe der Zeit so an ihrem Grabe zu, daß man im Jahr 1233, als ihr Leben und ihre Wunder noch im frischesten Andenken waren, ihren Kanonisationsprozeß begann, der jedoch durch eine besondere Zulassung Gottes nie zu Ende geführt worden ist, so daß die Rheinlande nicht die Ehre und Freude haben, daß ihre Hildegard feierlich zu Rom für heilig erklärt worden sei. Ihr Kultus aber ward gestattet. In dem traurigen dreißigjährigen Kriege, der in Deutschland so viel Schönes zerstört hat, verwüsteten die Schweden auch das Kloster auf dem Rupertsberge dermaßen, daß die Klosterfrauen genöthigt waren über den Rhein nach Eibingen zu fliehen um die Gebeine der Heiligen in diesem von ihr gegründeten Kloster zu bestatten. Jetzt, nachdem leider! leider! all' die schönen alten Klöster seit dem Jahr 1802 im Rheingau aufgehoben sind, befinden sie sich in der Pfarrkirche zu Eibingen.

Ida Hahn-Hahn.

Der heilige Johannes von Gott,

Stifter der Barmherzigen Brüder.

Geburt und Kindheit des hl. Johannes.

Zu Monte moro novo im Königreich Portugal lebte ein armes, gottesfürchtiges Ehepaar, welches der liebe Gott mit einem einzigen Sohne segnete. Der Knabe kam im Jahre 1495 auf die Welt und erhielt in der heiligen Taufe den Namen Johannes. Still und fromm wuchs er bei seinen Eltern auf, trieb deren Ziegen auf die Weiden und dachte viel, während er sie hütete, an die liebe heilige Mutter Gottes, betete auch manches Ave Maria zu ihr. So hatte er sein achtes Jahr zurückgelegt. Da klopfte eines Tages ein armer Reisender an die Thüre seiner Eltern und bat um gastfreundliche Aufnahme; denn auf dem weiten Wege von Madrid nach seiner Heimath Lissabon war er sehr müde geworden. Die guten Leute hießen ihn herzlich willkommen und baten ihn, sich einige Tage recht bei ihnen auszuruhen. Das nahm der Reisende dankbar an, und da er Nichts hatte, um ihnen seine Erkenntlichkeit zu beweisen, so wollte er sie wenigstens durch seine Unterhaltung ergötzen, und beschrieb ihnen seine Reise und ganz besonders Madrid und dessen Sehenswürdigkeiten aufs Herrlichste. Keinem gefiel dies besser als dem kleinen Johannes. Er meinte, Madrid müsse so ein Stückchen vom Himmel sein. Es erwachte eine unbeschreibliche Sehnsucht nach all jenen Herrlichkeiten in ihm, und als der Reisende Abschied genommen und gestärkt seinen

Weg fortgesetzt hatte, da wurde dem Johannes die Zeit so lang bei seiner Ziege und bei seinen Eltern und in seinem Dorfe, daß er eines Morgens in aller Frühe auf und davon ging und nicht mehr heimkehrte; denn er wollte nun auch fremde Länder sehen. Der Abend kam für die armen Eltern, aber weder Johannes, noch die Ziege. Letztere fanden sie nun zwar bald, angebunden am Rande eines Grabens; doch ihren Sohn fanden sie nicht. Sie suchten ihn die ganze Nacht; Tags darauf halfen auch die Nachbarn suchen. Noch später wurden im größeren Umkreise Nachforschungen angestellt, umsonst. Johannes war und blieb verschwunden. So viel Angst und Herzeleid um ihr einziges Kind konnte aber die arme Mutter nicht ertragen. Sie legte sich hin und starb, und der arme Vater, der nun zwanzig Tage nach dem Verschwinden seines Sohnes Wittwer war, wendete sein betrübtes Herz ganz von der Welt ab, ging nach Lissabon in ein Franziskanerkloster und lebte und starb dort in großer Gottseligkeit. Johannes aber schweifte umher, wo und wie? darüber fehlen die Nachrichten.

Johannes wird Hirt und dann Soldat.

Daß die Welt und ihre Sehenswürdigkeiten ihm so gut gefallen hätten, wie er sie nach den Schilderungen des Reisenden sich vorgestellt hatte, ist sehr unwahrscheinlich. Nach zwanzig Jahren finden wir ihn erst wieder, und zwar als Hirten bei einer jener ungeheuern Schaafheerden, wie man sie nur in Spanien kennt. Sie gehörte dem Grafen von Oropeza, und Johannes war bei dem Oberhirten

in Dienſt getreten, um ſein Leben zu friſten. Er ſchwang ſich bald ſelbſt zum Aufſeher empor und ſollte nun die Tochter des Oberhirten heirathen. Da ergriff ihn aber die alte Neigung zum Vagabundenleben plötzlich wieder mit ſolcher Heftigkeit, daß er die Heerden, die Braut und die Ausſicht auf gute Tage im Stiche ließ und abermals auf und davon ging. Nach einigem Umherwandern nahm er Kriegsdienſt in dem Heere, welches Kaiſer Carl V. zur Belagerung von Fuentarabia gegen Frankreich ſchickte. Hier erging es ihm nun ſehr übel. Zwiſchen ſeinen lockern und rohen Kameraden wich nach und nach das geringſte Ueberbleibſel von Tugend dermaßen aus ſeinem Herzen, daß er ſich über Nichts ſchämte, als daß er noch nicht ſo verdorben war, wie jene. Dennoch verließ ihn die unermeßliche Gnade Gottes nicht ganz; denn inmitten ſeines wüſten Lebens erhielt ſie das Vertrauen zur heiligen Mutter Gottes in ihm wach. Auf ſeinen Kriegeszügen wurde er einmal beim Fouragiren von ſeinem ſcheuen Pferde ab- und ſo heftig auf einen Steinhaufen geworfen, daß er beſinnungslos liegen blieb. Als er wieder zu ſich kam, fühlte er ſich zu ſchwer verwundet, um aufſtehen zu können. Das brachte ihn in große Gefahr, von den Franzoſen gefangen zu werden. In dieſer Noth rief er die heilige Mutter Gottes um Hülfe an, und ſiehe! er fand Erhörung. Er gewann plötzlich Kraft genug, um zu ſeinem Heerhaufen zurückkehren zu können. Da aber vergaß er wieder das Beten. Ein andermal ging's ihm noch übler. Sein Hauptmann hatte ihm Beute zur Bewachung anvertraut, und Johannes

hütete sie so schlecht, daß sie von Dieben gestohlen wurde. Der entrüstete Hauptmann befahl, den schlechten Wächter auf der Stelle am nächsten Baum aufzuhängen. Johannes rief die heilige Mutter Gottes um Rettung an; siehe! da kam ein vornehmer Herr des Weges gereist, bat den Hauptmann um Gnade für den armen Sünder und erhielt sie; Johannes war gerettet. Allein den Abschied gab ihm der Hauptmann dennoch, und Johannes dachte eher an alles Andere, als sich dankbar zu Gott zu wenden. Jetzt ging er wieder zu seinem alten Herrn, dem Oberhirten des Grafen von Oropeza in Kastilien, zurück, ward freundlich aufgenommen, fand seine Stelle unbesetzt wieder, fand auch seine Braut wieder und hätte nun ein häusliches Leben beginnen können. Aber seine Sitten waren in dem wüsten Soldatenleben schlimm verwildert; die stille Häuslichkeit und die einförmige Beschäftigung sagten ihm gar nicht zu. Er blieb freilich ein Paar Jahre dort, doch nur weil er nicht wußte, wohin sonst sich wenden. Als neuer Kriegslärm im Lande erscholl, sagte er seinem Herrn und seiner Braut für immer Valet, ließ sich anwerben und zog nun erst recht in die weite Welt hinein. Gegen den Türken ging es und gegen den muhamedanischen Seeräuber Hehradin Barbarossa, der wie ein Fürst zu Algier und Tunis saß und mit seinen Seeräubereien das ganze mittelländische Meer in Schach hielt. Das war so recht etwas für Johannes. Er hieb sich wacker mit den Ungläubigen herum und hatte Gelegenheit vollauf zu Wasser und Lande die Welt und ihre Merkwürdigkeiten zu sehen.

Johannes sucht seine Eltern auf.

Er war nun schon über zwei und dreißig Jahre von Monte moro novo entlaufen, und es regte sich das Verlangen in ihm, seine guten Eltern, die inzwischen recht alt geworden sein mußten, einmal wiederzusehen; von dem Heere entlassen, welches 1536 aufgelöst wurde, machte er sich auf und kam endlich in seinem heimischen Dörfchen an. Da ereignete sich etwas Seltsames: er hatte den Namen seiner Eltern vergessen! Er fand sie nicht blos nicht, sondern überhaupt gar keine Spur von ihnen, weil er nicht wußte, wie und bei wem er Erkundigungen über sie einziehen solle. So empfand er ein Weniges von dem Herzeleid, welches sie wegen seiner Flucht ausgestanden hatten. Vielleicht rief er wieder die hl. Mutter Gottes an; genug, es fügte sich nach einiger Zeit, daß er mit einem alten Mann zusammentraf, und daß sich Beide im Laufe des Gespräches als Oheim und Neffen erkannten. Da hatte Johannes denn Anfangs eine große Freude, die sich aber schnell in Trauer umwandelte, als sein Oheim ihm von dem gottseligen Tode seiner guten Eltern erzählte. Daß er ihr frühes Ende verschuldet, namentlich das Herz seiner armen Mutter gebrochen habe, erkannte er deutlich, und auf den ersten Schmerz folgte bald Nachdenken und Ernst, die ihm sonst ziemlich fern lagen. Sein Oheim schlug ihm vor, in sein Haus zu ziehen, als sein Sohn bei ihm zu leben und dafür dereinst sein Erbe zu werden; doch Johannes antwortete mit Thränen im Auge: „Die Eltern sind todt, ich kann nicht hier bleiben, das Gewissen leidet es nicht! ich will mir einen

Ort suchen, wo ich aufrichtige Buße thun und Gott von ganzem Herzen dienen kann.“ Das gefiel dem Oheim sehr gut. Er gab dem Johannes seinen Segen und sprach: „So gehe denn, mein Sohn, und bitte den lieben Gott um die Gnade, deinen Entschluß auszuführen, wenn er Ihm wohlgefällig ist, und mögest Du auf die Fürbitte deiner frommen Eltern dereinst zu ihnen in den Himmel kommen.“

Darauf nahmen sie herzlich von einander Abschied und Johannes verließ auf immer Monte moro novo.

Johannes beginnt seine Bekehrung und geht nach Afrika.

Er zog weit weg nach dem wunderschönen Lande Andalusien, wo die herrliche Stadt Sevilla zwischen Citronen- und Orangenhainen liegt. Dort trat er wieder als Schäfer in den Dienst einer sehr begüterten Dame und hütete ihre Heerden. Hätte er mit seinem Gewissen Frieden gehabt, so wär' es ihm dort recht wohl ergangen; aber das ließ ihm keine Ruhe! Ein Hitzkopf war er immer gewesen; nun warf er sich mit Heftigkeit in die Reue hinein, und der Elternmord lastete ihm auf der Seele, so daß er einen ganz ungeordneten Drang nach Buße empfand, und oft, während er seine Heerde hütete, ganze Nächte durchwachte mit dem Angesichte auf der Erde liegend. Aber der barmherzige Gott, der immer auf die leiseste Wendung zum Guten in des Sünders Seele zu lauschen scheint, sah mit Wohlgefallen, wie gewaltig Johannes kämpfte, um die Fesseln zu zerreißen, die ihn an sein böses Leben ketteten; er seufzte unaufhörlich über seine Sünden und bat

Gott mit tauſend bittern Thränen um Verzeihung. Ein gedemüthigtes und zerknirſchtes Herz hat Gott nie verachtet, und auch in Johannes verachtete er es nicht. Er zog im Gegentheil den armen Sünder immer mächtiger zu ſich, und Johannes widerſtrebte der Gnade nicht und ließ ſich von ihr ziehen.

Aber wieder litt es ihn nicht länger bei ſeiner Heerde, und wieder beſchloß er, in die weite Welt zu gehen, doch jetzt in einer andern Abſicht als ſonſt: jetzt, um ſeinem Gott zu dienen, den er ſo ſchwer beleidigt hatte, und um, wo möglich, in dieſem Dienſte die Krone der Märtyrer zu gewinnen. Nach Afrika wollte er und dort ſeine unglücklichen Brüder, die Chriſtenſclaven, welche von den muhamedaniſchen Seeräuberfürſten in ſchwerer Gefangenſchaft gehalten wurden, pflegen, tröſten und bedienen und allen möglichen Beiſtand ihnen leiſten. So wandelte ſich allmälig der unklare Drang nach einer großen Buße in das klare Verlangen nach einer großen Liebe. Barmherzig, wie die Liebe Gottes für ihn war, wollte er fortan Gott zu Liebe für den Nächſten ſein. Mit dieſer Geſinnung begab er ſich auf die Reiſe. In Gibraltar traf er mit einem portugieſiſchen Edelmann zuſammen, der vom König von Portugal zur Strafe für irgend ein Vergehen in die afrikaniſche Stadt Ceuta verbannt wurde. Von allen Mitteln entblößt, begab ſich dieſer arme Herr mit ſeiner Frau und ſeinen vier kleinen Töchtern in die traurige Verbannung. Dieß unglückliche Schickſal rührte Johannes ſo herzlich, daß er auf der Stelle unentgeltlich in den Dienſt des Edelmanns trat und mit ihm nach Afrika überſchiffte. Kaum

waren sie in Ceuta angelangt, so zog die ungesunde Luft und der bittere Gram dem armen Edelmann eine bösartige Krankheit zu. Um ihm nur die nothdürftigste Pflege zukommen zu lassen, mußte seine Frau die geringen Habseligkeiten und Kleidungsstücke, die sie mitgebracht hatten, verkaufen und bald gerieth die ganze Familie in die kläglichste Noth. Um sie abzuwehren, veräußerte nun Johannes das Wenige, was er selbst besaß, und als auch dieses nicht lange ausreichte, arbeitete er um Tagelohn für den Herrn, dem er sich Gott zu Liebe dienstbar gemacht hatte, und brachte jeden Abend der Frau den Lohn für seine Arbeit. Gott segnete dieses sein erstes Werk der Barmherzigkeit mit unaussprechlich süßen innern Tröstungen, so daß Johannes trotz seiner mühseligen Arbeit ein Leben voll überströmender Freudigkeit führte.

Er war aber noch lange nicht vollkommen genug, um in der unzerstörbaren Freude beharren zu können. Ein junger gefangener Spanier arbeitete täglich an den öffentlichen Bauwerken neben Johannes, und sie wechselten manches freundliche Wort mit einander. Einer der Aufseher konnte diesen Jüngling durchaus nicht leiden und mißhandelte ihn unausgesetzt aufs Grausamste. Um nun diesen Quälereien zu entgehen, war der Jüngling schwach genug, sich zum Abfall verleiten zu lassen und den heiligen katholischen Glauben abzuschwören. Das betrübende Ereigniß erfüllte Johannes mit einem solchen Kummer, daß er wie geistesverwirrt wurde. Er glaubte durch seine Sünden Schuld an dem Abfall des jungen Menschen zu sein und dereinst die Ver-

antwortung dafür übernehmen zu müssen. Die Freude wich aus seiner Seele, Gram und Verfinsterung zogen hinein; er härmte sich ab mit Thränen und Wehklagen, bis Gott ihn zu einem erleuchteten Beichtvater führte, der ihm befahl nach Spanien heim zu reisen. Das geschah im Jahre 1538.

Johannes ferneres Leben.

Auf spanischem Grund und Boden angelangt, ergriff er sogleich in der Stadt Gibraltar ein Gewerbe; und zwar ein solches, bei dem es ihm möglich ward, manches gute Wort zu Ehren seines Herrn und Meisters zu sprechen: er trieb Handel mit frommen Bildern und Andachtsbüchern. Seine Käufer ermahnte er mit solcher inbrünstigen Liebe zur Frömmigkeit, daß Alle ihm gern zuhörten. Auch beschränkte er bald seinen Handel nicht allein auf Gibraltar, sondern zog tief und tiefer ins Land hinein gen Granada. Eines Tages traf er einmal ein gar holdseliges ärmlich gekleidetes Knäbchen, das barfuß äußerst mühsam einherging. Dies rührte den mitleidigen Johannes unbeschreiblich, und er zog auf der Stelle seine Schuhe aus und dem Kinde an. Da sie aber viel zu groß waren, so wurden sie dem Kinde nur hinderlich. Da nahm Johannes das Kind auf den Rücken und trug es bei brennender Sonnengluth auf höchst beschwerlichen Pfaden so lange, bis er selbst ganz abgemattet war. Zum Glück gelangte er an einen Bach; da sprach er: „Liebes Kind, setze dich ein wenig unter diesen Baum, bis ich getrunken habe;" ließ den Knaben von seinen Schultern herab und ging zum Bache. Da

rief das Kind plötzlich zu seinem höchsten Erstaunen: „Johannes!“ und als er sich umschaute, hielt ihm das Kind einen Granatapfel entgegen, aus dem ein Kreuz sich erhob, und sprach mit wundersüßer Freundlichkeit: „Johannes von Gott, zu Granada wird dein Kreuz sein“ und verschwand in herrlichem Lichtglanze. Johannes aber wunderte sich sehr, daß er den Sohn Gottes für ein gewöhnliches Menschenkind gehalten habe, setzte froh und erwartungsvoll seinen Weg fort und langte wohlbehalten in Granada an. Unter dem Hauptthore schlug er seine kleine Bude auf, und Gott segnete sein frommes Gewerbe.

Am Feste des heiligen Sebastian begab er sich mit vielem Volke nach der Einsiedelei, welche diesem Heiligen geweiht ist. Dort predigte der gottselige Priester und berühmte Prediger Johann von Avila. Er predigte von der Liebe und Treue, mit welcher St. Sebastian an Gott gehangen, und welche Marter er beharrlich ausgestanden habe; und so müsse jeder Gläubige Schmach und Pein mit Freuden erdulden und lieber tausendmal in Qualen sterben, als ein einziges Mal freiwillig Gott beleidigen. Solche Worte zerschnitten dem Johannes die Seele. Sein heißer Kopf und sein von Reue zermalmtes Herz wallten über; gebadet in einem Strome von Thränen bekannte er laut und öffentlich die Sünden seiner Vergangenheit, zerschlug seine Brust und schrie zu Gott um Barmherzigkeit. Wie irre von Schmerz, laut klagend und jammernd wandelte er dann durch die Straßen der Stadt, wo die Leute, die Nichts von der Predigt des Johann

von Avila wußten, ihn für einen Wahnſinnigen hielten, weil er ſich dem vollen Ausbruch ſeiner Reue über ſein früheres böſes Leben hingab. Der Pöbel rottete ſich zuſammen, höhnte und ſchmähte ihn, mißhandelte ihn mit Steinwürfen und Stockſchlägen, und wund und blutig wie St. Sebaſtian kam Johannes endlich in ſeiner Behauſung an.

Er begann nun Alles, was er beſaß und erwarb, an die Armen zu vertheilen und in der äußerſten Dürftigkeit zu leben. Das kam den Leuten ſchon ſehr wunderlich vor. Kamen nun die Anfälle ſeiner gewaltigen Reue, ſo irrte er wehklagend durch die Straßen von Granada und ward nun vollends für einen Narren gehalten. Bei einer ſolchen Veranlaſſung führten ihn einſt mitleidige Menſchen fort aus dem Pöbelhaufen und zu Johann von Avila. Vor dem ſchüttete Johannes ſein zerknirſchtes Herz aus, beichtete alle Sünden ſeines Lebens und bat ihn, ſein geiſtlicher Vater zu werden und ihn auf den Weg des Heils zu führen. Der fromme Diener Gottes hatte großes Mitleid mit ſo viel Sünde, ſo viel Reue und ſo viel gutem Willen. Er nahm den Johannes liebreich unter ſeine geiſtlichen Söhne auf und ermahnte ihn vor Allem; ein unbedingtes Vertrauen zu dem lieben Heilande und ſeiner maßloſen Barmherzigkeit zu faſſen; dann aber auch dazu, nicht wieder ſeinen Sinn zu ändern, ſondern aus Liebe zu Gott bei Reue und Buße bis zum Ende auszuharren. Dieß war es, was Johannes wünſchte, und nun wuchs ſeine Liebe zu Gott von Tag zu Tag und mit ihr die Reue über ſeinen Undank, und mit der Reue das Verlangen nach Buß-

werken. Und voll dieses hl. Verlangens rief er eines Tages laut vor dem Volke, das sich um seine kleine Bücherbude versammelt hatte: „O ich böser Mensch, habe Gott so sehr beleidigt! weßhalb werde ich denn nicht mit Füßen getreten und als das verächtlichste Geschöpf unter der Sonne in irgend einen Winkel geworfen!“ Da schien es Allen ganz klar, daß er wahnwitzig sein müsse, und man ergriff ihn, sperrte ihn in das Narrenhaus und wandte die grausamsten Mißhandlungen an, um ihn von seiner vermeintlichen Geisteskrankheit zu befreien; aber im Geiste der Buße zur Strafe und Sühnung seiner Sünden ertrug er schweigend und froh Alles als eine willkommene Abtödtung.

Inzwischen hörte Johann von Avila von diesem Ereigniß. Er begab sich sogleich in das Irrenhaus, fand seinen armen geistlichen Sohn ganz erschöpft und mit Wunden bedeckt, aber von Irrsinn keine Spur. Johannes mußte ihm also den Zusammenhang erklären. Dieser Bußgeist rührte den erleuchteten Priester zwar sehr; dennoch rieth er, diese ungewöhnliche Lebensweise zu ändern und eine solche zu ergreifen, durch die er seinem Nächsten nützlich werden könne. Johannes gehorchte sogleich seinem Seelenführer und benahm sich zum höchsten Erstaunen seiner Wächter plötzlich wie ein ganz ruhiger vernünftiger Mensch, so daß man ihn bereitwillig aus der Haft ließ. Hierauf diente er noch einige Zeit den Kranken im Irrenhause und befestigte sich in dem Entschlusse, von jetzt an aus allen Kräften arme Kranke zu pflegen. Deßhalb empfahl er sich dem besondern Schutze der heiligen Mutter Gottes

und trat ihr zu Ehren am Tage der heiligen Urſula 1539 eine Pilgerfahrt nach dem Gnadenort von Unſerer Lieben Frau zu Guadaloupe an.

Johannes ſtiftet ein Spital.

Von ſeiner Wallfahrt kehrte er, mit großen Gnaden geſegnet, nach Granada zurück. Seinen Buch- und Bilderhandel ſetzte er nicht fort, ſondern begann einen Holzhandel, und auf demſelben ruhte ein ſolcher Segen, daß er bereits im Jahre 1540 im Stande war, ein Haus zu miethen, arme Kranke darin aufzunehmen und für alle Bedürfniſſe ihrer Pflege mit einer ſolchen Umſicht und Thätigkeit zu ſorgen, daß ganz Granada höchlichſt darüber erſtaunte. Bald hatte Granada nicht blos zu erſtaunen, ſondern zu bewundern; denn die weiſe Sorgfalt dieſes armen Narren berückſichtigte die geiſtigen Bedürfniſſe ſeiner Pfleglinge ſo gut wie die leiblichen. Früh Morgens ging er durch die Krankenſäle und kniete nieder, ſprach ein Gebet vor, und die Kranken beteten es nach. Darauf kam der Sacriſtan und erklärte denjenigen, welchen ihr Befinden es erlaubte, einen Abſchnitt aus dem Katechismus. Johannes ging wie ein zärtlicher Vater von einem Bette zum andern, pflegte und diente, tröſtete und ermuthigte überall, und bat die Kräftigeren ſo freundlich, ihm behülflich zu ſein, daß er ſich in den Geneſenden gute Wärter und Helfer heranbildete. Man fing an, dem Krankenhauſe Theilnahme zu ſchenken, dann einige Almoſen, und als man gewahr wurde, wie ſehr die Anſtalt ſich hob

und gedieh, da entstand eine allgemeine Freude und ein Wetteifer, um Johannes mit Allem zu versehen, was seine Pfleglinge irgend bedurften: Betten und Linnen, Speise und Trank, Geld und Kleider trugen Granadas Einwohner ihm reichlich zu. Seine Freude über diesen gesegneten Fortgang seines Spitals äußerte sich durch den verdoppelten Eifer, mit welchem er sich allen Mühseligkeiten und Beschwerden im Dienste der armen Kranken unterzog. Am Tage pflegte und versorgte er sie, und Nachts ging er umher und suchte sie auf, theils in ihren elenden Wohnungen, theils auf der Straße, lud sie auf seine Schultern und trug sie in sein Spital.

Bei einer solchen nächtlichen Wanderung fand Johannes einst an einer Straßenecke einen halbtodten, mit Wunden bedeckten Mann, der fast nackt und ganz mit Blut überronnen war. Von der Stirn bis zu den Fußsohlen war er wie zerfleischt; nie hatte Johannes etwas Aehnliches gesehen! So sanft wie möglich hob er den Unglücklichen auf, nahm ihn auf den Rücken und begann ihn zu tragen. Johannes war ein kräftiger Mann, an harte Arbeit gewöhnt, überdieß gestärkt durch die heilige Liebe; allein diesen Verwundeten zu tragen wurde ihm so merkwürdig schwer, daß er, obwohl mit großem Widerstreben, nach einiger Zeit athemlos sagte: „Mein Freund, könntest du vielleicht gehen, wenn ich dich unterstützte und führte?“ Aber der Verwundete sprach: „Trage mich weiter, mein Bruder Johannes, ich bitte dich.“ Er sagte das in einem so flehenden Klageton, daß es dem Johannes durchs

Herz schnitt, und Erbarmen mit dem Leidenden ihm frische Kraft gab. Dennoch reichte diese nicht aus für die Last, die er trug, und abermals sah er sich genöthigt, vor Kraftlosigkeit still zu stehen und zu fragen: „Mein Freund, könntest du nicht ein wenig gehen?“ Abermals erhielt er die bittere Antwort: „Trage mich weiter, mein Bruder Johannes.“ Da ergriff ihn ein heißer Schmerz, daß er den Liebesdienst so unvollkommen leiste, und er raffte all seine schwindende Kraft zusammen, beschloß unter seiner Last lieber zu Boden sinken zu wollen, als noch Einmal den Versuch zu machen, sie abzulegen, und setzte im Namen Gottes seinen Gang fort. Der wurde ihm nun so sauer, daß seine Kniee wankten, seine Augen sich verdunkelten und Angstschweiß von seiner Stirne floß; aber er sagte kein Wort; er betete und schleppte sich und seinen Kranken weiter und weiter und glücklich bis vor die Pforte des Spitals. Da sank er entkräftet und ohnmächtig hin. Aber der Verwundete sprach zu ihm: „Ich danke dir, mein Bruder Johannes, daß du mich und mein Kreuz getragen hast.“ Und als der Thürhüter draußen sprechen hörte und die Pforte öffnete, fand er Johannes knieend in seliger Entzückung; allein es war Niemand bei ihm.

Johannes empfängt einen schönen Namen.

Wer sich am Meisten über das Spital und dessen Stifter freute, das war der fromme Erzbischof von Granada. Er sah, wie viel des leiblichen und geistigen Guten daraus hervorging; darum nahm er es in seinen besondern Schutz, forderte Jedermann

auf, es zu unterstützen und wendete eine beträchtliche Summe auf, um der Anstalt für die Zukunft Bestand zu geben. Auch erfreute er Johannes mit gutem Rathe, ermunterte ihn zur Ausdauer, warnte ihn auch manchmal. Dies geschah einst, weil der Erzbischof große Klagen über Johannes gehört hatte, der Landstreicher und liederliche Weiber in seinem Spitale aufnehme. Allerdings verhielt es sich so; Johannes begehrte kein Tugendzeugniß, um barmherzig zu sein. Als sein Erzbischof ihm dies nun ein wenig verwies, fiel Johannes ihm weinend zu Füßen und sprach mit großer Herzenseinfalt: „Ach, der Sohn Gottes kam zum Heile aller armen Sünder in die Welt, und ich bin der Größte von allen. Wie dürfte ich wohl irgend Einem die Aufnahme verweigern, da ich im ganzen Spital Niemand unwürdig finde, das Brod der Armen zu essen, als mich allein!“ Diese schlichte Demuth erfüllte den frommen Erzbischof mit solcher Ehrfurcht, daß er fortan den Johannes ungestört walten ließ.

Durch ihn hörte auch der Bischof von Tuy, der zu Granada Präsident der königlichen Kammer war, von Johannes, so daß er begierig wurde, den seltenen Mann kennen zu lernen. Er lud ihn zu Tisch und unterhielt sich ausschließlich mit ihm. Im Laufe dieses Gespräches fragte ihn der Bischof nach dem Namen seiner Eltern. Johannes erwiederte, er habe ihn vergessen. „So sollst Du fortan Johannes von Gott heißen,“ sprach der Bischof, ermunterte ihn, einen Orden zu stiften, schrieb ihm ein Ordenskleid vor und legte es ihm später an.

Im kindlichen Gehorsam empfing und trug Jo-

hannes seinen Namen und seinen Habit und sammelte fromme Männer um sich, die sich um der Liebe Gottes willen der Pflege der armen Kranken widmen wollten. Dies ist der Anfang der Genossenschaft der barmherzigen Brüder, die sich später unter dem Segen Gottes über die ganze Christenheit ausgebreitet hat. Johannes verfaßte aber nie eine Ordensregel für seine Schüler, nahm ihnen auch nie Gelübde ab; Beides wurde erst nach seinem Tode eingeführt, um der Genossenschaft mehr Einheit und Bestand zu geben. Er hielt sich für Nichts berufen, was der Welt groß und ehrenvoll hätte scheinen können; nur dafür: die armen Kranken zu bedienen und allenfalls Andere zu diesem Dienst anzuleiten.

Von den Leiden und der Liebe des Johannes von Gott.

Ja, so demüthig, so einfältig, so fromm, so barmherzig war er und mußte doch so viel leiden! Für die größten Liebesdienste fand er oft den schnödesten Undank; für eine unbegrenzte Aufopferung Verkennung, gar Haß. Falsche Urtheile, üble Nachrede, Hohn und Schmach, Verdächtigung aller Art, Nichts wurde ihm erspart. Je mehr er sich in Demuth zu verbergen suchte, desto hinreißender wurde sein Beispiel für die Guten, aber auch der Haß der Bösen. Allein Johannes kämpfte mit und für Christus; darum waren Geduld und Liebe seine Waffen. Wurde ihm eine recht große Schmach angethan, so sprach er: „Herr, Deine Dornen sind meine Rosen und Deine Leiden mein Paradies;“ und verblieb in seiner stillen Heiterkeit.

Zuweilen gab es doch einen Stillstand der Pein von der Seite der Welt her. Doch er von seiner Seite hörte nie auf sich zu peinigen. Der schwere Krankendienst war ihm nicht genug, all seine Liebeswerke und seine unermüdlichen Sorgen bei Tag und bei Nacht genügten ihm nicht. Obwohl er sich aufzehrte im Dienste seines göttlichen Herrn und Meisters, so marterte er dennoch seinen Leib auf jede Weise. Nur Einmal im Tage und ganz wenig aß er; Freitags nur Wasser und Brod, und bei dieser Mahlzeit geißelte er sich. Sein Lager war hart wie der Fußboden, und ein Stein diente ihm als Kopfkissen. Seine Kleidung war die armseligste, sein Haupt stets unbedeckt in glühender Sommerhitze wie im kalten Winter; von Schuhen keine Rede. Nur ein Labsal hatte er: das Gebet, worin er seine Wonne und stets neue Gnaden fand. Wenn der Dienst ihm einige Freiheit gönnte, so verbrachte er ganze Nächte, statt im Schlaf, im Gebet für Kranke, Arme, seine Feinde und besonders für die armen Sünder, damit sie sich zu Gott bekehrten.

Wer „von Gott" ist, der muß vor Allem lieben wie Gott; denn „Gott ist die Liebe." Das that Johannes. Er widmete sich zwar vorzugsweise seinem Spital und Allem, was damit in Zusammenhang war, weil Gott gerade dieß Werk in seine Hand gelegt hatte. Doch jedes andere fand ihn eben so bereitwillig, wenn er den Willen Gottes darin erkannte. Er hatte eine große Gewalt über die Seelen, um sie zu milden Gaben zu veranlassen, und viele Personen vertrauten ihm die Vertheilung ihrer Almosen an; daher standen ihm oft große

Mittel zu Gebote, mit welchen er allgemeinen Bedürfnissen abhalf. So führte er einen geräumigen Bau in Granada auf, in welchem über zweihundert Obdachlose, sei es Reisende, sei es Dürftige, Nachts ein Unterkommen fanden und im Winter sich erwärmen konnten. Dadurch verschwand viel Gesindel von den Straßen und manche Beleidigung Gottes unterblieb, die durch Hunger und Kälte und durch Mangel an Dach und Fach hervorgerufen wird.

Mit großartiger Vorsorge ließ er eine genaue Aufzeichnung aller Hülfsbedürftigen in der ganzen Provinz anfertigen, um für die Noth eines Jeden sorgen zu können. Der Eine bekam Arbeit, der Andere Lebensmittel, der Dritte Arznei, der Vierte Kleider, unberücksichtigt blieb Keiner. Um die Sünden oder die Tugenden der Bedürftigen bekümmerte sich Johannes bei der Almosenvertheilung gar nicht (außerdem aber sehr); wer um Hülfe bat, Gott zu Liebe, dem stand er nach Kräften bei. Sagte man ihm, der und jener leide eben nicht Noth, so pflegte Johannes zu antworten: „Das ist seine Sache, die mich nichts angeht; ich vertheile in der Liebe Gottes.“ Ihm brannte das Herz in Liebeseifer für die Sünder. Zuweilen ging er mit dem Kruzifix in der Hand zu öffentlichen Sünderinnen, gab ihnen Geld, damit sie ihm zuhörten und stellte ihnen dann vor, was der Sohn Gottes gelitten habe, um ihre Seele aus des Teufels Schlingen zu erlösen. Bekehrte sich eine dieser Unglücklichen, so verschaffte er ihr Arbeit und Unterstützung, oder eine sichere Zuflucht. Auf junge Mädchen, die durch Armuth Gefahr liefen, dem Laster zu verfallen,

hatte er ein gar wachsames Auge und stand ihnen mit Rath und That wie ein treuer Vater bei. Verschämte Arme wußte er in so linder Weise zu behandeln, daß seine Wohlthaten sie nicht verletzten.

Es ereignete sich ein Vorfall, bei dem es recht zu Tage kam, wie die Hand Gottes ihn beschirmte. Mitten in der Nacht brach eine Feuersbrunst ganz plötzlich und mit unbegreiflicher Gewalt im Spitale aus. Sie war so heftig, daß man sich begnügte, ihrem Umsichgreifen nach Außen Einhalt zu thun; Niemand aber wagte sich in das Innere, um die Kranken zu retten. Das that ganz allein Johannes von Gott! Jeden seiner lieben Kranken führte oder trug er aus dem brennenden Gebäude, und so lange ging er immer wieder und wieder hinein, bis auch der Letzte in Sicherheit gebracht war. Obwohl nun die Flammen rings um ihn und über und unter ihm prasselten: so versengten sie doch weder ihm, noch seinen Kranken auch nur ein Haar auf dem Haupte. Es war als hätte diese ganze Feuersbrunst nur offenbaren sollen, wie groß seine Liebe und wie groß die Gnade Gottes über ihm war.

Und wie sanftmüthig war der fromme Johannes! In einer ganz engen Gasse, wo es fast unmöglich war auszuweichen, begegnete er einem fremden Herrn zu Pferd, der sehr unwillig war, den Weg versperrt zu finden und zornig auffuhr: „Gib doch Acht, du grober Bauer, wohin du gehst!“ Demüthig und gelassen antwortete Johannes: „Verzeih mir, daß ich so ungeschickt gewesen bin, dir in den Weg zu kommen, mein Bruder.“ Es verdroß den Herrn aber ungemein, daß er nicht bei seinem Titel, son-

dern ſchlechthin Bruder genannt wurde, und er hieb den Johannes mit ſeiner Reitpeitſche über den Kopf, worauf dieſer freundlich ſagte: „Ich hab' es verdient! ſchlage mich noch einmal.“ Nun lief aber eine große Menſchenmenge zuſammen, und die Armen wollten ihren frommen Pfleger und Freund vertheidigen und rächen, ſo daß ſie ſich anſchickten, mit Steinen und Stöcken über den Reiter herzufallen. Plötzlich kam auch ein vornehmer Mann dazu und rief beſtürzt: „Was geht denn hier vor, Bruder Johannes von Gott?“ Als der fremde Reiter dieſen Namen hörte, ſprang er vom Pferde und rief: „Alſo dies iſt Johannes von Gott, der in der ganzen Welt berühmt iſt!“ und er fiel ihm zu Füßen und bat ihn um Vergebung. Aber Johannes hob ihn auf und umarmte ihn herzlich.

Der Marquis von Tariſa hatte ſo viel von der unglaublichen Großmuth des Johannes gehört, daß er beſchloß, ihn einmal auf die Probe zu ſtellen. Er verkleidete ſich als Landmann, ging zu dem Heiligen, trug ihm einen wichtigen Rechtshandel vor und bat ihn, um denſelben führen zu können, um eine beträchtliche Unterſtützung. Johannes erwiederte, da dieſer Prozeß ſehr recht und unvermeidlich ſei, ſo wolle er ihm gern die ganze Baarſchaft geben, welche er jetzt beſitze, und Gott müſſe anderweitig für ſeine Kranken ſorgen. Damit übergab er dem vermeintlichen Landmann 25 Ducaten und ſprach ſein Bedauern aus, daß dies nicht ganz die gewünſchte Summe ſei. Aber der Marquis war ſo gerührt, daß er, ſtatt die 25 Ducaten zu nehmen, zur höchſten Ueberraſchung des Johannes 150 dazu legte,

und täglich, wenn er sich in Granada aufhielt, reichliche Lebensmittel in das Spital schickte.

Der König und die Infanten von Spanien hörten auch von diesem merkwürdigen Manne, der vor wenig Jahren ein Vagabonde und jetzt auf dem besten Wege war, ein großer Heiliger zu werden. Zum Beweise ihrer Dankbarkeit für all' das Gute, das er in und um Granada that und in ganz Spanien hervorrief, stellten sie ihm bedeutende Geldsummen zu, welche er mit weiser Umsicht vertheilte. Als er nach Valladolid kam, wo sich der König eben aufhielt, mußte er am Hoflager erscheinen, und wurde mit den größten Ehrenbezeugungen empfangen. Er nahm sie mit derselben heiligen Gleichgültigkeit auf, womit er Schmähungen aufnahm.

Zehn Jahre hatte Johannes nun im Dienste seiner armen kranken Brüder, der leidenden Glieder Jesu, zugebracht und dabei einen reichen Antheil der Dornen und Geißeln genossen, die seinen geliebten Herrn und Meister peinigten. Da ward Granada von einer großen Ueberschwemmung heimgesucht, welche den tiefer liegenden Theil der Stadt ganz unter Wasser setzte. Bei diesem traurigen Ereigniß war wiederum Niemand thätiger als Johannes. Er war auch so glücklich, einem Menschen das Leben und einigen armen Familien ihre geringe Habe zu retten. Daß er sich dabei eine heftige Erkältung zuzog, beachtete er ganz und gar nicht. Doch erkrankte er, und obwohl er das Uebel nicht für bedeutend hielt, so brachte er doch alle Papiere und Rechnungen in Ordnung, die sich auf das Spi-

tal bezogen, und fertigte auch ein genaues Verzeichniß von Allem an, was sich im Hause befand. Inzwischen nahm die Krankheit so zu, daß seine Umgebungen in heftige Besorgniß geriethen, nur er nicht. Er litt sehr, aber er tröstete sich mit der Betrachtung des bittern Leidens und Sterbens Jesu. In seinen dürftigen Kleidern lag er auf dem Boden und hatte unter seinem Kopf den Korb, in welchem er für seine Armen milde Gaben einzusammeln pflegte. In diesem Zustande der Krankheit und der äußersten Entblößung fand ihn eine fromme Frau, Anna Osforio, die ihn gut kannte. Darum bat sie ihn auch nicht, ihre Pflege anzunehmen, sondern sie ging zum Erzbischof von Granada und ersuchte ihn, dem Johannes zu befehlen, daß er sich in ihr Haus tragen, und daselbst von ihr und ihren Töchtern verpflegen lasse. Dieß that der Erzbischof sehr gern und Johannes gehorchte. Es fehlte ihm nun weder Pflege, noch Theilnahme; doch er hatte den Lauf vollendet, den er in einem so heldenmüthigen Glauben begonnen hatte. Abermals gerieth ganz Granada bei der Kunde von seiner Todesgefahr in Bewegung. Die Einen eilten in die Gotteshäuser, um für die Erhaltung dieses kostbaren Lebens zu flehen; die Andern umlagerten das Haus der Anna Osforio, um die genauesten Nachrichten über seinen Zustand einzuziehen. Viele vom Adel und die Behörden begaben sich zu ihm, um ihn zu bitten, der Stadt Granada seinen heiligen Segen zu ertheilen. Der demüthige Diener Gottes sträubte sich dagegen; allein der Erzbischof befahl, und da gehorchte er und gab den Segen in aller Demuth.

Der fromme Erzbischof verließ den Kranken fast gar nicht, las in dessen Zimmer zu seiner unaussprechlichen Erquickung die heilige Messe und tröstete ihn sehr durch das Versprechen, alle Schulden zu bezahlen, welche Johannes für die Armen gemacht hatte, und väterlich für die Kranken zu sorgen, mit denen das Spital erfüllt war. So kam des Heiligen letztes Stündlein, das er mit zärtlicher Sehnsucht erwartete. Der Erzbischof hörte seine Beichte und reichte ihm die heiligen Sterbesacramente. Und vor dem Altare knieend, wo er die heilige Wegzehrung so eben empfangen, sank Johannes zusammen und verschied im Herrn. Der 8. März war der Tag, an dem vor fünf und fünfzig Jahren sein Leben auf Erden begonnen hatte, und an dem er es nun im Himmel fortsetzte. Er starb im Jahre 1550. Der Erzbischof bestattete seine sterbliche Hülle unter großen Feierlichkeiten und Trauerbeweisen zu Grabe, und das Volk rief ihn an als Fürsprecher in allen Nöthen. Der heilige Papst Pius V. ertheilte seinem für die Krankenpflege errichteten Orden die Bestätigung, und in Folge der außerordentlichen Gebetserhörungen, die an seinem Grabe Statt fanden, sprach Papst Urban VIII. im Jahr 1630 ihn selig, und versetzte Papst Alexander VIII. im Jahre 1690 ihn unter die Heiligen.

Ida Hahn-Hahn.

Die heilige Brigitta.

Es ist nun schon über ein halbes Jahrtausend her, als in dem kalten Schweden die warme Sonne des wahren Glaubens noch leuchtete und diese große Dienerin Gottes erweckte. Ihre Familie gehörte zu den vornehmsten des Landes und war von altkönieglichem Geschlechte. Doch edler als das Blut waren die Seelen, begnadet mit dem innigsten Glauben und der höchsten Frömmigkeit. Jetzt ruhten diese Tugenden auf einem Sohne dieses edlen Hauses, Namens Bieger, der Statthalter des Königs in der Provinz Upland war. Seine Gemahlin hieß Ingeburg, und war ihm gleich an Tugend und Frömmigkeit. Jeden Freitag empfingen sie die hl. Sacramente der Buße und des Altars, um die Gnade zu erhalten, ihren Ehestand recht zu heiligen und die Kreuze, die Gott ihnen schicken würde, recht demüthig zu tragen. Sie spendeten zahlreiche Almosen, bauten Kirchen, gründeten Klöster, und Bieger machte, wie sein Vater und wie drei seiner Ahnherren, eine Wallfahrt nach Jerusalem und zu allen heiligen Stätten des gelobten Landes. Diese gottselige Ehe war mit sieben Kindern gesegnet; das jüngste war Brigitta. Ihrer Geburt gingen Zeichen vorher.

St. Brigitas Geburt und Kindheit.

Ingeburg kehrte von einer Reise zurück und litt Schiffbruch an der Küste von Schweden, ward aber

von dem Bruder des Königs gerettet. In der darauf folgenden Nacht sprach eine Stimme vom Himmel zu ihr: Um des Kindes willen, womit Gott dich segnet, bist du gerettet worden; erziehe es in der Liebe Gottes. Und in der Nacht, da Brigitta im Jahr 1302 auf die Welt kam, betete ein frommer ehrwürdiger Priester in der benachbarten Kirche. Eine helle Wolke senkte sich zu ihm herab, und in der Wolke thronte die allerseligste Jungfrau mit einem Buche in der Hand und sie sprach zu ihm: „Es ist jetzt ein Mägdlein geboren, dessen wunderbare Stimme die ganze Welt hören wird.“ Und in derselben Nacht hatte eine Klosterfrau eine Erscheinung. Sie hatte Tags zuvor Ingeburg gesehen in Purpur und Sammt gekleidet, wie es sich für deren Rang und Stand schickte: die Klosterfrau aber hatte in ihrem Herzen die fromme Fürstin hoffärtig genannt. Nun sprach eine Stimme zu ihr: „Du hältst meine Dienerin für hochmüthig; doch sie ist es nicht, denn ich habe einen Bund mit ihr gemacht und schenke ihr eine Tochter, deren Gnaden so groß sein werden, daß alle Völker nicht ausreichen, um sie zu bewundern.“ Dieses wunderbare verheißungsvolle Kind war aber während seiner drei ersten Lebensjahre stumm. Dann begann es zu sprechen und nicht stammelnd, wie kleine Kinder, sondern gleich ganz vollkommen und vernünftig. Nun rief der liebe Gott die fromme Ingeburg aus diesem Thal der Thränen zu den himmlischen Freuden ab, und die kleine Brigitta ward einer Schwester ihrer Mutter zur Erziehung übergeben, die mit großer Liebe und Klugheit diese schwere Pflicht er-

füllte und das Kind zu wahrer Gottſeligkeit hinführte. Als Brigitta ſieben Jahre zählte, erwachte ſie einſt aus dem Schlafe durch einen großen Glanz und ſah ihrem Bett gegenüber einen Altar, und auf dem Altar ſaß eine Frau in ſtrahlenden Gewändern, hielt in der Hand eine Krone und ſprach: „Brigitta, komm her!“ Raſch ſtand die Kleine auf und eilte zum Altar. „Möchteſt du wohl dieſe Krone haben?“ fragte die Frau. „Ja!“ rief Brigitta freudig. Da ſetzte die Frau ihr die Krone auf, und Brigitta fühlte ſie wie einen Reif um den ganzen Kopf. Sie legte ſich wieder ins Bett und Alles verſchwand, und am nächſten Morgen fand ſie keine Krone; aber dieſe Erſcheinung vergaß ſie nie. Bei zehn Jahren war ſie ſo vollkommen wie ein kleiner Engel, ganz demüthig, ganz gehorſam, ganz unſchuldig, ganz barmherzig, ganz fröhlich, voll unausſprechlicher Liebe zu Gott. Da hörte ſie einſt eine Predigt vom bittern Leiden unſers Herrn, die ihr zartes Herz mit namenloſem Schmerz erfüllte. Und der gütige Heiland erſchien ihr mit allen ſeinen Wunden und ſprach: „Sieh, wie ich behandelt worden bin.“ „O Herr! rief ſie ganz außer ſich, wer hat dir das gethan?“ „Das haben die gethan, die mich verachten und die kalt gegen meine Liebe ſind,“ ſprach der Heiland. Und von der Stunde an war ſie ſo ergriffen von Seinem bittern Leiden, das er um Seiner Liebe willen und um unſers Mangels an Liebe willen erduldet, daß ſie kaum daran denken durfte, ohne in Thränen zu zerfließen. Einſt in der Nacht, als Alle ſchliefen, ſtand Brigitta auf und warf ſich anbetend und mit Thränen über-

ſtrömt vor dem Kruzifix in ihrem Zimmer auf die Kniee. Da trat ganz leiſe ihre ſorgſame Tante heimlich in die Thüre, die, weil ſie ein ernſtes heiliges Herz hatte, keine Ueberſpannung leiden konnte und um dieſe, wie ſie wähnte, kindiſche Thorheit zu züchtigen, ſich Ruthen bringen ließ. Doch zu ihrem Erſtaunen zerbrachen ſie in ihrer Hand. Da ſprach ſie: „Was treibſt du für Poſſen, ſtatt zu ſchlafen, Brigitta!“ Aber Brigitta entgegnete weinend: „Keine Poſſen! ich bin aufgeſtanden, um den zu preiſen, der mir immer nahe iſt.“ „Und wer iſt das?“ fragte die Tante. „Der Gekreuzigte, der mir erſchienen iſt,“ antwortete ſie. Ein anderes Mal, als ſich Brigitta mit ihren kleinen Geſpielinnen beluſtigte, erſchien ihr der böſe Feind in abſcheulicher Geſtalt, mit hundert Händen und Füßen. Sie floh entſetzt in ihr Zimmer, zu ihrem Kruzifixe, und befahl ſich demüthig dem gekreuzigten Heilande. Der Satan verfolgte ſie auch dorthin, aber er ſprach: „Hier vermag ich nichts, der Gekreuzigte läßt es nicht zu.“ Als Brigitta ihrer Tante dieſe ſchauderhafte Erſcheinung erzählte, rieth ihr dieſe, mit Niemanden ſonſt über dergleichen Dinge zu ſprechen, ein feſtes Vertrauen auf Gott zu ſetzen, den Heiland über Alles zu lieben und Verſuchungen als Kämpfe zu betrachten, in denen der böſe Feind beſiegt werden muß, und wofür er dereinſt den Lohn im Himmel empfängt. Von nun an hatte Brigitta gar oft Erſcheinungen und Einſprechungen von ihrem lieben Heilande, beſonders beim Gebete, dem ſie mit ſo großem Eifer und ſolcher Hingebung oblag, daß nichts Anderes auf Erden ihr Freude machte.

Hätte sie je einen andern Willen gehabt als den, Gottes Willen zu thun, so wäre sie wohl am liebsten im jungfräulichen Stande verblieben. Ihr Vater vermählte sie jedoch schon in ihrem 13. Jahre mit dem Statthalter der Provinz Nericien, der ihm gleich an vornehmer Geburt, Rang und Reichthum, dabei aber erst 18 Jahre alt war und Ulf hieß. Brigitta gewann gleich einen so großen Einfluß über ihren Eheherrn, daß sie ihn bewog, die zwei ersten Jahre in brüderlicher Freundschaft mit ihr zu leben, um von Gott die Gnade zu erflehen, eines heiligen Ehestandes würdig zu werden. Von übertriebener Pracht seines Hausstandes und vom Spiele, an welchen zwei Dingen er großes Gefallen hatte, zog sie ihn so sanft und unmerklich ab und wußte ihm so geschickt das Herz zu gewinnen und ihren Umgang ihm angenehm zu machen, daß er auf alle ihre Neigungen einging und ihr gottseliges Leben theilte. Sein Schloß wurde eine Schule der frommen Zucht und Sittlichkeit. Da gab es weder Trink- noch Spielgelage, weder Rohheit noch thörichten Prunk. Mit Maß, Ordnung und Nüchternheit ward der ganze Haushalt geführt, und alle Hausgenossen wurden durch Beispiele und Ermahnungen zur Gottesfurcht angehalten, und sittenlose Diener und Dienerinnen nie angenommen, mochten sie übrigens auch noch so gute Eigenschaften haben. Jeden Freitag empfingen Ulf und Brigitte das Sacrament der Buße, jeden Sonn- und Festtag die hl. Communion. Ihre Almosen waren unerschöpflich; sie richteten ein großes Spital für Arme

ein, aber täglich speisten sie zwölfe in ihrem Hause, und jeden Donnerstag wusch ihnen Brigitta andächtig die Füße, zum Gedächtniß der hl. Fußwaschung, bevor das bittere Leiden des lieben Heilandes begann. Brigitta hatte ihr eigenes Betzimmerchen sich eingerichtet, wohin sie sich während des Tages öfter begab, um sich in die Gegenwart Gottes zu stellen, ihr Gewissen zu erforschen, ihre Fehler zu bereuen. War Ulf abwesend, so brachte sie Tage und Nächte mit Gebet, Wachen, Fasten und Abtödtungen hin. Nie war sie unbeschäftigt. Sie arbeitete mit ihren dienenden Frauen entweder kunstvolle Stickereien für Kirchen, oder Kleidungsstücke für Arme. Sie las fleißig Legenden der Heiligen und die heilige Schrift, welche sie für ihren Gebrauch in die schwedische Sprache hatte übersetzen lassen. Sie wohnte stundenlang dem Gottesdienste bei und besuchte und verpflegte Kranke und Nothleidende. Sie war mit einem Worte eine christliche Hausfrau.

St. Brigittas Kinder.

Und was sie war als Hausfrau und Gattin, das war sie auch als Mutter. Vier Söhne, von denen die beiden jüngsten früh starben, und vier Töchter schenkte sie ihrem Gemahl. Immer waren ihre Wochenbetten so schwer, daß man an ihrem Leben verzweifelte, und immer, wenn menschliche Hülfe nicht ausreichte, rief sie die allerseligste Jungfrau Maria an und ward gerettet. Mit größter Sorgfalt bewachte sie die Erziehung ihrer Söhne und Töchter, damit ihnen nichts vor Augen und

Ohren komme, wodurch die unbefleckte Reinheit der jungen Seelen hätte getrübt werden können. Gott im Herzen zu haben und vor seinem Angesicht zu wandeln, darauf führte sie ihre Kinder hin, und Gottes Gnade segnete das Bestreben der frommen Mutter. Carl, der älteste Sohn, folgte seinem Vater in der Statthalterschaft von Nericien; Bieger wurde Kanzler. Zwei Töchter heiligten sich im Ehestande und zwei im Ordensstande, von denen die jüngste, Catharina, sich nie von ihrer Mutter trennte, und selbst als eine Heilige verehrt wird. Ihre Töchter mußten Brigitta früh bei Werken der Barmherzigkeit unterstützen, die Hungrigen speisen, die Nackten bekleiden, die Traurigen trösten. Oder sie nahm sie mit in die Spitäler und zeigte ihnen, wie sie die Kranken zu betten, ihre Wunden zu verbinden, böse Geschwüre zu säubern hätten, und das Alles mit größter Freude und Liebe, weil es ja dem süßen Heilande zu Liebe verrichtet ward. Nach der Geburt dieser Kinder lebten Ulf und Brigitta wieder in geschwisterlicher Treue eines Herzens und eines Sinnes mit einander.

St. Brigitta am Hof.

Im Jahre 1335 vermählte sich der König Magnus von Schweden mit Blanca, einer französischen Prinzessin. Er glaubte nicht besser für seine junge Gemahlin sorgen zu können, als dadurch, daß er Brigitta, die edelste und geachtetste Frau seines Königreichs, mit der er auch überdieß noch verwandt war, zu ihrer Oberhofmeisterin machte. Brigitta sträubte sich sehr, aber Ulf wünschte es,

weil er sich viel am Hofe aufhalten mußte, und sie übernahm die Last eines Lebens, das ihrem Geschmacke und ihrer Gesinnung so gar nicht zusagte. Sie that für das junge Königspaar, was in ihren Kräften stand durch weise Rathschläge, milde Ermahnungen, besorgte Warnungen, und Anfangs hatte man Vertrauen zu ihr. Doch bald fanden sich Personen, die sich bei dem Könige und der Königin durch Schmeicheleien beliebt zu machen wußten, und da Beide von leichtsinnigem Charakter waren, so hatten sie daran mehr Gefallen, als an Brigittas mildem Ernste, umsomehr als es viel leichter war, den bequemen Rathschlägen der Schmeichler zu folgen. Immer eindringlicher wurden Brigitta's Warnungen; doch umsonst. Auf höhere Eingebung verkündete sie Unheil; sie ward verlacht und König Magnus fragte einmal ihren Sohn Bieger: „Nun, lieber Vetter, was hat heute Nacht deine Mutter von uns geträumt?“ — Das Böse besiegte das Gute am Hofe des Königs, und Ulf und Brigitta zogen sich zurück. Aber ihre Weissagungen erfüllten sich später. König Magnus verlor seine Krone, ward vom Papste in den Bann gethan und ertrank; die Königin Blanca aber kam elend um ihr Leben. Ulf und Brigitta beschlossen Beide, fortan nichts mehr vor Augen zu haben, als die Rettung ihrer Seele, der auf dieser Erde so große Gefahren drohen, und an Nichts zu denken, als an ihre eigene und ihrer lieben Kinder Heiligung.

St. Brigittas Pilgerzüge.

Im Buche der Weisheit spricht der hl. Geist: „Der Mensch ist ein Fremdling und Pilger hienieden.“ Diesen mühsamen Pilgerzug des Lebens, den der göttliche Heiland in seiner ganzen dornenvollen Bitterkeit von seiner Flucht nach Egypten bis zu seinem Calvariengange durchgemacht hat, versinnlichen die Wallfahrten. Da drängen sich Beschwerden, Mühsale und Entsagungen aller Art auf dem Wege zu einem gnadenvollen, segensreichen Ziele zusammen. Die Betrachtung des bittern Leidens Jesu war seit Brigittas Kindheit der Lieblingsgegenstand, bei dem ihre Seele verweilte, und zwar so, daß sich nicht ihre Gedanken und Gefühle unfruchtbar damit beschäftigten, sondern daß sie zu einer wahrhaften, lebendigen Nachfolge in seinem Geiste, ihren Kräften und Verhältnissen gemäß, angefeuert ward. Dadurch hatte sie ihre Kindheit, ihre Jugend, ihre Ehe geheiligt, und gerade immer diejenigen Tugenden geübt, welche ihr jeweiliger Stand erforderte. Ob sie den Armen diente oder der Königin, in dem Elende des Spitals oder in der Pracht des Hofes lebte, sie hatte Augen und Seele auf ihren Heiland gerichtet, diente Ihm und mit Ihm, und lebte für Ihn und mit Ihm. Weil sie Ihm so treu war, ging Er auch sehr vertraulich mit ihr um und sprach ihr Alles ein, was sie zu thun habe, um sich immer mehr und mehr mit ihm zu vereinigen und ihm noch wohlgefälliger zu werden. Und in Folge dieser göttlichen Eingebung trat sie mit ihrem Eheherrn und ihren Kindern eine ungeheuer weite Wallfahrt an, nämlich nach St. Jacob

von Compostell in Spanien. Dort ruhen die gebenedeiten Ueberreste des hl. Jacobus des Aelteren, desjenigen Apostels, der zuerst die Krone der Märtyrer empfing und zehn Jahre nach seinem göttlichen Heilande für seinen Glauben sterben durfte. Das war ein weiter und mühseliger Weg aus dem nördlichen Schweden nach der spanischen Provinz Galizien am Atlantischen Ozean! Nun hatten sie freilich ein großes Gefolge und zahlreiche Dienerschaft bei sich; aber Brigitta legte den größten Theil des Weges zu Fuß zurück. Sie hatten unsäglich viel Gefahren und Mühseligkeiten auszustehen. Ein bequemes und rasches Fortkommen, etwa wie man heut zu Tage auf Chaussee oder Eisenbahn reist, war vor 500 Jahren gänzlich unbekannt; man reiste zu Pferde und folglich sehr langsam, denn Postpferde, um zu wechseln, gab es nicht, und höchst unbequem, denn man war dem Schnee und Regen, dem Sturm und Sonnenbrand ausgesetzt. Auf ein Nachtlager durfte man nicht sicher rechnen, weil die Wege oftmals so schlecht waren, daß man sich am Abend noch weit von einer Herberge befand, von Mangel an Brücken, von ausgetretenen Flüssen und vielem andern Ungemach gar nicht zu reden. Ein Vergnügen war eine solche Reise wahrlich nicht und es gehörte viel Muth und viel Gottvertrauen dazu, um sie zu unternehmen. Doch wer von Gott geführt wird, der reist sicher über Land und Meer. Zuerst ging der Pilgerzug nach der Stadt Drontheim in Norwegen, zum Grabe des hl. Königs Olaf, der in diesem nordischen Lande die letzten Ueberreste des Heidenthums vertilgte, und bei die-

sem Bemühen im Jahr 1033 durch Meuchelmord umkam. Dann gingen sie durch Deutschland und Italien nach Spanien bis Compostell, dem eigentlichen Ziel ihrer Reise, und nahmen dann ihren Rückweg durch Frankreich und die Niederlande. Bei einer Menge von Gnadenorten hielten sie sich unterwegs auf, verrichteten überall mit inbrünstiger Frömmigkeit ihre Andacht, ließen reiche Geschenke zur Ausschmückung der heiligen Stätten und zur Verpflegung armer Wallfahrer zurück und empfingen dafür die süßesten himmlischen Tröstungen. Glücklich war der größte Theil der Reise zurückgelegt; da erkrankte Ulf in der Stadt Arras so schwer, daß der Bischof ihn bereits mit den Sacramenten der Sterbenden versehen mußte. Aber Brigitta flehte so lange und so inbrünstig den h. Dionysius, den Schutzpatron Frankreichs, um seine Fürbitte bei Gott an, daß der Heilige ihr erschien und ihr sagte: sie habe noch lange nicht alle Absichten Gottes erfüllt, und um sie in dem Entschluß zu stärken, ein immer treueres Werkzeug in des Allmächtigen Hand zu werden, wolle Gott ihr Ulfs Genesung gewähren. Das geschah denn auch wirklich. Ulfs Krankheit und Herstellung währten lange; aber endlich kehrte die ganze fromme Familie gesund und wohlbehalten nach Schweden zurück.

Die Eheleute treten in den Ordensstand.

Die Gnade Gottes regte in Ulf und Brigitta das Verlangen, eine immer höhere Vollkommenheit zu erstreben, so mächtig an, daß sie auf nichts

bedacht waren, als Alles zum Opfer zu bringen, was ihnen noch von Welt und Weltlichkeiten anhängen mochte; auch das Liebste! und nach reiflicher Ueberlegung kamen sie überein, sich aus Liebe zu Gott von einander zu trennen und ins Kloster zu gehen. Ulf führte zuerst diesen Entschluß aus, ordnete seine Angelegenheiten, bestimmte über sein Vermögen und trat in das Cisterzienkloster Alwastes, wo er ein Jahr in der Ausübung aller Tugenden eines Ordensmannes lebte, und noch im Noviziate eines seligen Todes starb, im Jahre 1344. Brigitta hatte keinen Orden gefunden, zu dem sie sich berufen fühlte, wohl aber den Bau des Klosters Wadstena in der Diöcese Linköping begonnen, um dort einen neuen Orden, den des Welt-Heilandes mit der Regel des hl. Augustinus, der sie einige neue Statuten beifügte, zu begründen. Nach dem Tode ihres Eheherrn eilte sie den Bau zu vollenden, theilte ihr Besitzthum zwischen ihren Kindern und den Armen, entsagte gänzlich ihrem fürstlichen Range und widmete sich einem armen, strengen Bußleben. Ihr grobes Kleid war mit einem Stricke voll Knoten umgürtet; von Leinwand trug sie nichts als einen Schleier; ihr Bett war ein auf dem Fußboden ausgebreiteter Sack; bei spärlichem Brode und Wasser fastete sie; und so brachte sie zwei Jahre zu, abwechselnd zu Alwaster in Gebeten für die Seele ihres geliebten Gemahls und zu Wadstena in Gebeten für ihre eigene arme Seele und für die ihrer geliebten Kinder. Viele Leute machten sich lustig über eine Frau, die ein fürstliches Leben führen konnte und denselben ein

Bettlerleben vorzog. Aber Brigitta entgegnete ganz ruhig: „Nicht Euretwegen habe ich angefangen, nicht Euretwegen werde ich ablaſſen! ich habe in meinem Herzen beſchloſſen, jeden Widerſpruch, Vorwurf und Tadel zu ertragen. Betet für mich, damit ich beharre.“ In ihrem elenden Gewande begab ſie ſich einſt auf höhere Eingebung zu ihrem Vetter, König Magnus, und beſchwor ihn noch einmal dringend, von ſeinem ungeordneten Leben abzulaſſen, da widrigenfalls ſchwere Strafgerichte über ihn und ſein Reich kommen würden. Doch er wollte der treuen Warnerin keinen Glauben ſchenken und rannte immer blinder und tiefer in ſein Verderben. Die Hofleute, die Brigitten gar gern etwas zu Leide gethan hätten, wenn ſie nicht mit dem Könige verwandt geweſen wäre, begnügten ſich jetzt damit, ſie eine Hexe zu nennen und ſie dermaßen zu verhöhnen, daß ihre Söhne Rache nehmen wollten. Doch Brigitta beruhigte ſie und ſprach: „Gott iſt mein Zeuge, daß ich lieber um Jeſu willen tauſendfache Schmach, als die Krone von König Magnus tragen mag.“ Und Carl und Bieger, die beide ebenſo hochherzig als ihre Mutter waren, kränkten ſich nicht weiter über die armſeligen Spötter. Sie ſelbſt aber ward in himmliſchen Entzückungen weit über alles Leid und alle Freuden der Erde hinweg geriſſen. Inzwiſchen hatte ſie in Wadſtena 60 Ordensfrauen aufgenommen, deren Beruf vorzugsweiſe beſchaulich war, in der Betrachtung und Anbetung des hl. Leidens und in der Verehrung der allerſeligſten Jungfrau und Gottesmutter beſtand. In einem benachbarten

Kloſter, das ſie ebenfalls dem Welt-Heilande widmete, ſetzte ſie 13 Prieſter und 8 Laienbrüder ein, jene um die Seelſorge in Wadſtena zu übernehmen, dieſe um äußere Geſchäfte zu beſorgen. Die Aebtiſſin von Wadſtena war in allen zeitlichen Angelegenheiten Oberhaupt ſämmtlicher Frauen- und Männerklöſter ihres Ordens. Aber nicht Brigitta empfing dieſe Würde, ſondern nachdem ſie dem neuen Orden ſichere Begründung im Geiſtlichen und Zeitlichen gegeben hatte, führte der Geiſt Gottes ſie auf andere Wege. Er ſprach zu ihr: „Meine Braut ſollſt du ſein und mein Wort ſollſt du kund thun. Himmliſche Dinge wirſt du ſehen und hören und mein Geiſt wird mit dir ſein bis zum Ende.“ Beängſtigt, ob nicht ein Blendwerk der alten Schlange ſie täuſche, eilte Brigitta in aller Demuth zu ihren zwei Beichtvätern, dem Doctor Mathias, Kanonikus zu Linköping und dem Mönch Petrus, Prior zu Alwaſter. Ihnen theilte ſie alle Offenbarungen mit, die ihr zu Theil wurden und gehorchte ihrer Weiſung, dieſelben aufzuſchreiben, was ſie in ſchwediſcher Sprache that, worauf dann dieſe beiden Geiſtlichen eine Ueberſetzung ins Lateiniſche machten. Der Prior von Alwaſtes war während dreißig Jahren Brigittens Beichtvater. Die Offenbarungen ſind eines Theils fromme und ſehr ins Einzelne gehende Betrachtungen des bittern Leidens Jeſu und des Lebens der allerſeligſten Jungfrau, bei dem ſie ausdrücklich die unbefleckte Empfängniß und die Aufnahme mit Leib und Seele im Himmel annimmt; andern Theils Ermahnungen und Warnungen an die Menſchheit ihrer Zeit, an Päpſte,

Fürsten und Völker. Auch an einzelne Stände, wie Priester und Ritter, denen sie in scharfen Worten und strengen Zügen ausmalt, wie sie sein sollten und wie sie hingegen oftmals sind. Diese Schriften sowohl, wie die der hl. Hildegard, der hl. Catharina von Siena und viele andere, wurden und werden nie als Glaubensartikel von der hl. Kirche aufgestellt, sondern nur empfohlen als sehr erbaulich und ganz im Geist der katholischen Glaubenslehre abgefaßt.

St. Brigitta geht nach Rom.

Im Jahr 1346 begab sie sich mit ihrer geliebten Tochter Catharina nach der Stadt der Apostel, der Märtyrer und der Heiligen, nach der Hauptstadt der christlichen Welt — nach Rom. In stiller Zurückgezogenheit und in Ausübung aller Tugenden, die ein klösterliches und büßendes Leben schmücken, verbrachte sie dort viele Jahre. Man sah sie öffentlich nur bei kirchlichen Andachten und beim Krankendienst in den Spitälern. Nur für sich selbst war sie streng und hart, für Andere die Milde, die Großmuth selbst. Mit freigebiger Hand spendete sie Almosen und gründete ein Haus für schwedische Pilger und Studenten. Die Römer bewunderten den Glanz und die Demuth so hoher Vollkommenheit in der schwedischen Fürstin. Aber nicht um bewundert zu werden, hatte Gott sie nach Rom geführt! Brigitta hatte viele Offenbarungen über den Zustand Roms, über die drohenden Unruhen, Bürgerkriege und Ausgelassenheiten, über den gefährlichen Parteigeist des Volkes und dessen

Anführer, so wie über den traurigen Aufenthalt der Päpste zu Avignon. Diese Offenbarungen wurden bekannt, und die Römer nahmen sie außerordentlich übel. Einige nannten Brigitta mit Verachtung eine Wahrsagerin; Andere nannten sie mit Zorn eine Hexe und drohten ihr mit dem Scheiterhaufen; sie blieb ruhig, geduldig und voll Vertrauen auf Gott, der ihrem Geiste das Licht und ihren Lippen die Worte gab, und beharrte bei ihren Aussprüchen. Dem Papste Innocenz VI., der nur kurze Zeit den päpstlichen Stuhl einnahm, sagte sie seinen baldigen Tod vorher und dessen Nachfolger, Urban V., der nach Rom kam, flehete sie an, da zu bleiben und für die Verbesserung der kirchlichen Zucht zu wirken. Ginge er nach Avignon, so würde Gott ihn bald abrufen. Urban ging nach Avignon, und Gott rief ihn bald darauf aus der Welt.

St. Brigitta wallfahrtet nach Jerusalem.

Sie war schon hoch in den Jahren, als der Zug des Geistes sie zu den Stätten führte, die das Leben, das Leiden und das Sterben des göttlichen Heilandes geheiligt hat. Mit neun Personen, unter denen sich ihre beiden Söhne, ihre Tochter Catharina und ihr Beichtvater, der Cisterzienser Petrus befanden, trat sie im Jahre 1370 die weite, gefahrvolle, mühselige Reise nach Jerusalem an. Zuerst kam sie nach Neapel, wo die böse Königin Johanna den Thron besaß. Diese gefährliche Frau fand ein solches Wohlgefallen an Brigittens ältestem Sohne, daß sie ihn durchaus heirathen wollte, ob-

gleich er eine Frau hatte. Brigitta entsetzte sich und befahl vor allem das Seelenheil ihres Sohnes dem lieben Gotte. Da erkrankte Carl, und kein Arzt vermochte ihn zu retten. Er starb in der höchsten Frömmigkeit, und seine heilige Mutter dankte Gott, daß sie nur den Tod des Leibes beweinen, aber auf das ewige Leben der Seele hoffen durfte. Uebrigens war ihre Reise ganz glücklich. Mit glühender Andacht betrat sie den Boden des heiligen Landes und pries ihre Augen selig, all die Orte in der Wirklichkeit zu sehen, die sie im Geiste schon längst geschaut hatte. Im Jahre 1372 kehrte sie nach Rom zurück, schon krank. Diese Pilgerfahrt beschloß ihr Pilgerleben. Sie lebte noch ein Jahr in großen körperlichen Leiden, aber in voller Kraft und Innigkeit ihres mit Gott vereinigten Geistes. Sie ließ nicht ab, den nunmehrigen Papst Gregor XI. zu beschwören, im Namen Gottes nach dem verwaisten Rom zurückzukehren. Seine Boten gingen immer zwischen ihm und ihr hin und her, allein er kam noch nicht zum Entschlusse, und Brigitta erlebte nicht mehr die Freude, den Stellvertreter Christi auf dem Platze zu sehen, der ihm gebührte — über dem Grabe des h. Apostel Petrus. Was die eine Heilige begonnen hatte, vollendete eine andere Heilige, und was der schwedischen Fürstin nicht gelungen war, gelang der Tochter des Färbers Benincosa, der h. Catharina von Siena. Gott hat immer seine Werkzeuge bereit. Am 23. Juli 1373 starb Brigitta in seliger Freude, ausgestreckt auf einem rauhen Bußgewande in den Armen ihrer Kinder Bieger und Catharina,

und in dem Ruf einer großen Heiligen, weil ihre Gebetserhörungen ebenso ausgezeichnet waren als ihre Tugenden und ihre geistigen Erleuchtungen. Sie ward bei den armen Clarissen in Rom bestattet, jedoch bald darauf von ihren Kindern nach ihrem Kloster Wadstena gebracht. Und schon im Jahr 1391 erfolgte ihre Heiligsprechung durch Papst Bonifaz IX. Der Orden, den sie gestiftet hatte, blühte bis in das sechszehnte Jahrhundert. Da ging er in dem wilden Sturme der kirchlichen Revolution mitsamt dem ganzen katholischen Leben in Schweden unter, welches seitdem keine Heilige mehr gehabt hat. O h. Brigitta, bitte für uns!

Ida Hahn-Hahn.

Die selige Egidna.

Von dieser lieben Heiligen wissen wir nicht viel, aber doch genug, um uns einmal die Frage zu stellen, ob wir wohl genug Gottesliebe und aus ihr fließende Weltverachtung haben würden, um in ähnlicher Lage wie sie ähnlich zu handeln. Egidna stammte nämlich aus dem Blute der Könige von Frankreich und weihte ihr Herz von Jugend auf dem Könige des Himmels, den sie billig über alle Könige der Erde stellte. Aller Prunk und alle Pracht des Hofes war ihr eitel Tand, sie strebte nach edleren Zierden, als solchen, die aus der Erde stammen und von Menschenhänden gefer-

tigt sind, das weiße Gewand der Engel und deren Liebesflügel zogen sie mehr an, als aller Putz. Den Armen war sie eine theilnehmende Schwester und wie ein immer strömender Brunnquell, an dem jeder Labung fand; ihren Gefährtinnen am Hofe eine stete Mahnung zu allen Tugenden der Frauen.

Ihre Brautschaft ahnte keiner, selbst nicht ihre Eltern, denn sonst würden diese ihr nicht ein Ehebündniß mit einem Jüngling aus hohem Geschlecht angetragen haben. Sie schlug diese Verbindung sofort aus und als die Eltern Zwang anwenden wollten, da nahm sie ein altes Bauernwäglein, spannte zwei Ochsen daran, lud das Nothwendigste darauf und floh zu günstiger Zeit damit ihres Vaters Schloß und ihr Vaterland. Eine höhere Hand hat wohl den Ochsen ihren Weg gewiesen und die zwanzigjährige Jungfrau vor den sicherlich ihr nachgesandten Verfolgern geschützt. Sie langte glücklich auf der Grenze des Baiernlandes an und kam eines Abends in das Dorf Buchen, welches unfern dem Kloster Fürstenfeld liegt, in der Gegend von München. Als sie ihren Einzug hielt, da krähte ein Hahn, als ob er die Heilige grüße und sie nahm das als ein gutes Zeichen und freute sich. Aber noch ein anderer und schönerer Gruß klang ihr entgegen, die Glocken der Kirche läuteten von selbst, d. h. von Engelhänden gezogen, als ob ein Bischof oder ein König eingezogen wäre. Da stieg sie von dem Wagen ab, denn sie erkannte Gottes Fingerzeig, und führte den Wagen vor das Dorf. Da stand ein großer Lindenbaum, der aus der Wurzel drei Stämme trieb und nahe bei der Kirche lag. Den

wählte sie mit heißem Danke gegen Gott als Wohnung statt ihres früheren Palastes, indem sie ihn wohl mit einigen Brettern umgab.

Hier lebte sie nun ihrem Heilande allein, in beständigem Gebete, völliger Armuth und strenger Abtödtung, deren Zeugniß ihre Schüssel, ihr Kamm, Gürtel, Schleier und Löffel, welche theilweise noch in der nahen Kirche bewahrt und gezeigt werden, in vollem Maße sind; denn sie sind gar gering und grob. Wie lange es noch währte, bis der göttliche Bräutigam ihre reine Seele mit dem himmlischen Brautkranze zierte, das wissen wir nicht, aber den Tag ihrer Geburt zum ewigen Leben wissen wir; es war der 26. Februar des Jahres 1109.

Die Bauern des Ortes trauerten sehr um die heilige Jungfrau und begruben sie in ihrer Kirche, bewahrten auch daselbst mit frommer Sorgfalt die armen Geräthe, deren sie sich bedient hatte, und die wir eben nannten. Gott der Herr verklärte ihr Grab durch viele Wunder, und noch heute wird es von zahlreichen Personen mit frommem Vertrauen besucht, welche ihre Fürbitte anflehen und gewiß verdiente Erhörung finden.

Die hl. Jungfrau und Märtyrin Apollonia.

Tausende und aber Tausende von Jungfrauen führen den Namen dieser glorwürdigen Braut unseres lieben Herrn und Heilandes, und das ist ein Zeichen, wie groß das Vertrauen der Gläubigen

auf ihren Schutz, auf ihre mächtige Fürbitte ist, welche innige Verehrung die katholischen Herzen seit undenklichen Zeiten ihr geweiht haben. Und dennoch wissen wir sehr wenig von dieser lieben Heiligen, aber das Wenige ist sehr viel; denn es läßt uns in dieser schwachen Jungfrau eine mächtige Heldin erkennen, welche einen herrlichen Kampf kämpfte und mit dem heiligsten Muthe den Sieg errang.

Die hl. Apollonia war geboren in der Stadt Alexandria und von frühen Jahren an bekannt und selbst berühmt durch ihre Tugend und ihr gottseliges Leben. Nicht nur die Christen verehrten sie als eine besondere Gottesfreundin, sondern auch die Heiden erwiesen ihr große Verehrung.

Das sah ein Diener des Teufels, welcher in derselben Stadt lebte, nur mit giftigem Zorne, und zuletzt ließ er seine Wuth gegen alle Bekenner der christlichen Lehre dadurch aus, daß er dem Volke vorhielt, es dürfte seinen Göttern nicht länger die Schmach zufügen, die Christen leben zu lassen; denn diese nähmen an Zahl mit jedem Tage zu und würden die Götter stürzen. Da erhob sich das wetterwendische Volk und mordete der armen Christen eine große Zahl und plünderte und verbrannte ihre Häuser. Der alten Achtung vor der hl. Apollonia und ihrer Tugenden dachten diese Heiden nicht mehr; sie wurde gefangen genommen und die Heiden drohten: „Wenn du Christum nicht abschwörst, dann tödten wir dich qualvoll!“ Die Heilige aber wollte davon so wenig wissen, als von der Anbetung der Götter; sie bekannte sich, treu

ihrem Bräutigam, als Christin, was man ihr auch anthun möge. Da schlugen die Heiden sie in ihr strahlendes Angesicht und schlugen ihr alle Zähne aus ihrem Munde; dann schrieen sie von Neuem, ob sie nun Christum abschwören, oder im Feuer verbrannt werden wolle. Die von Blut überströmte Jungfrau schwieg und die Heiden dachten, sie überlege, aber sie erhob im Innern ihr Herz zu Christus und flehte um Kraft für den letzten Kampf. Nahe bei ihr brannte bereits der Scheiterhaufen in heller Flamme und siehe, sie lief mit offenen Armen auf ihn zu und mit zum Herrn erhobenen Händen sprang sie mitten in die Gluth, aus der ihre heilige Seele sich freudig gen Himmel schwang, um dort die verdiente Krone und Palme der Märtyrer zu empfangen. Solches geschah im Jahre 252 am 9. Februar, und an dem Tage feiert noch heute die hl. Kirche das Andenken der heiligen Heldin. Weil sie aber die Marter an den Zähnen erlitt, darum wurde sie stets als eine besondere Fürsprecherin bei Zahnschmerzen verehrt und heute noch und jeden Tag gibt es neue Zeugen, wie gerne Gott die Heilige erhört. Heilige Jungfrau Apollonia, bitte für uns!

J. L.

Der geistliche Mayen.

Wer sich des Mayen freuet,
Zu dieser heiligen Zeit,
Der geh zu Jesu Christo,
Da der Mayen leit (liegt);
So empfindt er wahre Freud.

Den Mayen, den ich meine,
Das ist der liebe Gott,
Er hat um unsertwillen
Gelitten Schimpf und Spott,
Dazu den bittern Tod.

So gehn wir zu dem Kreuze,
Und sehn den Mayen an,
Er steht in voller Blüthe,
Den uns Maria gebar,
Ohn allen Wandel zwar.

So gehn wir zu den Füßen,
Die Nägel drein geschlagen,
Wir sollen das Leiden Christi
In unsern Herzen tragen,
Wie uns die Priester sagen.

So gehn wir zu der Seiten,
Die sich weit aufgethan,
Die sollen die liebe Seelen
Des Morgens beten an,
Den heiligen Geist empfahn.

So gehn wir zu den Händen,
Die sein gar sehr verwundt,
Wir sollen das Leiden Christi
Schließen ins Herzens Grund,
So wird die Seel gesund.

So gehn wir zu dem Haupte
Die Kron gedruckt darein,
Wir sollen dem Herren danken
Für seine Marter und Pein,
Und grüßen die Mutter sein.

Wir sollen dem Herren danken
Seiner Marter mit Innigkeit,
Er will uns gern mittheilen
Seine Barmherzigkeit,
Wenn uns die Sünd ist leid.

Maria ging in den Garten,
Sie sucht ihren lieben Sohn;
Sie fand ihn unter den Juden,
Wohl unter den Juden stan,
Drauf an ein Kreuz geschlan.

Das Kreuz das war sehr lange,
Das Kreuz das war sehr breit,
Da Christus der edle Herre
Sein Marter ane leid't
Für alle Christenheit.

Sie nahmen ihn von dem Kreuze,
Und legten ihn auf Mariä Schooß
Da lag der edle Herre
Ganz nackend und ganz bloß,
Der Jammer der war groß.

Sie nahmen ihn von Mariä Schooß
Und legten ihn in ein Grab,
Da lag der edle Herre
Bis an den dritten Tag,
Der alle Ding vermag.

Wohl an dem dritten Tage,
Da Christus auferstund,
Erlöst er die lieben Seelen
Wohl aus der Höllen Schlund,
Und machet sie gesund.

Mit diesem Lobgesange
Soll Gott gelobet sein,
Maria, Gottes Mutter,
Die Himmelskönigin,
Die liebste Mutter sein.

Die wir diesen Lobgesang
Mit Freuden gesungen han,
Gott wird uns selber lohnen
Zur letzten Himmelfahrt,
Zur Himmelskönigin zart.

11. März.

Der heilige Isidor,

Ackersmann.

Wieder so ein ganz unscheinbares demüthiges Leben, mein lieber Leser, um uns zu zeigen, daß kein Stand zu gering, keine Beschäftigung zu schwer, keine Arbeit zu niedrig ist, um uns das Werk unserer Heiligung unmöglich zu machen. Hinter dem Pfluge, wie auf dem Throne können wir uns heiligen, dazu haben wir Gottes Gnade; sollen wir uns heiligen, dazu haben wir unsern freien Willen. Die Gnade wird uns nicht fehlen, wenn nur der Wille stark und beharrlich ist. Daß er es sei — o lieber heiliger Isidor, bitte für uns!

Isidors Kindheit.

Im zwölften Jahrhundert lebte ein armes Ehepaar zu Madrid in Spanien, ihres Standes Ackersleute, die im Schweiße ihres Angesichtes ihr Brod verdienen mußten. Das thaten sie redlich und hielten fest an dem alten frommen Spruch: Bete und arbeite. Deren Kind war Isidor. Sie gaben diesem Kinde eine ganz vortreffliche Erziehung, wie auch die allerärmsten Leute sie ihren Kindern geben können; denn obgleich ihre Dürftigkeit ihnen nicht gestattete, den Knaben in Wissenschaften unterrichten zu lassen, so bereiteten sie ihn durch gutes Beispiel

und gute Lehren darauf vor, die Weisheit des heiligen Geistes zu empfangen. Sie flößten ihm früh den größten Abscheu gegen die Sünde und alles Böse und die zarteste Liebe zu Gott und zum Gebet ein. Daher wurde in einem Stande, wo die Kinder gar leicht aus Mangel an Aufsicht und Belehrung verwildern, Isidor der Trost und die Freude seiner armen frommen Eltern. In seiner Religion wurde Isidor aber besonders gut unterrichtet, denn jede Gelegenheit, eine Predigt zu hören und der Christenlehre beizuwohnen, benutzte er eifrig, und Alles, was er gehört hatte, behielt er im Herzen. Daher zeigte er von Jugend auf das größte Verlangen, Gott zu dienen durch Uebung seiner Religion und aller Tugenden, seine Eltern durch Fleiß und Arbeitsamkeit zu unterstützen, und den Armen und Leidenden nach Kräften zu Hülfe zu kommen. Dem Gebet ergab er sich mit größter Ausdauer und Andacht und nie wurde ihm die Zeit in der Kirche lang.

Isidor geht in Dienst.

Als er das Jünglingsalter erreicht hatte, verließ er zwar das Haus seiner Eltern, doch nicht Madrid.

Er kam zu einem Edelmann, Johann von Vargas, der große Besitzungen um die Stadt herum hatte; und diesem Herrn diente er als Ackersmann manches Jahr bis zu seinem seligen Ende. Seine Mitknechte wunderten sich anfangs sehr über diesen neuen Kameraden, der ihren Sinn und ihr Verlangen so wenig theilte, daß er von ihren Freuden, Wünschen und Belustigungen, die alle auf's Irdische und auf niedrige Güter gerichtet waren, nicht einmal reden hören mochte. Sie suchten ihm ihre Neigungen einzuflößen, sie verhöhnten ihn, sie wälzten ihm ihre Arbeit auf, aber er blieb immer freundlich, gelassen, dienstfertig, doch auf ihren Wegen ging er nun einmal nicht; seine Seele war und blieb auf Gott gerichtet. Mit Tagesanbruch stand er auf und eilte, einer heiligen Messe beizuwohnen; dann, auf dem Wege zum Felde, besuchte er noch ein Paar Kirchen, in denen er das heilige Altarssacrament mit zärtlicher Liebe anbetete. Freilich kam er dadurch etwas später zur Arbeit, als die übrigen Knechte, aber dafür auch mit einem Eifer und einer Freude, welche jene nie hatten. Denn sie verrichteten ihre Arbeit immer nur, wie gedungene Knechte, um des irdischen Lohnes willen, oft widerwillig, oft träge, stets gleichgültig; Isidor aber machte aus dem Herrendienst einen Gottesdienst und arbeitete so gern und so froh, als ob er von seinem Heiland selbst dazu bestellt worden wäre. Und das ist auch die richtige Art und Weise, denn jedem von uns weist der liebe Heiland sein Tagewerk an und begehrt, daß wir es Ihm aufopfern, was wir freilich leider eben so selten, als Isidors Mitknechte thun.

Isidor wird verläumdet.

Seinen Kameraden war es höchst verdrießlich, daß Isidor später zur Arbeit kam wie sie, und daß er es am Ende doch immer ihnen Allen gleich that; denn seinen Fleiß und sein Bestreben, Alles auf's Beste zu verrichten, brachten sie nicht in Anschlag. Es ging also einer von ihnen zum Herrn Johann von Vargas, und warnte denselben vor dem trägen Andächtler Isidor, der seinen Lohn fast umsonst in die Tasche stecke, indem er sich den halben Tag in allen Kirchen von Madrid herumtreibe. Herr Johann von Vargas hatte bis jetzt den Isidor sehr gern gehabt und immer für einen sehr treuen Diener gehalten; er glaubte also nicht gleich die Anschuldigung, sondern erkundigte sich bei verschiedenen seiner Ackersleute und hörte überall die Bestätigung. Da entbrannte er in Zorn, rief Isidor zu sich und warf ihm mit heftigen und bittern Worten seine Trägheit vor, und daß er das Brod seiner Herrschaft mit Sünden esse. Isidor blieb demüthig und gelassen, so lange sein Herr sprach, und entgegnete darauf mit großer Sanftmuth: „Ich bestrebe mich, Ew. Gnaden also zu dienen, daß weder der liebe Gott und seine Heiligen, noch Ew. Gnaden selbst, noch meine arme sündige Seele dabei zu kurz kommen. Mit dieser Absicht bin ich in Dienst gegangen und dabei muß es auch verbleiben. Ob ich bei dem Acker, den ich bebaue, etwas versäume, das wird sich zeigen zur Zeit der Erndte, wenn er weniger trägt als die übrigen Felder. Ist das der Fall, so verzichte ich auf meinen Lohn und bin gern erbötig, Ew. Gnaden so lange umsonst zu dienen, bis

ich völligen Schadenersatz geleistet habe." „Gut!" sprach Herr Johann von Vargas immer noch ganz erzürnt, „das nehme ich an." Durch dies Alles war er neugierig geworden zu wissen, wie es sich wohl eigentlich mit Isidors Saumseligkeit verhalten möge. Er stand also eines Morgens in aller Frühe auf und begab sich in die Felder, die er von einem kleinen, mit Buschwerk bewachsenen Hügel alle übersehen konnte, ohne selbst gesehen zu werden. Da sah nun Herr Johann von Vargas all' seine Ackersleute ankommen, aber Isidor war nicht unter ihnen. Dann kamen noch ein Paar Nachzügler, die sich verspätet hatten, aber auch bei denen war Isidor nicht. Herr Johann von Vargas wartete, und wartete so lange, bis der Zorn wieder in ihm kochte. Er nahm sich vor, sobald Isidor jetzt käme, ihn auf der Stelle aus dem Dienst zu jagen. Da kam Isidor, spannte seine Ochsen an den Pflug und machte sich frisch an die Arbeit. Herr Johann von Vargas aber eilte ganz ergrimmt von seinem Hügel herab und auf den saumseligen Knecht zu. Als er nun auf freiem Felde war, bemerkte er zu seinem höchsten Erstaunen, daß Isidor Hülfe habe, daß neben dessen Pflug noch zwei andere mit schneeweißen Ochsen bespannt arbeiteten. Er blieb stehen, sah scharf hin. Ja, drei Pflüge waren auf dem Acker in Thätigkeit und zwei derselben wurden von glänzendweißen Ochsen und Ackersleuten geführt. Der Zorn des Herrn ging in Verwunderung über. Er eilte auf Isidor zu, und als er in dessen Nähe kam, gab es eine neue Verwunderung, denn die zwei geheimnißvollen Pflüge waren verschwunden und

Isidor allein auf dem Acker. Herr Johann von Vargas sprach nun ganz besänftigt: „Sage mir doch, mein Isidor, was hast du dir denn für ein Paar Gehülfen angeschafft, die dir beistehen, die versäumte Morgenarbeit nachzuholen?“ — „Davon weiß ich nichts, gnädiger Herr,“ antwortet Isidor ganz unbefangen, „ich habe Gehülfen weder berufen noch gesehen. Jeden Morgen rufe ich meinen Gott an, Er wolle während des ganzen Tages mein Helfer sein und meine Arbeit segnen; von einem anderen weiß ich nichts.“ — Ganz nachdenklich verließ Herr Johann von Vargas seinen armen Ackersmann, der ein so großer Freund Gottes war, daß ihm die Engel bei der Arbeit dienten, und nie hörte er in Zukunft ein Wort an, das Isidor zu verkleinern trachtete.

Isidor verehelicht sich.

So durfte nun Isidor ungestört sein frommes gottseliges Leben fortsetzen und nach Belieben den kirchlichen Andachten beiwohnen. Nie mißbrauchte er diese Freiheit, nie suchte er in ihr einen Vorwand, um sich von einer schweren Arbeit loszumachen. Im Gegentheil war ihm die schwerste Arbeit willkommen, weil er sie als ein Mittel betrachtete, um Buße zu thun für seine Sünden. Aus demselben Grunde sah man ihn trotz der größten Anstrengung und Ermüdung doch nie verdrossen. Wohl weinte er zuweilen bitterlich hinter seinem Pfluge; das kam aber von der Betrachtung des bittern Leidens Jesu Christi her! Hatte der Heiland so

furchtbar viel leiden müssen, um die Menschen von den ewigen Strafen zu retten, die sie für ihre Sünden verdienten, wie sollte er da nicht gern ein Weniges leiden, um seine zeitlichen Strafen abzubüßen. So verlebte er in Arbeitsamkeit und Demuth seine Tage, ganz friedlich und eingezogen, bis er eine Lebensgefährtin fand, die seiner würdig war. Sie hieß Maria Torribia und wird in Spanien auch als Heilige verehrt. Die gottgefällige Ehe ward durch einen Sohn gesegnet, der aber früh starb. Daraus schlossen die frommen Eltern, der liebe Gott begehre keine Nachkommenschaft von ihnen, und in treuer geschwisterlicher Liebe setzten sie nun ihre Pilgerschaft bis zum Tode fort. Beide waren ganz eines Herzens und eines Sinnes in ihrer zwiefachen Liebe — die aber in der Wurzel eine und dieselbe ist — zu Gott und den Armen. Sie waren ja selbst nur arm; doch das kam nie vor, daß sie nicht ihr letztes Brod mit dem Hungernden getheilt und nicht dem Obdachlosen freundliche Herberge in ihrer Hütte gegeben hätten. Einst traf es sich aber, daß sie einem Dürftigen, der um Almosen bat, wirklich nichts geben konnten, weil sie nichts hatten. „So ruhe hier aus, mein Bruder," sprach Isidor freundlich und bereitete dem Armen einen Sitz. Maria aber ging ganz traurig in die Küche, sah in ihren Töpfen nach, obwohl sie wußte, daß nichts darin war, und entdeckte mit freudigem Schreck, daß Gott selbst für seine Barmherzigen und seine Armen Sorge trägt, denn sie fand Speise vollauf, um den Dürftigen zu laben.

Isidor empfängt göttliche Gnadenbeweise.

Oft gefällt es dem lieben Gott, gerade diese unscheinbaren Seelen wegen ihrer überaus großen Demuth und Liebe durch seine Allmacht zu verherrlichen. Und das gefiel Ihm auch bei Seinem getreuen Knecht Isidor. Dieser gehörte einer frommen Bruderschaft an, deren Mitglieder einst beschlossen, mit einer gemeinschaftlichen einfachen Mahlzeit einen gewissen Festtag zu feiern. Es stellten sich auch alle Mitglieder zur bestimmten Essenszeit ein, nur nicht Isidor, der, weil eben ein Feiertag war, heute nach Herzenslust in den Kirchen sich aufhalten durfte. Endlich fiel ihm ein, daß er sich zu seinen Mitbrüdern begeben müsse und er verließ die Kirche der heiligen Maria Magdalena, in welcher er besonders gern zu beten pflegte. Vor der Thüre traf er, wie das in Spanien überall ist, eine Menge Bettler, welche den wohlbekannten barmherzigen Mann um Almosen baten. Da er kein Geld hatte, so lud er sie herzlich ein ihm zu folgen und sein Mittagsmahl zu theilen, was jene freudig annahmen. Mit dieser Begleitung langte Isidor an, fand aber die Mahlzeit längst beendet. Die Aufwärter hatten ihm jedoch seinen Antheil an den Speisen zurückgestellt und sagten ihm, die Mitbrüder hätten es sich so gut schmecken lassen, daß nicht viel für ihn übrig geblieben sei; er möge also nur sein eßlustiges Gefolge fortschicken. „Mit nichten!" entgegnete Isidor freundlich; „bringt mir nur, was Ihr habt." Die Aufwärter gingen in die Küche und fanden zu ihrem Erstaunen alle Töpfe voll kräftiger Fleischspeisen, die sie frohlockend in das Eßzimmer trugen. Und

nicht nur Isidors hungrige Gäste wurden gespeist, sondern noch mehr Arme herein gerufen und gesättigt, so groß war der Vorrath. Isidor und seine Bruderschaft begaben sich nach vollendeter Mahlzeit in die St. Maria Magdalena-Kirche zurück, um Gottes Güte und Allmacht zu loben und zu preisen. In dieser nämlichen Kirche wohnte einst Isidor in aller Frühe dem heiligen Meßopfer bei.

Da kamen ein Paar Knaben athemlos daher gerannt und brachten ihm die Nachricht, ein wüthender Wolf rase auf seinem Felde umher und würde vermuthlich seine Ochsen anfallen und tödten; er möge eilen, den Wolf zu erschlagen. Isidor gab gelassen zur Antwort: „Geht in Frieden, meine Söhne! Gottes Wille geschehe.“ Und nicht um eine halbe Minute verkürzte er seine Andacht! Dann eilte er auf's Feld, wo er den Wolf todt und seine Ochsen unverletzt fand. Sogleich warf sich Isidor auf die Knie und dankte Gott, dessen Obhut auch für die Thiere sorgt. Und weil die Thiere Geschöpfe Gottes sind, so hatte Isidor auch eine zarte Liebe für

sie. Einst in harter Winterszeit, als ungewöhnlich viel Schnee die Erde bedeckte und den Vöglein alle Nahrung versagte, trug Isidor einen Sack voll Getreide zur Mühle und sein kleiner Sohn begleitete ihn. Als sie auf's freie Feld kamen, sahen sie ganze Schwärme von Spatzen, Tauben und andere Vögeln, die in dem Schnee scharrten und pickten, ohne auch nur ein Körnlein aus dem hartgefrornen Erdboden herauszukratzen. Das erbarmte Vater und Sohn ganz unsäglich. Sollten diese lieben kleinen Vöglein, die Gottes Hand so zierlich gebildet hat und die Gottes Güte nicht unbeachtet vom Dache fallen läßt — wie die heilige Schrift so trostreich spricht — sollten die vor Hunger umkommen? O nein! Isidor nahm seinen Sack, öffnete ihn und streute mit vollen Händen sammt seinem Söhnchen, den Vögeln das Getreide hin. Tausende und Tausende kamen geflogen und zirpten und zwitscherten vor Behagen und lobten Gott in ihrer Art. Da ging ein Nachbarsmann vorüber, der ebenfalls Getreide zur Mühle trug; der lachte Isidor aus als einen Narren und Verschwender und beklagte ihn höhnisch, daß er durch sein Söhnchen ganz kindisch werde; ging dann vorüber und erzählte in der Mühle ein Langes und Breites von Isidors thörichtem Beginnen. Isidor ließ sich durch den Spott nicht irre machen, streute aus, so lange die Vöglein fressen mogten, band darauf seinen ziemlich geleerten Sack wieder zu, nahm ihn auf die Schulter, sein Kind bei der Hand und ging zur Mühle. „Da kommt er mit seinem leeren Sack!" rief der Nachbar dem Müller zu, als Isidor eintrat und Beide brachen in ein spöttisches

Gelächter aus. Sie verstummten aber bald, als Isidor seinen Sack öffnete, der über und über voll Getreide war und voll eines so ergiebigen, daß der Müller sich später gar nicht genug über die ungeheure Menge Mehl wundern konnte, die sich beim Mahlen ergab. Herr Johann von Vargas hielt seinen Isidor gar hoch in Ehren, pflegte ihn öfter in seinem Hüttchen und auf dem Felde zu besuchen und unterhielt sich gern mit ihm. Das war nun auch an einem heißen Sommertag geschehen und während des Gesprächs war die Sonne so hoch am Himmel gestiegen, daß ihre Strahlen wie Flammen brannten und Herr Johann von Vargas auf dem freien Felde vor Durst und Hitze fast verschmachtete. Er fragte Isidor, ob kein Bach oder Brunnen in der Nähe sei. „Dort ist ein Brunnen," sprach Isidor und wieß mit der Hand auf einen Felsen. Als Herr Johann von Vargas dahin ging, fand er aber nichts als das trockene, harte Gestein und sah etwas erzürnt über den ungeziemenden Scherz Isidor vorwurfsvoll an. Der sprach: „Wenn es Gottes Wille wäre, hätten wir hier das beste Wasser," nahm seinen Stecken, den er stets bei der Hand zu haben pflegte, schlug an den Felsen und ein klarer Quell sprang hervor, aus dem Herr Johann von Vargas mit großem Vergnügen trank und der seitdem ununterbrochen fließt bis zu dieser Stunde. Wenn alle Brunnen um Madrid bei der furchtbaren Dürre der brennendheißen spanischen Sommer versiegen, bei ihm findet man stets frisches klares Wasser. Nur Einmal stockte er und verschwand; das war aber nicht wegen der Dürre, noch wegen irgend einer

natürlichen Ursache, sondern weil die Mauren, die dazumal noch festen Fuß in Spanien hatten, von seinem Wasser zu ihren gottesdienstlichen Handlungen gebrauchten. Es entstand nun eine so große Betrübniß über das Versiegen des Brunnens, daß die Obrigkeit nachforschte, den Grund entdeckte und den Mauren den Gebrauch dieses Wassers zu jenem Zweck untersagte. Da floß der Brunnen wieder, und durch manches Jahrhundert. Die Königin Isabella ließ eine Einsiedelei zum Gedächtniß des Wunders daneben erbauen.

Isidors seliges Ende.

Unscheinbar und friedlich, wie sein ganzes Leben, war auch sein Tod, der im Jahre 1170, als Isidor ungefähr im sechzigsten seines Alters stand, erfolgte. Er bereitete sich mit Ruhe und Freudigkeit auf sein letztes Stündlein vor und ging ein zur Freude seines Herrn, um in den himmlischen Hütten den Lohn zu empfangen, den der liebe Heiland selbst dem frommen und getreuen Knecht zugesagt hat. Seine Leiche ward an einer ganz feuchten Stelle des Gottesackers von St. Andreas, unter der Dachtraufe der Kirche begraben, aber nach vierzig Jahren, als eine fromme Matrone ihm eine bessere Gruft bereiten wollte und den Sarg erheben ließ — in voller Frische gefunden. Das machte die Leute aufmerksam. Es erinnerten sich noch Viele seiner und seines heiligmäßigen Wandels, den Gott mit so wunderbaren Gnaden gesegnet hatte, und da begann seine eigentliche Verehrung. Besonders ward Isidors Fürbitte angerufen, wenn es galt, gute Quellen aufzufinden, und

viele Brunnen in und um Madrid sind auf diese Weise entdeckt worden, so daß der arme Ackersmann Isidor sehr bald ein hochverehrter Schutzpatron von Madrid ward, dem die Goldschmiede seiner Vaterstadt einen Sarg von Gold und Silber anfertigten und schenkten — wovon der bloße Metallwerth sich auf 90,000 fl. belief — als im Jahr 1622 seine Heiligsprechung erfolgte und mit Frohlocken in ganz Spanien begrüßt ward. Auf der Erde erst eine Pflugschaar, dann ein goldener Sarg — im Himmel die ewige Glorie: das ist das Leben des heiligen Ackersmannes Isidor, dessen Andenken die heilige Kirche am 10. Mai jedes Jahres den Gläubigen in's Gedächtniß zurückruft.

Ida Hahn-Hahn.

Die heil. Jungfrau und Märtyrin Dorothea.

(6. Februar.)

Im Lande Cappadocien lebte in der Stadt Cäsarea und im zweiten Jahrhundert eine schöne Jungfrau, die hieß Dorothea. Dazumal war jenes Land noch ganz in heidnischer Finsterniß vergraben, nur hier und da leuchtete einsam und verborgen ein Licht, wie ein Stern hinter den dahinziehenden Wolken des Himmels. Solch ein Stern war Dorothea, die in heiliger Reinheit von ihrer Kindheit an dem Herrn in so demüthigem und eifrigem Gebete diente, daß Alle, welche sie kennen lernten, den süßen Namen unseres Herrn Jesu priesen, der sie zu Seiner Dienerin erkoren und ihr Inneres und Aeußeres mit solcher wunderbaren Schönheit ge-

ziert hatte. Aber das war dem Bräutigam ihrer Seele nicht genug, noch höher und reicher wollte Er sie zieren und Er fügte der weißen Krone der heiligen Jungfräulichkeit die purpurrothe der Marter hinzu und erhob sie zu Seiner Herrlichkeit. Da strahlt sie nun ewig am Thron des Lammes und bittet für uns.

Dorothea vor dem Statthalter.

Wir wissen wenig über ihre Jugend, um so mehr aber von ihrer Tugend, deren Ruf sich nicht nur unter den Christen, sondern selbst unter den Heiden verbreitete und endlich auch zu des Statthalters Ohren drang. Als dieser nach Cäsarea kam, befahl er, daß man sie ihm vorführe und die Jungfrau wurde gefaßt und vor sein Tribunal gebracht. Da stand sie still, ihr Haupt geneigt und mit betenden Lippen zu Gott gewandt, und der Präfekt, Sapritius, fragte sie um ihren Namen. Als sie ihn genannt hatte, fuhr er fort: „So fordere ich dich auf, nach dem Gebot der Kaiser den unsterblichen Göttern Opfer zu bringen.“ Da antwortete Dorothea: „Ich habe nur einen Kaiser, das ist der Himmelskaiser und mein Gott, und der befahl mir, Ihm allein zu dienen. Was sind denn deine Kaiser anders, als sterbliche Menschen, und was sind gar deine Götter?“ Sapritius sprach: „Wenn du unbefleckt und makellos und gesund heimkehren willst, dann ergib dich und opfere, ohne das werde ich dich zu einem Vorbild des Schreckens machen? Dorothea erwiederte: „Allen will ich ein Beispiel des Schreckens vor dem Herrn geben,

damit die, welche Gott fürchten, wüthende Menschen nicht fürchten, obgleich die sind wie reißende Hunde, die bellend und beißend die Wanderer verfolgen. Sapritius drohte ihr mit der Folter, wenn sie nicht opfere; aber Dorothea sprach: „Deine Qualen können mich nicht schrecken, wohl aber die ewigen Qualen nach dem Tode. Du wirst mich nie überreden, daß ich deinen Göttern opfere, die ein schändliches Leben führen.“ Sapritius erzürnte, als er diese Worte von ihr hörte, und rief: „Uebergebet sie der Folter, dann wird sie andern Sinnes werden!“ Dieß geschah alsbald; aber als sie nun auf der Folter ausgestreckt dalag und die Marter begann, da sprach sie noch unerschrockener und standhafter: „Warum dieses Zögern? Thue doch nur sofort, was du vorhast, damit ich zur Anschauung Dessen gelange, um dessen Liebe willen ich dich nicht fürchte und keine Qualen scheue.“ Sapritius sprach: „Besser wäre es für dich, du opferteſt und nähmest einen Gemahl und freuteſt dich deines Lebens, statt so durch deine Thorheit zu Grunde zu gehen.“ Aber die heilige Bekennerin antwortete: „Ich opfere nicht, denn ich bin eine Christin; ich will keinen Gemahl, weil ich Christi Braut bin, und das ist mein fester Glaube, das Er mich in das Brautgemach seines himmlischen Paradieses aufnehmen wird.“

Christe und Calliste.

Sapritius sah wohl ein, daß er durch Qualen nichts gegen die heiligen Muthes volle christusfreudige Jungfrau ausrichten konnte. Er versuchte einen andern Weg und befahl, sie zu zwei Schwestern zu

führen, die vor Kurzem Christus und den heiligen Glauben verläugnet hatten; sie hießen Christe und Calliste. Zu diesen sprach Sapritius: „Ihr habt den christlichen Aberglauben verlassen und geopfert und dafür reiche Geschenke erhalten; ich gebe euch deren noch viel mehr, wenn ihr die Dorothea von der Thorheit des Christenthums abbringt.“ Deß waren die Schwestern zufrieden. Als nun die Jungfrau in das Haus der Beiden kam, da boten diese Alles auf, ihr den heiligen Glauben zu verleiden; sie stellten ihr die Pein der Marter vor, die sie ja gegen das höchste Glück tauschen könne; aber Dorothea sprach: „Hättet ihr Unglückliche meinem Rathe gefolgt, dann würdet ihr nie geopfert haben. Aber unser Gott ist barmherzig und gütig und empfängt mit offenen Armen die, welche zu ihm zurückkehren.“ Die Schwestern erwiederten: „Da wir einmal von Christus abgefallen sind, können wir unmöglich wieder zu Ihm zurückkehren;“ aber Dorothea antwortete mit heiliger Begeisterung: „Es ist eine größere Sünde, an Gottes Barmherzigkeit zu verzweifeln, als dem eiteln Götzen zu opfern. Gott ist aller Aerzte bester, der kann alle eure Wunden heilen, ja es gibt keine Wunde so groß, daß er sie nicht heilen könnte; er heißt ja der Heiland, weil Er Heil brachte, der Erlöser, weil Er die alten Ketten brach, der Befreier, weil Er nie aufhört zu befreien. Darum wendet eure vollen Herzen nur zu Buße und ihr werdet sichere Vergebung finden.“ Diese Worte der Jungfrau ergriffen die Herzen der Schwestern so mächtig, daß sie in reiche Thränen der tiefsten Reue ausbrachen und

sich zu ihren Füßen warfen, flehend, sie möge doch für sie beten, sie solle ihre Buße Gott dem Herrn opfern und von Ihm Erlösung von der Sünde des Abfalls erlangen. Da erhob Dorothea ihre vor Glückseligkeit weinenden Augen und betete zu Gott, der nicht den Tod des Sünders will, sondern daß er sich bekehre und lebe, und zu dem lieben Heiland, der sprach, es sei mehr Freude unter den Engeln im Himmel über einen Sünder, der Buße thue, als über neun und neunzig Gerechte, die der Buße nicht bedürften: Er möge Seine Schafe auf Seine heiligen Schultern laden und zurück zur Heerde tragen.

Während sie also in heißen Gebeten zum Herrn flehte, trat ein Bote des Sapritius ein und befahl ihnen, zum Statthalter zu kommen. Dieser fragte die Schwestern vorher insgeheim, was sie mit Dorothea ausgerichtet hätten. Diese antworteten mit heller Stimme: „Wir haben gefehlt und Böses gethan, als wir, die kurze Marter fürchtend, den eiteln Göttern opferten; darum baten wir Dorothea, uns von Christus, unserm Gott und Herrn, Verzeihung zu erwerben.“ Da zerriß der Statthalter in wild entbrennender Wuth seine Kleider und schrie: „Opfert ihr nicht in diesem Augenblick, dann werdet ihr in das Faß geworfen!“ Aber die beiden lieben Schwestern riefen laut entgegen: „Herr Jesus Christus, nimm an unsere Buße und schenke uns Verzeihung!“ Bei diesem Ruf und diesem Bekenntniß verharrten sie als fromme christliche Heldinnen und sofort ließ der Statthalter sie in ein großes Faß setzen und verbrennen.

Dieß Letztere geschah in Gegenwart Dorothea's, die in heiliger Wonne über den glorreichen Triumph der beiden Schwestern ihnen jubelnd zurief, als sie ihre heiligen, in ihrem Blut gewaschenen Seelen aushauchten: „Geht mir nur voran, der Vergebung eurer Sünde sicher! Euch winkt die Palme der Märtyrer, euch empfangen die umschlingenden Arme des Herrn, der sich eurer Rückkehr freut!" Das versetzte Sapritius abermals in flammenden Zorn und er befahl, die gottbegeisterte Jungfrau von Neuem der Folter zu übergeben. Dieß geschah, aber da durchströmte erst ganze, heilige Freude die glorreiche Bekennerin, weil sie nichts mehr ersehnte, als zu leiden für den Herrn und alle Qualen der Folter trug sie mit vor Freude verklärtem Angesicht. Sapritius erstaunte darüber und rief: „Wie kannst du mitten in den Qualen Freude erheucheln?" Dorothea aber erwiederte: „Niemals in meinem ganzen Leben war ich so freudig, wie heute, zuerst darum, weil ich jener Schwestern Seelen rettete, welche der Teufel dem Herrn durch dich raubte, aber die Christus wieder in seine heiligen Arme aufnahm; darüber ist Jubel unter allen Engeln und Erzengeln, unter den Aposteln, Märtyrern und Propheten im himmlischen Reich. Darum eile, Sapritius, damit sie schnell die festlichen Freuden der Heiligen genießen und laß mich mit ihnen jene ewigen Wonnen theilen, mit denen ich auf Erden meine Thränen theilte." Da ließ der grausame Statthalter brennende Fackeln an die beiden Seiten der heldenmüthigen Jungfrau halten, aber Dorothea's Antlitz verklärte sich noch

mehr in heiliger Luſt und Wonne, indem ſie dem Statthalter zurief: „Siehe, wie du Elender zu nichte wirſt mit deinen Göttern!“ Das brachte den Sapritius in noch größere Wuth, er ließ ſie von der Folter nehmen und die Henker mit den Händen ihr in ihr leuchtendes Angeſicht ſchlagen, indem er ſprach: „Da nimm die Schläge für deine Schmähungen!“ Dieß Schlagen währte ſo lange, bis den Henkern die Arme ohnmächtig herabſanken, dann erſt ſprach der Statthalter ihr das Urtheil, welches alſo lautete: „Dorothea, das Uebermuth volle Mädchen, die den unſterblichen Göttern nicht opfern wollte, um ihr Leben zu erhalten, ſondern durchaus ſterben wollte wegen eines Menſchen, der Chriſtus heißt, ſoll mit dem Schwerte enthauptet werden.“ Da rief die Gottesſtarke mit lauter, freudiger Stimme zum Himmel: „Dank, Dank ſage ich Dir, o Bräutigam der Seelen, der Du mich zu Deinem Paradieſe rufſt und in Dein Brautgemach einladeſt!“ und ſie folgte dem Henker mit jubelndem Herzen.

Alte Ueberlieferung berichtet uns, als sie den Saal des Statthalters verließ, da habe ein Jüngling, Namens Theophilus, spöttischer Weise zu ihr gesagt: „Ei du Braut Christi, so sende mir doch aus dem Paradies deines Bräutigams einige Aepfel oder Rosen.“ Und Dorothea antwortete: „Wohlan, das werde ich thun.“

Als nun am Ort der Hinrichtung der Henker mit dem Schwerte bereit stand, bat sie ihn, er möge sie einen Augenblick beten lassen. Kaum hatte sie dieß ihr Gebet beendet, so erschien ein schöner kleiner Knabe vor ihr, der trug in einem Tuche drei der schönsten Aepfel und drei blühende Rosen. Sie sprach zu ihm: „Gehe und trage sie zu Theophilus und sage ihm, diese Aepfel und Rosen übersende ich ihm aus meines Bräutigams Paradies.“

Dann hob der Henker das Schwert, ihr heiliges Haupt sank und ihre heldenmüthige Seele stieg mit der Palme des Martyriums geschmückt empor zu Christus, dem Ruhm, Preis und Ehre sei in Ewigkeit. Amen.

Unterdessen erzählte Theophilus — so heißt es weiter in jener Ueberlieferung — lachend seinen Freunden, was er zu Dorothea gesprochen und was sie ihm geantwortet habe, und er spottete über ihr Versprechen. Aber siehe, der Knabe trat zu ihm mit seinem Tuch, in welchem die drei Aepfel und drei Rosen lagen, deren gleichen kein Menschenauge sah, und er sprach zu dem Jüngling: „Siehe diese Aepfel und Rosen sendet dir nach ihrem Versprechen die heilige Jungfrau Dorothea aus ihres Bräutigams Paradies.“ Dann verschwand er.

Theophilus staunte, nahm das Tuch und die Gaben und plötzlich gänzlich umgewandelt rief er mit lauter Stimme: „Wahrlich, Christus ist Gott!“ Vergebens sprachen seine Freunde ihm zu, er scherze, das könne ja sein Ernst nicht sein, aber er erwiederte streng: „Ich rede nicht in Scherz und bin gesunder Sinne, doch der Glaube lebt nun klar in mir, Jesus Christus ist wahrer Gott! Selig, wer an Christus glaubt, selig, die um Seines Namens willen leiden!“

Da liefen einige seiner Freunde zu dem Statthalter und klagten ihm, Theophilus, der bis jetzt die Christen bis zum Tode verfolgt habe, predige nun die Lehre Jesu. Der Statthalter ließ ihn zu sich kommen und redete ihm erst freundlich, dann hart zu, aber vergebens war alle Rede, vergebens die Folter; man zerriß vergebens seine Seiten mit eisernen Krallen und brannte sie vergebens mit Fackeln, Alles war vergebens. Mitten in der Marter rief er: „Christus, Gottes Sohn, Dich bekenne ich, nimm mich auf unter Deine Diener!“ und verzog keine Miene. Als dieß der Statthalter sah, verurtheilte er auch ihn zum Tode mit dem Schwert und Theophilus sprach: „Dank Dir, o Christus!“ Und trotz all' der Wunden, die seinen Leib bedeckten, schritt er freudig der Krone des ewigen Lebens entgegen, durch die Gnade Gottes, der Seine Heiligen verherrlicht und Dem Ruhm, Preis und Ehre sei in Ewigkeit. Amen.

(Surius I. 896.)

J. L.

Fastenlied.

Christ spricht: O Seel, o Tochter mein,
Heb auf das Kreuz, schick dich darein,
Es kann und mag nicht anders sein;
Das Kreuz, das ich getragen hab,
Darfst Du vom Hals nicht werfen ab.

„O süßester Herr Jesu Christ,
Ich weiß, daß Du so gütig bist,
Dein Herz voll lauter Milde ist,
Warum bist Du mir denn so hart,
Sieh' ich bin noch so jung und zart."

O Seel, o Tochter, glaub mir frei,
Daß in dem Kreuz dein Wohlfahrt sei,
Daß ich durch's Kreuz dich benedei,
Dir helf zu einem großen Lohn,
Zum Thron, zur Scepter und zur Kron.

Darauf die Seel sich kurz bedacht,
Hub auf das Kreuz mit hoher Macht,
Sie küßt dasselb' und freundlich lacht.
Um diese Gab dankt sie dem Herrn
Und trug das Kreuz vom Herzen gern.

Zu den heiligen fünf Wunden.

Nach dem heil. Bernhard.

Dich, o Herr der Welt, zu grüßen,
Fall ich, Jesu, Dir zu Füßen,
Deine Gnad laß mir erscheinen,
Meine Sünd recht zu beweinen,
O allerliebster Jesu mein!

O der Füß, hoch zu beklagen,
Die mit Nägeln sind durchschlagen!
O der grausamlichen Schmerzen!
Wer sollt dabei nicht von Herzen
Mit Dir, Jesu, traurig sein?

Ach von Deinem bittern Leiden
Will ich, Jesu, nimmer scheiden.
Wenn mein Sünden mich beschweren,
Wirst Du, hoff ich, nicht verwehren
Mein Zuflucht zu den Füßen Dein.

Seid gegrüßt, o Händ durchgraben,
Die so manchen Menschen laben!
Ihr mit scharfen Wehren, Waffen
Unsre Sünd' oft könntet strafen,
Doch übet ihr stets Gütigkeit.

O wie thut mein Seel verlangen,
Daß sie von euch werd empfangen!
Dank sei euch für beide Wunden,
Damit ich, mit euch verbunden,
Kann tragen jetzt mein Kreuz und Leid.

Euch, o Händ, ich anbefehle
Meinen Leib und meine Seele.
Mich erhaltet in der Gnaden,
Daß, von Sünden überladen,
Ich nicht verderb' in Ewigkeit.

Sei gegrüßt, o Seit durchstochen,
Drin sich manche Seel verborgen,
Wenn den Feind sie hat vermerket,
Wider ihn die Kräfte stärket,
Und also kommt aus aller Noth.

Hier find ich das wahre Leben,
Wahre Ruh wird hier nur geben,
Hier iſt gar wohl meinem Herzen,
Obs auch iſt in höchſten Schmerzen,
Ob ſtark zuſetzt der bittre Tod.

Wenn ich hier nur kann verbleiben,
Ganz mich Jeſu einverleiben,
Keine Güter, keine Ehren
Will dann auf der Welt begehren,
Denn all's hab ich in Dir, o Gott!

30. Jänner.

Die heilige Jungfrau Aldegundis.

Wir haben schon früher der belgischen heiligen Godoleva gedacht und heute pilgern wir wieder zu einer Heiligen dieses gesegneten Landes, in dem die heilige Kirche lange kämpfend gesiegt hat und noch unausgesetzt kämpfend immer glorreicher sich erhebt. Es ist die auserkorene Braut des Heilandes, die liebe Tochter Maria's, die heilige Aldegundis, deren Fürbitte Den, der nun ihr heiliges Leben schreiben will, dabei begleiten und unterstützen wolle.

Sancta Aldegundis stammte aus königlichem Geschlecht; ihr Vater hieß Walbertus, ihre Mutter Bertilia und sie wurde geboren im Jahre 630. Damals bestand das Heidenthum noch in großer Kraft, aber ihre Aeltern waren Christen und erzogen ihre Tochter in großer Gottesfurcht, da sie selbst sehr fromme Leute waren. Sie wohnten im Hennegau in dem Ort, der heute Coursolve heißt und drei Meilen von Maubeuge entfernt liegt.

Je mehr Aldegundis heranwuchs, um so schöner wurde sie, aber diese Schönheit ihres Körpers wurde bei weitem überstrahlt durch diejenige ihrer engelschönen Seele. Von ihren ersten Jahren an hatte sie etwas Ernstes, der Welt, ihrem Putz und Prunk und ihrer Pracht Abgewandtes,

dagegen war sie allem höheren Wissen, dem von Gott, eifrig zugethan. Ihre Aeltern übergaben sie darum auch den ausgesuchtesten Lehrern und sie machte bald erstaunliche Fortschritte in Allem, wofür sie, ohne daß auch nur eine Spur von Eitelkeit in ihr aufkam, Gott aus vollstem Herzen dankte.

Als sie so in der Blüthe ihrer reinen Jugend stand, dachten ihre Aeltern daran, sie ihrem hohen Stande gemäß zu verheirathen; aber in diesem Plane irrten sie sehr, denn die Jungfrau kannte nur einen Bräutigam, das war Christus, nach dem sie hungernd durstete und durstend hungerte. Sie glich den klugen Jungfrauen der heiligen Schrift und goß das Balsamöl der Barmherzigkeit, Demuth, Enthaltsamkeit und strenger Abtödtung in ihre Lampe, die in heller Liebe brannte für den Bräutigam. Eines Tages nun rief ihre Mutter sie zu sich und ermahnte sie mit freundlichen Worten, ihr Herz vor ihr zu erschließen und zu sagen, was sie von Dem halte, was sie als Mutter ihr jetzt vorschlagen wolle. Sie schilderte ihr alsdann die Ausdehnung ihrer Güter, den Reichthum fruchtbarer Aecker, die gefüllten Schatzkammern und sagte, daß eine so gute Tochter ihrer Mutter gewiß gern zu Willen sei und einen ihrer würdigen Mann nehmen werde; sie selbst wolle den Vater und ihre Freunde bereden, auch dafür sorgen, daß ihr künftiger Gemahl ein hochedler, sehr reicher und sehr schöner Jüngling sei. Als die Mutter so ihre ganze Beredsamkeit erschöpft hatte und Aldegunden um ihre Meinung

fragte, rief diese: „Liebste Mutter, warum beschwerst du meine Seele mit solchen Worten der Ueberredung? Ich will dir ohne alles Weitere meine Gedanken sagen und mein Herz eröffnen. Ich verlange und sehne mich nur nach dem Bräutigam, dessen Güter Himmel und Erde sind, dessen Aecker in Ewigkeit keinen Mißwachs haben und dessen Schätze täglich wachsen und gar nicht abnehmen. Wenn du kannst, liebste Mutter, dann gib mir diesen Bräutigam, nicht einen sündigen, frechen, sterblichen Menschen." Da merkte die Mutter wohl, daß sie die Beharrlichkeit und Festigkeit der Jungfrau schwerlich überwinden werde, aber sie sprach ihr doch nach Frauenart immer wieder von der Heirath und meinte, sie werde sich zuletzt dennoch ergeben, doch sie irrte darin sehr.

Der Bräutigam, den sich Aldegundis erwählt hatte, und dem sie so treu blieb, bewies ihr nun auch seine Treue dem Versprechen gemäß, das er einst durch seinen Propheten gab: „Bevor du mich rufen wirst, werde ich sagen: Siehe, hier bin ich [1]," und sandte ihr Trost und Hülfe. Sie hatte nämlich eine Schwester Waldetrudis, welche einem edeln Manne, Namens Madelgar mit dem Beinamen Vincentius vermählt war und zu Bergen im Hennegau wohnte. Beide Eheleute waren ganz erfüllt von der Liebe zum Herrn, ihre Herzen gleich ewigen Lampen eine dauernde Liebesgluth; ihrer hohen Tugenden wil-

1) Isa. 32, 6.

len erhob die heilige Kirche sie selbst zur Würde der Heiligen [1]). Aus ihrem Kloster schrieb nun Waldetrudis der Mutter Bertilia, sie möge ihr doch die Schwester zum Troste senden, und die Mutter sorgte sogleich für Aldegundens Abreise, aber unter der Bedingung, daß sie bald wieder heimkehre. Das war aber der heiligen Waldetrudis Wunsch keineswegs, sie hätte gerne Aldegunden allen fleischlichen Banden entrissen und wollte, daß ihre Schwester den heiligen Schleier empfange und sich der Sorge für das Kloster annähme. Sie war hocherfreut, als sie hörte, wie Aldegunde den irdischen Bräutigam ausgeschlagen und selig vor Glück, daß ein Dach sie decke, erhoben sich der beiden heiligen Frauen Herzen zum begeisterten Preise Gottes. Es heißt, daß Eisen das Eisen schärfe, und so war es auch mit den beiden Schwestern, jede war der andern Vorbild, eine erhob und ermunterte die andere, jede rang mit aller Macht ihres Herzens nach innigster Vereinigung mit dem göttlichen Bräutigam. So wurden sie vor den Klosterschwestern zwei auf den Leuchter erhobenen Kerzen gleich, die Vielen ein helles Licht entsandten, das sie hinführte zum ewigen Lichte Jesus Christus.

Bald darauf fiel ihrer Mutter ein, wenn Aldegundis länger im Kloster bleibe, dann könnte ihre Schwester deren Herz ganz von dem Leben in der Welt abwenden und sie gar bereden, den Schleier zu nehmen, darum schickte sie einen Boten

---

1) 9. April. 14. Juli.

in das Kloſter, um ſie zurückzurufen. Waldetrudis ließ ſie ungern gehen und bat ſie beim Abſchied inſtändig, ſich dem Weltleben zu entziehen und ihre Lampe für den himmliſchen Bräutigam bereit zu halten. Das war ſo ganz aus Aldegundens Seele geſprochen, die ſich über den Abſchied ſehr betrübte und unter heißen Thränen trennten ſich die beiden frommen Schweſtern. Wie ſehr war ihr von nun an das Treiben und Leben im Schloſſe zuwider! Sie konnte es nicht lange aushalten und warf ſich ihrer Mutter zu Füßen, ſie flehentlich bittend, daß ſie ihr erlaube, ein kleines Häuschen zu beziehen, welches neben der Kirche lag und wo ſie ungeſtört dem Herrn dienen könnte. Sie erinnerte auch ihre Mutter daran, wie fromm und heilig Waldetrudis in dem Kloſter lebe, wie dieſelbe ſo begeiſtert die Schweſtern auf dem Weg des Heils unterweiſe. Aber die Mutter gerieth in Zorn über dieſe Reden und befahl Aldegunden, ihr mit keinem Wort weiter davon zu ſprechen; ſie gab ihr im Gegentheil koſtbares Linnen mit der Weiſung, ſich daraus ihre bräutlichen Gewänder zu nähen, da der Tag ihrer Hochzeit herannahe. Die Jungfrau nahm das ſchöne Linnen und begab ſich in das Häuschen neben der Kirche, aber es ging kein Brautgewand aus ihren fleißigen Händen hervor, ſondern weiße Kleider für die bekehrten Heiden, welche die heilige Taufe empfingen, und bei der Arbeit flehte ſie Tag und Nacht mit weinenden Augen zu Gott, daß er ſie der Geſellſchaft der frommen Kloſterfrauen vereinigend, ihr den Bräutigam ihrer Seele gnädig ſchenken möge.

Und Gott erhörte sie, denn die Hochzeit, welche binnen vierzehn Tagen stattfinden sollte, wurde verschoben.

Wie Aldegundens Aeltern in ihr Verlangen einwilligten.

Mit Lob und Dank gegen Gott empfing Aldegundis diese erfreuliche Nachricht; um sich aber für die Folge gegen jeden Zwang zur Ehe zu sichern, beschloß sie zu fliehen und empfahl sich der Führung und Leitung ihres Gottes und des lieben Heilandes; bald auch erkannte sie, wie treu ihr Bräutigam sein Versprechen halte: „Bittet, so wird euch gegeben." Sie zog in die Ferne, die schwache Jungfrau, allein und unbekannt mit Weg und Steg, aber voll hohen Vertrauens, bis sie an einen Fluß kam. Wie weit sie am Ufer umherging, sie fand keine Brücke und keinen Nachen, aber sie verzagte nicht; sie bezeichnete vielmehr ihren jungfräulich reinen Leib überall mit dem heiligen Kreuzzeichen in festem Glauben, daß ihr Jesus ihr beistehen werde und stieg ruhigen Herzens in die Fluth. Und siehe! zwei Engel standen, der eine zur Rechten, der andere zur Linken, bei ihr und unterstützten ihre Arme, so daß sie unversehrt und glücklich am anderen Ufer anlangte, wo sie in heiligem Herzensjubel Gott für seine Gnade dankte und zu ihm flehte, auch auf der weiteren Reise ihr Schutz und Schirm zu sein.

Was Gott bewahrt, ist wohl bewahrt, sagt ein altes Sprüchwort und das zeigte sich bald auf

eine neue Weise. Sie kam, weiter gehend, an ein liebliches dichtverwachsenes Gebüsch, das in einer noch ganz unangebauten Gegend lag, und beschloß da zu bleiben, bis Gott anders über sie verfüge. Die an der Erde wachsenden Dornen riß sie mit ihren zarten Händen aus und baute sich so gut es ging ein kleines Kirchlein, worein sie ein Kreuz aus zwei Aesten gebunden stellte; vor dem verbrachte sie all' ihre Zeit mit heißem Gebet und frommen Uebungen.

Unterdessen waren ihre Aeltern trostlos über ihre Flucht und machten sich schwere Vorwürfe, weinten auch Tag und Nacht um sie. Aber auch ihnen half Gott, der den Vater erleuchtete, so daß dieser seinen Willen in der Flucht erkannte, während sich die Mutter fast vor Schmerz verzehrte. Endlich konnte sie es nicht länger aushalten, sie ließ der Tochter Aufenthalt erforschen und eilte mit einigen Begleitern über den Fluß Sambre und in das Häuschen der Wildniß. Keine Feder kann es beschreiben, was die Beiden für Freude hatten, als die Mutter die Tochter wieder mit ihren Armen umschlingen konnte und die Tochter wieder am Herzen der Mutter lag. Nachdem sie die wonnigsten Grüße und Küsse gewechselt hatten, begann aber Aldegundis, der Mutter mit demüthigem Ernst zuzureden, daß sie alle eiteln Weltgedanken aus ihrem Herzen verbannen und es ganz dem Thau der göttlichen Gnade öffnen möge, daß sie sich Freunde machen solle mit dem ungerechten Reichthum, damit, wenn es mit ihr zu Ende gehe, diese sie in die ewigen

Wohnungen aufnähmen, denn was hoch sei vor den Menschen, sei ein Greuel vor Gott. Da sah die Mutter ein, daß ihre Tochter den besseren Weg gewählt habe, sie entsagte ihren meisten Gütern und einem großen Theil ihres Reichthums, und beide, Mutter und Tochter, waren von da an ein Herz und eine Seele; der fromme Vater stimmte gleichfalls Allem bei; ja beide wählten den heiligen Ordensstand und waren Musterbilder für ihre neue Umgebung.

Wie die heilige Aldegundis den Schleier nahm und ein Kloster stiftete.

Nach kurzer Zeit wurde Bertilia krank und als sie ihr Ende vorhersah, ließ sie ihre Tochter rufen. Sie gab ihr viel Gold und Silber, kostbare Kleider, Aecker und Landgüter, kurz Alles, was sie noch besaß, Das ausgenommen, was sie den Armen Christi und den Dienern und Dienerinnen Gottes in den Klöstern bestimmte, damit sie für ihre Seelenruhe beteten. Als sie starb, wurde sie in Coursolve neben ihrem, ihr in die Ewigkeit vorangegangenen Manne begraben, und zwar in der Muttergotteskirche und unter dem Beistand und Gebet vieler Priester und Mönche.

Als Eudo, der Aldegunden einst von der Mutter bestimmte Bräutigam, vernahm, daß sie wiedergefunden sei, befahl er sofort die Zurüstungen zur feierlichen Hochzeit. Die heilige Jungfrau hörte von diesen Plänen aber bald und floh, ihre Reinheit für Gott zu retten, in der

folgenden Nacht in eine dichtbewaldete Gegend an der Sambre bei Maubeuge, wo sie sich mehrere Tage versteckt hielt. Da sagte ihr eine vertraute Freundin, die sie von ihrem Zufluchtsort in Kenntniß gesetzt hatte, daß in dem Kloster Hautmont der heilige Amandus mit dem heiligen Bischof Autbertus angekommen sei. Das schien ihr ein Ruf Gottes und sie eilte mit nackten Füßen, aber in voller Herzensfreude in das Kloster, wo sie sich den beiden Heiligen zu Füßen warf, ihnen ihren sehnlichsten Wunsch, Gott allein zu dienen, aussprach und sich unter ihren Schutz gegen den Prinzen Eudo stellte. Da erhob der heilige Amandus, der große Bekehrer so vieler Heiden und Stifter so vieler Klöster, seine Stimme und sprach ihr reichen Trost in das Herz, sie ermahnend, wenn Leiden kommen sollten, dieselben fest und vertrauensvoll zu tragen, wäre es selbst der Martertod. Dann führten die beiden Heiligen sie in eine Kapelle des Klosters, welche dem heiligen Vedastus geweiht war und da empfing sie zugleich mit deren Segen als Braut Jesu den heiligen Schleier. Darüber wird auch Folgendes von der Legende berichtet: Als die beiden Bischöfe die zur Einsegnung üblichen Hymnen sangen, da flog eine weiße Taube hinzu, ließ sich sanft nieder und trug den Schleier mit dem Schnabel und den Füßen, so lange die Weihe dauerte; dann flog sie vor aller Anwesenden Augen über der Jungfrau Haupt und legte den Schleier darum, worauf sie verschwand. Man sah in ihr den heiligen Geist und einen Beweis für die hohe Tugend

Aldegundens, Aldegunde aber schrieb das Wunder demüthig der beiden Bischöfe Heiligkeit zu und dankte Gott, der sie einer solchen Gnade gewürdigt hatte.

Nun kehrte die heilige Jungfrau an den wilden Ort zurück, wo sie so lange gewohnt hatte. Da riß sie die Gesträuche und das Gebüsch auf eine große Strecke weit aus, baute kleine Hütten und versammelte eine Menge frommer Diener und Dienerinnen Gottes um sich, baute auch eine Kirche zur Ehre der allerseligsten Jungfrau Maria, welche der heilige Bischof Albertus von Atrecht feierlich weihte. Um arm zu sein, wie Jesus, vertheilte sie alle ihre Güter und Kostbarkeiten, welche sie von ihren Aeltern geerbt hatte, an Kirchen und Arme. Als Waldetrudis dies vernahm, da eilte sie mit ihren beiden Töchtern zu dem Kloster und übergab sie der Heiligen zur Erziehung, was bald auch andere Familien thaten, und sie führte sie Alle treu auf die Wege des Heiles. Die beiden Töchter hießen Madelberta und Aldetrudis, und die letztere zeichnete sich besonders aus durch hohe Tugend, Demuth und Gehorsam. Beide folgten später der Heiligen in ihrem Amte.

Aldegundens ferneres Leben.

Gott verherrlichte seine treue Dienerin schon in ihrem Leben durch manche Wunder. War sie doch ein lebendiges Vorbild aller Tugenden, eine milde, sanfte Mutter Jedem, nachsichtig gegen Anderer Fehler, gegen sich selber streng, Tag und

Nacht im Gebet, in ihrer Kleidung den Aermsten gleich, nach Kenntniß ihrer selbst fortwährend ringend, unbarmherzig gegen sich durch scharfe und schwere Bußübungen, eine Schutzpatronin jedem Leidenden und Armen. Eines Tages rief sie einen treuen Diener zu sich und gab ihm von dem Erbe ihrer Mutter eine große Summe, um den Armen und Dienern Christi Kleider zu kaufen; sollte noch Geld übrig bleiben, das müsse er ihr wiedergeben. Als sie den Rest aber zählte, fand sie eben so viel, wie sie dem Diener mitgegeben hatte. Ein anderes Mal ging sie mit ihrer frommen Schwester im Kloster herum, um zu sehen, ob Alles in Ordnung sei. Als sie an die Basilika des heiligen Apostels Petrus kamen, fanden sie dieselbe geschlossen und den Pförtner abwesend. Aber des Himmels Pförtner war nahe und öffnete das Thor, damit sie nicht der Gnade des Gebetes beraubt würden und ihre Seele, die gleich einem zum Dienste Gottes gespannten Bogen war, von der heiligen Betrachtung nicht abgehalten werde. Sie erhielt eines Tages vom Fischer des Klosters einen schönen noch lebenden Fisch, den sie in einen nahen Weiher warf. Der Fisch kam aber bald dem Ufer zu nahe, machte einen Sprung im Wasser, wie die Fische oft zu thun pflegen, und fiel auf das trockene Land. Zwei in der Luft kreisende Raben sahen ihn und stürzten auf ihn zu, aber da sprang ein Böcklein herbei und vertheidigte ihn mit den Hörnern und Füßen gegen die Raben, bis sie wieder wegflogen. Die Klosterschwestern sahen den Kampf, holten den

ganz unversehrten Fisch und brachten ihn zur heiligen Aldegundis, und das Böcklein lief hintendrein, bis der Fisch in ihren Händen war. Gleich einer reifen Garbe holte Gott den Bischof und großen Heidenbekehrer, den heiligen Amandus, zu sich in seine Herrlichkeit; in derselben Stunde lag die Heilige vor dem Altar der glorreichen Mutter Gottes in flammender Andacht hingeworfen. Er stand ihr im Leben sehr nahe, darum offenbarte ihr Christi Gnade seinen Triumph und seine hohen Tugenden, ebenso daß sie bald ihm folgen werde. Sie sah einen ehrwürdigen Greis in kostbaren bischöflichen Gewändern, den Hirtenstab in der Hand und umgeben von einer großen Menge weißstrahlender Seelen in großer Glorie gen Himmel ziehen. Sie fragte, wie der Führer dieser herrlichen Schaar heiße, und ein Engel antwortete ihr: „Das ist der gottgeliebte heilige Amandus, sein Leben war makellos und die ihm von Gott verliehenen Talente hat er reichlich vermehrt. Jetzt steigt er mit den heiligen Seelen, welche er durch Wort und Beispiel dem Herrn erwarb, zu den Freuden seines Heilandes glorreich empor.“ Aldegundis erhob sich in heiligem Entzücken und erzählte am folgenden Tage dem seligen Gislanus von der schönen Vision. Der Mann Gottes erkannte deren Bedeutung und sprach tief aufseufzend: „O theuerste Schwester, du liebenswerthe und fromme Braut des ewigen Königs, unseres Herrn Jesu Christi, danke dafür ihm, der dir Amandi Triumph zeigte und den deinen dir verkündigte. Verharre

darum im treuen Dienſte und dir wird die Krone des Lebens."

Aldegundens Krankheit und Tod.

Der Herr heiligt ſeine Heiligen in dieſem Leben immer mehr, die Gerechten rechtfertigt er immer mehr, indem er ihnen Leiden ſendet. Auch Aldegundis verſchonte er damit nicht und ſie bat ihn ſelbſt, durch harte Schläge aus ihr einen paſſenden Stein des ewigen Jeruſalems zu machen. Da ergriff ihre rechte Bruſt die Krankheit, genannt der Krebs, der, ſich in das Fleiſch hineinfreſſend, ſie mit großen Schmerzen plagte. Die weiſe Jungfrau litt und ertrug aber nach dem Vorbild Hiobs und anderer Heiligen dieſe Schmerzen mit aller Geduld und freute ſich ihrer als eines göttlichen Geſchenkes, das ſie dankbar von dem Herrn empfing. Dafür wurde ihr die Gnade, daß ihr heiliger Schutzengel ihr erſchien und ihres Todes Tag und Stunde vorher verkündigte. Sie wurde ſchon vorher öfters durch ſeine Erſcheinung getröſtet und durch ſeine Worte geſtärkt, aber diesmal war ſeine Botſchaft die liebſte, die ihr werden konnte, denn ſie ſehnte ſich, wie der reine Schwan im Spätherbſt nach wärmerer Sonne, aus dem Winter der Welt in das volle Licht der ewigen Sonne, die in immer gleicher Wärme glühend alle frommen Seelen mit ihrer hochheiligen Gluth ſchon auf Erden entzündet. Eine noch größere Gnade wurde ihr jetzt, da der Heiland ſelbſt ihr am Altare erſchien, vor dem ſie

in flammendem Gebete lag. Gleich darauf brachte man ihr ein krankes Kind, an dessen Aufkommen man verzweifelte und bat sie vertrauensvoll um ihren Segen. Sie aber sprach: „Leget das Kind an den Altar," und als dies geschah, erhob es sich gesund und frisch. So hatte die Anwesenheit Jesu den Ort geheiligt, den Aldegundis später noch, in tiefer Nacht betend, von himmlischem Lichte leuchtend sah. So duldete sie, während sie Andern die Gesundheit zurückgab; sie rief oft selbst in den bittersten Schmerzen: „Prüfe mich, Herr, und versuche mich, brenne recht meine Nieren und mein Herz, denn deine Barmherzigkeit steht mir vor Augen." Noch andere solcher Visionen wurde sie gewürdigt und für jede glühte sie hell in Dank gegen den Herrn auf.

Als sie nun so schmerzenfreudig darnieder lag, da sah ein sehr frommer Priester, der von Jugend auf im Kloster war, über ihrem Gemach wie einen Flammenball, der sich in das Zimmer niederließ. Ihre Schwester, die heilige Waldetrudis, aber erblickte in einer Vision die glorreiche Gottesmutter, die mit großen Schaaren von Engeln niederstieg und Aldegundis mit sich gen Himmel nahm. Auch Andere, die bei ihr waren, sahen nach drei Tagen die Kammer der Heiligen von diesem Lichte verklärt. Und in diesem himmlischen Lichte löste sich die heilige Seele der Jungfrau von ihrem irdischen Leibe, in dem sie das wahre Licht Jesus so flammend geliebt hatte, nach dem sie so sehnsüchtig verlangte, und fuhr empor, den Lohn für ihre Treue zu empfangen. Sie hatte ihr drei und

dreißigstes Jahr zurückgelegt und nur zwölf Jahre in der Welt gelebt. Ihr Todestag ist der 30. Januar des Jahres 673, an dem die Kirche ihr Fest feiert.

Ihr heiliger Leib wurde in Coursolve feierlich und unter vielen Thränen Aller, die ihn begleiteten, bestattet. Aber Aldetrudis ließ ihn nicht dort, sondern ließ ihn wieder nach Maubeuge bringen, damit sie durch Gebet an ihrem Grabe sich zu ihrer Nachfolge stärke. Diese ihre Ruhestätte hat sie heute noch und sie leuchtet von großen Wundern, die der Herr auf die Fürbitte der Heiligen wirkt.

Vierhundert acht und neunzig Jahre blieb ihr Sarg unberührt, da wurde es nöthig, den heiligen Leib in einen neuen Sarg zu legen. Man fand ihn unversehrt, das Haar des Hauptes noch ganz wie im Leben. Das war im Jahr 1161. Dieser Erhebung folgte eine zweite im Jahr 1439 am 20. Mai durch die Bischöfe von Atrecht und Laon; die Geistlichen und Edeln der ganzen Gegend waren anwesend und man legte den heiligen Leib in einen silbernen, prächtigen Kasten, in dem er sich noch befindet. Ihr Haupt war ganz wie früher und ein Wohlgeruch erfüllte die ganze Kirche, als man den Sarg öffnete, das Sinnbild des Wohlgeruches der Heiligkeit, der ihre reine, schöne Seele umfloß.

J. L.

Die heilige Büßerin Pelagia.

(Am 8. October.)

Die Legende dieses Lebens ist sehr kurz, mein lieber Leser, aber das thut nichts! sie gibt doch recht viel nachzudenken — besonders über die Kraft der frommen Fürbitte und darüber: daß die großen Armen Sünder, wenn sie sich aufrichtig bekehren, durch Liebe und Reue gar oft Tausende von lauen Gläubigen beschämen, die sich einbilden, sehr hoch bei Gott in Gnaden zu stehen. O daß wir nicht zu diesen letzteren gehören mögen — heilige Pelagia, bitte für uns!

Pelagia in der Welt.

Im fünften Jahrhundert der christlichen Zeitrechnung traten einst acht fromme Bischöfe in der üppigen und reichen Stadt Antiochien in Kleinasien zusammen, um sich über Kirchliches zu berathen. Unter ihnen befand sich einer, der im Rufe auserlesener Heiligkeit stand, Bischof von Edessa war und Nonnus hieß. Er war auch ein ganz vorzüglicher Prediger und predigte einst in der Kirche des heiligen Märtyrers Julian zu Antiochien vor einem solchen ungeheuern Zudrang des Volkes, daß alle Thüren weit geöffnet waren, damit man ihn auch draußen vernehmen könne. Plötzlich entstand vor einer dieser Thüren ein ganz besonderes Gewoge und Gedränge unter den Zuhörern und

alle Köpfe wendeten ſich; aber nicht zu dem frommen Biſchof Nonnus, der voll heiligen Eifers auf der Kanzel ſtand, ſondern leider von ihm ab und zu einer Frau hin, die nach Landesſitte mit einem großen Gefolge von reichgekleideten Dienern auf einem Maulthier vorüber ritt. Sie war mit wunderbarer Pracht gekleidet; das Kleid von Goldſtoff und köſtlich mit bunter Seide geſtickt, der Mantel vom feinſten Purpur. Zahlloſe Schnüre der edelſten Perlen ſchmückten den Hals, Spangen von Edelſteinen die Arme; Edelſteine glänzten ſogar an ihren Sandalen. Auf dem Haupt trug ſie aber nichts als ihr langes lockig herabwallendes Haar — und aus ihren Locken und Gewändern quoll ein ſo lieblicher Duft von wohlriechenden Oelen und Eſſenzen, als ob das Maulthier einen ganzen Blumengarten auf ſeinem Rücken trage. Aber die Schönheit der Frau war ſo wunderbar groß, ja faſt übermenſchlich zu nennen, daß Niemand ihre Perlen und Juwelen, aber Alle ihr Angeſicht anblickten und ihr — da ſie langſam ritt — von einer Gaſſe zur andern vorausliefen, um immer von Neuem an dieſem Anblick ſich zu laben. Es war faſt unmöglich, ihre wunderſamen Augen zu ſchauen, ohne davon im Gemüth getroffen zu werden. Dieſe Frau, ſchön wie die heidniſche Abgöttin Venus, war Pelagia. Und wer war Pelagia? Ach ſie war Das, was die heilige Maria Magdalena vor ihrer Bekehrung war, und daher ſtammte Pracht, Reichthum und Schmuck. Sie war alſo ſehr unglücklich, dieſe wunderſchöne Pelagia; doch ſie wußte es noch nicht. Sie blickte lächelnd und

freundlich auf die gaffende und wie verzauberte Menschenmenge, warf einen neugierigen Blick in die St. Julianskirche und ritt vorüber. Die ehrwürdigen Bischöfe wendeten ihre Augen unwillig von diesem lebendigen Götzenbilde hinweg, nicht aber Nonnus. Er zürnte nicht über die allgemeine ärgerliche Störung, sondern schaute Pelagia fest an und sprach: „Gott läßt in seiner unendlichen Güte jedem reuigen Sünder Barmherzigkeit angedeihen; darum wird er auch barmherzig für jenes Weib, das Werk seiner Hände, sein.“ Und dann setzte er seine Predigt fort. Es kam ihm aber Pelagia gar nicht mehr aus dem Sinn, so groß fand er ihr Elend, so erbarmte ihn dieser Aufwand von Prunk und Schönheit, um arme Menschenherzen zu umstricken; und immer machte er sich heimlich den Vorwurf, daß er es an Aufwand seiner Kräfte fehlen lasse, um die Menschenherzen für den wahren Glauben zu gewinnen. Im heißen Gebet für diese arme Sünderin und alle Sünder verbrachte er einige Tage mit strengen Fasten und Kasteiungen; dann kam der Sonntag und abermals bestieg er die Kanzel; denn der Patriarch von Antiochien bat ihn, dem Volke die heilsame Lehre des Evangeliums vorzutragen. Der heilige Mann sprach über die Abscheulichkeit der Sünde und ihre ewige Strafe, und über die Lieblichkeit der Tugend und ihren ewigen Lohn mit einer so himmlischen Beredsamkeit, daß sich Niemand in der ganzen großen Versammlung der tiefsten Rührung erwehren konnte. Wem aber erschütterte die Gnade das Herz am heftigsten? Wem erwachte das schlum-

mernde Gewiſſen am lebendigſten? Wer zerſchmolz faſt in den heftigſten Thränenſtrömen? Das war Pelagia! O nicht vergeblich hatte der fromme Biſchof Nonnus die Erbarmnng Gottes auf ſie herab gefleht. Nur aus Neugier betrat das arme heidniſche götzendieneriſche, verlorene Weib die St. Julianskirche, um zu hören, was der fremde Chriſtenbiſchof, von dem ganz Antiochien ſprach, ſeinem Volke wohl ſagen möge. Nur aus Neugier ſetzte ſie ſich der Kanzel gegenüber, und ſo nahe, daß ihr kein Wort, keine Geberde entging. Aber die Gnade Gottes erfaßte ſie ſo gewaltig, daß ſie wie verwandelt nach Hauſe zurückkam. Da trocknete ſie ihre Thränen, ſetzte ſich hin und ſchrieb an Nonnus:

„Ich bin berichtet worden, o Herr, daß ſich Dein Gott vom Himmel auf die Erde herab gelaſſen hat, um die Sünder ſelig zu machen, und daß er nicht verſchmähet hat, auch die allergrößten gnädig aufzunehmen. Ich habe ferner vernommen, daß Du, o Herr, in großer Heiligkeit lebeſt und Deinen Gott, obzwar Du ihn nie geſehen haſt, wahrhaft anbeteſt. Biſt Du nun in der That ſein treuer Diener, ſo flehe ich Dich an: verſchmähe nicht, mich zu belehren, was ich zu thuen habe, um vor dem Angeſicht Deines Gottes erſcheinen zu dürfen.“

Dies Brieflein ſchickte Pelagia durch einen vertrauten Diener mit einem Gefolge von zehn Sclaven an Biſchof Nonnus. Er wagte kaum, auf eine ſo plötzliche Sinnesänderung eine große Hoffnung zu bauen; doch war ſeine Antwort: ſie möge ſich nur am Abend abermals in die St. Julians-

kirche begeben, wo sie ihn und die übrigen Bischöfe zum Abendgottesdienst versammelt finden würde. Voll Freuden stellte sich Pelagia zur bestimmten Stunde ein, und so wie sie vor Nonnus erschien, fiel sie ihm zu Füßen und bat mit gerungenen Händen und bitteren Thränen, er möge dem Beispiel seines Gottes folgen, sie in die Gemeinschaft der Christen aufnehmen und sie, obzwar eine große Sünderin, durch die Taufe selig machen. Der heilige Bischof antwortete ihr, die Kirchensatzungen erlaubten nicht, Personen wie sie ohne Bürgschaft einer gründlichen Aenderung des Lebens zum heiligen Tauffacrament zuzulassen. Pelagia erschrack heftig über diese Verzögerung ihres sehnlichsten Verlangens, fiel auf ihr Angesicht, bedeckte die Füße des Bischofs mit Thränen und jammerte wehklagend: „O Herr, mit dem Schlamme der Sünden bin ich bis über das Haupt beladen und Du willst mir das Bad der Reinigung in's Ungewisse hinausschieben? Nun so höre denn: wenn Du mich nicht zur Stunde mit dem Wasser des Heiles waschen wirst, welches alle Befleckung hinwegnimmt, damit ich alsbald zur ewigen Brautschaft Deines Gottes gelangen könne, so will ich ihn bitten, daß er meine Seele aus Deinen Händen fordere und, wenn er sie nicht findet, Dich verstoße, wie Du mich abgewiesen hast.“ Sämmtliche Bischöfe kamen überein, daß diese Erweichung des Herzens auf eine gründliche Reue, einen wahren Abscheu gegen die Sünde schließen lasse. Sie ersuchten also den Patriarchen von Antiochien, irgend einer gottseligen Frau den Auftrag zu geben, Pelagia in der christlichen Glau-

benslehre zu unterrichten und zu einem christlichen Lebenswandel anzuleiten. Dieser ließ sogleich die fromme Romana, eine Schwester des heiligen Märtyrers Julian, in die Kirche berufen und übergab ihr, als sie eiligst erschien, die weinende Pelagia, deren Thränen sich nun in Frohlocken verwandelten. Denn Romana erhob sie von der Erde und sprach ihr Muth ein, und Bischof Nonnus fragte sie nach ihrem Namen, um sie zu taufen. Sie sagte, ihre Eltern hätten sie freilich Pelagia genannt, doch in der Stadt heiße man sie allgemein Margarita wegen des übermäßigen Schmuckes von Perlen, den ihre Sünden ihr erworben hätten, — weil Margarita Perle bedeutet. Der Bischof ließ ihr den Namen Pelagia, taufte sie feierlich mit allen Ceremonien, die bei diesem heiligen Sacrament üblich sind und übergab sie darauf der Frau Romana. Als man am andern Morgen in Antiochien vernahm, daß Pelagia ihr böses Leben verlassen und sich unerschrocken zu einer öffentlichen Buße entschlossen habe, frohlockten die Christen laut und priesen Gott für eine so ausgezeichnete Gnade. Niemand war beglückter, als der heilige Bischof Nonnus, der vor Freuden gleichsam den Engeln im Himmel Glück wünschte zu dieser geretteten Seele und der an diesem Tage bei der Mahlzeit etwas Wein trank und Speisen genoß, die mit Oel zubereitet waren, was er sonst nur an den höchsten Festtagen zu thun pflegte. Pelagia hatte aber mit schweren Versuchungen des bösen Feindes zu kämpfen, der nicht ermangelte, ihr mit den lebhaftesten Farben die Annehmlichkeiten ihres vergangenen

Lebens und die Trübseligkeit des gegenwärtigen auszumalen. Doch sie wies heldenmäßig alle Versuchungen ab, ließ am dritten Tage ein Verzeichniß von all' ihrer Habe machen, ertheilte all' ihren Sclaven die Freiheit und eine reichliche Versorgung und ermahnte sie dringend, sich ebenfalls zum christlichen Glauben zu bekehren. Ihre Juwelen, Prachtgewande und Kleinodien übersendete sie dem Bischof Nonnus mit der Bitte, es zur Ehre Gottes zu verwenden. Er ließ Alles zum Besten armer Wittwen und Waisen verkaufen, denn in den Gotteshäusern wollte er nicht den Werth eines Hellers von diesen Sachen dulden.

Pelagia verschwindet aus der Welt.

Am achten Tage pflegten die Neugetauften ihr weißes Taufkleid ab- und ihr alltägliches wieder anzulegen. Pelagia stand in der Nacht auf, breitete ihr weißes Kleid über ihr Lager aus, zog ein grobes Bußgewand an und verließ heimlich Romana's Haus und Antiochien. Romana entsetzte sich nicht wenig über diese Flucht und eilte sogleich zum Bischof Nonnus, um ihm diese betrübte Nachricht mitzutheilen. Gott hatte ihm aber schon in einem Gesicht offenbart, welche Bewandtniß es mit dieser Flucht habe; daher sprach er tröstend zu der bekümmerten Romana, sie möge ohne Sorgen sein, Pelagia habe mit Maria Magdalena den besten Theil, die strengste Buße in der Einsamkeit mit dem geliebten Bräutigam ihrer Seele erwählt. Der sei ihr Führer und Beschirmer und leite sie auf einem sichern Pfade zur himmlischen Krone. Somit war Pela-

gia in Antiochien verschollen. Um diese Zeit nun erschien in Jerusalem ein junger büßender Einsiedler, der trotz seiner zarten Leibesbeschaffenheit ein furchtbar strenges, abgetödtetes Leben führte. Tage und Nächte verbrachte er im Gebet auf den heiligen Stätten, theils auf seinem Angesicht liegend, theils knieend mit ausgespannten Armen. Unaufhörlich strömten Thränen aus seinen Augen und nie schaute er irgend einen Menschen an. Seine Nahrung bestand aus Wasser und einigen rohen Kräutern. Nachdem er einige Zeit so gelebt und zur allgemeinen Erbauung gedient hatte, baute er sich eine ganz kleine Zelle aus rohen Steinen und Baumzweigen am Fuß des Oelberges, brachte in der Thüre ein Licht- und Luftloch an, das er von Innen mit einer Klappe verschließen konnte, und sperrte sich in dieser Einsiedelei dermaßen ein, daß er nur etwa einmal wöchentlich sie verließ, um Wasser zu schöpfen und Kräuter zu holen. Sonst ließ er sich niemals blicken. In der Stille der Nacht hörten ihn umwohnende Einsiedler zuweilen inbrünstig weinen und beten. Er nannte sich Pelagius, aber es war Niemand anders als Pelagia, und so lebte sie drei bis vier Jahre. Da pilgerte der Diacon Jacobus aus Edessa nach Jerusalem und Bischof Nonnus trug ihm auf, den Einsiedler Pelagius zu erfragen, zu besuchen und von ihm zu grüßen. Jacobus fand leicht den frommen Einsiedler, klopfte an das Fensterchen und meldete sich als einen Gesandten des Bischofs Nonnus. Da öffnete Pelagia die Klappe und erkannte sogleich den Diacon, der mit Nonnus in Antiochien gewesen war; doch er

konnte unmöglich die schöne Pelagia erkennen, so unbeschreiblich verändert war sie durch ihr Büßerleben. Jacobus richtete den Gruß aus und empfing die kurze Antwort: „Bischof Nonnus ist ein heiliger Mann, in dessen Gebet der unwürdige Pelagius sich dringend empfiehlt;“ und darauf ward das Fensterlein geschlossen. Der fromme Diacon war so ergriffen von diesem heiligmäßigen Wandel in Gebet und Abtödtung, daß er sich nicht enthalten konnte, vor seiner Rückreise nochmals den Pelagius aufzusuchen. Er klopfte bei ihm an, erhielt aber keine Antwort, klopfte wieder, wartete — es blieb todtenstill in der Zelle. Da wagte er durch eine Spalte der Thüre hinein zu schauen, und siehe! da erblickte er Pelagius entseelt auf der Erde liegen. Jacobus eilte sogleich zu den benachbarten Einsiedlern mit der Todesnachricht. Sie kamen und wollten aus Ehrfurcht den Leichnam des frommen Büßers vor der Bestattung einbalsamiren lassen. Dadurch ward Pelagia's Geschlecht entdeckt und die Einsiedler beriefen alle andächtigen Frauen aus den Klöstern rings umher, damit sie Pelagia's Leichenbegängniß feiern helfen mögten. Alle priesen die Allmacht Gottes, die einem so schwachen Gebilde solche Gnadenschätze verliehen habe, und als der Diacon Jacobus dem Bischof Nonnus diese wundervolle Begebenheit mittheilte, da wußte dieser, daß er, ebenfalls durch die Gnade Gottes, der armen Sünderin Pelagia zur Krone des ewigen Lebens verholfen habe.

Ida Hahn-Hahn.

Die heilige Rosa von Lima, Dominicanerin.

Geburt und Kindheit.

Als das Christenthum mit der Entdeckung von Amerika auch in diesen neuen Welttheil eindrang, offenbarte sich die übernatürliche Kraft unseres heiligen katholischen Glaubens nicht minder dort, als auf allen andern Stätten des Erdbodens. Die erste Heiligenblume, welche im Schooß der katholischen Kirche auf amerikanischer Erde entsproß, war diese wunderbare Rosa, die gleichsam das Paradies um sich herstellte, nachdem sie es in sich wieder hergestellt hatte.

In Südamerika liegt das goldreiche Land Peru, welches damals den Königen von Spanien gehörte. Die Hauptstadt dieses Landes heißt Lima, mit dem stolzen Beinamen: die Stadt der Könige, weil sie so herrlich und reich, so prächtig und üppig ist. Dort lebte das Ehepaar Gaspar und Maria de Floribio, beide von gutem spanischen Geschlecht, doch unbemittelt. Rosa war ihre Tochter. Im Jahr des Heils 1586, am 20. April, kam sie auf die Welt und empfing in der heiligen Taufe den Namen Isabella, den ihre Großmutter trug. Da sie aber ganz wunderschön und ihr kleines Angesicht von der zartesten Rosenfarbe war, nannte ihre Mutter sie Rosa und begehrte auch, daß sie in der Familie so genannt werde — was die Großmutter jedoch sehr übel nahm. Dadurch hatte das arme kleine Kind viel zu leiden! Hörte es auf den Namen Isabella, so ward es von der Mutter gestraft; hörte es auf Rosa — von der Großmutter. Es litt aber

ganz geduldig und weinte nie. Auch bei schmerzlichen Kuren, die man krankheitshalber bei ihr anwenden mußte, zeigte sie dieselbe stille Geduld. Ein einziges Mal erinnert man sich, daß sie in der zartesten Kindheit geweint habe: als nämlich ihre Mutter sie außer Hause zum Besuch einer Freundin tragen ließ; da verfiel Rosa in so untröstliche Thränen, daß man sie schleunig heimbringen mußte. Diese Vorliebe für die tiefste Stille und Zurückgezogenheit behielt Rosa für ihr ganzes Leben. In ihrem fünften Jahr spielte sie einst mit ihrem ältern Bruder, und um sie zu necken, streute er ihr etwas Sand auf die Haare. Rosa liebte ungemein die Sauberkeit und sprach ihr Mißfallen an diesem Scherz aus. Da verwies er ihr diese Sorgfalt für ihr Haar, als ein Zeichen von großer Eitelkeit, und sprach: „Weißt du nicht, daß die Mädchen durch ihre schönen Haare den Knaben gefallen wollen?“ Dieser Vorwurf ging dermaßen Rosa zu Herzen, daß sie sich eines Tages heimlich ihr Haar bis auf die Haut abschnitt und sich fest vornahm, fortan keinem Menschen, sondern nur ihrem liebsten Seelenbräutigam gefallen zu wollen. So früh brach die Morgenröthe der heiligen Liebe für dies begnadete Kind an; denn sie folgte hierin ganz allein einer höheren Eingebung! Frau von Floribio hatte die höchste Freude daran, Rosa schön geschmückt und von den Menschen bewundert zu sehen. Da ihr zartes, engelhaftes Antlitz besonders lieblich zu Blumen paßte, so mußte sie auf der Mutter ausdrückliche Anordnung immer die schönsten Blumenkränze tragen. Um nun ja kein Wohlgefallen an Lob und

Bewunderung zu finden, die ihr nicht fehlten, verbarg Rosa in dem Kranz eine große spitzige Nadel, welche ihr beständig die Haut blutig ritzte — wobei ihr denn alle etwaige eitle Neigung verging. Die Begierlichkeit nach Speise und Trank begann sie ebenfalls in frühester Kindheit abzutödten. Alle Kinder essen gern Obst und in Rosa's Heimath gab es die angenehmsten Früchte. Wurde ihr davon gegeben, so eilte sie, das Geschenk andern Kindern mitzutheilen. Von ihrem sechsten Jahr an fastete sie drei Mal wöchentlich bei Wasser und Brod. An Puppen und anderem Spielgeräth hatte sie nicht die mindeste Freude und ihre junge Seele war so ganz vom Kindischen und Irdischen abgewendet, daß ihre liebste Unterhaltung im Gebet bestand. In diesen Gesprächen mit Gott verlobte sie seiner Liebe allein ihr kleines Herz. Wann dies geschehen ist, weiß Niemand; denn sie war so jung, daß sie sich des Zeitpunktes nicht erinnern konnte.

Jugend der Heiligen.

So wuchs Rosa als eine Braut Jesu auf; doch davon hatte Niemand Kenntniß als ihr himmlischer Vater und sie selbst. Ihre Eltern würden damit höchst unzufrieden gewesen sein. Es ist nicht zu beschreiben, welche Pein sie durch ihre ganz weltlich gesinnte Mutter zu erdulden hatte! sie sollte sich schön kleiden, gesprächig sein, viel und gern ausgehen, mit den Leuten scherzen und lachen, den Umgang vornehmer Personen suchen — und Rosa war so einfach, so schweigsam, so eingezogen, so still, so demüthig! Sie sollte sich Freunde in der

Welt machen — und sie begehrte und erstrebte nur die Freundschaft Gottes und wußte wohl, daß es unmöglich ist, zugleich Gott und der Welt zu dienen und zu gefallen. Daher ertrug sie mit rührender Sanftmuth scharfe Worte, bittere Vorwürfe und rauhe Behandlung der Mutter, und wenn Das nichts half, brauchte Rosa Mittel, welche ihr weniger Qual bereiteten, als die Vergnügungen, die ihr aufgezwungen werden sollten. Als sie einst eine vornehme Frau auf einer Wallfahrt begleiten sollte, und sie schon wußte, daß dabei mehr Gepränge als Andacht stattfinden werde, ließ sie einen schweren Stein auf ihren Fuß fallen und verletzte sich dermaßen damit, daß von keiner Wallfahrt die Rede sein konnte. Sollte sie trotz aller Bitten mit der Mutter ausgehen, so rieb sie sich Hände und Gesicht mit scharfem indianischen Pfeffer ein, so daß ihre Haut wie in Fieberhitze brannte und aus ihren entzündeten Augen das Wasser lief. In diesem Zustand mußte sie denn freilich zu Hause gelassen werden. Noch übler ging es ihr, als sie mehrfach zur Ehe begehrt ward; besonders als ein junger, sehr reicher und rechtschaffener Mann gar nicht abließ, um sie zu werben. Ihr Vater, ihre Mutter, ihre Brüder überhäuften sie mit Schmähungen, ja mit thätlichen Mißhandlungen, weil sie jeden Eheantrag demüthig aber entschieden ablehnte. Die Familie war in äußerst bedrängten Vermögensverhältnissen; da mußte sie denn hören, welch' eine schlechte Tochter sie sei, da sie eine reiche und standesmäßige Versorgung ausschlage, durch die sie alle die Ihrigen in eine sorgenfreie Lage versetzen könne. Ja, die

Eltern gingen zu Rosa's Beichtvater und veranlaßten ihn, sie ebenfalls mit Härte zu behandeln, damit sie von allen Seiten geängstigt und gequält, keine andere Rettung sehe, als den Ehestand. Aber Rosa sah trotz aller Marter und Bedrängniß dennoch eine andere Rettung, nämlich den Willen Gottes. Wollte der sie zu einer reinen Braut seines Sohnes machen, so mußte er sie vertheidigen gegen die Zudringlichkeit der Welt; darauf zählte sie mit unbesieglichem Starkmuth und ihre Zuversicht erkräftigte sich an dem Vorbild einer Heiligen, zu der sie von je her die größte Andacht gehabt und sie zum Muster sich erwählt hatte; dies war die heilige Katharina von Siena. Rosa beschränkte sich nicht darauf, die Legende dieser lieben Heiligen zu lesen – was sehr leicht und angenehm ist, — auch nicht darauf, sich ihrer Fürbitte zu empfehlen — was auch nicht schwer ist; — nein! nicht in Gedanken wollte sie einem so edlen Beispiel folgen, sondern in der That, und deshalb blieb sie unerschüttert, als sie auf's Heftigste bestürmt wurde, von ihrer ausschließlichen Richtung auf Gott abzulassen. Alle solche Trübsale läßt Gott nur zu, um die Standhaftigkeit der Seele zu prüfen und ihre Liebe für ihn zu läutern. Hat sie die Probe ausgehalten, so hört die Trübsal auf — oftmals freilich um auf einem anderen Felde neu zu beginnen. So war es auch bei Rosa. Als die Eltern erkannten, daß weder Droh- noch Schmeichelworte, weder Mißhandlungen noch Bitten Rosa's Entschluß änderten, so ließen sie die Sache fallen und die gute Tochter war so dankbar, daß sie sich zehn Stunden

des Tages mit den feinsten Weißzeug-Näthereien und Stickereien unermüdlich beschäftigte, um durch den Ertrag ihrer Arbeit die Lage ihrer Eltern zu erleichtern.

Die großen Gnaden der Heiligen.

Dies Kind, das sich bei sechs Jahren seinem Heiland anverlobte, hatte bereits bei zwölf Jahren die höchste Gebetsstufe, das Gebet der Vereinigung, das Gebet der Ruhe in Gott erreicht; und von dieser Zeit an verlor sie nie mehr seine heilige Gegenwart aus den Augen. Sie schaute ihn bald in der hochheiligen Dreifaltigkeit, umringt von den zahllosen Chören der Engel und der Seligen — bald in seiner verklärten und bald in seiner leidenden heiligen Menschheit. Wie und wo Rosa beschäftigt und bei welcher Arbeit sie auch war — ihr inneres Auge ruhte auf der ewigen Schönheit und Wahrheit, während sie nähte, stickte, wusch, in der Küche aushalf, Red' und Antwort stand und durch nichts Anderes bei diesen alltäglichen Beschäftigungen verrieth, daß sie nicht eine ganz alltägliche Person sei, als durch ihre wunderbare Lieblichkeit und Anmuth. Ebensowenig verrieth sie aber auch, was sie es sich kosten ließ, um eine Braut des dornengekrönten und zergeißelten Liebhabers ihrer Seele zu sein! Unter ihrem Blumenkranz trug sie nicht mehr die eine große Nadel, sondern einen Reif von dünnem Blech voll Nägel mit den Spitzen nach Innen; das war ihre Dornenkrone. Die Geißel brauchte sie täglich und zählte die Streiche nach Hunderten. Eine verschwiegene Magd, Namens Marianna, war ihr be-

hülflich, immer die eine Seite ihres Rückens zu beilen, während sie die andere durch so scharfe Züchtigung mit blutigen Wunden bedeckte. Eine Zeitlang gürtete sie sich mit einer eisernen Kette so fest, daß sie den Schmerz nicht ertragen konnte, dies Marterwerkzeug abnehmen und ihrem Beichtvater übergeben mußte. Zuweilen ließ sie sich von Marianna schwere Steine, anstatt des Kreuzes, auf

den Nacken bürden, während sie mit dem Gesicht auf dem Erdboden lag. Dann trat sie mit bloßen Füßen auf den Backofen, wenn er glühte — oder sie umwand ihre Arme ganz fest mit dünnen Stricklein, was bei der Arbeit eine unsägliche Pein verursachte. Kurz sie trug das bittere Leiden ihres Heilands wie im Herzen, so am Körper. Und wie er in seinen Qualen keine andere Ruhestatt als das harte Kreuz gehabt hat, so bereitete sie sich für die nächtliche Ruhe ein schauerliches Lager: Holzklötze schob sie zusammen und Scherben streute sie dazwischen. Ihr graute selbst davor, und einst war sie auf dem Punkt, es zu zertrümmern und sich aus Weichlichkeit auf den Erdboden zu legen. Doch da sprach eine Stimme: „Habe ich am Kreuz sanft geruht?“ — und tapfer legte sie sich auf ihr Folter-

bett. Später ließ es der Beichtvater nicht mehr zu; da schienen Bretter ihr ein zu üppiges Lager zu sein und sie that sich um so mehr Abbruch am Schlaf. Ueber zwei Stunden gönnte sie sich nicht und wollte die erschöpfte Natur dem Geist nicht gehorchen, so setzte sie ihre Dornenkrone, den Reif voll Nägel auf. Mit ihren Fasten ging sie so zu sagen bis an die äußerste Gränze des Lebens, denn sie genoß nur Wasser, Brod und einige Kräuter, die sie mit Asche und Essig besprengte, und hievon so wenig, daß sie zuweilen in drei, vier, ja acht Tagen Nichts zu sich nahm. Das Wasser durfte auch niemals frisch sein — die Erquickung wäre zu groß gewesen! — sondern immer ein Paar Tage alt; und das in dem heißen Lande! Und weshalb übte diese zarte unschuldige Seele so grausame Abtödtungen? hatte sie doch nie das blendendweiße Gewand der Taufgnade verloren! hatten die Beichtväter doch die größte Mühe, in Rosa's Beichten etwas aufzufinden, das sie hätten absolviren können, da sich in ihrem ganzen Leben keine einzige mit Vorbedacht begangene läßliche Sünde finden ließ! — Aber Rosa hielt sich in ihrer tiefen Demuth für die größte Sünderin und da sie sich ausschließlich dem Dienste

Gottes weihen und Tag und Nacht ihn loben und preiſen wollte, ſo ſchien es ihr ganz in der Ordnung, durch eiſerne Abtödtung die Sinnlichkeit zu überwinden, um den befreiten Geiſt ungehemmt zu Gott erheben zu können.

Die Ordenswahl der Heiligen.

In der Dominicanerkirche zu Lima befand ſich in einer Kapelle ein wunderthätiges Muttergottesbild, genannt Unſere Liebe Frau vom Roſenkranz. Zu dieſem Bilde hatte Roſa eine große Andacht. Als kleines Mädchen war ſie einmal zu dieſer lieben Muttergottes gekommen, hatte ſich vor ihr hingekniet und ganz treuherzig gefragt, ob es nicht eine große Eitelkeit ſei, daß ſie ſich mit dem ſchönen Namen Roſa rufen laſſe. Da hatte die gütige Mutter Gottes geantwortet: „Nein! du ſollſt Roſa heißen; aber Roſa a Sancta Maria!“ — und

ganz ſelig darüber, jetzt gleichſam das Eigenthum der Himmelskönigin zu ſein, war Roſa heimgekehrt. Nun hatte ſie wieder ein Anliegen bei der heiligen Mutter Gottes und daher ging ſie mit ihrem

Bruder in die Rosenkranzkapelle, denn ohne Begleitung durfte sie ihrer großen Schönheit wegen nie über die Straße, auch nicht in den Gottesdienst gehen: so befahl es der Beichtvater. Diese Schönheit war ebenfalls eine Gnadengabe, mit der es sich so verhielt: durch ihre Nachtwachen, Geißelungen, Fasten und sonstige Bußmartern war Rosa's Schönheit ganz verblüht! Bleich, mager, abgezehrt, schwankte sie wie ein wandelndes Gerippe einher. Da fingen die Leute an, sie wegen eines so heiligen Bußeifers sehr zu bewundern und zu loben. Dies war ihrer Demuth unerträglich und sie bat Gott, ihr die Verachtung der Welt statt deren Lob zu gönnen. Und siehe! ihre frühere Schönheit erblühte wie nie zuvor und nun ward sie als eine Gleisnerin betrachtet. Als sie einst von einer vier und zwanzigstündigen Anbetung des Hochwürdigsten Gutes mehr todt als lebendig vor Ermüdung mit ihrer Mutter heimging, dabei jedoch ganz strahlend von Frische und Schönheit aussah, nannten zwei freche Jünglinge sie ganz laut auf der Gasse Comidiantin und Heuchlerin — zum Leidwesen der Mutter, zu Rosa's Freude. — Jetzt also kniete sie mit ihren Bruder vor der Mutter Gottes, um sich Erleuchtung zu erbitten, ob sie dem Orden des heiligen Dominicus in einem Kloster oder als Tertiarin im Hause ihrer Eltern sich einverleiben solle. Wie alle Personen, denen es Ernst ist mit der Rettung der eigenen Seele, lag ihr auch anderer Seelen Rettung ernst am Herzen; daher hatte sie eine große Vorliebe für den Predigerorden, der dazu gestiftet ist, durch die Predigt der reinen und wahren Lehre des Evange-

lums Ketzerei und Heidenthum zu überwinden; und ihre Eltern sowie ihre Beichtväter welche sie stets aus diesem Orden oder aus der Gesellschaft Jesu wählte waren damit einverstanden. Rosa's Liebe zur Abgeschiedenheit zog sie in's Kloster; doch sie liebte den Willen Gottes mehr als ihre Neigung! Einen Augenblick kam es ihr vor, als müsse sie in's Kloster, und sie wollte sich vom Gebet erheben, um dahin zu gehen. Aber sie konnte nicht aufstehen. Sie bat den Bruder, ihr zu helfen; es war unmöglich. Sie blieb nun im Gebet, und als der Entschluß fest in ihr stand, sich, wie die heilige Katharina von Siena, im Vaterhause als Tertiarin zu heiligen, da konnte sie sich ganz leicht und selig von den Knieen erheben und auf dem Heimweg flatterte ein großer herrlicher Schmetterling mit schwarzen weißgesäumten Flügeln vor ihr her. In ihrem zwanzigsten Jahr empfing Rosa den schwarzen und weißen Habit des heiligen Dominicus. Da sie jetzt einen verhüllenden Schleier trug, war es ihr Erstes, sich eine fest am Kopf anliegende Haube von Blech mit neun und neunzig spitzigen Nägeln machen zu lassen, indem der schmale Reif ihr nicht Aehnlichkeit genug mit der Dornenkrone hatte. Dies kam dadurch zur Kenntniß, daß ihr zornmüthiger Vater sie einst an den Kopf stieß und alsbald kleine Blutbäche über ihr Antlitz rieselten. Ihr Beichtvater feilte jetzt die Nägel stumpf; doch blieb die Qual immer noch groß genug.

Neue Gnaden der Heiligen.

Palmsonntag kam heran. Da war es Sitte, daß die Schwestern des dritten Ordens in der

Dominicanerkirche mit geweihten Palmen in den Händen eine Procession hielten zu Ehren des Einzugs Jesu in Jerusalem. Niemand weiß, wie es kam; aber bei Vertheilung der Palmen ward Rosa übergangen und ohne den heiligen Zweig mußte sie in der Prozession wandeln. Später kniete sie traurig in der Kapelle vom Rosenkranz und fragte die liebe Mutter Gottes, ob sie ihr zürne? Doch ganz liebreich schaute diese auf Rosa herab und noch viel lieblicher das süße Kind Jesu. Und als ihre Seele ganz überströmt war von seligem Trost, erklang auf einmal die Stimme des göttlichen Kindes und sprach: „Rosa meines Herzens, meine Braut sollst du sein.“ Da antwortete Rosa mit den Worten der demüthigsten und gnadenvollsten unter den Weibern: „Ich bin Deine Magd, o Herr! mir geschehe nach Deinem Wort.“ Und die

erhabene Gottesmutter sprach: „Meine Rosa, bedenke wohl, welch' eine Gnade mein vielgeliebter Sohn dir erzeigt.“ In unaussprechlicher Wonne kehrte Rosa mit den übrigen Tertiaren heim und beschloß zum beständigen Gedächtniß dieser wundervollen Gnade einen Vermählungsring zu tragen. Sie bat ihren Bruder, ihr einen Goldring machen zu lassen und sagte, sie wünsche denselben mit einem Denkspruch zu zieren, welcher sie an des Ordensstandes Heiligkeit mahne, und ob er keinen wisse? Da entgegnete der Bruder: „Ich finde diesen am passendsten: Rosa meines Herzens, meine Braut sollst du sein;“ Wort für Wort wiederholend, was das göttliche Kind gesagt hatte, was er aber nicht wissen konnte. Rosa erschrack vor Freude über diese Bekräftigung ihres Glückes, und als sie den Ring mit der Inschrift erhielt, ließ sie ihn drei Tage im Tabernakel der Dominicanerkirche einschließen und trug ihn dann bis zu ihrem seligen Ende am Herzfinger.

Das selige Leben der Heiligen.

Die Kraft für die heilige Liebe muß sich zeigen durch große Liebe zum Leiden. Hierin war Rosa eine Heldin. Mit ihrer feurigen Liebe zum Leiden überwand sie Welt und Fleisch und Teufel und trat ihre ganze menschlich sündige Natur mit Füßen. Dafür aber diente ihr nun auch die Natur! Weil sie sich in der Sinnenwelt als eine Pilgerin betrachtete, die den Staub des fremden Landes von ihren

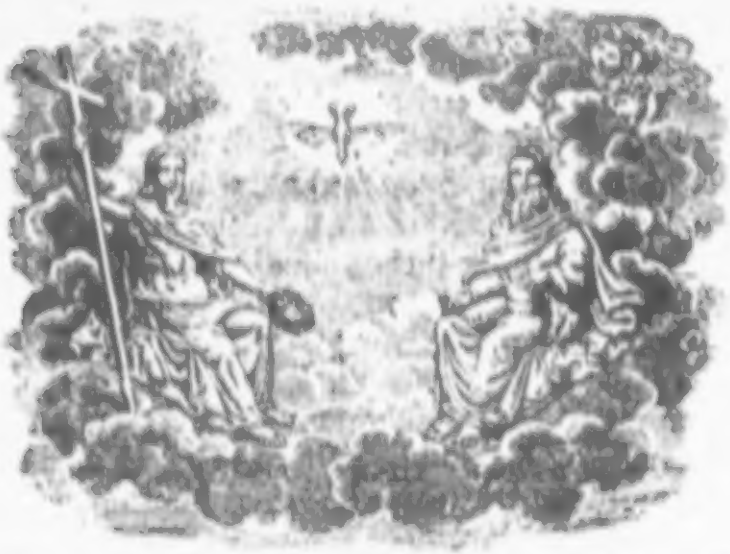
Füßen schüttelte: so ward sie gleichsam eine Königin in der übernatürlichen Welt und Gott setzte sie wieder ein in einen Theil der Rechte, welche der erste Mensch im Paradiese hatte. Weil sie demüthig strebte, ihrem göttlichen Bräutigam durch Leiden ähnlich zu werden; so machte Er die geliebte Braut sich ähnlich durch Herrlichkeit. Wenn sie betete, von himmlischen Dingen sprach, das allerheiligste Altarssacrament empfing, so war sie von Lichtglanz umflossen und es gingen Strahlen von ihrem Antlitz aus. Große Sünder gingen in sich, wenn sie einige Worte von Rosa gehört hatten; denn sie durchschaute die Seelen und wußte also immer Das zu sagen, was Noth that. Da sie für Geld arbeitete, kam einst ein sittenloser Jüngling zu ihr unter dem Vorwande eine große Bestellung von Stickereien zu machen; aber in der That, um ihre Schönheit in der Nähe zu bewundern. Zu dem sprach Rosa: „Bemühet euch nicht, mein edler Herr; es ist euch nicht um gestickte Kragen zu thun. Ich sehe euer Herz so klar, wie Gott es sieht, und kann euch nur bitten, barmherzig gegen eure eigene arme Seele zu sein und von euren bösen Wegen zur göttlichen Liebe euch zu bekehren.“ Der Jüngling meinte, Gott selbst spreche durch diese selige Jungfrau zu ihm, so umgewandelt fühlte er sich im Gemüth. Er dankte ihr tausendmal, bat um ihr heiliges Gebet und begann und vollführte seine Bekehrung. So wandelte sie eine zornmüthige Frau in eine sanftmüthige um; beruhigte verzagte Seelen, sogar Geistliche; schlichtete den bittern Zwist in einem Ordenshause; kurz,

ihre erlöste Seele verbreitete überall die Gnaden der Erlösung. Aber ihr eigentliches Paradies war ihre Zelle. Nicht ohne Kampf hatte sie sich dieselbe erobert; aber die Mutter Gottes stand ihr bei und erweichte das Herz der Eltern. Mit eigener Hand richtete sie im Garten aus Brettern dies Zellchen auf. Es war nur fünf Schuh lang und vier breit; denn Rosa sprach, für sie und Jesus sei das groß genug. Dadurch war sie von gar vielen Besuchen befreit, was ihr zur höchsten Erquickung gereichte; denn nun konnte sie ungestört von den vier und zwanzig Stunden des Tages zwölf dem Gebet und zehn der Handarbeit widmen. Um Mitternacht verließ sie die kleine Einsiedelei und ging in's Haus, um auf harten Brettern, über welche eine armselige Decke gebreitet war, zwei Stunden zu schlafen — und um zwei Uhr in der Frühe kehrte sie wieder in ihre Einsamkeit zurück, um sich an's Gebet zu begeben. Und wenn sie so durch den Garten wandelte, sprach sie zu den Naturgebilden: „Wohlan, ihr Geschöpfe Gottes, ihr wißt, wer euch mit Morgenthau erquickt; lobet und danket ihm aus allen euren Kräften.“ Da ging ein süßes Säuseln und Rauschen durch Bäume und Blumen, durch Gesträuche und Gräser; die Zweige, die Blüthenkelche, die Halme senkten und neigten und hoben sich, als ob sie die Erde küßten und zum Himmel sich wieder aufrichteten; und es war so etwas Trauliches und Lebendiges mit ihnen ganz etwas Anderes, als wenn sie still und stumm und wie erstarrt über den ersten Sündenfall zwischen den sündigen, irdisch gesinnten Menschen stehen.

Und wenn das Morgenroth kam und den Aufgang der Sonne verkündete, so sprach Rosa: „Wohlan, ihr Geschöpfe Gottes, ihr wißt, wer euch das Leben geschenkt hat und wer es euch von einem Tage zum anderen erhält; so lobet und preiset ihn aus allen euren Kräften.“ Da regte und bewegte es sich noch lieblicher in der ganzen Natur: die Vögel auf den Aesten, die Mücken in der Luft, die Käfer im Grase, die Würmlein im Staube, Alle erwachten aus ihrem Schlummer, breiteten ihre Schwingen aus, flogen auf und nieder, sangen und zwitscherten, summten und schwirrten, frohlockten und jauchzten vor heller Freude über die große Liebe ihres Schöpfers; und das Würmlein im Staube, das nicht singen und nicht fliegen kann, wird auch in seiner Weise Gott verherrlicht haben — wir armen einfältigen Menschen wissen nur nicht wie. Und zwischen all' diesen Verkündern und Anbetern der ewigen Glorie, die auf Rosa's Geheiß Gottes Morgenlob mit ihr feierten, lag sie auf ihren Knien und sang in süßen Reimen und Melodien Hymnen, welche die heilige Liebe ihr eingab; oder sie rief anbetend die Namen aus, welche die Seele im Entzücken der Liebe und Bewunderung dem Schöpfer und Erlöser beilegt, und hing an jeden Namen ein „Ehre sei Gott ꝛc.“ Und all' diese unvernünftigen Kreaturen, welche unter dem Druck der Sünde seufzen und schmachten, den die vernünftige Kreatur, der Mensch, durch seinen Fall über sie verhängt hat, dienten und gehorchten freudig Derjenigen, die in sich die Sünde überwunden hatte und wie eine triumphirende Königin das

übernatürliche Reich der alten Unschuld in Besitz nahm. Die schönsten Schmetterlinge flogen wie ein beweglicher Blumenkranz um ihr Haupt. Die Vögel setzten sich ihr auf Schulter und Hand und sahen ihr traulich in die Augen. Rosa's Einsiedelei stand unter schattigen Bäumen, wo es gar viel Mücken gab, die mit ihrem Sumsen und Stechen recht störend und lästig sind. Aber nie fielen sie Rosa zur Last, störten sie nicht im Gebet, quälten sie nicht bei der Arbeit, gereichten ihr nur zur Freude; denn Morgens und Abends begehrte Rosa von ihnen einen Reigen zur Ehre Gottes: dann flogen sie summend in schönster Ordnung um das Zellchen herum und zogen weiter, sobald Rosa sie entließ. Einst in der heiligen Fastenzeit ließ sich eine Nachtigall jeden Abend eine Stunde vor Nacht auf den Bäumen sehen und Rosa forderte sie auf zu einem Wettgesang zum Preise Gottes. Alsobald hub die Nachtigall ihren lieblichen Gesang an, schwieg aber, wenn Rosa ihre Lieder anstimmte; so daß immer eine Sängerin die andere ablöste. Hatten sie etwa eine Stunde gesungen, so entließ Rosa die Nachtigall mit ihrem Segen und beschied sie wieder auf den nächsten Abend; und pünktlich stellte sich der Vogel ein. Doch nicht blos mit den Naturwesen hatte Rosa einen seligen Verkehr; auch himmlische Gäste beehrten ihre enge Einsiedelei. Der göttliche Heiland, der Bräutigam ihrer Seele, die allerseligste Jungfrau und Mutter Gottes Maria, die heil. Katharina von Siena, ihr eigener Schutzengel und die Schutzengel anderer Seelen würdigten Rosa ihrer gnadenreichen Ansprache und erleuchteten sie über die

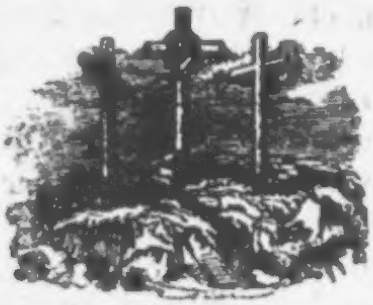
tiefſten und erhabenſten Geheimniſſe des Glaubens



und der göttlichen Liebe, ſo daß ſich wohl begreifen läßt, wie ihre zwölf Gebetsſtunden gleich zwölf Minuten ihr entſchwanden. In einer wonnevollen Entzückung ſah einſt Roſa den ganzen Boden ihrer Zelle mit Roſen beſtreut und das Kind Jeſu erſchien und befahl ihr, all' dieſe Roſen aufzuſammeln, was ſie ſchleunig that und ſie ihm darbot. Jeſus nahm aber nur eine Roſe und ſprach: „Dieſe Roſe biſt du und ich will Sorge für dich tragen.“ Da wand ſie geſchwind aus den übrigen Roſen einen Kranz, ſetzte ihn auf das Haupt des göttlichen Kindes und lächelnd verſchwand es. Und ein Strom von Troſt überflutbete Roſa's Herz, weil ſie nun wußte, daß der göttliche Geliebte in ſeiner Rechten ſie trug. Wenn er ſeine huldvollen Beſuche lange verſchob, ſo beklagte ſie ſich bei dem himmliſchen

Vater oder bei der seligsten Jungfrau Maria vertraulich über ihn, und oftmals in anmuthigen und erhabenen Versen. Er begehrte aber auch seinerseits das ungetheilte Herz seiner liebsten Braut: Rosa hatte große Freude an Blumen und eines Tages lagen sie Alle entwurzelt auf den Gartenbeeten. Traurig sah sie das an. Da sprach Er: „Hast du nicht genug an mir, der Blume des Paradieses?" Das zog ihr Herz immer tiefer in sein Herz und band ihren Willen immer fester an seinen Willen. Dafür that Er aber auch Alles, was sie wünschte! Rosa's Vater war in Schuldenbedrängniß und ihre Arbeit reichte nicht aus, obwohl die Engel ihr dabei halfen. Rosa betete; da kam ein Unbekannter und gab einen Beutel mit der Schuldsumme, fünfzig Piaster, ab. Eine edle unglückliche Frau konnte wegen Mangel an Kleidung nicht den Gottesdienst besuchen; Rosa schenkte ihr den Mantel der Mutter, sie selbst hatte keinen, und gleich darauf ward für die Mutter von unbekannter Hand Tuch zu zwei Mänteln gebracht. Eine fromme Bruderschaft ersuchte sie einst, das Bild der heiligen Katharina von Siena für eine feierliche Prozession zu schmücken. Rosa übernahm es und dachte bei sich selbst: O hätte ich nur Geld, wie schön sollte es werden! Da schickte eine gottselige Edelfrau ihr ein beträchtliches Geldgeschenk für Kirchen und Arme. Ein anderes Mal fehlten ihr gerade drei Nelken zur Ausschmückung eines heiligen Bildes; da ging sie in den Garten und pflückte drei Nelken von einem Stock, an dem zuvor weder Blumen noch Knospen waren. Rosa hatte

eine wunderbare Andacht zum heiligen Kreuz. Wo sie eines erblickte, und wenn's auf der Erde war von Strohhalmen oder Reisern zufällig gebildet, fiel sie auf die Knie und verehrte es. In drei



Stauden von Rosmarin hatte sie innige Freude, die vor ihrer Einsiedelei zu einem Kreuz verwachsen waren, und es betrübte sie sehr, als die Frau Vicekönigin eine dieser absonderlichen Stauden zum Geschenk sich erbat, denn nun mußte Rosa das liebe Kreuz zerstören. Nach ein Paar Tagen kam aber der Rosmarin dürr und todt, wie ein Stecken, vom Hofe zurück und fand seine Frische erst wieder, als Rosa ihn auf seinem alten Platz einpflanzte. — So manche ungewöhnliche Dinge kamen nach und nach unter die Leute, daß die Behörden ganz mißtrauisch wurden, ob hier nicht ein großer Betrug im Spiele sei, ob nicht die Dominicaner etwa zu Gunsten ihres Ordens Aufsehen machen wollten. Man schickte also einen weltlichen Examinator, Herrn Johann von Castillo, einen der gelehrtesten, frömmsten und angesehensten Männer von Lima, an Rosa ab, um sie über ihre außerordentlichen Gaben zu befragen und zu erforschen. Mit kindlicher Einfalt und großer Unterwürfigkeit stand sie

Red' und Antwort und sagte das Nöthige so genau, wie man mit menschlichen Worten von übernatürlichen Dingen reden kann. Allein wenn sie auch nicht weniger sagte, als der Gehorsam gebot, so sagte sie auch nicht mehr, als die Demuth zuließ; und da sie es bei ihren Beichtvätern ebenso hielt, so haben Herr Johann von Castillo und wir Alle bei Weitem das Wenigste von den Gnaden erfahren, welche Gott ihr zuwendete. Was der fromme und weise Herr jedoch erfuhr, genügte, ihn zu überzeugen, daß Rosa ein Kind Gottes, keine Verbündete des Satans sei. Und dies Kind Gottes, diese Braut Jesu, diese Tochter der seligsten Jungfrau Maria, diese Freundin der Engel und Heiligen, diese verklärte Seele, hatte während fünfzehn Jahren täglich eine Stunde der furchtbarsten innern Verlassenheit auszuhalten. Da fühlte sie sich verbannt vom Angesicht Gottes, da zweifelte sie, ob sie noch ein Kind der Seligkeit sei, da empfand sie die Qualen und die Angst der ewig Verlornen, da war all' ihre Liebe zu Gott wie ein Häuflein Asche todt und kalt. Welche Marter dies war, läßt sich daraus schließen, daß diese heldenmüthige Seele, die unerschrocken nichts verlangte als Kreuz und Trübsal, Gott anflehte, diesen Kelch von ihr zu nehmen, weil der Schmerz, ihn nicht zu lieben, ein unerträgliches Kreuz für sie sei. Aber fünfzehn Jahre mußte sie es tragen! und hätte Er ihr nicht einmal gesagt: „Sei ruhig! Ich verdamme nur Den, der verdammt sein will!" so hätte sie ohne Zweifel an solchen Schmerzen der Seele sterben müssen. Ihre Beichtväter aber sprachen, dies sei

nicht minder eine gar große Gnade: es steigere sich dadurch theils ihre Liebe und Dankbarkeit zu dem gnädigen Gott, theils ihr Eifer und Gebet für die Rettung fremder Seelen. — Ja freilich sind dies Alles Gnaden, mein lieber Leser, und wir sollen uns an ihnen erfreuen und laben, wie an köstlichen Früchten, die der arme Boden unseres Seelengartens nicht hervorbringt. Doch wünschen sollen wir sie nicht, denn sie sind nicht nothwendig zur Heiligung. Viel weniger dürfen wir sie erbitten, erflehen, erringen, Gott abdringen wollen. Er gibt nach seinem Ermessen Jedem, was und wie viel er will; Ihm ist die Austheilung der Gnaden anheim zu stellen, denn sonst wären es eben keine Gnaden.

Das selige Sterben der Heiligen.

Die drei letzten Jahre ihres kurzen Lebens brachte Rosa im Hause des königlichen Schatzmeisters, Herrn Gonsalvo de la Massa, zu, der mit seiner Frau und seinen Töchtern stets zu ihren Beschützern und Anhängern gehört hatte, und die bedrängte Lage ihrer Eltern und der gottseligen Rosa selbst zu erleichtern suchte. Um diese Wohlthat zu vergelten, suchte sie dem ganzen Hause zu dienen, sogar den Dienstboten und Sclaven, von denen Manche sie scheel ansahen und übel behandelten. Auch ließ sie nicht ab von eifriger Handarbeit für die bedürftigen Eltern. Jetzt widmete sie sich auch der Krankenpflege sowohl im Hause als im Spital, obwohl dies bei ihrem bisherigen tiefeingezogenem Leben etwas ganz Fremdes für sie war. Um ihren großen Widerwillen zu überwinden, trank sie einst

eine Taſſe voll verdorbenem Blut aus, das man einem Kranken aus der Ader gelaſſen hatte. Die meiſte Zeit freilich verbrachte ſie im Gebet mit Fürbitte, mit Anbetung des allerheiligſten Altarsſacramentes und in häufigen wonnevollen Entzückungen. Und da ſie Blumen und Mücken und Vögel aufforderte, Gott zu loben; ſo ſuchte ſie noch weit dringender, die Menſchen daran zu mahnen und ihnen Unterricht in der Betrachtung zu geben. Mindeſtens dreimal wöchentlich und zuweilen täglich erlaubten ihr die Beichtväter die heiligen Sacramente der Buße und des Altars. An ſolchen gebenedeiten Tagen blieb Roſa den ganzen Vormittag, von der erſten bis zur letzten heiligen Meſſe, ſtill und unbeweglich auf ihren Knien im Gotteshauſe und warf, wie ein Engel, lichte Strahlen um ſich her. Dem Beichtvater, der ſie fragte, welche Wirkung denn eigentlich die heilige Communion in

ihr mache? antwortete ſie, das ſei ſchwer zu ſagen, denn ihr ſcheine immer, als ginge ſie in Gott ein. Als das Jahr 1617 kam, verkündete Roſa ihren Umgebungen, daß ihr Scheiden von der Erde nahe ſei und im Monat Auguſt ward ſie von einer furchtbar ſchmerzhaften Krankheit ergriffen, durch

die jedes Glied ihres Körpers eine wahre Kreuzigung litt und von der die Aerzte nichts verstanden. Sie bat Gott nur um die Gnade, vor Uebermaß der Schmerzen nicht in Irrsinn zu verfallen; und die gewährte er ihr! Selig im Gemüth bei unerhörten Leiden, sprach sie nur immer: „Herr, vermehre mein Leid, aber vermehre auch meine Liebe!“ und sah freudig ihrer Auflösung entgegen. Am 24. August winkte ihr endlich der göttliche Bräutigam. Mit dem Ausruf: „O mein Jesus, sei mit mir!“ floh die himmlische Seele zu den himmlischen Freuden. Und auf der Stelle verehrte ganz Lima sie wie eine Heilige, und die Domherren, die Vorsteher der Ordenshäuser und die Herren vom Rath trugen ihre Todtenbahre unter unerhörtem Zudrang des Volkes in die Dominicanerkirche. Papst Clemens X. verkündete 1671 ihre Canonisation.

Ida Hahn-Hahn.

Die heilige Ordensstifterin Clara.

(12. August.)

Clara's Herkunft und Kindheit.

In derselben Stadt Assisi, wo der heil. Franziscus — den die Kirche wegen seiner Liebesgluth den seraphischen nennt — auf die Welt kam, ward zwölf Jahre später diese heilige Clara geboren, die des seraphischen Vaters erste geistliche Tochter und durch ihre Liebe zum Kreuz und zur Armuth seine Zwillingsschwester nach der Ordnung der Gnaden werden sollte. Ihr Vater war Graf Favorino Ciffi, ein reicher angesehener kriegerischer Herr. Ihre Mutter hieß Hortulana, war sehr fromm und machte aus Andacht die Wallfahrt nach Jerusalem. Bevor dies Kind auf die Welt kam, war Hortulana sehr leidend. Sie bat oftmals den lieben Gott mit großer Inbrunst, ihr doch ein lebendiges gesundes Kind zu schenken. Als sie einst ganz in Andacht versunken mit dieser Bitte vor einem Crucifix kniete, sprach eine Stimme zu ihr: „Sei ruhig! du wirst der Welt ein Licht bringen." Und sie genas glücklich eines Töchterchens und nannte es Clara. Bei dieser frommen Mutter wuchs die Kleine ganz gottselig auf. Von frühester Jugend an liebte sie die Stille, die Einsamkeit, das Gebet, war überaus folgsam, liebreich und äußerst gelehrig, um die Geheimnisse des heiligen Glaubens zu fassen, in denen die Mutter sie früh mit Sorgfalt unterrichtete. Gegen Arme war sie so mildthätig, daß

sie ihnen Alles gab, was sie unter der Hand fand, ja ihr eigenes Mittagsbrod ihnen austheilte und willig hungerte, um nur Niemand hungern zu lassen. Schöne Kleider waren ihr ein Gräuel und da sie auf Befehl der Eltern sich standesmäßig kleiden mußte, so trug sie früh einen rauhen Bußgürtel unter den seidenen Gewändern. Beten: — das war ihre einzige Freude. Dachte sie an das Leben und Leiden Jesu, so schwamm ihr kleines Herz in Andacht und Wonne; und zur Ehre der lieben heiligen Gottesmutter betete sie täglich eine gewisse Zahl von Vater unser und Ave Maria und zählte sie, wie die heiligen Einsiedler in der ersten Zeit des Christenthums, an kleinen Steinchen ab.

Clara's Jugend.

Diese Gottseligkeit in der Knospe entfaltete sich allmälig zu einer herrlichen Blume. Es war gerade die Zeit, in welcher der heil. Franziscus nach seiner Bekehrung wieder in Assisi erschien, um der heiligen Liebe Gottes willen zur Buße aufrief und viele Seelen auf den schmalen Weg und zur engen Pforte drängte, die in's Himmelreich führen. Das Verlangen nach diesem Pfade des Heiles entzündete

ganz und gar Clara's Herz, das schon so lange von der himmlischen Liebe entflammt und erleuchtet war. Ihre Jungfräulichkeit hatte sie längst Gott aufgeopfert und standhaft jedes Ehebündniß ausgeschlagen, das die Eltern ihr antrugen. Jetzt stand ihr einziges Verlangen dahin, Denjenigen zu sprechen, der die Welt an die ach! sehr vergessene evangelische Vollkommenheit erinnerte, um von ihm zu erfahren, wie sie die Rettung ihrer Seele zu bewerkstelligen habe. Eine fromme Freundin Hortulana's begab sich mit ihr nach der Portiuncula, wo sie ein langes Gespräch mit dem heil. Franziscus hatte, der seinerseits ein großes Verlangen trug, das Werkzeug Gottes zu sein, welches diese selige Jungfrau ihrem himmlischen Bräutigam verbände. Die erhabenen Tugenden haben Das an sich, daß sie die großen Seelen unwiderstehlich anziehen und daß sich die engen Seelen vor ihnen scheuen. Clara begehrte nach diesem Gespräch nichts weiter auf der Welt — als sie gründlich zu verschmähen und in der vollkommensten Armuth und Entsagung ihrem lieben kreuztragenden Heiland nachzufolgen. Dies war nun aber nicht ganz leicht, denn die Eltern hätten sie doch gar gern glänzend vermählt und recht fromm und tugendhaft in der Welt gesehen. Allein Clara's Entschluß war anders, und nachdem sie noch einige Gespräche mit dem heil. Franziscus gehabt und ihm die Leitung ihrer Seele anvertraut hatte, stand er unwiderruflich fest; in aller Demuth lehnte sie standhaft die vortheilhafte Heirath ab, auf welche die Eltern so sehr drangen. Der Palmsonntag kam heran. Clara begab sich mit ihrer

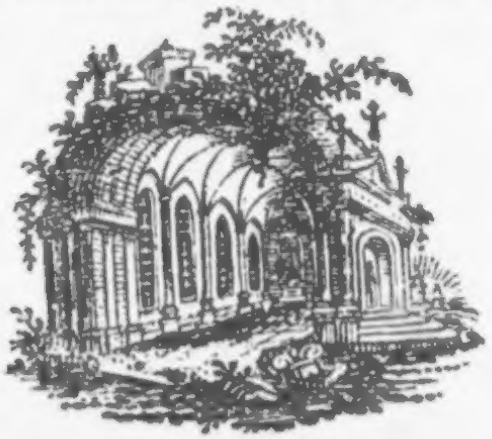
Mutter zum Gottesdienste, strahlend von Schönheit, von Jugend, von herrlichen Kleidern – aber viel strahlender vor Gott und seinen Engeln durch ihre lilienreine Seele. Es war damals Sitte, daß alle Gläubigen sich zum Fuß des Hochaltars begaben und vom Bischof benedicirte Palmen empfingen. Clara aber blieb auf ihrem Platz — theils aus Schüchternheit, theils aus Andacht. Da stieg der Bischof die Stufen des Altars herab und brachte ihr einen Palmzweig, als ob er wisse, daß sie eine große Siegerin über Welt, Fleisch und Teufel sein werde. Mit tiefster Demuth und gesenktem Blick empfing Clara den heiligen Zweig; nie schlug sie ihre Augen vor einem Manne auf. Diese Ehre ward ihr an dem letzten Tage, den sie in der Welt zubrachte, zu Theil.

Clara nimmt den Ordenshabit.

Am Abend versammelten sich ganz in aller Stille einige fromme Jungfrauen bei Clara und als es Nacht geworden war, verließen sie sämmtlich das Ciffische Haus und die Stadt Assisi und begaben sich auf den Weg nach der Portiuncula. Der heil. Franziscus und seine Brüder waren im Chor beisammen und beteten die Metten; da hieß er sie Kerzen anzünden, die Hymne des heiligen Geistes anstimmen und sich zur Prozession in Bewegung setzen, stellte sich an ihre Spitze und holte mit heiliger Freude die selige Jungfrau ein, die aus dem reichen Hause ihres irdischen Vaters zu dem ärmlichen Hause des himmlischen Vaters floh. Er führte sie sogleich in das Portiunculakirchlein, schnitt

ihr mit eigenen Händen das Haar ab, warf ihr das elende aschfarbene Bußgewand, das einem Sack ähnlicher war als einem Kleide, über, und gab ihr einen Strick, womit sie sich gürtete. So war aus der Tochter des reichen Grafen Ciffi eine Tochter der heiligen Armuth und die erste arme Clarissin geworden. Sie war achtzehn Jahre alt. Gleich nach der Einkleidung führte der heil. Franziscus sie zu den Benedictinerinnen von St. Paul, wo sie eine freundliche Aufnahme fand, bis der liebe Gott ihr eine andere geistliche Wohnung eröffnete. Ihre Begleiterinnen aber kehrten in ihre Behausungen zurück und einige von ihnen traten später auch in den Orden ein. Am anderen Morgen brach in der Familie Ciffi und in deren ganzer Verwandtschaft und Freundschaft Jammer und Wehklagen aus. Man kannte damals keine anderen Frauenklöster als solche, welche der Regel des heil. Benedict folgten; diese Regel begehrt freilich auch von jeder Einzelnen das Gelübde der Armuth, die Verzichtung auf persönlichen Besitz, aber die Klöster selbst hatten Besitzungen und festes Einkommen, damit der Lebensunterhalt der gottgeweihten Frauen gesichert sei. Klöster, in denen die Regel jeden Besitz, den allgemeinen wie den besonderen, untersagte, in denen die Bewohner — Mönche wie Nonnen — auf das tägliche Almosen angewiesen waren, um ihr Leben zu fristen, führte der heil. Franziscus erst eben in die erstaunte Welt ein. Als nun dies hochadlige, reiche, schöne Fräulein sich bei achtzehn Jahren einem Bettelorden anschloß, der ihr für ihr ganzes Leben nichts versprach als Hunger, strenge

Buße, die äußerste Entbehrung, Mangel und Noth: da war es nicht anders, als habe sie ihrer Familie Schimpf und Schande angethan. Die Ciffi's und ihre Befreundeten stürmten nach dem St. Pauls-kloster und begehrten Clara zu sehen, zu sprechen, fort zu führen. Clara ließ Alle in die Klosterkirche eintreten und begab sich zu ihnen. Da hörte sie ihre Bitten, ihre Vorwürfe, ihre Drohungen ge-duldig an; als man aber Gewalt wider sie an-wenden wollte, kniete sie auf den Stufen des Altars nieder, nahm ihren Schleier ab, zeigte ihr abge-schnittenes Haar und betheuerte feierlich, daß keine Gewalt der Welt sie von ihrem Vorsatz abbringen werde, als eine bettelarme Braut Jesu ihrem lieb-sten Herrn zu dienen. Dann floh sie geschwind durch die innere Thüre in's Kloster hinein — und die Ciffi's mußten sich beruhigen. Indessen kamen sie täglich wieder und störten und belästigten Clara so unge-mein, daß sie sich mit Zustimmung ihres heiligen Seelenführers in aller Stille in ein anderes Kloster, zu den Benedictinerinnen von St. Angelo, begab, wodurch man auf einige Zeit ihre Spur verlor.



Agnes Ciffi nimmt den Ordenshabit.

Als Clara sich nun in ungestörter Ruhe sah, ihrem Gott dienen und das Heil ihrer Seele wirken zu dürfen, dachte sie mit gar großer Zärtlichkeit und Betrübniß an ihre vierzehnjährige Schwester Agnes, und wie leicht es doch für ein junges schönes Mädchen sei, in den nichtigen Eitelkeiten der elenden Welt verloren zu gehen. Sie weinte, betete und flehete vor Gott, daß die Gnade doch das Herz ihrer geliebten armen Schwester rühren möge, und sie ließ nicht ab, ihn zu bestürmen, bis Agnes nach sechszehn Tagen im St. Angelokloster erschien und um das Buß- und Bettelkleid bat. Beide Schwestern fielen sich glückselig in die Arme und priesen Gott mit Frohlocken. Die Welt wähnt irriger Weise, solche abgetödtete und für sich selbst so harte und strenge Seelen verlernten zu lieben und würden auch gegen Andere streng und kalt. O Gott, wie irrt die Welt einmal wieder so sehr! Gerade in dem Maß, als eine Seele abgetödtet ist, beginnt sie erst recht zu lieben; woher das? weil sie der Eigenliebe und Selbstsucht abgestorben ist, welche die reine, wahre Liebe, die Liebe zu den Seelen, nicht aufkommen lassen. Aber freilich, von der elenden Liebe, die mit Fleisch und Blut zusammenhängt, weiß sie nichts mehr. Dadurch, daß Agnes nach dem St. Angelokloster geflohen war, kamen die Ciffi's nun auch wieder auf Clara's Spur und zwölf Männer der Familie, lauter angesehene Leute, eilten dahin, um wenigstens die jüngere Schwester der älteren zu entreißen. Aber alle Vorstellungen fruchteten bei Agnes ebensowenig als bei

Clara. Da vergaß sich der eine Vetter im Zorn so sehr, daß er das zarte junge Mädchen schlug und an ihrem schönen Haar zu Boden riß. Nun ergriffen zwei sie bei den Armen, einer bei den Füßen und liefen eiligst mit der leichten Last zum Kloster hinaus. Agnes schrie um Hülfe zu Clara und Clara begab sich in's Gebet. Siehe, da mußten die Ciffi's, die kräftigen Männer, plötzlich Halt machen, denn die zarte Jungfrau Agnes wurde so schwer, daß es ihnen unmöglich ward, sie auch nur einen Schritt weiter zu tragen. Clara ging ihnen nach und nahm ihre Schwester in Empfang, die sie murrend ihr überlieferten, und St. Franziscus bekleidete Agnes ebenfalls mit dem armen seraphischen Habit und schnitt ihr Haar ab.

Clara wird Aebtissin.

Inzwischen hatte Franziscus neben der St. Damianskirche, die er einst wieder hergestellt hatte, ein armes kleines Haus gefunden, das ihm zu einem Klösterchen passend schien, und da sich zu Clara und Agnes noch einige Jungfrauen gesellten, welche ebenfalls entschlossen waren, in Armuth und Keuschheit ihr Leben Gott zu opfern, so verließen sie nunmehr sämmtlich die gastfreundlichen Benedictinerinnen zu St. Angelo und siedelten sich nach jenem Häuschen über, wo der heil. Franziscus ihnen strenge Clausur gab und ihr Leben nach derselben herben Entsagung ordnete, wie das der minderen Brüder. Clara und ihre Ordensschwestern gingen barfuß, enthielten sich beständig des Fleischessens,

schliefen auf einer Matte am Boden, hielten beständig das Stillschweigen — es sei denn, daß die Nächstenliebe oder die Nothwendigkeit eine Pflicht daraus machten, zu sprechen — standen Nachts auf zum Chorgebet und hielten viermal im Jahr lange Fasten. Clara verschärfte für ihre Person noch diese schwere Regel: ihr Lager waren Hobelspäne, ihr Kopfkissen ein hölzerner Klotz; unter ihrem ohnehin schon so groben und rauhen Kleide trug sie einen scharfen Bußgürtel; sie hielt die vier langen Fasten bei Wasser und Brod und genoß drei Tage in der Woche gar nichts. Als sie aber in große Krankheiten verfiel, befahlen ihr der Bischof von Assisi und St. Franziscus, sich eines Bettes zu bedienen und keinen Tag hinzubringen, ohne irgend Etwas zu genießen. Da gehorchte Clara; denn sie bezweckte mit all' den Strengheiten gegen sich selbst nichts, als sich ohne Rückhalt Gott aufzuopfern. Sollte sie dies Opfer in anderer Weise bringen, so war sie auch damit zufrieden; denn das eigentliche, das schwerste Opfer ist immer die Hingebung des Willens im Gehorsam. Uebrigens fand sie eine solche Süßigkeit und so viel Trost in ihren Abtödtungen, daß sie stets ganz strahlend von Heiterkeit und Freuden aussah. Das Licht ihrer seraphischen Vollkommenheit leuchtete auch sehr bald über die engen Mauern des St. Damianskloster hinaus und verbreitete seinen hellen Glanz erst über Assisi, dann über die Landschaft Umbrien, dann über Italien, dann über die ganze Welt. Ihre Genossenschaft bestand sehr bald aus sechszehn Ordensschwestern, von denen drei der erlauchten Familie Ubal-

dini angehörten; eine war Clara's eigene Mutter Hortulana. Alle machten unter ihrer Leitung solche Fortschritte im geistlichen Leben, daß St. Franziscus sie zur Aebtissin ernennen wollte. Doch drei Jahre lang flehete Clara ihn an, ihrer Unwürdigkeit nicht eine solche Last und Verantwortung aufzubürden; dann erst unterwarf sie sich seinem ausdrücklichen Befehl. Nun aber machte sie, die Stifterin, Urheberin und Meisterin dieser Genossenschaft, sich zur dienstwilligen Magd Aller und war nur in dem einen Punkt die Erste: Allen das Beispiel der vollkommensten Entsagung zu geben. Von der reichen Erbschaft ihrer Eltern nahm sie nicht einen Heller an; Alles ward den Armen vertheilt. Im Kloster duldete sie nichts, als was nothwendig war, die äußerste Nothdurft des Lebens zu befriedigen. Sehr oft trat Mangel ein; dann war sie am allerfreudigsten, diese selige Jungfrau; dann warf sie alle Sorge für's Zeitliche auf Gott allein und dachte nur an das Ewige. Einst war im Kloster ein einziges Brod zu einer Zeit, als die Genossenschaft beinahe zu fünfzig Ordensfrauen angewachsen war. Da kamen die ebenso armen minderen Brüder und baten um ein Almosen. Sogleich theilte Clara das Brod mit ihnen. Die Hälfte, welche ihr blieb, ließ sie in's Refectorium tragen, betete mit großem Vertrauen zu Gott und reichte dann jeder Schwester ein Stück, welches groß genug war, um sie zu sättigen. Als der Papst von dieser übermäßigen Strengheit für eingeschlossene schwache Frauen hörte, billigte er sie durchaus nicht und war Willens, Clara durch einen Machtspruch von ihrer Ar-

muth zu entbinden. Als sie das erfuhr, bat sie den heiligen Vater, jede Strafe um ihrer Sünden willen über sie zu verhängen; aber bei ihrem Armuthsgelübde sie zu lassen — was denn auch geschah. Später, nach dem Tode des heil. Franziscus, stellten einige fromme Bischöfe ihr vor, ihre Lebensart sei doch nur eine Ueberspannung, die sich auf die Dauer für einen ganzen Orden nicht durchführen lasse und sie möge doch bei Zeiten das Gelübde der Armuth etwas mildern. Clara's Demuth war sogleich bereit, sich der höheren Einsicht so erleuchteter Gottesmänner zu unterwerfen und die gewünschte Milderung eintreten zu lassen. Sie begab sich nun noch Einmal in's Gebet, um Erleuchtung von Gott zu erflehen über Das, was zu thun sei; da aber ward es ihr klar, daß sie keinen Buchstaben von der heiligen Regel, die St. Franziscus gegeben und der heilige Stuhl gutgeheißen habe, fahren lassen dürfe, denn fest und fester stand ihre Hoffnung, die Vorsehung Gottes werde Diejenigen nimmermehr verlassen, welche aus Liebe zu Gott in diesen strengen Orden eintreten würden. Und so blieb es denn bei der vollkommenen evangelischen Armuth. Und was geschah? Nicht abgeschreckt, vielmehr angelockt wurden die Seelen durch ein so wahrhaft erhabenes, weil so unscheinbares und täglich sich erneuerndes Opfer. Die besten, die schönsten, die vornehmsten, die reichsten Frauen und Jungfrauen des Jahrhunderts wurden arme Clarissen, und die heil. Elisabeth von Thüringen ist, wenn auch die erste, doch nicht die einzige Königstochter, die den seraphischen Habit und die bittere Armuth dem

Purpurmantel und dem Königsschloß vorzog. Agnes, die Tochter des Königs von Böhmen, schlug die Krone aus, die der Kaiser Friedrich ihr bot, gründete ein Kloster zu Prag und ward darin arme Clarissin. Die gottselige Isabella, Schwester des heil. Ludwigs, König von Frankreich, gründete bei Paris für arme Clarissen das Kloster Longchamp und zog sich darin zurück. Genug es war, als hätten die beiden wunderbaren Heiligen, St. Franziscus und St. Clara, der Welt plötzlich anschaulich und eindringlich gemacht, was es heiße: „Das Himmelreich leidet Gewalt und nur die Gewaltigen werden es an sich reißen;" so unwiderstehlich war die Macht ihrer erhabenen Tugenden, ein so feuriger Eifer entbrannte in den Menschen, um ihre Seelen zu retten.

Clara's Gebet.

Gebet: — das war Clara's eigentliches Leben, daraus schöpfte sie Kraft, Muth, Trost, Freude, Licht und Liebe. Was hätte sie auch gehabt in ihrer gleichsam dreifachen Abgeschiedenheit von der Welt: 1. durch die Clausur, 2. durch ihre vollkommene Armuth, 3. durch das beständige Stillschweigen, welche jede andere Zerstreuung und Erheiterung ausschloß; nicht blos jede weltliche, das verstand sich von selbst, sondern auch jede geistliche. Die minderen Brüder hatten doch ihre Missionen, ihre Predigten, ihre Seelsorge, ihre Reisen, freilich mit tausend und aber tausend Ungemach

und Elend bis auf's Blut und bis zum Sterben beschwert; aber die armen Clarissen waren in ihren Klostermauern wie lebendig begraben von dem Augenblick an, wo sie den Habit anzogen, bis zu ihrem letzten Athemzug. Wäre aus dieser Verzichtung auf das natürliche Leben nicht das Leben nach der Ordnung der Gnade, in Gott und mit Gott, wie die Flamme aus dem verbrennenden Holz emporgestiegen: so hätte es nie arme Clarissen gegeben, überhaupt nie beschauliche Orden. Die heil. Clara war so recht eine beschauliche Seele! ihr ganzes Leben verlief in süßer Betrachtung ihres himmlischen Bräutigams und in seliger Vereinigung mit ihm. Sie schien nur vom Gebet zu leben; nie ward sie desselben müde! Waren die übrigen Ordensfrauen durch lange Vigilien im Chore, durch schwere häusliche Arbeit, durch spärliche Nahrung erschöpft und des Schlafes bedürftig: so schickte Clara sie Alle zur Ruhe, blieb die ganze Nacht betend im Chor, gab am Morgen die bestimmten Glockenzeichen, zündete die Kerzen auf dem Altar an, bereitete die priesterlichen Gewänder und die Erfordernisse zur heiligen Messe vor — und weckte dann erst die Ordensfrauen, denen diese Geschäfte eigentlich oblagen. Dann hielt sie mit dem ganzen Convent alle geistlichen Uebungen so pünktlich und eifrig, als hätte auch sie etwas Schlaf genossen. Aber ihre Ruhe war eben nicht im Schlaf, sondern im Gebet! Ob mit bitteren Thränenströmen, ob in wonniger Verklärung, ob mit dem Angesicht auf dem Boden liegend, ob bei den kirchlichen Tagzeiten, ob auf ihren schweren Krankenlagern — immer

ruhete sie zu den Füßen ihres lieben gekreuzigten Heilandes. Und nirgends lieber als vor dem Hochwürdigsten Gut. Das war der Gegenstand ihrer heißesten Liebe, ihrer demüthigsten Andacht, ihrer unerschöpflichen Bewunderung und Rührung. Ihre Andacht zu diesem allerheiligsten Sacramente des Altars war so groß, daß sie oftmals vor demselben in Entzückung fiel. Einst gerieth sie am Vorabend des grünen Donnerstags bei der Betrachtung der wunderbaren Liebe und des unsäglichen Leidens Jesu in eine Entzückung, die bis zum Charfreitag währte und ihre Ordensschwestern zu dem Glauben veranlaßte, daß ihre gebenedeite Seele schon die sterbliche Hülle verlassen habe. Es gefiel dem lieben Gott, gerade auf Clara's Andacht zum heiligen Altarssacrament ganz besondere Gnaden zu legen. Der Kaiser Friedrich führte einen bösen Krieg gegen den heiligen Stuhl und überschwemmte mit seinem Heere, in welchem viele ungläubige Sarazenen dienten, den ganzen Kirchenstaat und auch die Landschaft Umbrien. Ein wilder Trupp zog an Assisi vorüber und überfiel das St. Damianskloster, das außerhalb der Stadt lag, um es auszurauben, niederzubrennen und die Klosterfrauen umzubringen. Clara lag krank darnieder, als ihre Ordensschwestern jammernd und wehklagend mit dieser furchtbaren Nachricht zu ihr eilten und sie um Hülfe in so dringender Gefahr baten. Clara tröstete sie liebreich mit der Hinweisung auf die göttliche Vorsehung, ließ sich dann das Ciborium mit dem Hochwürdigsten Gut bringen, erhob sich vom Lager, betete es auf ihren Knieen mit strömenden Thränen

und heißen Gebeten an, und trug es dann an die Klosterpforten. Eine himmlische Stimme ließ sich jetzt vernehmen: „Ich will euch allezeit beschützen;“ und augenblicklich befiel ein unerklärlicher Schreck das stürmende sarazenische Kriegsvolk. Sie sprangen von der äußern Mauer und dem Thore zurück und ergriffen die Flucht in höchster Eile und Verwirrung, während die heil. Clara mit ihrer gottgeweihten Schaar Jubelhymnen sang. Ein anderes Mal belagerte des Kaisers Feldherr die Stadt Assisi und schwur hoch und theuer, sie nicht eher zu verlassen, als bis sie in einen Schutthaufen verwandelt worden sei. Die geängstigten Einwohner nahmen ihre Zuflucht zu der Fürbitte der heil. Clara. Sogleich begab sie sich mit all' ihren Klosterfrauen in's Gebet, nachdem sie sämmtlich ihr Haupt mit Asche bestreut hatten, und flehte zu Gott, die Stadt zu verschonen, die so mildthätig aus Liebe zu Ihm für das Kloster und seine Bewohnerinnen sorge. Und siehe! es wiederholte sich jener unerklärliche Schreck; das Heer ergriff die Flucht und der Feldherr starb eines jähen Todes. Auch andere Gnadenerweise ließ der liebe Gott auf Clara's Gebet folgen. Für unheilbare Kranke war sie die letzte Zuflucht und viele genaßen auf ihre Fürbitte; Besessene und Irre pflegte sie mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes zu heilen: so vollkommen war diese selige Jungfrau aus sich selbst und den engen Gränzen des natürlichen Lebens herausgetreten und zu ihrem himmlischen Bräutigam in sein unbegrenztes Gnadenleben eingegangen.

Clara's Krankheit und seliges Ende.

Während zwei und vierzig Jahren war Clara Aebtissin des St. Damianskloſters. Davon verbrachte sie acht und zwanzig Jahre in mehr oder minder schmerzhaften Krankheiten, häufig im Bette zu. Ihre Leiden waren oft so groß, daß sie tage- und wochenlang nicht schlafen und nichts genießen konnte. Doch nie klagte sie, und wenn Andere sie beklagten und sich über ihre Geduld bei so schweren Leiden wunderten, so antwortete sie: „Seitdem mir die Gnade zu Theil ward, den Willen Gottes durch seinen heiligen Diener Franziscus zu erkennen, kommt mir nichts auf der Welt schwer zu leiden vor.“ So lange St. Franziscus lebte, pflegte sie dessen Anordnungen nie anders zu beantworten, als indem sie sagte: „Befiehl, was Du willst! Du weißt, ich habe keinen Willen mehr.“ Auf dem Krankenlager bestand ihre höchste Entbehrung darin, dem Gottesdienst nicht beiwohnen zu können. Da ließ es der liebe Gott oftmals zu, daß sie den Chorgesang der minderen Brüder so deutlich vernahm, als ob vor ihrem Fenster gesungen werde. Namentlich geschah

dies in einer heiligen Christnacht, wodurch ihre Seele mit namenloser Wonne erquickt ward. Ihre Verehrung für das Hochwürdigste Gut und ihre Gewohnheit, stets mit irgend einer Arbeit beschäftigt und nie müßig zu sein, verminderten sich nicht auf ihrem Krankenbette. Ja sie fand sogar ein Mittel aus, um diese Verehrung und diese Gewohnheit zu verbinden: Clara ließ sich sitzend aufrichten, durch Kissen unterstützen und halten — und in dieser Stellung spann und webte sie das allerfeinste Garn zu Corporalien, welche sie dann an arme Kirchen in der Umgegend verschenkte. Allmälig zehrten die langen und großen Leiden ihre Kräfte so auf, daß sie ihr baldiges Ende voraussah, und sagte. Da setzte sie ein Testament für die Ordensfrauen auf, welche der Regel der armen Clarissen folgten, und ermunterte sie darin, Erbinnen der Liebe zur Armuth und zur Demuth zu werden, aus welcher der Orden seinen Ursprung genommen hatte. Sie preist Diejenigen selig, die bis zum Ende ausharren, und schließt so: „Wir, meine Schwestern, die wir durch Gottes Gnade den Weg Jesu Christi betreten haben, müssen uns sorgfältig hüten, uns weder durch Schuld noch durch Nachlässigkeit von Ihm abzusondern und auf diese Weise dem höchsten Herrn, seiner allerseligsten Mutter, dem heil. Vater Franziscus und der ganzen streitenden und triumphirenden Kirche Schmach und Betrübniß zuzufügen." — Wenige Tage vor Clara's Hinscheiden reiste Papst Innocenz IV. durch Assisi und mit ihm der Bischof Raynald von Ostia, Clara's Gönner und Freund und Cardinal-Protector ihres Ordens. Der Car-

dinal besuchte sogleich die sterbende Heilige und sagte dann dem heiligen Vater, daß dies wundervolle Licht dem Erlöschen ganz nahe sei. Da machte sich der heilige Vater in Begleitung von vier Cardinälen nach dem St. Damianskloster auf und brachte selbst ihr seinen apostolischen Segen und den vollkommenen Ablaß aller ihrer Sünden, und die beseligte Clara fand noch Kraft genug, um dem Stellvertreter Jesu Christi die gebenedeite Hand und den heiligen Fuß zu küssen. Dann verblieb sie den ganzen Tag in überströmender Danksagung vor Gott, so daß sie sich in unsäglicher Freude zu verzehren schien. Trauernd und weinend umgaben die Ordensschwestern ihr Lager und die traurigste von Allen war Agnes. Sie flehte Clara um die Gnade an, sie nicht einsam auf Erden zurück zu lassen und ihr den Tod zu erbitten. „Noch nicht, aber bald!" sprach Clara zu der trostlosen Schwester; und die Verheißung ging in Erfüllung: Agnes starb bald. Als die Heilige in die Agonie trat, begann sie eine liebliche Rede zu ihrer Seele. Sie sprach: „Fahre hin, o meine Seele, du hast ein gutes Geleit, fahre hin! Er, der dich erschaffen hat, hat dich auch geheiligt, hat seine süßeste Liebe dir bewiesen, hat dich so treu behütet, wie eine zärtliche Mutter ihr Kind." Darauf setzte sie hinzu: „Herr, ich preise Dich, daß Du mich erschaffen hast" — und bat, daß man ihr die Passionsgeschichte unseres lieben Heilandes vorlesen möge. Beim Anhören derselben gab sie sanft und ruhig ihre reine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück am 11. August des Jahres 1253, und vertauschte ihre Armuth mit den ewigen Gütern

des Himmels und ihr Bettelkleid mit dem weißen Gewande Derjenigen, welche dem Lamme folgen, wohin immer es geht. Der päpstliche Hof und ganz Assisi betrauerten den Verlust dieses Kleinodes aus der streitenden Kirche, dieser großen heiligen Beterin, die innerhalb ihrer einsamen Klostermauern so gewaltig gegen die alte Schlange gekämpft und mit himmlischen Waffen so viele, viele Seelen ihr abgerungen hatte. Der heilige Vater erschien bei dem Traueramt, welches die minderen Brüder hielten, und sprach seinen Wunsch aus, das heilige Meßopfer für eine Abgestorbene möge in ein Lobamt für eine heilige Jungfrau umgewandelt werden. Der Cardinal Raynald bat aber dringend, der Canonisation nicht vorzugreifen und diese erfolgte schon nach zwei Jahren mit größtem Glanze. Der Orden besteht bis zu dieser Stunde überall, wo der heilige katholische Glaube stark und frisch ist. — In Mainz erinnern sich die alten Leute noch des Glöckchens der „Armen Claren," welches, um die Mittagsstunde geläutet, anzeigte, daß kein Bissen Brod im Kloster sei.

Ida Hahn-Hahn.

Jesus, der Seelenbräutigam [1]).

Mein Herz entzündt
Vor Liebe brinnt;
Lieben will ich
Beständiglich,
Den ich mir auserwählet,
Der ist allein auf dieser Erd,
Der tausendmal des Liebens werth.
O Jesu,
Wo bist Du?
Dich meine Seel begehrt.

Die Welt zu sich
Zwar locket mich,
Viel Fallstrick sie mir leget;
Zeigt mir viel Gunst,
Braucht all ihr Kunst,
Doch mich gar nichts beweget.
Ich seh mich um und seh mit Fleiß
Den Bräutigam so roth und weiß:
Treff ich dann
Dich nicht an,
O meiner Seelen Speis'?

Auf dieser Welt
Mir nichts gefällt,
Kein Mensch vom Weib geboren;

1) Aus dem „Schatzkästlein für Arme im Geiste" von Joh. Laicus. Mainz, bei Franz Kirchheim.

Sein Contrafee
Vergeht wie Schnee,
Grün fangt er an zu dorren.
Zuletzt ein Kreuzlein auf sein Grab
Ist von der Welt die beste Gab.
Fort, o Gunst,
Wann ich sunst
Nichts zu gewarten hab.

Was ewig bleibt
Zur Lieb mich treibt,
Dann Scheiden thut bald kränken.
Die Lieb zu Gott
Fürcht keinen Tod,
Thut Scheidens nicht gedenken.
O Mensch, du bist ein fremder Gast,
Die schnöde Welt nicht lieb zu fast;
Lieb dafür
Was du hier
Ewig zu lieben hast.

Lieben will ich,
Was adelig,
Allein was ohne Tadel,
Mein Bräutigam
Mit Nam und Stamm
Der älteste ist von Adel;
Der sein Geschlecht viel Jahr und Zeit
Probiren kann in Ewigkeit.
Dieser ists
Vor gewiß,
Der meine Seel erfreut.

Mir kommt gesandt
Aus Judenland
Sein Bildniß voll des Schmerzens;
Die Liebsgestalt
Er selbst gemalt
Am Trostag Seines Herzens:
Dies soll sein meiner Augen Licht,
Bis jener schöne Tag anbricht,
Da Er mir
Thut herfür
Sein fröhlichs Angesicht.

Die Blume der Lieder

vom allerheiligsten Sacrament des Altars [1]).

O Christ, hie merk,
Den Glauben stärk
Und schau dies Werk:
Dies Brod all Gut,
Gott, Fleisch und Blut
Begreifen thut.
Ave Jesu,
Wahres Manhu!
Christe Jesu!
Dich Jesum süß
Ich herzlich grüß,
O Jesu süß!

---

1) Aus den „Heiligen Liedern aus alten Tagen." Mainz, bei Franz Kirchheim.

In der Monſtranz
Iſt Chriſtus ganz,
Kein Brod-Subſtanz;
Vom Brod allein
Geſtal't und Schein
Vor Augen ſein.
Ave Jeſu, w. o.

Kein Brod iſt da,
Noch bei, noch nah
In Poſtia:
Was darin iſt,
Herr Jeſu Chriſt,
Du ſelber biſt.
Ave Jeſu, w. o.

Nun beug die Knie,
Gott ſelbſt iſt die,
Weißt du nicht wie?
Wie das geſchicht,
Der Glaub wohl ſicht,
Die Augen nicht.
Ave Jeſu, w. ō.

Mit Cherubim
Und Seraphim
Erheb dein Stimm
Und preiſe Gott,
Gott Sabaoth,
Für dieſes Brod.
Ave Jeſu, w. o.

Vor meinem Tod
Zur letzten Noth,
Christ, Mensch und Gott,
Gib diese Speis
Mir auf die Reis
Zum Paradeis.
Ave Jesu,
Wahres Manhu,
Christe Jesu!
Dich Jesum süß
Ich herzlich grüß,
O Jesu süß!

27. September.

Der heilige Eleazar, Graf von Sabran und die heilige Delphine, seine Gemahlin.

Das Kind Eleazar.

Zu Ende des dreizehnten Jahrhunderts lebte der Graf Hermengild von Sabran mit seiner Gemahlin Landine auf dem festen und stolzen Schloß Ansois in der Provence, dem uralten Sitz seiner erlauchten Familie. Drei Herrschaften gehörten ihm und überdies die Grafschaft Ariano im Königreich Neapel, denn der König von Neapel war dazumal Herr der französischen Landschaft Provence. Graf Hermengild war ein reicher und edler, tapferer und frommer Mann; darum gab ihm der liebe Gott einen überaus köstlichen Schatz: eine wunderliebe Ehegattin. Frömmigkeit, Demuth, Barmherzigkeit — diese Tugenden, welche so viele andere mit sich bringen, schmückten die Gräfin Landine so anmuthig, daß man sie im ganzen Lande nicht anders nannte, als „die gute Gräfin.“ Bevor ihr Sohn auf die Welt kam, fühlte sie einen besonders innigen Zug zu Gott und zum Gebet. Ihr Beichtvater und ihre fromme Freundin Garisende von Alphant hofften Beide, das könne eine gute Vorbedeutung für das Kind sein. Sowie Landine den Knaben geboren hatte, opferte sie ihn Gott auf und sprach: „Mein Gott und Herr! nimm hin Dein Geschöpf, meinen Sohn, zu Deinem treuen Diener, und laß ihn lieber in seiner Taufunschuld sterben, als daß er in einem längeren Leben Deine göttliche Majestät beleidigte.“ Dies aufgeopferte Kind war Eleazar.

Im Jahre 1295 kam er auf dem Schloß Anfois auf die Welt. Die erste Regung seines kleinen Herzens war die Barmherzigkeit. Bevor er drei Jahre alt war, konnte er keinen Bettler ohne Mitleid ansehen. Er fing an zu weinen und ging nicht von der Stelle, bis man dem Armen ein Almosen gespendet hatte. Wenn seine Wärterin mit ihm das Schloß verließ, so steckte sie alle Taschen voll Brod — für die Armen. Bei fünf Jahren vertheilte er Alles, was er hatte und was man ihm schenkte, an die Armen, und seine größte Freude war, arme Kinder zum Mittagessen einzuladen und mit ihnen zu spielen. Er war reich vom Himmel begabt, klug und aufgeweckt, freundlich für alle Menschen, gehorsam seinen Eltern, seiner Erzieherin Garisende von Alphant und seinem Hofmeister, wohlwollend gegen die Dienstboten. Als er später seinem Oheim Wilhelm von Sabran, welcher zu Marseille Abt des Klosters von St. Victor war, zur Erziehung übergeben ward, machte er unter dessen Leitung immer größere Fortschritte auf dem Wege der Vollkommenheit. Nichts Knabenhaftes, Leichtsinniges, Unbedachtsames war je in seinen Worten und Handlungen. Sinniger Ernst paarte sich in ihm mit heiterer Laune, stille Zurückhaltung mit einem munteren und lebhaften Temperament, Güte des Herzens mit ausgezeichneter Schönheit, scharfer Verstand mit wunderbarer Frömmigkeit. All' seine Gedanken und Wünsche waren auf Himmlisches gewendet und der Beruf, als Glaubensbote den Muhamedanern das Evangelium zu verkünden, war das Ziel seines Verlangens.

Das Kind Delphine.

In derselben Zeit lebte auf dem Schloß Puy-Michel in der Provence ein kleines Mädchen aus dem edlen Geschlecht Glandèves. Sie hieß Delphine und war im Jahre 1293 geboren. Früh schon ward sie eine vater- und mutterlose Waise und Erbin eines sehr großen Vermögens. Ihre Oheime und Vormünder ließen ihr eine sehr gute Erziehung geben und der liebe Gott segnete sie mit ungewöhnlichen Gaben, gleichsam als wolle er ihr in der Ordnung der Gnade Das ersetzen, was er ihr durch den Tod der Eltern nach der Ordnung der Natur entzogen hatte. Sie wählte sich die allerseligste Jungfrau Maria zu ihrer Mutter und beschloß in früher Kindheit, dieser heiligen Mutter zu Lieb im jungfräulichen Stande zu verbleiben und keinem anderen Bräutigam je zu folgen, als dem Sohn

der Jungfrau, dem Gottessohn. Hörte sie manchmal ihre Oheime unter sich reden von dieser oder jener für sie passenden Heirath, die wegen ihres Vermögens sich leicht machen werde: so schauderte Delphine und wünschte, ihre Schlösser möchten niedergebrannt, ihre Vasallen verjagt werden und all' ihre Besitzungen von der Erde verschwinden, wenn man sie um diesen Preis mit dem Ehestand verschonen wolle. Ja oftmals wünschte sie blind zu werden, da sich alsdann gewiß kein Mann um sie bewerben würde: so stark und feurig war die göttliche Liebe in diesem jungen Herzen. Nun aber waren die beiden Familien Sabran und Glandèves in großer Gunst bei dem König, und um beide mit einander zu verschwägern und weil er die Verbindung auf jede Weise passend fand, sprach er den Wunsch aus, Eleazar und Delphine mit einander zu vermählen.

Wie sie verlobt wurden.

Graf Hermengild ging freudig auf einen Vorschlag ein, der seinem Sohn eine wunderschöne Braut und große Besitzungen versprach, und als Eleazar von den Tugenden und der Frömmigkeit des jungen Fräuleins Kunde erhielt und seine geliebten Eltern so erfreut sah, war er ganz bereit, den Willen Gottes zu thun. Nicht minder froh waren die Herren von Glandèves, ihre Nichte mit dem jungen Grafen von Sabran zu vermählen, so daß in beiden Familien nur eine Traurige war — freilich die Hauptperson! nämlich Delphine. Sie bat, sie weinte, sie flehte, sie betete, sie widerstand so lange wie möglich. Aber der König beorderte beide Familien nach Marseille und kam selbst dahin, um der Vermählung beizuwohnen; es half kein Sträuben! auch sie mußte nach Marseille und ihre Vormünder und Oheime begleiteten sie sämmtlich. Als sie nun zum erstenmal vor dem König erscheinen und prächtig dazu angekleidet werden sollte — war Delphine verschwunden. In einer Dachkammer des Hauses lag sie auf ihren Knieen und flehte mit tausend Thränen ihren göttlichen Bräutigam und seine heilige Mutter um Rettung an. „O süße selige Jungfrau Maria," sagte sie, „Du weißt ja, daß ich Deinen lieben Sohn zum Bräutigam mir erkoren habe. Ach so hilf mir doch aus mütterlicher Güte, wenn meine Wahl Dir wohlgefällig ist, daß ich nicht gezwungen werde, Deinem lieben Sohn treulos zu sein." Nachdem sie lange, lange so gebetet hatte, kam ein großer Friede über sie und sie begab sich zu ihren Oheimen, die inzwischen in der größten

Bestürzung sie gesucht hatten. Sie wußte es wirklich dahin zu bringen, daß diesmal nur die Verlobung, nicht die Vermählung gefeiert ward. Eleazar und Delphine hatten sich früher nie gesehen. Er war zehn Jahre alt und sie zwölf.

Wie sie vermählt wurden.

Drei Jahre vergingen und fester denn je stand der Entschluß in Delphinen, eine jungfräuliche Braut ihres himmlischen Bräutigams zu bleiben und fester denn je ihr Vertrauen, daß die liebe Muttergottes ihr dazu behülflich sein werde. Indessen wurden auf dem Schlosse Puy-Michel Anstalten zu ihrer feierlichen und glänzenden Vermählung gemacht; Eleazar kam mit seinen Eltern, die Verwandten und Gäste kamen; der Priester kam — nun wurde die Sache ernst. Delphine befahl sich Gott und ging zum Altar. Sie wurde mit Eleazar unauflöslich verbunden. So wie sie sich nun mit ihm allein befand, offenbarte sie ihm ihr ganzes Herz — wie sie von Kindheit an Gott zu Lieb gewünscht habe, im jungfräulichen Stande zu verbleiben; wie sie unablässig diese Gnade von der allerseligsten Jungfrau erfleht und diese ihr Beistand versprochen habe; wie sie nur durch Zwang ihrer Oheime in den Ehestand getreten sei; wie sie sich nur habe entschließen können, gerade ihn zu heirathen, weil seine Tugend und Frömmigkeit ihr bekannt sei; und wie sie jetzt hoffe, daß er sie nicht nur bei ihrem Entschluß lassen, sondern ihn seinerseits ebenfalls fassen werde. Eleazar hatte diesen Gedanken nicht gehabt; da er aber sehr sanft und

nachgiebig war und da Delphine ihm ihre Wünsche mit den lieblichsten Worten vortrug: so mochte er sie nicht betrüben. Freundlich ging er auf ihren Vorschlag ein, daß sie sich zusammen in's Gebet begeben wollten. Das geschah; und dies Gebet war dem lieben Gott so angenehm, daß er dem jungen Paar die Gnade erwies, in der Beharrlichkeit zu verbleiben.

Wie sie im Ehestand lebten.

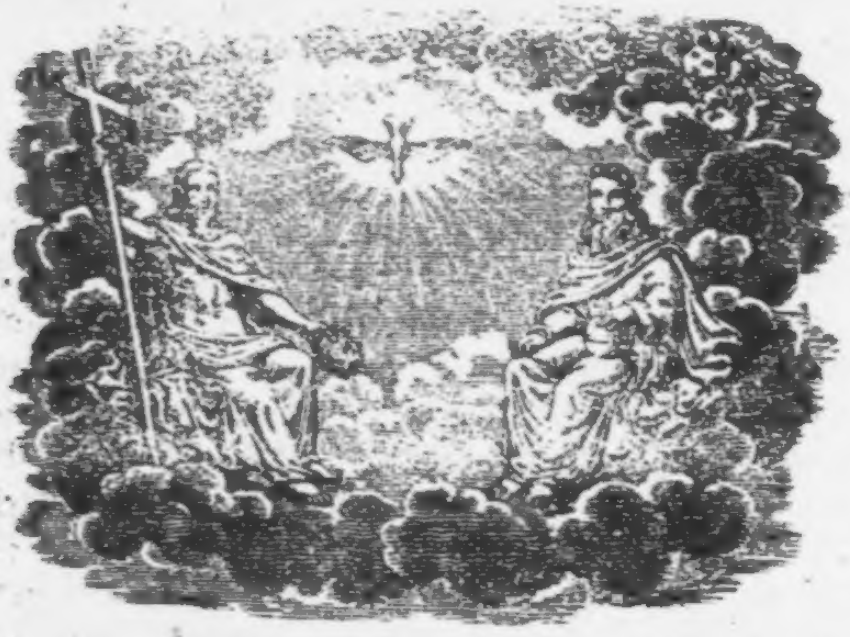
Nach einigen Tagen begab sich Eleazar mit Delphinen zu seinen Eltern auf Schloß Ansois und lebten beide daselbst sieben Jahre, weil sich Graf Hermengild nicht von seinem ältesten Sohne trennen mochte. Sonst wären Eleazar und Delphine lieber nach Puy-Michel gegangen, wo sie ihr engelhaftes Leben viel mehr nach ihrem beiderseitigen Geschmack hätten einrichten können. So viel wie möglich übten sie aber auch jetzt manche Abtödtungen. Eine Klosterfrau, die mit Delphine verwandt war, ver-

schaffte Eleazar einen Strickgürtel voll dicker Knoten, mit dem er sich bis auf's Blut gürtete. Sie bemerkte es an seiner krankhaften Bläße und drohte ihn bei seinen Eltern zu verrathen; da gab er ihr den Strick zurück, wußte sich aber auf anderem Wege einen scharfen Bußgürtel zu verschaffen. Auch hielt er streng die Fasten, obzwar er durch seine Jugend noch nicht dazu verpflichtet war. Aeußerlich machte er das Leben eines ritterlichen Edelmannes mit, wie seine Verwandten es führten. Bei fünfzehn Jahren war er einst auf dem Schloß eines Oheims, dem Baron du Sault, wo am Tage Mariä Himmelfahrt ein junger Priester seine Primiz feiern

und ein junger Knappe zum Ritter geschlagen werden sollte — was damals, wo sich die Ritterschaft als die Miliz Gottes betrachtete, eine ebenso große Feierlichkeit war, als die Primiz. Eleazar wohnte

in der Nacht der Matutine mit derselben Andacht bei, wie seine beiden Vettern und empfing darauf die heiligen Sacramente der Buße und des Altars mit so frommer Andacht, als müsse auch er sich auf ungewöhnliche Gnaden vorbereiten. Beim Festmal machte er zu Ehren seiner Vettern den Truchseß und legte die Speisen vor und Alle waren voll Jubel und Heiterkeit. Aber über Eleazar kam plötzlich eine andere Freude, ein anderes Licht! der Geist der Gnade riß ihn in einer Entzückung über das Irdische hinweg, und so verklärt und strahlend sah er aus, daß man glaubte, ein Fieber habe ihn plötzlich befallen, und ihn auf sein Zimmer führte. In der Einsamkeit sank er nieder vor Gott und fühlte ein solches Feuer der göttlichen Liebe, daß ihm die Seele zerschmolz und er alle Reichthümer und Herrlichkeiten der Erde wie Gassenkoth hätte wegwerfen mögen, um nichts zu besitzen als Gott — in dem er Alles besaß. Da gingen ihm auch die Augen auf über die Vergänglichkeit dieses elenden Lebens und über die Erbärmlichkeit der Welt; — über die große Barmherzigkeit, mit der Gott ihn vor manchen Sünden bewahrte und über die ausgezeichnete Gnade, daß er ihn in der Jungfräulichkeit erhalten habe. Von diesem Augenblick an beschloß er, bis zum Ende in derselben zu verharren und nicht mehr an Erben seines Namens zu denken — wozu ihn Delphine nun schon seit zwei Jahren so dringend aufforderte; und inbrünstig bat er Gott, ihm den Weg in eine Wüste zu zeigen, damit er dort ungestört seinem Schöpfer dienen könne. Doch eine innere Stimme gebot ihm, in seinem Stande zu ver-

bleiben; Eleazar wandte seine Gebrechlichkeit vor. Darauf sprach die Stimme: „Ich weiß, was du kannst; und Das, was du nicht kannst, werde ich für dich thun.“ — Erhöht und gefestigt in der göttlichen Liebe kam Eleazar aus dieser Entzückung wieder zu sich und erklärte Delphinen, auch er sei jetzt zur ewigen Keuschheit entschlossen; — aber das Gelübde derselben wollten sie noch nicht ablegen. Delphinens Freude war unbeschreiblich und gern ließ sie den letzten Aufschub sich gefallen. Eleazar hatte von jetzt an oftmals Entzückungen, in denen er ohne Schleier die göttlichen Geheimnisse des Glaubens, die anbetungswürdige Menschwerdung, die hochheilige Dreifaltigkeit und Andere mehr, zu



schauen gewürdigt ward — wodurch seine Liebe zu Gott in immer reineren und höheren Flammen entbrannte. So führten die jungen Ehegatten ein

engelhaftes Leben auf Anfois, bis Eleazar zwanzig Jahre alt war und nun endlich die Erlaubniß seines Vaters erhielt, sich in Puy-Michel niederlassen zu dürfen.

Wie Eleazar als Schloßherr lebte.

Jetzt war er nicht blos selbstständig, sondern einer der ersten Herren des Landes und mußte der Sitte der Zeit gemäß eine Hofhaltung um sich versammeln. Für diese erließ er einige Verordnungen, die deutlich zeigten, wie sehr ihm das Heil der Seelen und die Ehre Gottes am Herzen lagen. 1. Sämmtliche Personen, die zu seinem Hause gehörten, Männer und Frauen, vornehme und geringe, hatten täglich mindestens einer heiligen Messe beizuwohnen. 2. Alle hatten ein sittsames, keusches Leben zu führen und widrigenfalls das Schloß zu verlassen. 3. Edelleute und Ritter, Edelfrauen und Fräulein hatten einmal in der Woche zu beichten und einmal im Monat mit Andacht die heilige Communion zu empfangen. 4. Fluchen, Schwören, lästerliche und leichtfertige Reden waren streng untersagt und mit Strafe belegt. 5. Würfelspiel desgleichen. 6. Die Damen hatten sich vor Müßiggang zu hüten und fleißig mit Handarbeiten und Andachtsübungen zu beschäftigen. 7. Alle, Männer und Frauen, hatten in Frieden und Eintracht, ohne Neid und Scheelsucht mit einander zu leben; wer Zank, Verleumdung, Unfrieden aussäe, müsse sich entfernen. 8. Täglich nach dem Abendessen hatten Alle sich zu versammeln und einer Betrachtung oder einem Gespräch über geistliche Dinge beizuwohnen. — Diese

Betrachtung hielt Eleazar gewöhnlich selbst und sein Glaube und seine Liebe entzündeten dann die Herzen, nachdem er sie durch Belehrung und Beispiel angeregt hatte. Es herrschte ein so heiterer Friede, so viel Wohlwollen und eine solche Sittsamkeit auf dem Schloß, daß es mehr einem Kloster, als einem gräflichen und weltlichen Hause glich. Auch pflegte Delphinens Schwester, die Benedictinernonne Alasia, zu sagen, daß sie viel frömmer mit diesem Ehepaar, als in ihrem Kloster lebe. Bald verbreitete es sich im ganzen Lande, zu welcher Tugendschule Graf Eleazar von Sabran sein Haus gemacht habe; und da ein gutes Beispiel nie ohne gute Wirkung bleibt, so gab sich auch diesmal ein günstiger Einfluß bei Eleazars Standesgenossen und Verwandten kund. Unter letzteren war ein junges Mädchen, das sich die Krone der Heiligen errang — die heilige Rosalinde von Villeneuve, die bei sechszehn Jahren Karthäuserin ward und einige Jahre nach Eleazars Ableben eines seligen Todes verstarb; — und Reinald, Bischof zu Digne, der ebenfalls von den Zeitgenossen heilig genannt ward und der sein Haus ganz nach Eleazars Muster einrichtete. Auch für seine Vasallen und Unterthanen machte Eleazar ebenso weise als fromme Verordnungen und hielt streng auf ihre pünktliche Ausübung.

Wie Eleazar für seine Person lebte.

Alle Tugenden, die er Andern wünschte, übte er zuerst selbst. Er war von einer solchen Sanftmuth gegen Personen, die ihn beleidigten und kränkten, und vergalt ihnen in solchem Grade das Böse mit

Gutem, daß einst Delphine ihn fragte: „Kannst Du nicht oder willst Du nicht in Zorn gerathen?“ — Eleazar erwiederte: „Das Herz will mir wohl manchmal aufwallen, aber dann wende ich gleich die Gedanken den Beleidigungen zu, die unser lieber Heiland sanftmüthig ertragen hat. Davon wird mir das Herz ganz ruhig und Gott gibt mir die Gnade, meine Feinde aufrichtig zu lieben und bei jeder Beleidigung zu denken, daß ich sie tausendfach verdient habe.“ — Der Heiland war Eleazars Vorbild und Richtschnur, Mittelpunkt seines Geistes und Herzens, Anfang und Ende seiner Gedanken, seiner Beschäftigungen, seiner Neigungen. Als ihn einst Geschäfte über die festgesetzte Zeit in Montpellier aufhielten, schrieb ihm Delphine durch einen Sendboten und bat ihn um Nachricht. Da schrieb er ihr zurück: „Liebe Delphine! mir geht es sehr gut und wenn Du wünschest, mehr über mich zu wissen, so besuche nur recht fleißig den lieben Heiland im hochheiligen Altarssacrament; denn Du weißt ja, daß mein gewöhnlicher Aufenthalt in der heiligen Wunde seines Herzens ist. Dort bist Du sicher, mich immer zu finden.“ Außer den vorgeschriebenen Fasten legte Eleazar noch besondere sich auf. Unter seinen prächtigen Kleidern trug er unmittelbar auf dem Körper ein härenes Bußhemd, das er sogar Nachts nicht ablegte. Zum Gedächtniß der heiligen fünf Wunden brauchte er jeden Freitag die Geißel von kleinen eisernen Kettchen, bei jedem Verse des Bußpsalms «Miserere mei» drei scharfe Schläge. Der tägliche Besuch der heiligen Messe und die geistliche Betrachtung waren ihm ebenso nothwendig als

das tägliche Brod. Auch die Tagzeiten der Kirche betete er pünktlich, und hatte er am Tage keine Zeit, so wendete er die Nacht dazu an. Die größte Freude seiner Seele war der häufige Empfang des anbetungswürdigen Leibes Jesu und oft sagte er zu Delphine, er halte es für unmöglich, auf Erden eine höhere Wonne zu genießen, als die sei, womit er den zarten Frohnleichnam in der heiligen Kommunion empfange. Daher hatte seine Frömmigkeit auch nichts Trübseliges, Finsteres, sondern machte ihn munter und sehr angenehm im Umgang. Die zeitlichen Geschäfte besorgte er mit Klugheit und Einsicht, ohne das Herz von ihnen bestricken zu lassen. Im Kriege war er tapfer, im Frieden weise und thätig, immer gerecht, immer gütig, höchst wachsam, daß seine Beamten sich keiner Bedrückung oder sonstigen Ungerechtigkeit gegen die Unterthanen schuldig machten — was er streng strafte. Delphine lebte, dachte und handelte ganz wie Eleazar. Nachdem sie ihn zur ausschließlichen Richtung auf das Himmlische, zur gänzlichen Entsagung der irdischen Freuden angeeifert und seine Seele zu den bräutlichen Wonnen der Ewigkeit gedrängt hatte, unterwarf sie sich ihm im demüthigsten Gehorsam und setzte ihr Glück und ihre Ehre darin, seinen Willen in allen Stücken zu befolgen. Gleich ihm wußte sie das thätige Leben mit dem beschaulichen zu verbinden und ihre Zeit so einzutheilen, daß sie keine Pflicht weder gegen Gott noch gegen den Nächsten versäumte. Mit wunderbarer Gottseligkeit waltete sie in ihrem Hause und wußte Alles zu thun, was die Liebe zu Gott, die Tugend und den

Frieden beförderte. Mit zärtlicher Ehrfurcht, wie an einer frommen Mutter, hingen Alle an ihr. Die Liebe zu den Armen war in beiden Gatten unbeschreiblich groß. Oft besuchten sie die Spitäler, brachten Nahrungsmittel und erquickende Speisen mit, vertheilten sie selbst, pflegten die Kranken, beteten mit ihnen und trösteten sie. Kein Nothleidender kam je auf das Schloß Puy-Michel, der es nicht, an Leib und Seele gestärkt, verlassen hätte. Täglich bediente Eleazar zwölf Arme bei ihrem Mittagsmahl im Schloß, nachdem er ihnen die Füße gewaschen hatte. Einst fragte man ihn, warum er die Armen so sehr liebe. „Weil sie der Schatz Jesu sind!" entgegnete Eleazar und setzte hinzu: „Wie können wir Gott um sein Reich bitten, wenn wir ihm ein Glas Wasser versagen?"

Wie Eleazar am Hofe lebte.

Nachdem Eleazar und Delphine von Sabran in dieser Weise drei Jahre auf Puy-Michel zugebracht und sich bemüht hatten, sich selbst und alle ihre Umgebungen zu heiligen, starb Graf Hermen-

gild und Eleazar mußte sich nun nach dem Königreich Neapel begeben, um seine dortige Erbschaft, die Grafschaft Ariano, in Besitz zu nehmen. Nun waren aber gerade zu jener Zeit Italien und Frankreich mit einander im Kriege und deshalb wollte auch die Grafschaft Ariano nichts von diesem neuen französischen Landesherrn wissen, empörte sich gegen Eleazar und versagte ihm durchaus den Gehorsam. Der König von Neapel bot ihm Truppen an und wollte ihn mit strengen Maßregeln unterstützen, um die rebellischen Unterthanen zu besiegen; doch Eleazar dankte dem König und sprach: „Gott und meine gerechte Sache werden sie schon wieder zu ihrer Pflicht zurückführen.“ Das geschah auch wirklich; aber erst nach drei Jahren. Nun waren sie aber auch so ergriffen von seiner Langmuth und Geduld, daß sie ihn als ihren Vater liebten und als ihren Herrn verehrten. Unter den nachgelassenen Papieren des Grafen Hermengild fand Eleazar Briefe von einigen Edelleuten der Grafschaft, worin sie unter verschiedenen verleumderischen Gründen den alten Herrn ersuchten, Eleazar zu enterben. Er las diese Briefe Delphinen vor, mit der er seine geheimsten Gedanken theilte. Sie fragte ihn, ob er nicht dieselben den Edelleuten zeigen wolle, welche sie geschrieben hatten, um sie auf die Größe ihres Verbrechens aufmerksam zu machen. „Nein!“ sprach Eleazar; „sie dürfen nicht ahnen, daß ich zur Kenntniß dieser Briefe gekommen bin, denn sonst würden sie immer ein geheimes Mißtrauen gegen mich hegen und mich fürchten.“ So vernichtete er denn die Briefe und behandelte deren Urheber bei jeder Gelegenheit mit der größten Auszeichnung und

Freundschaft. Er fand die Grafschaft sehr verschuldet, so daß er sich zu großen Einschränkungen genöthigt sah. Das freute ihn und er sagte einmal: „Ich danke Gott, daß er mir Gelegenheit gibt, mich in der Gleichgültigkeit gegen irdisches Gut zu üben und zu bestärken.“ Der König Robert von Neapel liebte und ehrte Eleazar ungemein und wollte selbst, als eine ganz besondere Auszeichnung, ihm den Ritterschlag ertheilen. Es gehörte zu den üblichen Ceremonien, die Nacht vorher in der Kirche zu durchwachen, wo die Feier vollzogen wurde. Eleazar hielt diese Vigilie in einer fast ununterbrochenen Entzückung und verbrachte eine wonnevolle Nacht in Gesprächen mit Gott und seinen Engeln und Heiligen. Jetzt wurde es ihm auch ganz klar, daß es an der Zeit sei, mit Delphine das Gelübde der Keuschheit abzulegen, welches der heilige Geist ihr schon so oft eingegeben hatte. Sie war inzwischen nach Puy-Michel zurückgekehrt; nun berief er sie zu sich nach Neapel, sammt seiner Erzieherin, Garisende von Alphant, die er immer zärtlich, doch seit dem Tode seiner Mutter wie ein Sohn geliebt hatte. Delphine kam; allein ohne Frau von Alphant, die bettlägerig krank war. „So müssen wir zu ihr, Delphine!“ sprach Eleazar. „Meine zweite Mutter muß Zeugin des Glückes sein, das ihr frommes Gebet mir vielleicht erfleht hat.“ — Er beurlaubte sich auf zwei Jahre bei dem König von Neapel, um sich nach seinen provencalischen Herrschaften zu begeben, wo er überall mit den herzlichsten Freudenbezeugungen begrüßt ward. Als er sich nun auf Schloß Ansois befand, empfing er mit Delphinen am Tage der heiligen Maria Magdalena

die heiligen Sacramente. Dann begaben sie sich zu der Kranken, von Niemand begleitet als von deren Sohn Ritter Isnard von Alphant und Delphinens Schwester Alasia. In Gegenwart der gottseligen Frau Garisende legte zuerst Eleazar knieend und die Hände über einem Meßbuch gefaltet, das Gelübde unverbrüchlicher Keuschheit ab; dann Delphine; dann Ritter Isnard. Da rief die würdige Frau: „Lob, Preis und Ehre Gott dem Allmächtigen, der mich erleben ließ, was ich so heiß gewünscht habe! Jetzt begehre ich nichts mehr auf Erden, mein Gott! Dein heiliger Wille geschehe an mir.“ Bald darauf schied sie in Frieden ab, und Eleazar und Delphine hatten Beide eine Offenbarung über ihre Seligkeit.

Wie Eleazar immer heiliger wird.

Nun trat das heilige Ehepaar in den dritten Orden des seraphischen Franziscus und es ward

ihnen recht schwer, nach Ablauf von zwei Jahren wieder an den Königshof von Neapel zurückzukehren. Aber es mußte sein; denn König Robert machte Eleazar zum Hofmeister seines ältesten Sohnes und Thronfolgers, des Prinzen Carl. Dieser junge Herr hatte die Fehler seines Alters und fand besonders viel Vergnügen an leichtfertigen Gesprächen. Eleazar stellte ihm aber so eindringlich vor, wie unschicklich dergleichen Unterhaltungen, die man keinem Pagen erlauben dürfe, für einen König wären, welcher der Spiegel aller Tugenden sein müsse; und wie es ein Zeichen von wahrhaft adligem Blute sei, nichts Unedles, Gemeines, Sittenloses um sich zu dulden — daß der Prinz in sich ging und sich nach und nach von seinen fehlerhaften Neigungen besserte. Wenn sich dann einige Höflinge wunderten, daß der junge Herr so verändert sei, so sagten Andere: „Das kommt daher, weil der Graf von Ariano mit ihm geredet hat.“ — Die Armen haben selten einen Anwalt am Hof. Eleazar machte sich dazu. Alle Bittschriften, die für den Kronprinzen einliefen, nahm er in Empfang, las sie aufmerksam durch, trug sie dann in kurzen Worten zu gelegener Zeit vor, sprach zu Gunsten der Bittsteller und sorgte dafür, daß ihre Angelegenheiten so bald wie möglich erledigt wurden. Zog sich dennoch die Sache in die Länge, so unterstützte er sie einstweilen mit dem Nothwendigsten. Seine Thür war zu den Stunden, wo er auszugehen pflegte, dermaßen von armen Leuten belagert, daß er und seine Diener oft Mühe hatten, sich durchzudrängen. Während einer Abwesenheit des Königs

Robert war der Kronprinz Regent des Königreichs. Da er Eleazar mit einem Theil der Regierungsgeschäfte beauftragte, bemühten sich viele Höflinge um seine Gunst und suchten ihn durch Schmeicheleien und Geschenke zu gewinnen. Doch er war für Beides unzugänglich, hörte jene und nahm diese nicht an. Wenn der König oder der Kronprinz ihn mit einem Geschenk beehrten, durfte er es freilich nicht ausschlagen, doch sogleich vertheilte er den Werth desselben an die Armen. Mit einem Wort: in allen Verhältnissen und unter allen Umständen that Eleazar immer das Allervollkommenste. Er empfing von Gott eine so merkwürdige Gnade für Gebet und Betrachtung, daß sich sein Geist zu jeder Zeit und an jedem Ort darauf hinwenden konnte. Bei der Mahlzeit, bei der Unterhaltung, bei Festen, beim Tanz sogar ergriff ihn oftmals die Entzückung und ließ ihn über den armseligen Freuden dieser Welt, die er verachtete, die Wonnen der Seligen schauen, nach denen er verlangte. Delphine zitterte bisweilen für ihn, daß er in diesem Zustand irgend einen Verstoß machen könne; aber sein Schutzengel stand ihm schirmend zur Seite und ließ nichts Ungehöriges zu. Mehrmals ereignete es sich, daß Gott Eleazars fromme Spenden an Nothleidende unter seinen Händen verdoppelte; doch bei einer besonderen Gelegenheit zeigte es sich in wundervoller Weise, wie lieb ihm dieser fromme Diener sei. Eleazar war mit dem ganzen Hof auf einer muntern und glänzenden Jagdpartie. Er wußte, daß tief im Dunkel des Waldes, den die Jagd durchzog, ein Leprosenhaus lag, in welchem

sich die unglücklichen Aussätzigen in der Abgeschiedenheit von allen Menschen aufhalten mußten. Eleazar hatte ein heiliges Mitleid mit dieser geheimnißvollen, schauerlichen Krankheit und eine andächtige Liebe zu allen Aussätzigen, weil die heilige Schrift über das bittere Leiden Jesu weissagt, wie ein Aussätziger werde der göttliche Erlöser anzuschauen sein. Mit einem Ritter und einem Knappen verließ Eleazar die fröhliche Jagd und ritt nach dem Leprosenhause; wo er sechs Aussätzige fand, bei denen die Krankheit bereits den höchsten Grad erreicht hatte. Einigen von ihnen war das ganze Gesicht zerfressen, so daß sie einen grauenvollen Anblick gewährten. Eleazar begrüßte sie liebevoll, hielt ihnen eine kleine trostvolle Ermahnung, theilte ihnen Almosen aus und umarmte dann sehr andächtig Einen nach dem Andern. Kaum war das geschehen, so waren alle sechs geheilt und vollkommen gesund. Da verdoppelte Eleazar sein Almosen; doch unter der Bedingung, hierüber zu schweigen. Die Glücklichen versprachen es und hielten Wort, so lange er lebte; nach seinem Tode aber kamen diese und andere Zeichen der Gnade Gottes in ihm zur allgemeinen Kenntniß.

Wie Eleazar und Delphine selig sterben.

So war Graf Eleazar von Sabran bei acht und zwanzig Jahren wohlgefällig den Menschen, wohlgefälliger vor Gott. Im Jahre 1323 schickte König Robert ihn als Botschafter nach Paris, um die französische Prinzessin Maria von Valois für den Kronprinzen von Neapel zur Gemahlin zu begehren.

Ein glänzendes Gefolge von Rittern und Edelleuten begleitete Eleazar nach Paris, wo er mit allen Ehren aufgenommen ward, die seiner Sendung, seiner Geburt und seinen persönlichen Tugenden und Verdiensten gebührten. Die Werbung hatte einen günstigen Erfolg und die Verbindung ward beschlossen. Da erkrankte Eleazar in Paris und erkannte, daß es zum Tode sei. Längst hatte er seine irdischen Angelegenheiten geordnet, Delphine zur Erbin seines Vermögens, seinen Bruder Wilhelm von Sabran zum Erben seiner Herrschaften ernannt, und seinen Verwandten und Dienern, so wie den Klöstern und Spitälern Vermächtnisse bestimmt. Er durfte sich also ungestört mit seiner Seele beschäftigen, der er ein schneeweißes Kleid gab, indem er die allerzenaueste Lebensbeicht mit übernatürlicher Zerknirschung und unter Strömen von Thränen der Reue und Liebe ablegte. Täglich wurde in seinem Krankenzimmer das heilige Meßopfer dargebracht und täglich ließ er sich das bittere Leiden des Herrn Jesus vorlesen. Auch sein Leiden in dieser schmerzhaften Krankheit war bitter, allein er trug es mit Geduld und Freudigkeit, war immer mit Gott vereint und lobte Gott in Gebeten und Psalmen. In seinen letzten Stunden sprach er: „Ein böser Mann ist gerettet worden durch eine gute Frau, die er als eine reine Jungfrau in diesem irdischen Leben zurückläßt.“ Dann empfing er die Sacramente der Sterbenden und die heilige Wegzehrung. Alle Gebete betete er inbrünstig mit. Die Worte der Litanei: „Durch dein heiliges Kreuz und dein bitteres Leiden erlöse ihn, o Herr“ — wieder-

holte er dreimal und setzte hinzu: „Das ist meine Hoffnung! in ihr will ich sterben.“ Als die Agonie eintrat, nahm sein Angesicht den Ausdruck eines furchtbar schwer Kämpfenden an und er rief: „Der böse Feind ist sehr mächtig, aber die gebenedeite Menschwerdung und das heilige Leiden des Gottessohnes hat ihn überwunden.“ Und nach einiger Zeit rief er abermals: „Auch ich habe ihn durch die Verdienste Jesu überwunden und ergebe mich ganz dem Gericht Gottes.“ Und bei diesen Worten verklärte sich sein Antlitz, eine zarte Rosenfarbe und eine himmlische Heiterkeit überstrahlten es, und sanft floh seine gebenedeite Seele empor zum ewigen Licht am 27. September des Jahres 1323. Ganz Frankreich und Italien beweinten ihn. Sein heiliger Leichnam wurde, wie er es angeordnet hatte, nach der Provence gebracht und in der Franziskanerkirche zu Apt feierlich bestattet. Wunder auf Wunder der göttlichen Gnade reihten sich wie ein Kranz von unverwelklichen Blumen um die heilige Gruft.

Delphine blieb am Hofe von Neapel, denn die Königin Sanzia, welche durch sie die Wege des Heils kennen und lieben gelernt hatte, konnte sich nimmermehr von einer Seele trennen, welche die Heiligkeit so liebenswürdig zu machen wußte. Im Jahre 1243 starb König Robert. Da legte auch Sanzia Purpur und Krone der Königin ab und nahm den seraphischen Habit im Kloster der armen Clarissen, das sie in Neapel gegründet hatte; und auch hier durfte sich ihre heilige Delphine nicht von ihr entfernen. Zehn Jahre lebten diese beiden großen Seelen in der himmlischen Armseligkeit einer Klo-

sterzelle; dann starb Sanzia und nun endlich war Delphine frei! Sie begab sich dahin, wo sie und Eleazar ihre erste Jugend Gott geweiht hatten — nach Schloß Ansois. Mit derselben Liebe und Treue weihte sie Gott ihr hohes Alter, das Er ihr gönnte, damit sie die Wonne genießen möge, die Heiligsprechung Desjenigen zu erleben, den sie zur Heiligung angeregt hatte. Im Jahre 1369 erließ Papst Gregor XI. die Canonisationsbulle für Eleazar von Sabran und in demselben Jahr starb Delphine eines seligen Todes zu Apt. An seiner Seite fand sie ihre Ruhestatt, um mit ihm zur seligen Auferstehung zu gelangen. Bis zu dieser Stunde werden die heiligen Reliquien Eleazars und Delphinens mit Liebe und Ehrfurcht zu Apt aufbewahrt.

Ida Hahn-Hahn.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK AUGSBURG

Der heilige Rochus.

(Am 16. August.)

Wie er wundersam geboren wird.

Zu Montpellier im südlichen Frankreich lebte ein sehr vornehmer und mächtiger Herr, der Land und Leute, Geld und Gut im Ueberfluß hatte. Er hieß Johannes. Durch Gottes Gnade war durch den irdischen Besitz sein Herz nicht verhärtet, wie das den armen Reichen so oft geschieht. Er war mildreich, gütig und barmherzig und führte mit seiner frommen Ehegattin Liberia ein sehr gottseliges Leben. Aber sie hatten leider keine Kinder. Das betrübte sie sehr, besonders Liberia. Sie ließ auch nicht ab, dem lieben Gott in herzlichen Bitten vorzustellen, er möge ihr doch gnädigst ein Kind schenken; sie wolle es gewiß zu seiner Ehre erziehen. Und der gütige Gott erhörte endlich ihr demüthiges und beharrliches Gebet und im Jahr des Heils 1295 kam ein Sohn auf die Welt, der den Namen Rochus empfing. Liberia aber entsetzte sich, als sie das Kind zum Erstenmal betrachtete, denn es war auf der Brust mit einem blutrothen Kreuz bezeichnet. Als sie das

heilige Zeichen, gleichsam in das Blut Jesu getaucht, über dem kleinen Herzen ihres Sohnes ent-

deckte, da dachte sie gleich, daß der liebe Gott ihn gewiß viel lieben und viel leiden lassen werde — und aus ganzer Seele opferte sie ein so hochbegnadetes Kind dem himmlischen Vater und dem göttlichen Heiland auf. Die Liebe zeigte sich schon früh bei Rochus. Er gab den Armen und Kranken, was er irgend besaß, und tröstete sie mit den zärtlichsten Worten und Liebkosungen, verpflegte die Hülfsbedürftigen sorgsam und eifrig und kannte keine größere Freude, als den Pilgern an den Thoren der Stadt entgegen zu gehen und sie in das väterliche Haus zu führen, wo sie bewirthet und erquickt wurden. Bei zwölf Jahren hatte er schon alles leichtsinnige, kindische Wesen abgethan und vergaß nie, daß er vor dem Angesicht Gottes wandele und sich heiligen müsse.

Wie er reich und arm wird.

So wuchs Rochus in die blühende Jugend hinein, schön in der äußeren Leibesgestalt, schöner an der Seele, ganz erfüllt von der heiligen Liebe zu Gott. Da fiel sein Vater in schwere Krankheit und als er merkte, daß es zum Sterben gehe, ließ er Rochus rufen, ermahnte ihn dringend, alle Gebote zu halten, unter denen die Liebe Gottes obenan und daneben die Nächstenliebe stehe, segnete ihn und starb. Kaum hatte Rochus das Abscheiden seines Vaters mit einem prächtigen Leichenbegängniß gefeiert, als seine fromme Mutter Liberia ebenfalls erkrankte und starb. Nun war Rochus der Herr eines außerordentlich großen Vermögens, vieler herrlichen Schlösser und zahlreicher Unterthanen,

die ihn liebten und ehrten. Nun hätte er ein köſtliches Leben führen und glücklich ſein können, wie die Welt es verſteht, in Glanz und Freuden. Rochus aber wollte glücklich ſein, wie die Welt es nicht verſteht, durch Armuth und Entbehrung gleichförmig gemacht ſeinem göttlichen Heiland. Klüger als jener Jüngling im Evangelium, der, ſtatt Jeſu Rath zu befolgen, traurig hinweg ging, weil er ſich nicht trennen konnte von ſeinen Schätzen — vertheilte Rochus ſein Hab und Gut bis auf den letzten Pfennig unter die Armen, entſagte ſeinen Schlöſſern und Herrſchaften zu Gunſten des Bruders ſeines Vaters, zog ein ganz armſeliges Kleid an ergriff einen Pilgerſtab und wanderte als Bettler um der Liebe Gottes willen gen Rom, um an den Gräbern der heiligen Apoſtel zu beten und Chriſto in den Armen und Kranken zu dienen.

Wie er zu den Peſtkranken kommt.

Bis zur Stadt Aquapendente in Italien war Rochus unter manchem Mühſal, aber freudig im Geiſte gepilgert, denn er hoffte nun bald nach Rom, dem Ziel ſeiner Wallfahrt und ſeiner inbrünſtigen Andacht, zu gelangen. Als er aber ſah und hörte, daß in Aquapendente die Peſt ganz grauſam wüthe, da dachte er nicht mehr an Rom, ſondern nur an die vielen Elenden, die hier der Pflege bedurften. Er eilte in das Peſtſpital, rief den Spitalmeiſter und ſprach: „Ich ſehe, daß du Hülfe brauchſt für die vielen Kranken, die hier in großen Leiden liegen. Sieh, da bin ich! laß mich dein Gehülfe ſein! ich will hier dienen, ſo lange ich lebe.“ Ganz verwun-

dert sah der Spitalmeister Vincenz den edlen Jüngling an, der von so schöner Gestalt und von so großer Jugend war, daß er kaum zwanzig Jahre zählte, und sprach: „Mein lieber Pilger! Ohne Zweifel ist deine Liebe zu Gott und dem Nächsten sehr groß; aber du scheinst mir zu jung und zart, um einen so schweren Dienst und eine so abschreckende Arbeit übernehmen zu können." — „O," sagte Rochus, „wer auf göttlichen Beistand vertraut, dem wird nichts schwer." Aber Vincenz wunderte sich nur noch mehr und fragte: „Warum willst du dich denn durchaus in solche Gefahr begeben und eine so schwere Last auf dich nehmen?" — „Ach, erlaube mir doch um Gottes willen, erlaube mir, zu den Kranken zu gehen!" bat und flehte der selige Jüngling. Da dachte der Spitalmeister, der liebe Gott müsse ihn wohl gesendet haben und er dürfe ihm nicht sein Begehren verweigern; er führte Rochus zu den Kranken. Und wahrlich! Gott hatte Rochus gesendet, und in Seinem Namen und mit Seiner Vollmacht trat der Heilige unter die armen, schrecklich leidenden Kranken. Aber so wie er das Zeichen des heiligen Kreuzes über sie machte, wurden sie gesund. Der Spitalmeister erschauerte und dachte, er beherberge einen Engel; die Genesenen lobten Gott, die Kranken flehten um Erbarmen, ganz Aquapendente gerieth in freudigen Aufruhr über diesen Pilger, der im gläubigen Vertrauen auf das Zeichen des heiligen Kreuzes die Pest vertreibe — und kurz die Krankheit hörte auf. Rochus wunderte sich sehr, wie das so schnell gekommen sein möge, bat alle Leute, ihn doch ja nicht zu rühmen, er habe ja gar nicht Zeit gehabt, etwas

für die Kranken zu thun; und da sie ihn dennoch als einen Wunderthäter und Heiligen priesen, ging er bei Nacht und Nebel auf und davon nach Rom.

Was ihm in Rom widerfährt.

Auch dort, wie überhaupt in ganz Italien, war damals die Pest und mit furchtbarer Wuth raffte sie die Menschen zu Tausenden hin. Rochus diente in den Spitälern mit unermüdlicher Treue; die Einen entledigte er durch das heilige Kreuzzeichen der Seuche, die Andern pflegte er bis zu ihrem letzten Stündlein und betete für sie, damit es ein seliges sei. Keine Arbeit, keine Mühe, keine Gefahr, kein Ekel — nichts schreckte ihn zurück. Aus einem Spital ging er in das andere, von einem Krankenbett zum andern, stets bereit, den Willen Gottes auszuführen. Nun begab er sich einst zu einem Cardinal, um von ihm die heiligen Sacramente der Buße und des Altars zu empfangen. Aber der Cardinal sah einen lichten Schein von seinem Antlitz ausgehen, behandelte ihn mit höchster Ehrerbietung und bat ihn, die schwerbedrückte Stadt Rom von der Pest zu erlösen, die nun schon so lange wie eine der sieben Plagen Egyptens sie heimsuche. Rochus erwiderte: „Mein ehrwürdiger Vater, alles Heil kommt von Gott allein und Er verschmäht Keinen, der ihn darum anruft.“ Dann begann er zu beten: „O Herr, möchte es dir doch gefallen, den heiligen Stuhl St. Petri von dieser greulichen Plage zu befreien und auch diesen heiligen Mann in dem Zeichen des heiligen Kreuzes gnädig zu behüten.“ Und Rochus be-

zeichnete die Stirn des Cardinals mit dem Kreuzzeichen, welches, wie gemalt, so klar und deutlich zu

sehen war; und ging fort. Die Seuche nahm ab in Rom. Die Leute aber, welche das Kreuz auf der Stirn des Cardinals sahen, fanden das sehr seltsam und Einige riethen ihm, er möge es doch wieder abwischen. Das konnte er aber nicht, und da es ihm verdrießlich war, so gezeichnet vor den Menschen umher zu gehen, ließ er Rochus rufen, damit der das Kreuz von seiner Stirn nehmen möge. Doch Rochus sprach: „O mein ehrwürdiger Vater, verschmähe doch nicht das Zeichen des heiligen Kreuzes, an dem der Sohn Gottes die Welt erlöset hat. O trage es als ein Banner des ewigen Lebens, auf daß du Gnade und Heil erlangest.“ Und darauf verließ Rochus Rom und ging nach der Stadt Piacenza, um auch dort den Pestkranken, nach Gottes Rathschluß, bald heilend, bald tröstend, in großer Demuth und Liebe zu dienen.

Wie er selbst krank wird.

Einst hatte er sich vor übergroßer Ermüdung auf's Lager gelegt, um ein wenig zu schlafen; da

sprach eine wundersüße Stimme zu ihm: „Rochus, mein lieber treuer Diener! du hast nun schon recht viel Ungemach, Drangsal, Armuth und Beschwerden für mich ausgestanden; jetzt will ich, daß du auch noch Krankheit und Körperschmerzen für mich leidest.“ Und als Rochus erwachte, ergriff ihn die Pest. Ein brennender Schmerz fuhr ihm wie ein glühendes Eisen in sein linkes Bein und trieb greuliche Pestbeulen, die in eiternde Wunden übergingen, daraus hervor. Er litt unsägliche Qualen, aber statt zu klagen lobte er Gott und seine Barmherzigkeit mit Worten der glühendsten Liebe — wie jene drei Jünglinge des Alten Testamentes im Feuerofen und wie so viele christliche Märtyrer es gethan haben. Das verdroß aber andere Kranke, die minder geduldig und fromm waren; sie ärgerten sich und hießen ihn schweigen unter dem Vorwand, daß er ihre Ruhe störe, obgleich sie viel lauter schrieen und wehklagten, als er betete. Da kroch er mühselig von seinem Lager herab und vor das Thor des Spitals, wo er sich auf den nackten harten Erdboden hinlegte, damit sein Leiden und sein Gebet Niemand störe. Die Vorübergehenden bemitleideten ihn jedoch sehr, riefen den Spitalmeister und fuhren ihn hart an wegen einer solchen Grausamkeit. Er aber sagte, Rochus sei ein närrischer Mensch, der ganz von selbst sein Lager und das Haus verlassen habe. Da hielt man ihn denn für einen Irren, der es in menschlicher Behausung nicht aushalten könne; und böse Buben und rohes Volk trieben ihn in einen benachbarten Wald, damit er nicht die ganze Stadt Piacenza mit der Pest anstecke. So ward Rochus von dem Ort weggejagt, den er durch so viel Wunder verherrlicht und gesegnet hatte.

Wie er im Walde wunderſam geſpeist wird.

Zuerſt ſank Rochus, krank und müde zum Tode, unter einem Baume nieder und empfahl ſeine arme Seele dem himmliſchen Vater, weil er dachte, die Stunde des Abſcheidens ſei gekommen. Aber ſeine Leiden hatten ja erſt eben begonnen! die ſollten, nach Gottes Rathſchluß, noch lange dauern, damit ſie ſo groß würden wie ſeine Liebe! Der Wald und der kühle Schatten der Bäume erfriſchten ſeine von Fieberhitze gepeinigten Glieder, und er ſtand auf und ging tiefer in den Wald, um ſich vor den Menſchen zu verbergen. Da gelangte er zu einer verlaſſenen kleinen Hütte, die ihm gar wohl gefiel. Er kniete nieder, dankte dem lieben Gott für dieſe Einſiedelei und empfahl ſich ſeiner Fürſorge an, denn ihn hungerte und durſtete ſehr. Als Rochus ſo vertrauensvoll betete, ſiehe — da ſenkte ſich ein ſilberhelles Wölkchen vom Himmel zur Hütte herab und ergoß ſich in einen Brunnen, deſſen köſtliches Waſſer den Durſt des Kranken löſchte und den Brand ſeiner Wunden ſtillte. Weil er ſich nun aber minder krank fühlte, hungerte er um ſo heftiger. Zu derſelben Stunde ſaß in Piacenza der fromme Ritter Gotthard bei der Mittagsmahlzeit und ſchnitt für alle ſeine Tiſchgenoſſen das Brod vor. Als er das letzte Stück für ſich ſelbſt geſchnitten hatte, ſprang ſein Hund an ihn heran, erſchnappte das Stück Brod und lief damit eilig aus dem Gemach, aus dem Hauſe, aus der Stadt, in den Wald, geradesweges nach der Hütte, wo Rochus betete. Vor ihm legte der Hund das Brod nieder und lief von dannen. Am andern Tage machte der Hund es wieder ſo; da ward aber Gotthard gegen ſeine

Diener erzürnt, daß sie das arme Thier plötzlich zu füttern vergäßen. Doch sie betheuerten, das sei nicht geschehen. Als sich nun am dritten Tage dasselbe wiederholte, stand Gotthard vom Tische auf, folgte seinem Hunde, kam in den Wald und zur Hütte, und sah zu seinem höchsten Erstaunen, wie das Thier das Brod vor dem knieenden Bettler niederlegte und wie dieser es segnete und aß. Das ergriff den frommen Ritter Gotthard mächtig. Er trat hervor und fragte Rochus, was er hier mache. Rochus aber bat ihn, sich schleunig zu entfernen, damit er nicht von der Pest angesteckt werde. Nun kehrte Gotthard zwar in sein Haus nach Piacenza zurück, doch nur auf kurze Zeit. Gott hatte sein Herz gerührt und zeigte ihm, was er zu thun habe, um das ewige Leben zu gewinnen. Gotthard gab sein ganzes Vermögen den Armen, wanderte dann als ein Armer Christi in den Wald und sprach zu Rochus: „Alles wohl überlegt komme ich zu dir, um bei dir zu bleiben, bist du gesund bist; denn ich fürchte mich gar nicht vor deiner Krankheit und möchte sehr gern von dir lernen, ein guter Diener Gottes zu werden.“ Dieser Entschluß machte Rochus gar froh. Sie blieben beisammen, sprachen von göttlichen Dingen und Rochus unterwies seinen Schüler in den Wegen des Heiles. Endlich wurden Beide sehr von Hunger geplagt; denn weil Gotthard kein Brod mehr vorschnitt, konnte sein Hund auch nichts mehr bringen. Da sprach Rochus: „Nimm einen Stab, Gotthard, geh' in die Stadt und bitte um der Liebe Jesu willen für uns um etwas Brod.“ Demüthig gehorchte Gotthard und ging am Bettelstabe nach Piacenza, von Thür zu

Thür milde Herzen suchend. Es gab aber keine für ihn in ganz Piacenza! man verhöhnte und schalt ihn allüberall als einen thörichten Verschwender, einen Sonderling, einen Narren. Ja, als er an die Thüre seines besten Freundes klopfte, überhäufte dieser ihn mit Schmähungen und jagte ihn fort. Eine arme Frau und ein Kind gaben ihm nun zwei Stücklein Brod. Damit kehrte er in den Wald zurück und erzählte seinem Meister, wie es ihm in Piacenza ergangen sei. Rochus sprach wehmüthig: „Der Zorn Gottes wird über die verhärteten Herzen kommen und ihnen durch die Pest ein so gewaltiges Sterben zuschicken, daß sie wohl in sich gehen sollen. Dein Freund aber wird noch heute an der Seuche sterben.“ Und die Pest hub an in Piacenza zu wüthen, wie nie zuvor.

Wie er den Wald verläßt.

Eines Tages sprach Rochus zu Gotthard: „Jetzt ist es an der Zeit, daß ich in die Stadt gehe und sie durch die Kraft Gottes mit dem Zeichen der Erlösung von ihrem Uebel erlöse.“ Er ging also in das Spital und machte nach alter Art die Kranken und Sterbenden mit dem heiligen Kreuzzeichen frisch und gesund. Da erinnerten sich die Leute wieder seiner Wohl- und Wunderthaten, und Rochus, den sie schmählich vertrieben hatten, als er selbst krank und leidend war — den riefen sie nun an als einen großen Freund Gottes und priesen ihn als ihren Retter. Von einer großen Menschenmenge begleitet, die frohlockend seinen Ruhm verkündete, kehrte Rochus in den Wald zurück. So wie er aber seine Hütte erreicht hatte, sprach er zu Gotthard: „Fortan

würde es hier schlimm um meine Seele stehen, denn die Leute fangen an mich wieder zu rühmen. Drum ist meines Bleibens hier nicht länger.“ Dann gab er an Gotthard noch manche gute Lehren, die sich auf ein gottseliges Einsiedlerleben bezogen, sagte ihm ein brüderliches Lebewohl und pilgerte seiner Heimath zu.

Wie er selig im Herrn stirbt.

Trotz Kriegsgefahren und mancher Nöthen, die das südliche Frankreich heimsuchten, gelangte Rochus doch glücklich in die Gegend von Montpellier, wo er arm und unerkannt dem Krankendienst sein Leben widmen wollte. Aber Gott hatte es anders beschlossen; man hielt ihn für einen feindlichen Spion, nahm ihn gefangen und führte ihn vor seinen eigenen Oheim, der des Königs Statthalter war. Rochus sagte nun zwar, er sei kein Spion, sondern ein armer Diener Gottes; — da er aber Namen und Herkunft nicht nennen mochte und sein Oheim ihn nach so langen Jahren und in dem elenden Pilgerkleid nicht erkannte: so glaubte man ihm nicht und warf ihn in einen grausamen finstern Kerker. Da

hielt er fünf Jahre Hunger, Durst, Kälte und alle bittere Peinen der Gefangenschaft aus, ohne daß je ein anderes Wort, als das Lob Gottes bei Tag und bei Nacht über seine Lippen gekommen wäre. Den höchsten Trost seiner Seele fand er darin, von seiner ganzen Verwandtschaft, die ihm so nahe war, nicht erkannt, sondern verlassen zu sein und dadurch so recht das arme Leben Jesu in Selbstverleugnung, Schmach und Verkennung zu theilen. Nach fünf Jahren merkte Rochus, daß die Stunde der Erlösung nahe sei und bat demüthig den Kerkermeister um einen Priester, dem er seine Sünden beichten könne. Der Priester kam, sah mit heiligem Entsetzen ein strahlendes Licht vom Antlitz des Gefangenen ausgehen und fragte zitternd, womit er ihm dienen könne. Aber Rochus fiel ihm demüthig zu Füßen, beichtete unter unzählbaren Thränen und bat mit größter Zerknirschung um die Lossprechung von den Sünden und um das allerheiligste Sacrament. Nachdem er es mit glühender Andacht und Liebe empfangen und seinen wunden hinsterbenden Leib auf den kalten feuchten Steinen des Kerkers ausgestreckt hatte, ging der fromme Priester zu dem königlichen Statthalter und erzählte ihm mit Thränen in den Augen, welch ein heiliger Mensch in Ketten und Banden eines schweren Gefängnisses eingekerkert liege und daß dies unmöglich der Wille Gottes sein könne. Die Kunde von dem sterbenden Heiligen verbreitete sich geschwind durch ganz Montpellier und die Leute drängten sich zu dem Gefängnißthurm, um sich an dem Anblick zu erbauen. Doch inzwischen kam ein Bote — nicht des Statthalters, sondern eines höheren Herrn zu

dem Sterbenden! ein Engel Gottes sprach zu St. Rochus: „O du frommer und getreuer Knecht, die Zeit ist da, um deinen Lohn zu empfangen. Was du von Gott bitten wirst, will er dir geben.“ Da erfüllte ein Glanz, heller als Sonnenschein, den dunkeln Kerker und in ihm fuhr die befreite Seele auf zu den ewigen Freuden. In der Hand des Todten fand man ein Täfelchen, worauf geschrieben stand: „Rochus, ein Fürbitter gegen die Pest“ — und von dem Augenblick an begann man mit großem Erfolg ihn anzurufen wieder böse Seuchen. Zahlreiche Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorte beweisen, welch Vertrauen das christliche Volk zu seinem Schutz — und durch welche Erhörungen der liebe Gott den elenden, wunden, gefangenen, bettelnden Pilger verherrlicht hat, dessen letzter Athemzug — wie das Täfelchen beweist — ein Gebet für den leidenden Nächsten war. Und da wir so glücklich sind, in unserer Nähe einen Gnadenort des lieben Heiligen zu haben, die St. Rochuskapelle bei Bingen, so wollen wir ihn recht herzlich anrufen, damit er uns behüte vor jeder bösen Pest des Leibes und der Seele! Heiliger Rochus, bitte für uns.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Der heilige Goar.

(Am 6. Juli.)

Wie er Einsiedler wird.

Am Rhein, nicht fern von uns, aber zur Diöceſe Trier gehörend, liegt ein Städtchen, das St. Goar heißt und das ſchon viel über tauſend Jahr alt iſt. Es entſtand um die Zelle und Kapelle herum, in welcher der heilige Einſiedler St. Goar mit großer Liebe und Demuth manches Jahr Gott und dem Nächſten diente. Er war ein Grafenſohn aus Aquitanien; Georg und Valeria hießen ſeine edlen frommen Eltern. Von Kindheit

auf hatte er den Zug zu Gott und zu einem vollkommenen Leben; darum beſchloß er ſchon in früher

Jugend, der Welt und ihrer Luſt zu entſagen und Prieſter zu werden. Mit großem Eifer ergab er ſich den Wiſſenſchaften, doch nicht in der verkehrten Weiſe, daß er dadurch hochmüthig und aufgeblaſen geworden wäre; ſondern je mehr er lernte, um deſto mehr betete er auch; denn er ſah ein, daß es ohne Glauben keine wahre Erkenntniß gibt. Sein Gemüth war ſo kindlich und gerade, ſeine Abtödtung ſo groß, ſein Wandel ſo gottſelig, daß ſein Biſchof ihn, als die Zeit gekommen war, mit herzlicher Freude zum Prieſter weihte. Nun ſtieg St. Goar mit ſo raſchen Schritten den ſteilen Berg eines heiligen Lebens hinan, als ob es ein ganz ebener Weg ſei und das Beiſpiel ſeiner Tugend ging mit ſeiner Lehre Hand in Hand. Es gab dazumal noch viele Heiden und durch die Wildheit der Zeiten fielen manche Getaufte auch wieder vom chriſtlichen Glauben ab. Da war denn nichts ſo wirkſam, als St. Goars Predigten, um die Einen aus dem Heidenthum zu reißen, die Andern für das Chriſtenthum zu gewinnen, die Sünder zur Buße und die Frommen zur Beharrlichkeit anzufeuern; und Alle hingen mit Ehrfurcht, Bewunderung und Liebe an ihm. Aber es bekümmerte ihn ſehr, der Gegenſtand einer ſo allgemeinen Verehrung zu ſein. Ueberdas kamen ſo viel Leute zu ihm, die ſeinen Rath und ſeine Belehrung über tauſend und tauſend Angelegenheiten begehrten, daß ihm gar wenig Zeit zum Beten und Betrachten übrig blieb. Durch dieſen Mangel an Geiſtesſammlung fürchtete der heilige Mann Schaden zu nehmen an ſeiner Seele und darum verließ er in aller Stille ſeine Heimath und zog weit und weiter in die Ferne, bis er an

einen großen Strom kam. Das wär der Rhein. Da gefiel ihm ein abgeschiedenes Plätzchen, wo sich ein Bach in den Fluß ergießt, gar wohl; er beschloß sich hier anzusiedeln und mit Erlaubniß des heil. Libizius, Erzbischofs zu Trier, errichtete er eine kleine Zelle und daneben eine Kapelle, die er mit vielen Heiligthümern, so gut er es vermochte, auszierte und in der er täglich das heilige Meßopfer darbrachte. Dies begab sich im Jahr des Heils 519.

Wie er ein heiliges Leben führt.

Nun diente St. Goar dem lieben Gott nach Herzensluſt in seiner Einsamkeit mit vielem Beten, Wachen und Fasten, und hatte dabei nichts vor Augen, als die Rettung seiner Seele aus den Fallstricken des Bösen und ein seliges Sterbestündlein. Indessen war die Gegend doch nicht so abgeschieden, daß nicht zuweilen ein Pilger, ein Wandersmann oder sonst ein Reisender des Weges gezogen wäre. Die lud St. Goar dann immer sehr freundlich in seine Zelle, besonders zur Winterszeit, bewirthete sie mit Speise und Trank so gut er es vermochte, bereitete ihnen ein Lager, wenn die Nacht früh einbrach, und bediente sie, als ob er ein Wirth und seine Zelle ein Wirthshaus sei. Dabei wußte er das Gespräch immer auf himmlische Dinge zu lenken und so lieblich und rührend von Sachen des christlichen Glaubens zu sprechen, daß ihnen das Herz zerschmolz und sie sich gar nicht von ihm trennen mochten. Da es nun auch in dieser Gegend noch viele Heiden gab, gewann St. Goar sie in aller Stille durch das Wort Gottes für das Reich

Gottes und bewirkte zahllose Bekehrungen. Denn Einer erzählte dem Andern von dem wunderbaren Mann in der engen Klause — und wer auch nur aus Neugier zu ihm ging, aber guten Willens war, der konnte einer so heiligen Beredsamkeit gar nicht widerstehen. So blühte das Christenthum fröhlich in jener Gegend auf und verbreitete sich gleich dem Morgenroth — man wußte nicht, wie und woher. Aber der Widersacher, der uralte Feind alles Guten, der immer aufpaßt, um die Saat Gottes zu zerstören — dem war St. Goar ein Gräuel! denn all' die Seelen, welche der fromme Einsiedler aus dem Rachen der Hölle riß, betrachtete der böse Feind, als ob sie ihm gestohlen wären. So suchte er denn den Diener Gottes zu verderben und böse Menschen mit bösem Zeugniß gegen ihn aufzustellen — wie der liebe Heiland selbst es hat erfahren müssen.

Wie St. Goar verläumdet wird.

Von Anbeginn hat die Finsterniß, weil ihre Werke böse waren, das Licht gehaßt. Es gefiel aber Gott, St. Goars Licht in Wunderglanz erstrahlen zu lassen, Zeichen für ihn zu thun und seinem Gebet augenblickliche Erhörung zu schenken. Je demüthiger und abgetödteter der Heilige dadurch wurde, je mehr sich der christliche Glaube dadurch verbreitete und kräftigte, um so mehr nahmen auch die Lästerungen zu, welche böse Menschen wider ihn ausstießen. Seinen Gebetseifer nannten sie Heuchelei, seinen Bekehrungseifer Gleisnerei, seine Gastfreiheit Völlerei, seine Zeichen und Wunder satanische Gaukelei; mit einem Wort, sie sagten

ihm Sünden und Laſter nach. Der heilige Mann bekümmerte ſich nicht darum, weil er wohl wußte, daß Alle, die Gott dienen wollen, Trübſal und Verfolgung in reichlichem Maß zu leiden haben — und das machte ſeine Gegner immer frecher, und ſie ſannen auf ſein Verderben. In dieſer Abſicht ſprachen einmal zwei Diener des Erzbiſchofs von Trier, boshafte neidiſche Menſchen, bei ihm vor und St. Goar empfing ſie mit herzlicher Freundlichkeit und bereitete ihnen eine Lagerſtatt, da es ſchon ſpät in der Nacht war. Am andern Morgen in aller Frühe brachte er das heilige Meßopfer dar und betete ſeine kirchlichen Tagzeiten und ſein frommer Knecht bereitete inzwiſchen ein Frühmal für die Reiſenden. Als dieſe erwachten, kam St. Goar wieder, brachte einige Arme mit, die in der Kapelle der heiligen Meſſe beigewohnt hatten, lud Alle zum Frühmal und ſetzte ſich freundlich mit ſeinen Gäſten zu Tiſch. Darauf nahmen ſie ſämmtlich Abſchied von ihm. Die beiden Böſewichte waren aber gar nicht gerührt durch die ſchlichte Güte und Liebe des heiligen Mannes, ſondern nahmen ſich vor, dem Erzbiſchof zu ſagen, der Einſiedler Goar führe gar kein abgetödtetes, vielmehr ein ſehr ſchwelgeriſches Leben und ſetze ſich ſchon am frühen Morgen an einen wohlbeſetzten Tiſch. Und dieſe Klage brachten ſie denn auch wirklich gegen ihn vor. Auf dem Biſchofſtuhl zu Trier ſaß aber nicht mehr der heil. Libizius, ſondern ein anderer Biſchof, der Ruſticus hieß und der leider gar nicht heilig und gar kein Mann nach dem Herzen Gottes war. Er glaubte ſeinen tückiſchen Dienern und gebot ihnen, den heuchleriſchen Einſiedler Goar auf der Stelle nach

Trier zu führen. Mit boshafter Freude eilten ſie, dieſe Botſchaft auszurichten und mit derſelben Gaſtfreundlichkeit nahm St. Goar ſie auf, ſpeiſte und beherbergte ſie, und rüſtete ſich zu ſeiner Reiſe, indem er faſtend und betend die Nacht durchwachte. Am Morgen betete er wieder ſeinen Pſalter und las wieder die heilige Meſſe, indeſſen ſein Knecht das Frühmal beſorgte. Als er aber ſeine Gäſte dazu einlud, thaten dieſe ſehr empört, ſagten, es ſei ganz ungeiſtlich, in der Frühe ſchon zu eſſen und zu trinken, wollten ſich nicht mit ihm zu Tiſche ſetzen und begehrten nur einigen Mundvorrath mit auf den Weg zu nehmen, was St. Goar, ohne ſich im Mindeſten beleidigt zu fühlen, ihnen gern gewährte. Der Knecht führte inzwiſchen einen armen Pilger herein und mit dem frühſtückte nun St. Goar freundlich und fröhlich wie immer. Dann begab er ſich mit ſeinen Anklägern auf den Weg nach Trier. Es ging bergauf, bergab auf rauhen Pfaden und es war ein drückend heißer Tag. Der Mann Gottes bemerkte es aber gar nicht; er wechſelte immer ab mit Betrachtungen und Tagzeitgebeten und ging mit einem viel kräftigeren Schritt einher, als ſeine Begleiter ritten. Dieſen wurde die Hitze ſo unerträglich, daß ſie faſt vor Durſt verſchmachteten und es kaum erwarten konnten, an ein Waldbächlein zu gelangen, das ſie wohl kannten und das ſie erquicken ſollte. Aber, o weh! der Waldbach war verſiegt. So wollten ſie ſich denn wenigſtens im Schatten des Waldes ein wenig ausruhen und durch ihren Mundvorrath ſich ſtärken. Aber, o weh! der war aus ihren Reiſetaſchen verſchwunden. Da fiel der Eine vor

Ermattung ohnmächtig vom Pferde und der Andere eilte zu St. Goar, der ruhigen Schrittes ihnen folgte, und rief: „O heiliger Priester, hilf uns aus dieser Noth.“ Eben traten drei Hirschkühe aus dem Walde. St. Goar befahl ihnen im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit still zu stehen, ging hin und melkte sie und gab dann die Milch seinen Reisegefährten zu trinken, die ein köstliches Labsal in ihr fanden und wohlgestärkt den Weg fortsetzen konnten. Bisher war der heilige Einsiedler ganz unbefangen gewesen und kindlich dem Befehl seines Bischofs und dessen Boten gefolgt; nun aber wurde er wegen der Hirschkühe ganz nachdenklich und sprach: „Sagt mir doch, meine lieben Söhne, weßhalb ich nach Trier berufen bin?“ — Sie aber schwiegen, denn sie fürchteten sich vor dem Zorn Gottes, wenn sie dem heiligen Mann eine Lüge sagten und schämten sich, die Wahrheit zu gestehen. Da befahl sich St. Goar inbrünstig dem lieben Gott an und verblieb im eifrigen Gebet bis Trier. Dort begab er sich sogleich in eine Kirche, um das Hochwürdigste Gut anzubeten, dann in noch eine und noch eine; und als er in allen Kirchen von Trier das allerheiligste Altarssacrament besucht hatte,

ging er in den Biſchofshof. Der war ſehr prächtig, ſo daß St. Goar, der in ſeiner Zelle allen Prunk der Welt vergeſſen hatte, wie geblendet davon ward. Der Biſchof hatte ſich indeſſen mit ſeiner ganzen Geiſtlichkeit in einem großen Saal verſammelt und dort den Bericht ſeiner Boten über all' ihre Reiſebegebenheiten vernommen. „Wir müſſen nun prüfen," ſprach der Biſchof, „ob die Wunder aus Gott ſind, welche dieſer Einſiedler Goar thut." Und mittlerweile trat der Diener Gottes in den Saal, grüßte demüthig den Biſchof und die anweſenden Herren, nahm ſeinen Regenmantel ab und ſah ſich um, wo er denſelben wohl aufhängen könne.

Wie St. Goar neue Wunder thut.

Alle Augen waren neugierig, beobachtend, gar mißtrauiſch auf den Diener Gottes geheftet, als ob Niemand etwas Gutes von ihm erwarte. Welch ein Grauen überlief nun die ganze Verſammlung! durch eine Spalte im Fenſterladen fiel ein heller Sonnenſtrahl auf die gegenüberſtehende Wand: St. Goar hielt den Strahl für eine vergoldete Stange, ging hin und hing unbefangen ſeinen Mantel daran auf. Solch ein Zeichen hatte Niemand je geſehen, noch erwartet. Alle waren ſtarr vor Verwunderung; auch Biſchof Ruſticus — doch er ſammelte ſich und ſprach, dergleichen Dinge könnten auch durch eine andere Kraft, als die göttliche, gewirkt werden, und in deren Beſitz ſei der Einſiedler Goar gewiß nicht, indem er ſehr fern von der Nüchternheit der Heiligen, und darauf bedacht ſei, ſeinen Leib zu pflegen und ſchon in erſter

Frühe sich mit Speise und Trank gütlich zu thun. Mit großer Demuth erwiderte der Heilige, er sei ganz gewiß kein Heiliger, aber er nehme auch ganz gewiß nicht seine Mahlzeit früh am Tage aus gieriger Völlerei, sondern wegen der armen Wanderer, die weit und breit nichts zu essen fänden und die er daher für den ganzen Tag sättige; und er seinerseits halte es ebenso und genieße dann nichts mehr. Plötzlich trat ein Mann mit einem ganz kleinen Kinde auf dem Arm in die Versammlung. Damals pflegten böse Mütter, die sich ihrer neugebornen Kindlein entledigen wollten, dieselben in den Gotteshäusern auszusetzen und Kirchendiener trugen dann die armen verlassenen kleinen Geschöpfe in der Stadt umher und fragten, ob sich irgend Jemand um der Liebe Gottes willen derselben erbarmen und sie auferziehen wolle. Dies war nun so ein ausgesetztes Kind. Da rief Bischof Rusticus: „Im heiligen Gehorsam gebiete ich dir, Goar, befiehl diesem neugebornen Kinde, daß es uns seine Eltern nenne; dann werden wir glauben, daß du allein Gott dem Herrn dienest und von ihm die Vollmacht hast, Wunder zu thun." St. Goar entsetzte sich über diesen Befehl, der ihn zwang Gott zu versuchen, und er weinte viele heiße Thränen, unter denen er sich in's Gebet begab und mit empor gehobenen Händen seufzend flehte: „Mein Herr und mein Gott, gib deinem unwürdigen Knecht um deiner Liebe willen Gnade und zeige deinem Diener, meinem Bischof, daß ich dich allein liebe und anbete, der du mein Schöpfer und mein Erlöser bist." Dann befahl er im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit dem Kinde, seine Eltern zu nennen. Und

das Kind, das drei Tage alt war, that seinen Mund auf und hub an ganz verständig zu sagen, daß Bischof Rusticus sein Vater sei und daß seine Mutter Flavia heiße. Ein furchtbares Entsetzen überfiel die ganze Versammlung und Bischof Rusticus fiel vor St. Goar auf die Knie und rief; „Ja, du bist ein heiliger Priester und ich bin ein großer Sünder und Gottes Rathschluß macht beides offenbar.“ Da seufzte St. Goar aus tiefster Seele und sprach: „Ach, daß du es hast dahin kommen lassen! ach, daß du nicht lieber deine Missethat im heiligen Sacrament der Buße bekannt und gesühnt hast! sieh, nun hast du Gott gezwungen, sie der ganzen Welt offenbar zu machen. Thue jetzt Buße so streng du kannst, um dich aus den Schlingen des Bösen zu befreien; und ich will dir mit meinen schwachen Kräften beistehen und sieben Jahre Buße für dich thun.“

Wie St. Goar Buße thut und stirbt.

Als König Sigebert, ein gar frommer Herr, von diesem außerordentlichen Ereigniß Kunde bekam, fand er, daß ein Bischofsitz sich besser für St. Goar gezieme, als eine Klause und wollte ihn zum Bischof machen. St. Goar aber fand, daß der Weg von der Klause zum Himmel minder gefahrvoll sei, als vom bischöflichen Stuhl zum Himmel, und daß er bei dem schweren Geschäft, seine Seele zu retten, sich unmöglich mit all' den Sorgen des höchsten Hirtenamtes befassen könne. Darum bat er sich mit festem Vertrauen auf Gott vom König Sigebert zwanzig Tage Bedenkzeit in

seiner Klause aus, welche dieser ihm nicht abschlagen konnte. So ging er denn heim in seine liebe Einsiedelei und verharrte die zwanzig Tage in Gebet und Fasten. Und als sie um waren, ward er vom Fieber befallen und erkrankte so heftig, daß er einen Boten an König Sigebert schicken und ihn benachrichtigen mußte, er könne krankheitshalber nicht an das königliche Hoflager zurückkehren und auch nicht seine Klause verlassen. Er hatte nun sieben Jahre schwere Körperleiden zu erdulden; doch hielten sie ihn nicht ab, für Bischof Rusticus strenge Buße durch Abtödtung aller Art zu thun. Und als die sieben Jahre und die Bußzeit um waren, und als Bischof Rusticus den Bischofstab niedergelegt und sich in ein Kloster zurückgezogen hatte — da ward St. Goar immer kränker, bis er am 6. Juli des Jahres 575 in seiner Klause selig verschied. König Sigebert ließ den heiligen Diener Gottes ehrenvoll und feierlich an demselben Ort zur Ruhe bestatten, wo er mehr denn fünfzig Jahre in so schlichter Einfalt seinem Heiland gedient hatte und die Verehrung an diesem Grabe hat bis zur Stunde nicht aufgehört. O möchten wir doch von ihm lernen, auf unscheinbarem Wege ganz still in den Himmel zu gehen! St. Goar, bitte für uns.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die heilige Elisabeth,

Landgräfin von Thüringen.

(Am 19. November.)

Geburt der Heiligen.

In Ungarn saß König Andreas II. auf dem Thron und seine Königin hieß Gertrud. Sie schenkte ihm im Jahr 1207 ein Töchterchen, das mit ungeheurer Pracht getauft wurde. Der Thronhimmel, unter welchem man es aus dem Königsschloß zu Buda in das Gotteshaus trug, war der kostbarste, den man je gesehen hatte. Diese in Gold und Purpur geborne Tochter der ungarischen Könige sollte durch Gottes Gnade, um der heiligen Liebe zum Kreuze willen, eine Bettlerin und eine Magd der Aussätzigen werden. In der heiligen Taufe empfing sie den Namen Elisabeth. Von der Wiege an war die Gnade groß über ihr. Die ersten Worte, die sie lernte, waren die süßen Namen Jesu und Maria, und als sie sprechen konnte, brauchte sie lange die Sprache zu nichts Anderem, als zum Gebet. Mit höchster Aufmerksamkeit empfing sie den ersten Unterricht in den Glaubenslehren; ein inneres Licht zeigte ihr in denselben die ewige göttliche Wahrheit. Und so kräftig, wie sie glaubte, liebte sie auch schon! Ihr kleines Herz zerschmolz vor Mitleid mit den Armen und suchte der Noth durch Almosen und Geschenke abzuhelfen.

Verlobung der Heiligen.

Im Jahre 1211 erschien auf dem Königsschloß zu Buda eine prächtige Gesandtschaft des Landgrafen Hermann von Thüringen, bestehend aus edlen Rittern und Damen seines Hofes und geführt durch den Ritter Walter von Varula. Dieser bat um die Hand der kleinen Elisabeth für den jungen eilfjährigen Landgraf Ludwig. König Andreas gewährte sie ihm und übergab ihm die kleine Elisabeth in einer kostbaren silbernen Wiege mit einem goldgestickten Kleide angethan, damit sie, der Sitte der Zeit gemäß, am Hof ihres Verlobten erzogen werde. Sie langte glücklich auf der Wartburg bei Eisenach an, wo die Landgrafen von Thüringen ihr Hoflager hielten. Da fand ihre feierliche Verlobung mit dem jungen Ludwig statt. Landgraf Hermann hatte sieben kleine Mädchen aus den vornehmsten Familien seines Landes erwählt, die ungefähr eines Alters mit seiner künftigen Schwiegertochter waren, um mit derselben erzogen zu werden. Unter diesen befand sich seine eigene Tochter Agnes, die sehr bald Elisabeth's Freundin ward und ein kleines Fräulein Namens Jutta, die Elisabeth's treueste Freundin blieb und durch ihre Aussagen sehr viel zu deren Heiligsprechung beitrug.

Die Kindheit der Heiligen.

Der Zug zu Gott und zu den himmlischen Dingen nahm nicht ab in diesem seligen Kinde, wie das so oft geschieht, wenn der Eigenwille erwacht und sich der sündigen Natur bemeistert. Bei ihren Erholungen und ihren kindlichen Spielen

war sie stets durch den Gedanken an Gott beherrscht, und nirgends zog sie ihre kleinen Gefährtinnen lieber hin, als zur Kapelle. War diese geschlossen, so küßte Elisabeth mit Inbrunst Thür und Mauern, aus Liebe zu dem dahinter verborgenen Gott; war sie geöffnet, so eilte sie zu den Altarstufen, ließ ein großes Psalmenbuch aufgeschlagen vor sich hinlegen, faltete ihre Händchen und ergab sich der Betrachtung, denn lesen konnte sie noch nicht. Oder sie ging mit ihnen auf den Gottesacker, ermahnte sie und sprach: „Wir werden auch einmal todt und im Grabe sein; darum wollen wir jetzt Gott recht herzlich lieben und ihn bitten, daß er unsere armen Seelen rette.“ Dann kniete sie nieder und die Kinder um sie herum, und Alle baten um der heiligen fünf Wunden und um der lieben Mutter Gottes willen um das Heil ihrer Seelen. Wer ihr von Gott und seinen heiligen Geboten und Gesetzen sprach, dem schenkte sie ihre volle Aufmerksamkeit und nichts lernte sie so gern, als Gebete. Täglich hatte sie sich eine gewisse Anzahl vorgeschrieben; war sie am Tage daran verhindert und am Abend durch ihre Aufseherinnen genöthigt worden, zu Bett zu gehen, so kniete sie Nachts auf ihrem Lager, wenn Alles schlief, und holte das Versäumte nach. Eine grenzenlose Barmherzigkeit entflammte mehr und mehr ihr Herz. Was ihr irgend zu Gebote stand, gab sie den Armen und alle Augenblicke lief sie in die Schloßküche, um sich Nahrungsmittel für Kranke und Hungernde geben zu lassen. So lebte Elisabeth in Frieden und himmlischen Freuden bis in

ihr neuntes Jahr; aber da ward Alles anders. Landgraf Hermann starb. Er hatte sie zärtlich lieb gehabt und dafür gesorgt, daß den Aeußerungen ihres frommen Sinnes nichts in den Weg gelegt werde. Nun ward freilich Ludwig, ihr Verlobter, Fürst des Landes; aber er war erst sechzehn Jahre alt und noch unter der Vormundschaft seiner Mutter, der Landgräfin Sophie, der Elisabeth's Gottseligkeit sehr mißfiel und die ihr deshalb keine Vorwürfe sparte. Auch Agnes hatte eine große Abneigung gegen Elisabeth, weil deren demüthiges und schüchternes Benehmen ihrer eigenen Eitelkeit und Hoffart schnurstracks gegenüber stand. Mit Bitterkeit und Verachtung behandelte sie die fromme Braut ihres Bruders und erklärte ihr unumwunden, sie tauge nur zu einer Dienstmagd, höchstens zu einer Kammerfrau, doch nimmermehr zu einer Landgräfin. Fast alle andern jungen Mädchen traten zu Agnes über und gegen Elisabeth auf und verhöhnten sie, weil sie sich immer mehr und mehr von ihren leichtsinnigen Belustigungen und ihrer Kleiderpracht fern hielt. Bald wurden auch die Herren des Hofes, ja sogar die Hofbedienten gegen sie eingenommen, spotteten über ihre Zurückhaltung, schmähten sie sogar öffentlich; und Alle kamen darin überein, daß sie nichts Fürstliches an sich habe. Mit holdseliger Demuth, ohne Erbitterung, ohne Ungeduld, ließ Elisabeth sich mißhandeln und fand in ihren Leiden nur ein neues Band der Liebe zu Gott, der ja alle seine Peiniger so heiß geliebt hatte. Einst am Tage Mariä Himmelfahrt befahl die Landgräfin Sophie beiden Prinzessinnen, ihre

reichsten Kleider anzuziehen, ihre goldenen Kronen aufzusetzen und sich mit ihr nach Eisenach zum Hochamt in Unserer Lieben Frauenkirche zu begeben. Das geschah. Kaum aber knieten sie alle drei einem großen Crucifix gegenüber, als Elisabeth schweigend ihre Krone abnahm und sich vom Betstuhl herab auf den Erdboden gleiten ließ. Die Landgräfin gab ihr sogleich einen schneidenden Verweis wegen dieses unpassenden Benehmens; doch Elisabeth erwiederte sanftmüthig und mit heißen Thränen: „Der süße barmherzige Jesus, mein Gott und mein König, hängt am Kreuz mit einer Dornenkrone vor meinen Augen, und ich elendes Geschöpf sollte vor ihm mit einer kostbaren goldenen Krone erscheinen? Ach, das kann ich nicht!“ Und bitterlich weinend zog sie ihren Mantel vor die Augen und versenkte sich in ihr Gebet. Je älter sie ward, desto mehr nahm der Haß gegen sie zu. Die Verwandten des Landgrafen, seine Räthe, seine Vasallen, Alle wurden ihr feindlich und riethen ihm, sie nach Ungarn zurückzuschicken, während sich die Landgräfin bemühte, sie zu überreden, den Schleier in einem Kloster zu nehmen. In so zarter Jugend sah sich Elisabeth hülflos, rathlos, trostlos, entfernt von ihrer Familie und ihrer Heimath, allein auf Gott angewiesen, sprach in tiefster Unterwürfigkeit: „Herr, Dein Wille geschehe!“ wartete gelassen ab, was Ludwig über sie beschließen werde und ergab sich mehr denn je dem Gebet, der Abtödtung und den Liebeswerken.

Die Vermählung der Heiligen.

Ludwig war immer sehr freundlich und liebreich gegen Elisabeth, wenn er sie sah. Doch er sah sie wenig, denn er war häufig abwesend in entfernten Landestheilen, theils auf der Wartburg sehr beschäftigt, theils war sie noch zu jung, als daß er ihr viel Aufmerksamkeit hätte schenken können. Als er eines Tages von einer Reise heimkehrte und ihr nicht, wie er zu thun pflegte, ein kleines Geschenk mitbrachte, triumphirten alle ihre Feinde. Elisabeth aber klagte dies Herzeleid dem Ritter Walther von Varula, der sie aus Ungarn geholt hatte und immer ihr Freund geblieben war; und Ritter Walther entschloß sich auf einer Jagd den Landgrafen zu fragen, ob er sich mit Prinzeß Elisabeth zu vermählen oder sie ihrem Vater zurück zu schicken gedenke. Da streckte Ludwig die Hand gegen den Inselsberg aus und rief: „Wäre der Berg da von Gold und sollte mir gehören, aber ich müßte Elisabeth darum verlassen: ich thäte es nicht! Was die Leute von ihr denken und sagen, kümmert mich nicht! ich liebe sie und ich werde sie heirathen.“ Das geschah denn auch feierlich und festlich im Jahre des Heils 1220, als Elisabeth dreizehn und Ludwig zwanzig Jahre alt war. Er hielt sein Wort, wie es sich geziemt für einen Christen, einen Ritter, einen Fürsten.

Die Ehe der Heiligen.

Ein so frommes, edles, schönes und glückliches Ehepaar hat die Welt wohl selten gesehen. Beide waren ein Herz und eine Seele. Die heiße Liebe,

welche sie zu einander empfanden, that nie der zarten Ehrfurcht Eintrag, die Elisabeth gegen ihren Herrn und Gemahl hegte und die Ludwig vor der kindlichen Heiligen hatte. Nach drei Jahren segnete Gott diese Ehe durch die Geburt eines Sohnes, dem dann drei Töchter folgten, und Elisabeth liebte ihre Kinder fast noch zärtlicher und inniger als ihren Gemahl. Doch der Erste in ihrer Liebe war und blieb Gott, Gott in den Armen, und da Ludwig ihr volle Freiheit gönnte, ihrer Neigung in allen Dingen zu folgen, welche sich auf die Ehre Gottes und die Liebe des Nächsten bezogen; so ließ Elisabeth ihrer Strenge gegen sich selbst und ihrer Barmherzigkeit gegen Andere freien Lauf. Doch die Pflichten, die sie ihren weltlichen Verhältnissen und ihrem Gemahl schuldig war, litten nicht darunter. Sie erschien freundlich und holdselig bei den Festen und Versammlungen des Hofes, so oft ihre Gegenwart nöthig war, und im Umgang mit dem Landgrafen war sie nun vollends immer heiter und anmuthig. Ihre Fasten, ihre Geißelungen, ihre langen nächtlichen Gebete, ihr kurzer Schlaf bezweckten ja nur, sie durch dies geringe Leid mit dem großen Leiden ihres göttlichen Heilandes zu verbinden und seine unermeßliche Liebe nach ihren Kräften zu erwidern, daher kam nichts Finsteres oder Trübsinniges durch alle ihre Abtödtungen über sie. Den leidenden Gliedern des mystischen Leibes Jesu zu dienen, darauf waren täglich, stündlich ihre Gedanken gerichtet. Keine Regung von natürlichem Mitleid, Gutmüthigkeit, Wohlwollen trübte diese übernatürliche Barm-

herzigkeit, die, eben weil sie übernatürlich, weil sie eine Blüthe der Gnade war, die aus der Liebe zu Gott entspringt, keine Ermüdung, keine Ungeduld, keine Selbstgefälligkeit, keine Entmuthigung, keinen Unwillen kannte. Daß sie mit unbegrenzter Freigebigkeit Almosen spendete, ja ihre Kleinodien, sogar ihre Kleidungsstücke verschenkte, war nur die geringste Aeußerung dieser himmlischen Barmherzigkeit und verschwand gleichsam vor der heldenmäßigen persönlichen Hingebung, die sie an den Tag legte. Keine Hütte war zu elend, keine Krankheit zu ekelhaft, keine Armuth zu abstoßend. Elisabeth verließ ihre Wartburg, sobald sie Kunde davon erhielt, und pflegte, linderte, tröstete all' den Jammer. In die engen Räume voll verpesteter Luft, an die Lagerstätten von verfaultem Stroh trat sie mit solcher Andacht, mit so inniger Zufriedenheit, als fühle sie sich da so recht zu Hause. Zu den Kranken oder Hülfsbedürftigen setzte sie sich nieder, hörte zärtlich ihre Klagen an, sprach ihnen liebreich Muth zu, betete mit ihnen und sorgte für Betten, Lebensmittel, Kleider. Bei armen Wöchnerinnen that sie die geringsten Dienste und hielt häufig die neugebornen Kinder über die Taufe. Bei den Sterbenden betete sie, bei den Leichen wachte sie und oftmals folgte sie mit Demuth und Andacht dem ärmsten Sarge ihrer ärmsten Unterthanen. Kehrte sie dann auf die Wartburg zurück, so machte sie sich mit ihren Hoffräulein eifrig an die Arbeit. Doch nicht kunstvolle Stickereien in Gold und Seide fertigte sie an, sondern sie spann Wolle, ließ daraus grobe warme

Stoffe weben, wie die Armen sie brauchten und machte ihnen dann Kleider daraus. War der Landgraf abwesend, so ließ sie sich oft statt aller Mahlzeit gewöhnliches Gemüse in Salz und Wasser kochen und genoß es mit großer Freude, um aus Erfahrung zu kennen, wie dürftig und schlecht arme Leute sich nährten. Auf den steilen rauhen Wegen, die von der Wartburg nach Eisenach und in die benachbarten Thäler hinab führten, ging Elisabeth täglich in Sonnengluth, in Winterkälte, bei Regen, Sturm und Schnee mit Liebesgaben beladen. Da begegnete ihr einst der Landgraf und als er sie ganz gebeugt unter einer solchen Last sah, fragte er verwundert, was sie denn so Schweres trage? und schlug das Tuch von ihrem Korbe zurück. Aber siehe, der Korb war mit rothen und weißen Rosen angefüllt, und als der Landgraf von den Blumen zu Elisabeth aufschaute, da schwebte über ihrem Haupte ein lichtstrahlendes Kreuz. Doch mit keinem andern Elend hatte Elisabeth ein solches Erbarmen, als mit der geheimnißvollen Krankheit des Aussatzes. Diesen von der menschlichen Gesellschaft ausgeschlossenen und von der Hand Gottes geschlagenen Unglücklichen reichte sie ohne Scheu, ohne Widerwillen, gleich so vielen Heiligen des Mittelalters, hülfreich ihre Hand. Wo sie einen Aussätzigen wußte, besuchte sie ihn oder ließ ihn heimlich in einen abgelegenen Theil ihres Gartens kommen. Da ermunterte sie ihn zur Geduld und Standhaftigkeit, verband seine Wunden, erquickte ihn mit Speise und Trank und entließ ihn mit reichlichem Almosen. Die armen Leute, denen sie

am Charbonnerstag die Füße wusch, mußten immer Aussätzige sein, und mit so zärtlicher Freude und Liebe küßte sie deren kranke Glieder, als ob es gar keine Ansteckung für sie geben könne. Ein kleiner aussätziger Knabe war in einem so jammervollen Zustand, daß Jedermann ein Grausen vor ihm hatte — nur nicht Elisabeth. Und gerade weil ihn alle Menschen verließen, glaubte sie um so mehr für ihn thun zu müssen. Sie nahm ihn einmal während der Abwesenheit des Landgrafen vor, badete ihn, rieb ihn mit heilsamen Salben ein und legte ihn, damit er recht bequem ausruhen möge, in das Bett ihres Gemahls. Während das Kind dort schlief, kehrte der Landgraf plötzlich heim und seine Mutter eilte ihm sogleich schadenfroh entgegen und kündigte ihm boshaft an, welcher Gast sein Schlafgemach beherberge. Der Landgraf konnte eine Aufwallung von Unmuth nicht unterdrücken und ging mit raschen Schritten in sein Zimmer und an sein Bett. Als er aber den Vorhang hastig zurückzog, da öffnete der liebe Gott die Augen seiner Seele und statt des aussätzigen Knaben lag der gekreuzigte Heiland da. Die Thränen stürzten dem Landgrafen aus den Augen, er fiel auf die Knie und rief: „Herr, sei mir Sünder gnädig!“ und Elisabeth brauchte sich nicht bei ihm zu entschuldigen. Gern gab er ihr die Erlaubniß und die Mittel, um am Abhang des Berges, auf dem die Wartburg liegt, ein kleines Spital mit acht und zwanzig Betten zu erbauen, dessen Kranke sie selbst verpflegte. Er theilte ihr Verlangen, sie auf dem Wege der Vollkommenheit fortschreiten

zu sehen, so innig, daß er selbst dem heiligen Vater nach Rom schrieb und ihn um einen ausgezeichnet frommen Beichtvater für Elisabeth bat. Dieser konnte keinen bessern empfehlen, als den Commissär des apostolischen Stuhles, Meister Conrad von Marburg, dessen feuriger Eifer Deutschland vor dem Elend der albigensischen Ketzerei bewahren sollte und auch wirklich bewahrte, welche damals das ganze südliche Frankreich verpestete. Im Jahr 1225 legte Elisabeth mit des Landgrafen Genehmigung in Meister Conrads Hände das Gelübde des Gehorsams für alle Dinge ab, welche nicht wider die Rechte der Ehe liefen; so wie auch das Gelübde für den Fall, daß sie ihren Gemahl überlebe, im keuschen Wittwenstande zu verbleiben. Bald darauf mußte der Landgraf zum Reichstag des Kaisers nach Cremona. Kaum war er fort, so brach eine furchtbare Hungersnoth aus, die Thüringen ganz verwüstet haben würde, wenn nicht Elisabeth die landgräflichen Kassen und Speicher geöffnet und trotz dem Widerspruch ihrer Schwäger und Beamten dem Bedürfniß des armen Volkes abgeholfen hätte. Bei seiner Heimkehr wollte man dem Landgrafen Elisabeth als eine Verschwenderin vormalen, die sein Geld und Gut vergeudet habe; doch er entgegnete: „Wenn sie mir nur Eisenach mit der Wartburg und Naumburg läßt, alles Uebrige verschenke sie in Gottes Namen! durch Almosen wird Niemand arm.“ Ludwig verdiente es, der Gemahl einer Heiligen zu sein! doch leider war er es nicht lange mehr.

Die bittern Leiden der Heiligen.

Abermals mußte der Landgraf zum Kaiser nach Italien, um ihn auf einem Kreuzzug in's heilige Land zu begleiten. Doch im Hafen von Otranto starb Ludwig plötzlich in Fülle der Jugend und der Kraft, im Jahr des Heils 1227. Als die Trauerbotschaft nach Thüringen kam, stand Elisabeth eben von ihrem Wochenbette mit ihrem jüngsten Töchterchen auf. Bei der ersten Nachricht ward sie wie irr vor Schmerz. „Mein Herr und Gott!" rief sie, „nun ist die Welt mir todt und Alles, was ich darin lieb hatte; denn er ist todt! er ist todt!" Und sie stand auf von ihrem Ruhebett und lief durch das ganze Schloß laut wehklagend: „Er ist todt!" dann brach sich die Verzweiflung in Strömen von Thränen. Nun erwachte der alte Haß, den die Bösen immer gegen die Heiligen hegen — jener Haß, den der Teufel gegen die Engel hat — und mit Uebergehung ihres kleinen Sohnes ward Heinrich, ein Bruder des verstorbenen Landgrafen, zu dessen Nachfolger bestimmt; und mit unerhörter Grausamkeit ließ der neue Landgraf nach wenigen Tagen ihr befehlen, auf der Stelle mit ihren Kindern die Wartburg zu verlassen, denn sie sei eine nichtswürdige Verbrecherin, welche das Land ruinirt, die Kassen bestohlen, ihren Gemahl betrogen und durch wahnsinnige Verschwendung entehrt habe. Zur Strafe dafür werde man ihr Hab und Gut zurückbehalten und ihr Witthum ihr entziehen. Die Landgräfin Sophie hatte ein Mutterherz für Elisabeth gefunden, seitdem Beide den geliebten Todten be-

weinten. Sie versuchte, die unglückliche Wittwe mit den vier kleinen unmündigen Waisen zu schützen; doch umsonst! auf der Stelle, mitten im Winter, bei bitterem Frost wurde Elisabeth, die Königstochter, wie eine Landstreicherin bettelarm aus dem Schloß gejagt. Sie trug ihr jüngstes Kindchen auf dem Arm, ihre beiden treuen Edelfräulein, Jutta und Isentrud, trugen die zwei andern kleinen Mädchen; Hermann, ihr Sohn, ging neben ihr; und so irrten sie in Eisenach umher. Denn der Landgraf Heinrich hatte öffentlich das Gebot verkünden lassen, Elisabeth nicht aufzunehmen, und da es in der Welt tausendmal mehr feige als mutbige Herzen gibt, so blieben in der Stadt, die Elisabeth mit einer Fülle von Liebe und Barmherzigkeit überströmt hatte, alle Thüren ihr verschlossen. Ja, mit Zorn, Verachtung und Hohn ward sie hie und da abgewiesen. Sie ging auf dem Kreuzweg der heiligen Liebe doppelt und dreifach gekreuzigt, mit dem tiefen Gram um ihren lieben Gemahl und dem bittern Herzeleid über die Noth ihrer kleinen verstoßenen Kinder. Endlich kam sie zu einer Schenke, die ja für Jedermann offen steht! und welch' Gemach wies der Wirth seiner Landesfürstin an? eine dunkle Kammer voll Gartengeräthschaften, aus welcher er ein Paar Schweinchen jagte. Da hatte sie ein Obdach! Aber als sie nun so an die äußerste Grenze des Elends und der Hülflosigkeit gekommen und ihrem Heiland gleich geworden war, der auch keinen Platz hatte, um sein Haupt darauf zu legen; da gingen die Quellen des himmlischen Trostes für

sie auf und übernatürliche Wonne überströmte ihre Seele. Und als in der Kirche der Franziscaner, deren Kloster sie und Ludwig gestiftet hatten, zur Mette geläutet ward, eilte sie hin, wohnte dem nächtlichen Chorgebete vor dem Hochwürdigsten Gute knieend bei und ließ von den frommen Vätern das Te Deum singen, zum Dank für die Trübsal, womit Gottes Gnade sie heimsuche. So freudig trank sie aus dem Leidenskelch ihres Herrn. Gegen Morgen fand sich ein Freund — ein armer Priester! Kaum hatte der von Elisabeth's Noth gehört, so ruhte er nicht, bis er sie aufgefunden und sie mit Jutta, Isentrud und den Kindern in seine kleine Behausung geführt hatte. Da bereitete er für sie Alle eine ärmliche Lagerstätte und Elisabeth gab ihm ihre Ringe zu verkaufen und dafür Lebensmittel anzuschaffen. Auf der Wartburg ward aber sogleich die Anzeige gemacht, daß Elisabeth ein Obdach gefunden habe und auf der Stelle schickte der Landgraf Heinrich zu ihr und ließ sie in das Haus ihres bittersten Gegners führen, der am Hofe sehr angesehen und sehr reich war. In diesem großen stattlichen Hause wies man ihr eine schlechte Kammer an, versagte ihr Feuerung und Nahrung und mißhandelte sie dermaßen, daß sie, um nicht ihre Kinder vor Hunger und Frost umkommen zu sehen, sich wieder in die Schenke begab. Inzwischen erwachte doch das Gewissen in einigen Personen und heimlich nahm man ihr die Kinder ab und verpflegte dieselben; aber für sie selbst wagte Niemand etwas zu thun, so daß sie spinnen und das Gespinnst verkaufen mußte,

um leben zu können. Und dabei fand ſie den grauſamſten Undank für frühere Wohlthaten! Ein moraſtiger Bach floß durch eine Straße von Eiſenach. Steine waren hineingeworfen, um ihn zu überſchreiten und Eliſabeth ging eben auf dieſen Steinen. Da trat ihr ein boshaftes Bettelweib entgegen, das von ihr mit Gaben und Almoſen überhäuft worden war, ſtieß ſie von den Steinen in das ſchmutzige Waſſer hinab und ſagte frech: „Da liege, Du Närrin! Du haſt nicht verſtanden, Landgräfin zu ſein; nun haſt Du, was Dir gebührt.“ Die Landgräfin Sophie hatte aber ſogleich nach Eliſabeth's Vertreibung an deren Tante, die Aebtiſſin Mathilde von Kitzingen in Franken geſchrieben und dieſe ſchickte jetzt ein anſtändiges Geleit nach Eiſenach und ließ ihre Nichte und die Kinder zu ſich abholen. Der Fürſtbiſchof von Bamberg, ein Oheim Eliſabeth's, wies ihr bald darauf das Schloß Bottenſtein zum Wohnſitz an, trug väterliche Sorge für ſie und die Kinder, und gedachte ſie mit Kaiſer Friedrich II. zu vermählen, der vor Kurzem ſeine Gemahlin verloren hatte. Aber die verſtoßene Bettlerin hatte einen edleren Bräutigam als den mächtigen Kaiſer! Demüthig dankte ſie für dieſe und jede andere Vermählung und lebte mit ihren lieben Kinderchen und ihren beiden Edelfräulein, die ihr in guten und ſchlimmen Tagen treu blieben, einſam und gottſelig zu Bottenſtein.

Die Heimkehr der Heiligen.

Die thüringiſchen Ritter, die mit Ludwig den Kreuzzug machen wollten, hatten ohne ihn

nach Palästina ziehen müssen. Als sie ihre Wallfahrt vollendet hatten, nahmen sie aus Otranto die Leiche ihres theuren Landesherrn mit und führten sie mit großen Ehren durch ganz Italien und Deutschland nach Thüringen, wo sie in der Abtei Reinhardsbrunn feierlich bestattet werden sollte. Doch wer beschreibt das Entsetzen dieser christlichen Ritter, als sie Kunde von Elisabeth's Schicksal erhielten! Mit Herrn Walther von Varula und seinem Sohn Rudolph an der Spitze, begaben sie sich zu Landgraf Heinrich und sagten ihm freimüthig, er habe durch sein Verfahren gegen Elisabeth und ihre Kinder die ganze Ritterschaft von Thüringen entehrt, denn die erste Pflicht des christlichen Ritters sei, Wittwen und Waisen zu beschirmen, und es bleibe ihm nichts übrig, als ihr eine glänzende Genugthuung zu gewähren und sie um Vergebung und ihre Rückkehr auf die Wartburg zu bitten. Die Landgräfin Sophie machte ihrem Sohn mit tausend Thränen und Bitten dieselben Vorstellungen; die bösen Rathgeber wagten keinen Widerspruch und so ging denn Heinrich in sich, lud Elisabeth zur feierlichen Beerdigung Ludwigs nach Reinhardsbrunn, versöhnte sich dort aufrichtig mit ihr, führte sie dann selbst auf die Wartburg zurück und verwaltete das Land für ihren unmündigen Sohn Hermann. Elisabeth lebte nun wieder in Frieden und Ehren bei ihren Verwandten, hielt sich aber ganz entfernt von den Festen und Lustbarkeiten des Hofes und ward von den Hofleuten vor wie nach für eine einfältige Närrin gehalten, weil sie vor wie nach in Werken der Liebe und

in Andachtsübungen für Gott, für ihre Kinder und für die Armen lebte. Der heilige Vater, Papst Gregor IX., hatte aber eine andere Meinung von ihr als die Hofleute! Gerührt und erbaut durch ihre so hohe und so demüthige Tugend, schrieb er ihr mehrmals mit väterlicher Liebe und trug dem Meister Conrad von Marburg auf, nicht nur ihre geistliche Führung noch viel sorgsamer zu übernehmen, sondern sie auch gegen Verfolgung und Gewaltthat zu schützen. Ferner schickte er ihr ein Kleinod, dessen Kostbarkeit die Heilige eben so hoch ehrte, als das Geschenk ehrenvoll für sie war, nämlich den armseligen Mantel des heiligen Franziscus Seraphicus, den der Papst vor Kurzem heilig gesprochen hatte.

Die Heilige begibt sich nach Marburg.

Ein Jahr ungefähr brachte Elisabeth auf der Wartburg zu. Da bat sie ihren Schwager, ihr einen Ort anzuweisen, wo sie in größerer Abgeschiedenheit Gott dienen könne. Er überließ ihr die Stadt Marburg in Hessen mit allen Einkünften als unumschränktes Eigenthum und gab ihr 500 Mark Silber zur Einrichtung ihres neuen Wittwensitzes. Mit Dank und Liebe trennte sich Elisabeth von ihren Verwandten und ward in Marburg mit solchen Ehren und so großem Jubel empfangen, daß ihre Demuth darob erschrack. Kaum hatte sie daher nach Meister Conrads Rath die Beamten für die Stadt ernannt, so zog sie sich auf ein benachbartes Dorf zurück und lebte daselbst so lange in einer Hütte,

bis die ihrige fertig war, die sie neben der Kirche der Franziscaner für sich bauen ließ. Diesen Palast der heiligen Armuth bezog sie dann mit Isentrud, Jutta und den Kindern, und bat Gott Tag und Nacht, er möge ihr die übermäßige Zärtlichkeit für diese Kinder nehmen, damit sie sich mehr und mehr von der Erde und allen Geschöpfen ablösen und in seiner Liebe allein ihr Genügen finden möge. In diesem Verlangen nach der höchsten Vollkommenheit unterstützte Meister Conrad sie mit der heiligen Kraft, welche ihr himmlisches Streben und ihre große Seele begehrten und verdienten, vor welcher aber die engen Herzen erschrecken und fliehen. Er brach ihren Willen und übte sie im Gehorsam auf jede Weise, damit sie die vollkommene Entsagung und Selbstverleugnung lernend, zur vollkommenen Vereinigung mit Gott sich bereite. Er trennte sie von ihren beiden treuen und geliebten Freundinnen und gab ihr ein Paar Kammerfrauen von zänkischer, eigensinniger Gemüthsart; er gestattete ihr nur eine bestimmte Summe zu Almosen, die sie selbst vertheilen durfte, obwohl sie ihr ganzes Einkommen den Armen überließ; er brachte ihre Töchter zur Erziehung in das Kloster Altenburg, Prämonstratenser-Ordens, in Hessen, wo später Gertrud, die jüngste, bei zwanzig Jahren Abtissin und in Folge ihres engelhaften Wandels selig gesprochen war; die älteste heirathete den Herzog von Brabant, die mittelste starb. Als Meister Conrad Elisabeth allmälig von allen irdischen Fesseln gelöst hatte, legte sie die Gelübde des dritten Ordens in der Franziscanerkirche ab.

Während er das heilige Meßopfer darbrachte, schnitt der Pater Guardian ihr Haar ab, bekleidete sie mit dem seraphischen Habit, gürtete sie mit dem Strick und nahm sie auf als eine wahrhaft seraphische Tochter des seraphischen Vaters Franziscus. In dieser aschfarbenen Kutte, mit bloßen Füßen, ihren Lebensunterhalt durch Wollspinnen verdienend, lebte fortan die fürstliche Wittwe, die Königstochter, in der äußersten freiwilligen Dürftigkeit, aus Liebe zu dem göttlichen Liebhaber ihrer Seele, der keinen Thron der Erde, sondern den des Himmels aus Liebe zu ihr verlassen hatte. Und der Widerschein seiner namenlosen Liebe strahlte als übernatürliche Freude aus ihrer Seele, als übernatürliches Licht von ihrem Antlitz, als übernatürliche Kraft aus ihren Werken. Wie im Frühling über Nacht die Blüthen sprossen, so still, so zahllos blühten Wunder um sie auf. Ein armer taubstummer gelähmter Knabe lag einst vor der Thür des Spitals, das sie mit Tagesanbruch zu besuchen pflegte: „Was fehlt dir, mein liebes Kind?“ fragte sie zärtlich. Da der Knabe aber auf ihre wiederholten Fragen schwieg, sprach sie traurig: „Im Namen Jesu, sage mir, was dir fehlt.“ Und er stand auf, lobte Gott und war von all' seinen Leiden befreit. Ein Unglücklicher, der an Händen und Füßen verstümmelt war, rief ihr einst zu: „Eile Frau, ich bin aus Reinhardsbrunn, wo euer Gemahl begraben liegt. Aus Liebe zu seiner Seele helft mir, betet für mich.“ Und in der Erinnerung an diese süße heilige Liebe sah Elisabeth mit überirdischer Zärtlichkeit den Unglücklichen an;

und sieh! von diesem gebenedeiten Blick war er genesen. Ein Blinder bat sie um ihre Fürbitte. „Bete du selbst mit mir," sprach sie und ließ ihn neben sich niederknieen. Und je eifriger sie ward im Gebet, desto heller wurden seine Augen, bis er ganz deutlich sah. Da erhob sie sich und sprach: „Nun mußt du fleißig Gott dienen, arbeiten und dich vor jeder Sünde hüten."

Das selige Abscheiden der Heiligen.

„Sie ist vollkommen irrsinnig geworden," sprach Landgraf Heinrich zu den ungarischen Magnaten, die sich im Namen des Königs Andreas bei ihm nach Elisabeth erkundigten. Aber als die Herren nach Marburg kamen, auf allen Lippen ihr Lob hörten, in ihre arme Behausung traten und sie mit verklärtem Antlitz bei der Spindel trafen; da machten sie unwillkürlich das Zeichen des heiligen Kreuzes, wie vor etwas sehr Heiligem und luden sie im Namen des Königs nach Buda ein, weil es ihn betrübe, sie in solchem Elend zu wissen. Elisabeth entgegnete ganz holdselig: „Ich bitte euch, edle Herren, sagt meinem Herrn Vater, er möge sich freuen, daß seine Tochter im Dienst des großen Königs aller Himmel und sehr glücklich ist. Er kann nur Eines für mich thun: beten; und das thue ich auch für ihn." Bald darauf erging der Ruf des himmlischen Vaters zur Heimkehr an Elisabeth; den hörte sie mit Wonne! In einer ihrer häufigen Gebetsentzückungen erschien ihr in strahlendem Lichtglanz der süße Heiland und sprach liebreich: „Elisabeth, meine Braut! komm' mit mir zu dem Gezelt, das ich

seit Ewigkeiten dir bereitet habe.“ Da überströmte eine unsägliche Freude ihr Herz, denn sie wußte nun, daß der traurige und harte Winter ihres Lebens bald vorüber sein und der ewige Frühling beginnen werde. Wie eine Selige besuchte sie zum letzten Mal alle ihre Kranken, Armen und Aussätzigen, ertheilte Allen frohlockend ihren Segen und ordnete ihre Bestattung und Beerdigung selbst an. Dann besuchte sie den erkrankten Meister Conrad, empfing seinen Segen und legte sich auf das Krankenbett, von dem sie sich nicht wieder erhob. Ein heftiges Fieber machte in vierzehn Tagen ihrem irdischen Leben ein Ende und während der ganzen Krankheit kam sie fast gar nicht aus himmlischen Entzückungen, Gesichten und Gebeten heraus. Endlich war der 19. November des Jahres 1231 ihr Geburtstag für das ewige Leben. Heilige Elisabeth, bitte für uns!

Ida Hahn-Hahn.

An die Gnadenreiche[1]).

Mein Zuflucht alleine
Maria, die Reine,
Von Herzen ich meine
Zu rufen an,
Daß ſie mich regieren,
Mit Gnaden woll zieren
Und treulich thu führen
Auf rechte Bahn.

Ach Krone der Frauen,
Mit höchſtem Vertrauen
Bitt, wolleſt anſchauen
Die Seele mein.
Errett mich Elenden
Aus feindlichen Händen,
Thu niemals abwenden
Die Augen dein.

---

1) Aus dem Schatzkäſtlein für Arme im Geiſt. Mainz, bei Franz Kirchheim.

Recht Alle dich nennen,
Mit Lefzen bekennen,
Von Herzen erkennen
Der Menschen Heil;
Drum darf ich wagen,
Mein Jammer und Plagen
Dir, Jungfrau, zu klagen,
Hilf mir in Eil.

Ich kann nicht all zählen
Mein Sünd, so mich quälen,
Die mir thun abstehlen
All Herzensfreud;
Wann ich thu dran denken,
So möcht ich erkränken
Und mich gar versenken
In lauter Leid.

Ach schau, wie viel Sünden
All Tag und all Stunden
Mein Herz mir verwunden
Mit Bitterkeit;
Die Welt mich belieget,
Das Fleisch mich betrieget,
Der Feind mich bekrieget
Mit hartem Streit.

Drum süße Mutter
Voller Gnaden und Güte
Aus ganzem Gemüthe
Ich zu dir schrei;
Du wollst ansehen,
Wie mirs thut gehen
Und sicher beistehen
In rechter Treu.

Mach, daß mich verschone
Dein süßester Sohne,
Geh hin vor sein Throne
Halt an um Gnad.

Zeig Ihm Dein Brüste,
Die oft er mit Lüsten
In seins Lebens Friste
Gesogen hat.

Erzähl Ihm die Schmerzen,
Die du in deim Herzen
Wie brennende Kerzen
Gelitten hast
In selben Stunden,
Da Jesus voll Wunden
Ja gar hing geschunden
Am Kreuz ohne Rast.

Durch dieß dein Beten
Wollst mich erretten
Aus all den Ketten
Der Laster mein,
Und mich thun finden
Bei Jesu deim Kinde
Verzeihung der Sünden
Ohn Schuld und Pein.

Wann endlich muß scheiden
In Schmerzen und Leiden,
Wann mich wird bestreiten
Der höllische Drach'.
Dann hilf mir, Maria,
Dann tröst mich, Maria,
Dann stärk mich, Maria,
Daß ich nicht verzag.

Der heilige Franz von Assisi.

(Am 4. October.)

Geburt des Heiligen.

In der italienischen Landschaft Umbrien liegt auf einem Hügel die Stadt Assisi, wo im Jahr 1182 ein Kind der Gnaden auf die Welt kam, das dereinst wie eine Sonne in dem himmlischen Heer der Heiligen erstrahlen sollte. Der Vater dieses Kindes war ein wohlhabender Kaufmann, Namens Peter Bernardone, der sich dazumal Geschäfte halber in Frankreich befand; die Mutter hieß Pica. Sie rang vor der Geburt des Kindes mehrere Tage mit dem Tode und man hatte alle Hoffnung für sie aufgegeben; da erschien ein fremder Bettler im Hause, empfing dankbar ein Almosen und gab den Rath, man möge die arme Frau in einen Stall bringen, dort werde sie glücklich des Kindes genesen. Und es geschah Beides. In einem Stall geboren und aus Liebe gekreuzigt war der göttliche Heiland, und in einem Stall geboren und aus Liebe gekreuzigt sollte sein treuer Nachfolger, St. Franziscus der Seraphische, sein. In der heiligen Taufe empfing er den Namen Johannes; sein heimkehrender Vater aber nannte ihn zur Erinnerung an die Reise in Frankreich, Franziscus, d. h. der Französische.

Jugend des Heiligen.

Bernardone und sein Weib bekümmerten sich mehr um ihr Geschäft als um ihres Sohnes Erziehung. In der Christenlehre ward er von einem frommen Geistlichen gut und gründlich unterrichtet; auch französisch lernte er, des Handels mit Frankreich wegen, ganz geläufig; außerdem nicht viel. Schon früh mußte er im Geschäft den Eltern behülflich sein und er hatte die Absicht, sich ganz demselben zu widmen; denn da er ungemein mildthätig, großmüthig und freigebig war, so brauchte er viel Geld, und das trug der Handel ein. Er war von äußerst fröhlichem, heiteren Gemüth, liebte prächtige Kleider, glänzende Feste, schöne Musik, veranstaltete Lustgelage und Spiele und durchwandelte mit seinen Genossen Abends die stillen Straßen von Assisi, Lieder des Volkes singend und auf der Laute sie begleitend. Bernardone, der sehr karg und hartherzig war, warf seinem Sohn verschwenderische Ueppigkeit vor und daß er lebe, wie der Sohn eines Prinzen, nicht eines Kaufmannes; Pica aber war von größter Zärtlichkeit für ihn erfüllt und ganz Assisi liebte den muntern und liebenswürdigen Franziscus und nannte ihn die Blume der Jünglinge. Durch zwei schöne und hohe Tugenden zeichnete er sich aus: durch Sittenreinheit und Barmherzigkeit. Sein feuriges Herz blieb rein und lauter und seine Freigebigkeit kam vor allen den Armen zu gut. Als er einst im Drang der Geschäfte einen Bettler kurz abwies und dieser ganz betrübt fortging, war Franziscus so ergriffen, daß er dem Armen nacheilte, ihm ein reichliches

Almosen gab und den Entschluß faßte, Keinen abzuweisen, der im Namen Gottes ihn ansprechen würde. Da er überall mit dabei war, wo es lustig und lebendig herzging, so machte er auch einen Kriegszug gegen die benachbarte Stadt Perugia mit; doch das bekam ihm übel! er gerieth in Gefangenschaft sammt vielen Jünglingen von Assisi. Während sich diese härmten und betrübten, blieb Franziscus allein unverzagt und guter Laune, tröstete und ermunterte Alle und kehrte auch nach Jahresfrist wohlbehalten mit ihnen nach Assisi zurück. Da die Gefangenschaft ihn nicht zur Einkehr in sich selbst gebracht hatte, so schickte ihm der liebe Gott eine schwere Krankheit. Während der langsamen Genesung hatte er Zeit, die Vergänglichkeit der irdischen Freuden, die unwiderruflich mit Tod und Grab endigen, zu betrachten; und da wollte ihm denn die Welt mit ihrer eitlen Pracht gar nicht mehr gefallen. Er zog sich von seinen Freunden und Genossen zurück, wanderte einsam durch Flur und Wald, und gab höheren Gedanken Raum. Mit der wiederkehrenden jugendlichen Kraft wendete sie sich zwar wieder dem Irdischen zu und das Kriegsleben war es nun, das seine kraftvolle, feurige Seele anlockte, denn sein verflossenes Leben kam ihm vor wie kindisches Possenspiel; — aber die Gnade gab ihm auch Heldenmuth. Ein blutarmer Edelmann, auf's Elendeste bekleidet, sprach ihn um Almosen an, als er in dem reichsten Anzug durch die Straßen ging, und augenblicklich tauschte Franziscus das Kleid mit ihm und legte das armselige an. In der folgenden Nacht träumte er, in einem herrlichen Palast zu sein, der ganz

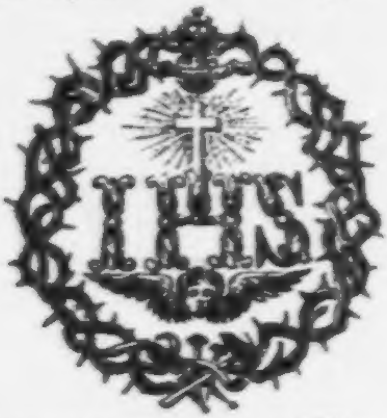
mit Rüstungen und Waffen angefüllt war, auf denen das Zeichen des Kreuzes strahlte. Staunend fragte er, wem dies gehöre, und die Antwort hieß: Dir! und dies sind die Rüstungen deiner Soldaten. Am andern Morgen erklärte er freudig, nun sei er gewiß, ein mächtiger Fürst zu werden; nahm Abschied von den Seinen und ging gen Neapel, wo es Krieg gab. Doch er kam nicht weit, denn schon in Spoleto erkrankte er und eine Stimme von oben befahl ihm, heimzukehren und die Vision von dem kriegerischen Palast anders zu deuten. Fügsam wie ein Kind ging er nach Assisi zurück.

Bekehrung des Heiligen.

Von nun an sammelte er sich mehr in sich selbst und dachte viel darüber nach, was der liebe Gott wohl aus ihm machen wolle, betete fleißig und theilte reichlichere Almosen aus. Einst trug er so viel Lebensmittel auf einem Tisch zusammen, daß seine Mutter ganz verwundert fragte, für wen dies Alles sei? — „Für alle Arme, die ich im Herzen habe," erwiederte er. So voll war ihm das Herz, daß es vor Begier brannte, sich zu opfern; er wußte nur gar nicht recht wie!

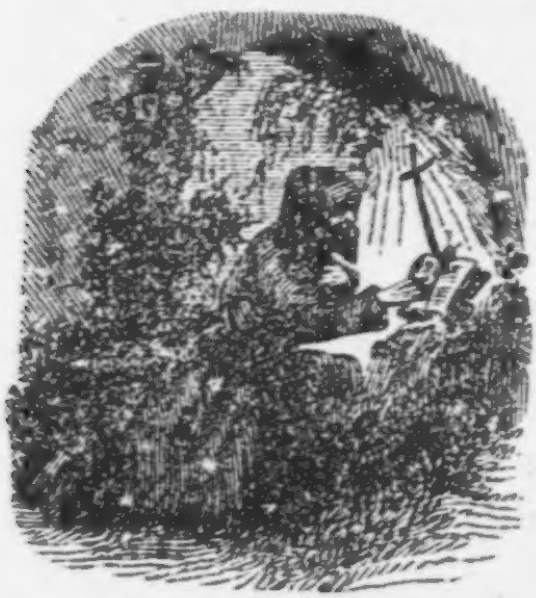
Da setzte er sich einmal zu Pferde und jagte in der Ebene umher, die sich vor Assisi ausbreitet. Siehe, da kam ein Aussätziger ihm entgegen und Franziscus, dem dieser Anblick ein Gräuel war, wollte eben Reißaus nehmen. Doch plötzlich besann er sich, sprang vom Pferde, legte eine Gabe in die entsetzliche Hand des Unglücklichen, bedeckte diese Hand mit Küssen, bestieg wieder sein Pferd und ritt von dannen. Als er nach einer kleinen Weile zurückschaute, war weit und breit auf der großen Ebene kein Mensch zu schauen und wegen des süßen Trostes, der ihm die Seele füllte, dachte er, dies könne vielleicht etwas Himmlisches gewesen sein und er wolle sich fortan Gott zu Lieb in allen schweren Dingen überwinden. Dieser ernste Vorsatz drängte ihn immer mehr zu Gott, weil er klar erkannte, daß wir nur mit der Gnade Gottes Fleisch und Blut besiegen können und immer heißer und beharrlicher wurde sein Gebet, der liebe Gott möge ihm doch sagen, was er thun solle, um ihm recht wohlgefällig zu werden. Mit seinen früheren Kameraden kam er nur noch selten zusammen, doch Einmal hatten sie ein Fest, bei dem nach alter Art Franziscus der König war. Plötzlich kam ein großer stiller Ernst über ihn und die muntern Gesellen neckten ihn und fragten: Denkst du etwa an eine Geliebte? mögtest du wohl eine Frau nehmen? — „Ja, das ist's!" rief Franziscus, „ich werde eine so schöne und edle Frau nehmen, wie es keine zweite auf der Welt gibt." Aber er wußte selbst noch nicht, was er eigentlich meine, außer daß er sich mehr und mehr von Gott und zu Gott gezogen fühlte. Bald darauf hatte

er eine Erſcheinung des gekreuzigten Heilandes, die ſein Herz ſo gewaltig ergriff und rührte, daß er ſeitdem nie ohne Thränen ein Kruzifix anſehen, noch



an ein ſolches denken konnte. Aber er ließ es nicht bei unfruchtbaren weichlichen Thränen bewenden, ſondern übte die Liebe, die er empfand, ging in's Spital, bediente die Kranken, gab den Armen Alles, was er hatte, ſogar die Kleider vom Leibe und hielt ſich freundlich und demüthig zwiſchen Bettlern auf. Doch was er auch thun mochte, nie war es ihm genug und immer brannte ihm das Herz danach, mehr zu thun. Einſt betete er mit großer Andacht in der halb verfallenen St. Damianskirche, die einſam vor dem Thor von Aſſiſi lag. Da ſprach eine Stimme dreimal zu ihm: „Franziscus, ſtelle mein Haus her, das zerfällt.“ Mit ſeinem ganz kindlichen Weſen glaubte er nun beauftragt zu ſein, die St. Damianskirche herzuſtellen und ſich gehorſam an's Werk machen zu müſſen, nahm einige Tuchballen, ritt nach Foligno, verkaufte dort Pferd und Tuch und brachte dem armen Geiſtlichen, welcher der St. Damianskirche vorſtand, mit großer Ehrerbietung und Freude

das gelöste Geld zum Aufbau. Dem Geistlichen kam dies große Geschenk aber bedenklich vor; er nahm es nicht an und da Franziscus den Geldbeutel nicht zurücknehmen wollte, so legte er ihn auf eine Fensterbank. Dort fand der erzürnte Bernardone seinen gefüllten Seckel, als er voll Grimm über die Verschwendung seines Sohnes zu dem Geistlichen eilte und sein Gut zurückforderte. Franziscus verweilte einige Tage bei diesem frommen Priester und brachte sie mit Fasten und Gebet in dem einsamen Gotteshause zu; dann aber floh er vor dem Zorn des Vaters in eine Höhle, wohin ihm ein treuer



Diener spärliche Nahrung brachte und wo er unter unsäglichen Thränen und Kämpfen zu dem Entschluß kam, das Himmelreich mit Gewalt an sich zu reißen, Zorn, Verfolgung, Haß und Verachtung der Welt gern zu ertragen und ihr, um der evangelischen Armuth willen, gründlich zu entsagen. Nach

Monatsfrist kam er aus seiner Höhle wieder zum Vorschein, blaß, hager, abgehärmt, mit verwirrtem Haar, in zerrissenen Kleidern, dermaßen verwandelt, daß der Pöbel von Assisi ihn für wahnsinnig hielt und ihn mit Geschrei, mit Steinwürfen und Gelächter verfolgte, als er in der Stadt erschien. Bernardone hörte die Kunde, warf sich wüthend in den Pöbelhaufen, riß seinen Sohn bei den Haaren heraus, schleppte ihn unter Faustschlägen und grimmigen Drohungen in sein Haus und sperrte ihn hinter Schloß und Riegel in eine Kammer ein. Franziscus litt schweigend die rohe Grausamkeit des Vaters sowohl, als die gemeine Verhöhnung des Pöbels, freute sich, für die heilige Thorheit des Kreuzes ein Weniges zu leiden und beharrte bei seinem Vorhaben, sich ganz Gott zu widmen. Während einer Abwesenheit seines Vaters entließ Pica ihn mit mütterlicher Zärtlichkeit aus der Haft und Franziscus kehrte nach St. Damian zurück. Beide hofften, Bernardone's Zorn werde sich inzwischen legen. Doch mit nichten! Nach seiner Heimkehr berief Bernardone seinen Sohn vor den Bischof von Assisi, sagte sich los von dem wahnwitzigen, verschwenderischen Thoren und begehrte, daß Franziscus feierlich auf sein Erbtheil verzichte und Alles herausgebe, was er etwa noch an Geld und Gut besitze, und der milde, weise Bischof ermahnte ihn auch dazu. Franziscus war mit Freuden zu jeder Entsagung bereit, und da er nichts weiter besaß, als seine Kleider, so zog er sie aus, legte sie gehorsam Bernardone zu Füßen und sprach: „Bisher habe ich dich Vater genannt; jetzt darf ich aber dreist sagen, Vater unser, der du bist im Himmel,

auf dich allein hoffe ich; denn auf Erden habe ich keinen Vater mehr.“ Alle Anwesenden waren tief gerührt durch den wunderbaren Jüngling, nur nicht Bernardone. Franziscus empfing mit demüthigem Danke den Kittel eines bischöflichen Gartenknechtes und den Segen des frommen Bischofs, der fortan sein Gönner und Beschützer blieb, und machte sich auf den Weg nach Eugubbio, um im dortigen Spital der Aussätzigen zu dienen. Frohlockende Lieder singend zog er durch den Wald. Da begegneten ihm Räuber, die sich über das Jubiliren dieses Armseligen sehr wunderten und ihn fragten, wer er sei. „Der Herold des großen Königs,“ antwortete er. Sie wußten nicht, wie wahr das sei, glaubten, er wolle sie verhöhnen, und warfen ihn zornig in einen Graben voll Schnee. Aber der Herold der heiligen Liebe setzte um so froher seinen Weg fort. Er war jetzt vier und zwanzig Jahr alt.

Der Heilige wird Ordensstifter.

Nachdem sich Franziscus bei den Aussätzigen in einer Art von Abtödtung geübt hatte, ging er nach Assisi zurück, um eine andere zu üben. Der Aufbau von St. Damian lag ihm am Herzen und er fing an, die Mittel dazu zusammen zu betteln und bei dem Bau als Handlanger zu dienen. Dies that der zarte und verwöhnte Jüngling in seiner Vaterstadt, wo alle Menschen ihn kannten, Viele ihn verachteten, Viele ihn für blödsinnig hielten und sein Vater ihm fluchte. Aber Franziscus hatte tapfer die Hand an den Pflug gelegt, wie die heilige Schrift uns ermahnt, und sah nicht zurück.

Einige fanden sich auch, die bis zu Thränen gerührt waren, daß ein Mensch so vollkommen die Eitelkeit der Welt verlassen und zur himmlischen Liebe sich hinwenden könne. Ungestört durch Haß wie durch Bewunderung setzte Franziscus sein mühseliges Leben der Selbstverleugnung und Abtödtung fort und stellte nicht nur St. Damian glücklich her, sondern auch die ebenso verfallenen Gotteshäuser von St. Peter und von St. Maria von den Engeln, in der Umgegend von Assisi. Der gute Geistliche von St. Damian beköstigte ihn anfangs, aber bald fand Franziscus das viel zu bequem! er bettelte vor den Thüren, aß auf der Straße Das, was man ihm gab, und gedachte der unsäglichen Armuth Jesu, wenn ihn ein Widerwille gegen diese Ueberbleibsel anwandelte. Seine unbeschreibliche zärtliche, inbrünstige Liebe zu dem gekreuzigten Jesus trieb ihn an, sich immer mehr, immer freudiger an Leib, Herz und Seele zu kreuzigen. Als er in St. Maria von den Engeln einer Apostelmesse beiwohnte und das Evangelium hörte, ward er von der Herrlichkeit der evangelischen Armuth so ergriffen, daß er auf der Stelle seine Schuhe, seinen Ledergürtel und seinen Stock hinwarf, dann sein aschfarbenes Kleid mit einem knotigen Strick umgürtete und seine Mitbürger aufrief, um der Liebe Gottes willen Buße zu thun. Er predigte mit so schlichten Worten, in so einfältiger Weise und dabei so eindringlich und feurig, daß man wohl wahrnehmen konnte, wie sehr der heilige Geist in ihm sei. Daher schmolzen auch viele harte Herzen an dieser übernatürlichen Liebesflamme und verstockte Sünder

bekehrten sich zu Gott. Einem reichen Edelmann zu Assisi, Bernard von Quintavalle, kam die selige Armuth und die heilige Thorheit des Kreuzes und Franziscus, der beide übte und predigte, so wunderschön und so erhaben vor, daß er diesen heiligen Armen Gottes zu sich einlud und, um ihn recht genau zu beobachten, sein Schlafgemach mit ihm theilte. Als Franziscus glaubte, Bernard sei nunmehr eingeschlafen, erhob er sich vom Lager, warf sich auf die Knie, breitete die Arme zum Kreuz aus und sprach: „Mein Gott und mein Alles!" Und bei diesen zwei Worten verharrte er die ganze Nacht, mit unaussprechlichen Thränen und Seufzern seiner nach der göttlichen Liebe schmachtenden Seele. Bernard aber schlief nicht, sondern wachte mit dem inbrünstigen Verlangen, dem Rathe Jesu zu folgen, seinen Reichthum den Armen zu vertheilen und dem armen Franziscus zu helfen dem armen Jesus sein Kreuz nachzutragen. Die Gnade erhielt ihn bei diesem Vorsatz und weckte in dem Chorherrn Peter von Catana einen ähnlichen. Beide gesellten sich zu Franziscus und zu seiner Lebensweise und wurden am 15. September des Jahres 1209 von ihm in der Portiuncula-Kapelle bei St. Maria von den Engeln mit dem aschfarbenen Gewande und dem Strickgürtel bekleidet, die er für sich selbst gewählt hatte. Dies ist der Anfang des Franziscaner-Ordens, der seitdem über den ganzen Erdboden eine so ungeheuere Verbreitung gefunden, und so viel Zweige, Sprossen und Blüthen getrieben, und immer wieder und wieder sich so erneuert und verjüngt hat, wie kaum ein zweiter in der ganzen

Christenheit. Denn Franziscus hatte so ein wundervolles, gottähnliches Herz, daß er für Alle sorgen konnte. Den Männern gab er eine Ordensregel, welche auf die vollkommene evangelische Armuth, auf ein Leben vom täglichen Almosen gegründet war; und er nannte sie aus Demuth die Minderen Brüder. Den Frauen gab er eine Ordensregel, die wo möglich noch strenger war, denn das Leben vom täglichen Almosen war verbunden mit strenger Clausur; aber Franziscus fand eine Seele, die großmüthig genug war, um sich unbedingt der Gnade Gottes in die Arme zu werfen, nämlich die große heilige Clara, nach welcher

sich der Orden die Clarissen oder die armen Claren nannte. Und endlich gab Franziscus den Weltleuten eine Regel, um ihr Leben außerhalb des Klosters gottgefällig einzurichten, und das ist der dritte Orden. Und Gott allein kennt die Zahl der Seelen, die sich in diesen drei Orden, wie in drei Tempeln der himmlischen Liebe, seit mehr als sechshundert Jahren geheiligt und ihm aufgeopfert haben. Und alle diese heiligen Seelen hat Franziscus durch Gottes Gnade auf den Weg der Vollkommenheit berufen. Nun zog sich Franziscus in eine ver-

fallene Hütte der Ebene von Rivo-Torto mit seinen zwei Jüngern zurück, und nach wenigen Tagen gesellte sich ein dritter zu ihm, der selige Egidius, ein Mann von so wundervoller Herzenseinfalt, daß er seitdem wie ein Engel in der entzückenden Anschauung Gottes lebte. Das war so bekannt, daß die kleinen Kinder auf der Straße dem Bruder Egidius nur das Wort „Paradies!“ zuzurufen pflegten, und alsbald ergriff ihn die Entzückung.

Der Orden breitet sich aus.

Franziscus fing nun an, mit seinen Söhnen evangelisch-apostolisch zu leben, indem er zu der äußersten Armuth, Entsagung und Demuth die Verkündigung des Wortes Gottes fügte, und predigend durch Städte und Dörfer wanderte. Immer zu Zweien gingen sie, die einen hier-, die andern dorthin. Was sie Alles auszustehen hatten an Hunger, Anstrengung, Ermüdung, schlechter Behandlung, Haß und Verspottung, ist gar nicht zu beschreiben. Die Welt, welche das Heilige nicht versteht und deshalb mit Wuth verfolgt oder als

Thorheit brandmarkt, sparte ihnen keine Schmach, keine Verläumdung. Sie duldeten Alles, schweigend, demüthig, mit der heitern Ruhe der Kinder Gottes, und ihr kleines Häuflein mehrte und mehrte sich; denn ihre Predigt von der Buße und der Vergebung der Sünden fiel auf manche Herzen wie ein süßer Maienthau. Die liebende Seele des Franziscus schien in allen seinen Söhnen zu leben. Einst wünschte er sehnlichst, Alle in Rivo-Torto um sich versammelt zu sehen; und siehe! der Geist Gottes führte Jeden an dem nämlichen Tage dahin. Er stärkte und ermunterte sie durch Beispiel und Belehrung und begab sich dann mit ihnen auf den Weg nach Rom, um von dem heiligen Vater, Papst Innocenz III., die Anerkennung des Ordens zu er-

bitten. Nun war es aber etwas so Neues und so Unerhörtes in der heiligen Kirche, daß ein ganzer Orden durch ein feierliches Gelübde auf jeden irdischen Besitz verzichtete und aus Liebe zu Gott von täglichen Liebesgaben leben wollte, daß Papst Innocenz Anfangs dem Franziscus nicht geneigt war. Aber in der folgenden Nacht sah er im Traum zu seinen Füßen eine Palme zu einem herrlichen Baum erwachsen und belehrte ihn ein gött-

liches Licht, daß dies auf Franziscus zu deuten sei; da bestätigte er die Regel und weihte den armen Ordensstifter zum Diacon. Ein zweiter Traum zeigte ihm darauf, wie dieser geringe bettelarme Mensch die Basilika vom Lateran, welche Einsturz drohte, im Fall stützte und aufhielt. „Wahrlich," sprach der heilige Vater, „er ist der Mann, der durch Werke und Lehre die Kirche Gottes aufrecht halten wird." Dann legten die Brüder ihre Gelübde ab, erhielten die Tonsur und empfingen die Erlaubniß vom heiligen Vater, all überall das Wort Gottes als Bußprediger zu verkünden. Selig zogen sie heimwärts zu ihrer elenden Hütte von Rivo-Torto; aber Gott lenkte das Herz der Söhne des heiligen Benedict und sie schenkten ihr Eigenthum, Platz, Haus und Kirchlein der Portiuncula, an Franziscus, der sich sogleich dort niederließ, so daß die Portiuncula seines Ordens Stammhaus ward und er von hier aus schon im Jahr 1211 die Klöster zu Cortona, Bologna und Pisa stiftete. Nun stieg er so hoch in der Meinung des Volkes, daß man alle Glocken läutete, wenn er in eine fremde Stadt kam, daß Clerus und Volk ihm mit brennenden Kerzen und grünen Zweigen feierlich entgegen zogen, daß man sein Kleid zu berühren, seine Füße zu küssen suchte und, war dies wegen Zudrang der Menge unmöglich, mit Andacht seine Fußtapfen küßte. Er nahm die Ehren hin, wie früher die Schmach: indem er sie demüthig und liebend Gott aufopferte. Im folgenden Jahr nahm er Clara und Agnes, die Töchter des Grafen Sciffi, zu seinen und der heiligen Armuth Töchtern an, schnitt vor dem

Altar der Portiuncula ihr Haar ab, gab ihnen das graue Bußgewand und den Strickgürtel und wies sie nach St. Damian, wo er ihnen gleichsam die Zufluchtsstätte bereitet hatte, die sie sammt andern frommen Jungfrauen durch die schönsten Tugenden der Gottseligkeit zieren sollten. Immer betend, predigend, lehrend, büßend, schwach an Körper, kindlich von Herzen, feurig und gewaltig an Geist, zog Franziscus durch Italien, um überall Seelen für das Reich Gottes zu gewinnen. Und bald ging er über Italien hinaus und nach Spanien, gründete Klöster in Burgos und Logrogno und wollte sich einschiffen zu den Muselmännern des Königreiches Marokko, als eine heftige Krankheit diesen Plan vereitelte und ihn nach Italien zurückführte. In der Einsamkeit mit seinem geliebten Heiland, der seinen treuen Diener mit einer Fülle von Erleuchtungen und Gnadenerweisen segnete, kräftigte sich Franziscus zu immer neuen Anstrengungen, wie sie das apostolische Leben und die evangelische Armuth mit sich brachten. Große Bekehrungen erfreuten sein Herz und glühender Eifer seiner Brüder für das Heil der Seelen erfüllte ihn mit unaussprechlicher Wonne. Nach Ungarn und Frankreich, nach Spanien und Afrika entsendete er Mindere Brüder, um Seelen zu retten, zu bekehren, zu heiligen. Zum Pfingstfest des Jahres 1219 berief er sie aus allen Landen zu einem Generalcapitel nach der Portiuncula. Da strömten sie zusammen aus den fernsten Gegenden und das Fest des heiligen Geistes fand auf der weiten freundlichen Ebene fünftausend Männer bei einander, die sich dem herrlichsten Kampfe, dem

Kampfe für das Kreuz und die Kirche Christi gewidmet hatten. Dem Kapitel stand Cardinal Ugolin vor, den der heilige Vater zum Protector des Ordens ernannt hatte. Er war ein treuer Freund und Bewunderer des Franziscus, und hatte später, als Papst Gregor IX., die unsägliche Freude, denselben heilig zu sprechen. Nach dieser Versammlung seiner lieben Söhne und Brüder schickte Franziscus sie wieder in alle Welt. Nach Marokko ging Bruder Berardus mit vier Gefährten, welche dort sämmtlich den Märtyrertod um der Verkündigung des christlichen Glaubens willen erlitten; und Franziscus selbst schiffte sich mit eilf Brüdern nach dem heiligen Lande ein, wohin schon längst sein ganzes Verlangen ging. In Damiette ließ der Sultan Meledin ihn auch wirklich vor sich kommen, hörte ihn aufmerksam an, bewunderte seinen Muth, bewies aber keine Neigung, den christlichen Glauben anzunehmen. Franziscus schlug dem Sultan vor, eine Probe über die Wahrheit der christlichen und muhamedanischen Religion anzustellen, nämlich ein großes Feuer anzünden zu lassen und durch dasselbe wolle dann er, Franziscus, mit einem Imam (muhamedanischen Priester) gehen. Der Sultan erwiederte aber, dazu würde sich kein Imam entschließen. Darauf ließ er den heiligen Glaubensboten ehrenvoll in's Lager der Christen zurückführen, die damals Krieg gegen ihn führten, um das heilige Land von seiner Herrschaft zu befreien, was ihnen aber nicht gelang. Nachdem Franziscus im Kreuzheer Buße, Versöhnung und Frieden gepredigt hatte, zog er weiter, besuchte die heiligen Stätten, ließ seine Gefährten in Jerusalem,

wo seitdem bis zu dieser Stunde die Franziscaner-Väter Wächter des heiligen Grabes sind, und kehrte nach Italien zurück. Wo er dort erschien und predigte, hatte er wahre Triumphzüge, dermaßen strömten Junge und Alte, Reiche und Arme, Herren und Knechte seinen wunderbaren, schlichten, herzerschütternden Predigten zu. Viel Freude hatte er: es bekehrten sich große Sünder und große Weltmenschen; im Orden selbst blühten große Heilige auf, z. B. der seraphische Jüngling St. Antonius von Padua, der aus Portugal, seiner Heimath, zum Generalcapitel nach der Portiuncula kam; feuriger Missionseifer beseelte die Brüder für Rettung der unwissenden, der sündigen, der irr- und ungläubigen Seelen. Jetzt kamen sie nach Deutschland, gründeten Klöster in Speyer, Worms und Mainz, in Thüringen und Bayern. Aber auch an Leid fehlte es dem Mann Gottes nicht! Gerade weil sein Orden so ungeheuer zahlreich und weitverbreitet war, suchten Ansichten und Gewohnheiten sich geltend zu machen und einzuschleichen, die er nicht billigte. Einige hielten es für nothwendig, daß der Orden Besitz haben dürfe; Andere, daß die Novizen weniger streng gehalten würden; Andere, daß man bei dem Bau der Klöster und Gotteshäuser von der ursprünglichen Armuth abgehen dürfe. Das Alles aber verwarf dieser wahrhafte Arme Jesu Christi und hielt fest an der ursprünglichen strengen Armuth. Die zahlreichen Frauenklöster des zweiten Ordens, die armen Claren, machten ihm auch viel Sorge, weil sie gar leicht Gefahr liefen, von ihrer bitterlichen Armuthsregel unter dem Vorgeben abzuweichen,

das Almosen reiche nicht aus zu ihrem Unterhalt; so daß er kopfschüttelnd sagte: „Der liebe Gott hat uns die Frauen genommen, allein ich fürchte, der böse Feind hat uns Schwestern gegeben.“ Doch alle diese Sorgen, Arbeiten, Mühen und Trübsale störten nicht den Frieden seiner engelhaften kindlichen Seele; denn er stand immer auf der Jacobsleiter, wie sein Lebensbeschreiber, der Bruder St. Bonaventura, so wahr und schön von ihm sagt: hinauf stieg er zu Gott durch das Gebet, herab stieg er zum Nächsten durch Werke der Liebe, und er wußte so gut die Zeit zu finden und einzutheilen, daß weder seine Seele noch die des Nächsten dabei zu kurz kam.

Das innere Leben des Heiligen.

Binnen einer Handvoll Jahre hatte Franziscus diese ungeheure Miliz Gottes erweckt und beseelt, die aus Liebe zum Kreuz freiwillig und froh Noth und Tod annahm. Daß dies ein gewaltiges Werk ist, leuchtet Jedem ein. Aber wie groß die Liebe zum Kreuz Desjenigen sein muß, der dies Werk begründet, mit welcher Gewalt er seine irdische Natur bekämpft, alle Neigungen, Regungen, Leidenschaften bezwungen, den niedern Menschen durch und durch gekreuzigt haben muß, damit der übernatürliche Mensch ein vollkommenes Werkzeug des heiligen Geistes werde: das springt nicht so in die Augen und ist auch gar nicht recht zu beschreiben. Dies Fasten, dies Wachen, dies Beten, diese Thränen, diese Geißelungen, diese Abtödtungen aller Sinne, diese Zermalmungen des Herzens, diese An-

fechtungen und Besiegungen des Satans, sind nicht auf diesen Paar Blättern zu fassen. Nur andeuten läßt es sich, indem man etwa sagt: Alles, was dem natürlichen Menschen an Verdemüthigung, Entbehrung, Schmach, Mangel, Leid und Elend schwer zu tragen und ein Greuel ist, übte Franziscus von dem Augenblick seiner Bekehrung bis zu seinem Tode, während zwanzig Jahren, in der höchsten Vollkommenheit, mit einer solchen Liebe, daß er in Wahrheit die Armuth seine geliebte Braut nennen durfte. Und wohlverstanden: er liebte sie nur deshalb, weil der Sohn Gottes auf Erden nichts Treueres gehabt hat, als eben die Armuth. Und er kreuzigte seine Sinnlichkeit nur deshalb, weil die Sinne uns hindern, Gott zu erkennen, zu lieben, zu schauen. „Mein Gott und mein Alles!" sagte er nicht blos in jener Nacht, wo er dadurch Bernard von Quintavalle bekehrte, sondern während zwanzig Jahren in jedem Augenblick. Die Welt war ihm todt und er für die Welt; darum lebte er in herrlicher Freiheit mit Gott, wie die seligen Geister; darum liebte er die Natur und ihre Gebilde und alle Kreaturen als Geschöpfe Gottes, deren Bestimmung es ist, den Schöpfer zu verherrlichen; darum ging er mit der ganzen Schöpfung in süßer Vertraulichkeit um und seine kindliche dichterische Seele sah in den Elementen, in Sonnen und Sternen, in Vögeln und Blumen ihre Brüder und Schwestern, Kinder der göttlichen Allmacht und Weisheit. Wie jene drei Jünglinge der heiligen Schrift in der Marter des Feuerofens mit jeglicher Creatur Loblieder Gottes sangen, so begehrte Franziscus in der langen Marter seines Lebens alle

Geschöpfe zum Hymnus der göttlichen Liebe zu ent-

zünden. Die Heiligen beginnen die Erlösung von der Knechtschaft des ersten Sündenfalles, nach welcher jede Creatur sich sehnt. Darum dienten die Thiere der Wüste dem heil. Antonius und andern heiligen Einsiedlern; darum verschonten die Thiere im Circus die heiligen Märtyrer; darum lebten die Thiere ganz anders mit Franziscus, als mit uns gewöhnlichen Menschen. Der Ritter Orlando hatte ihm den waldigen, einsamen Berg Alverno geschenkt, auf dem Franziscus mehrere Zellen baute, in die er und andere Brüder sich zurückzogen, um in einsamer Beschaulichkeit dem Gebet sich hinzugeben, wenn sie matt und erschöpft vom thätigen Leben waren. Als er zum Erstenmal den Alverno besuchte, flogen alle die sonst so scheuen Waldvögel auf ihn zu, setzten sich auf seine Schultern und Hände, schlugen mit den Flügeln und jubilirten ihm gleichsam ein Willkommen zu. „O," sagte der heilige Mann liebreich, „hier müssen wir bleiben, da meine Brüder, die Vögelchen, sich so zu unserer Ankunft freuen." — In Alviano störte das Ge-

zwitscher der Schwalben seine Predigt; da sagte er: „Jetzt laßt mich sprechen, meine Schwestern, ihr Schwalben, und hört fein ruhig das Wort Gottes an.“ Da schwiegen sie gehorsam. Mit einer Grasmücke sang er einst abwechselnd das Lob Gottes, nahm sie dann auf die Hand, gab ihr zu fressen und entließ sie mit seinem Segen. Die Lerchen liebte er besonders wegen ihres aschgrauen Gefieders und weil sie singend zum Himmel aufstiegen. Und die Lämmer, weil sie ihn an das Lamm Gottes erinnerten. Einmal bekam er in Portiuncula ein Lämmlein geschenkt, das er dieser Erinnerung wegen annahm. Er trug es zärtlich in den Chor und sagte: „Nun mußt du auch nicht die Brüder im Gebet stören, mein Brüderchen, du Lämmlein.“ Und das kleine Thier verhielt sich ganz still und kniete nur nieder vor dem Altar der heiligen Mutter Gottes und zur Elevation beim heiligen Meßopfer, was es doch von Niemand gelernt hatte. Aber auch die Blumen liebte Franziscus, weil sie ihn an die wundervolle Blume erinnerten, die aus der Wurzel Jesse aufgeblüht ist; und die Bäume, denn von dem Baum des Kreuzes war das Heil der Welt ausgegangen; und das Wasser, denn es wascht im heiligen Sacrament der Taufe unsere Seele von der Sünde rein; und die Steine, denn er gedachte des Ecksteins im Evangelium; und Wald und Wiesen, Fluren und Felder, denn der göttliche Heiland war auch über Berge und Thäler gewandelt. Kurz, die ganze Natur war für Franziscus mit der übernatürlichen Schönheit bekleidet, die ein Abglanz der göttlichen Liebe ist, und in dem Maß, wie sie ihm strahlte, diente

sie ihm auch. Daß er in Wundern lebte und webte, wen nimmt das Wunder? daß er die Blinden sehend, die Kranken gesund, die Lahmen gehend machte; daß er in den Seelen las wie in einem aufgeschlagenen Buch; daß die Vergangenheit und die Zukunft vor ihm enthüllt waren; daß sein Wort die Herzen gefügig machte wie Wachs: das Alles sind die Vorrechte der Kinder Gottes, sind das übernatürliche Erbtheil Derjenigen, die so vollkommen wie Franziscus das irdische Erbe unter die Füße getreten haben. Seine Gebetsentzückungen wurden immer häufiger und glühender. Die Brüder sahen ihn bald von Licht umstrahlt in seiner Zelle, bald schwebend wie ein seliger Geist in dem waldigen Hain des Berges Alverno.

Der Heilige empfängt die Wundmale und stirbt.

Als seine Seele sich erschwungen hatte zur Ebenbildlichkeit Gottes, da formte Gott auch die körperliche Gestalt des Franziscus zu seinem Abbild um und erwies ihm eine Gnade, wie sie in solchem Maße nie einem sterblichen Menschen ertheilt worden ist. Im Jahr 1224 brachte er seine vierzigtägige Faste zu Ehren des Erzengels St. Michael auf dem Alverno zu. Wunderherrliche Erscheinungen und Einsprechungen begnadeten ihn. Am Kreuzerhöhungstag, den 14. September, in der Frühe entzückte ihn das Gesicht eines Seraphs, der mit sechs flammenden Flügeln, zwischen denen ein Crucifix sich befand, vom Himmel herab und an sein Herz flog. Als es verschwand, blieb in seiner Seele eine himmlische, leidenvolle Wonne, und an

seinem Körper der Eindruck der heiligen fünf Wunden, und zwar so vollkommen, daß die Seitenwunde immer blutete und in den Wunden der Hände und Füße die schwarzen Kreuzesnägel sich bildeten. Nun lebte er noch zwei Jahre in unaussprechlichen körperlichen Leiden und seelischen Freuden. Gehen konnte er nicht mehr vor Schmerzen und Schwäche, darum ließ er sich von Ort zu Ort tragen, um zu predigen. Endlich, als er fast aufgerieben von Krankheit war, kehrte er nach seiner lieben Portiuncula zurück, legte sich zum Sterben auf der bloßen Erde nieder, ließ von den Brüdern seinen Gesang von seiner Schwester, der Sonne, und seinem Bruder, dem Tode, singen, dann die Passion nach St. Johannes vorlesen und ging psalmenbetend am 4. October 1226 zur ewigen Seligkeit ein. Heiliger Franziscus, bitte für uns.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die heilige Johanna Franzisca Freifrau von Chantal.

Stifterin des Ordens der Heimsuchung Mariä.

(Am 21. August.)

Die außerordentliche Frau, deren gnaden- und segenvolles Leben wir versuchen wollen, auf diesen Paar Blättern zusammen zu drängen, steht der Zeit nach, indem sie erst vor zweihundert Jahren gestorben ist, uns so nahe, daß wir ganz erstaunt sind, eine so große Heilige gleichsam in unserer Nachbarschaft zu finden. Wir meinen gar gern, die Heiligen der alten Tage hätten so zu sagen anderes Fleisch und Blut, eine andere Erziehung, andere Gewöhnung des Lebens gehabt als wir, und hätten daher auch mit ganz anderen Kräften Sturm laufen können zur Eroberung des Himmelreiches, und dieser Wahn ist uns sehr bequem. Allein Johanna Franzisca von Chantal macht ihn zu nichte; sie riß das Himmelreich an sich, wie die Heiligen der alten Tage, und brauchte dazu dieselbe Kraft, welche jene auch anwendeten: treue Mitwirkung mit der göttlichen Gnade, und sonst Nichts.

Geburt und Jugend der Heiligen.

In der Stadt Dijon in Frankreich lebte seit Jahrhunderten die adlige Familie von Frémiot, treu im Dienste des Königs und der heiligen katho-

lischen Kirche. Glaube, Ehre und Rechtschaffenheit waren gleichsam erblich in ihr; der Vater übertrug sie auf den Sohn, der Sohn auf den Enkel, und so kam diese heilige Erbschaft an Benignus Frémiot, der Präsident des Gerichtshofes zu Dijon und der glückliche Vater unserer lieben Heiligen war. In frommer und zufriedener Ehe mit Margarita von Berbisy lebend, hatte er schon eine Tochter, als im Jahre 1572, am 23. Januar, abermals ein Mägdlein auf die Welt kam, das zu Ehren vom Heiligen des Tages, des heiligen Johannes des Almosengebers, in der heiligen Taufe den Namen Johanna erhielt, zu welchem später bei der Firmung noch Franzisca gefügt wurde. Nach zwei Jahren schenkte die Frau von Frémiot ihrem Gemahl ein Söhnchen und starb nach dessen Geburt. Der fromme Präsident erzog aber seine Kinder so aufmerksam und zärtlich, daß sie die Mutterſorgfalt nie vermißten. Von frühester Kindheit an war die kleine Johanna ausgezeichnet klug, lebhaft, schön und fromm, und ebenso wißbegierig als folgsam. Gegen die Ketzerei der Hugenotten, welche damals das Haupt so hoch in Frankreich trugen, daß sie Bürgerkriege entspannen, hatte sie einen so merkwürdigen Widerwillen, daß sie bei vier Jahren die Bonbons, welche ihr ein hugenottischer Edelmann geben wollte, nur mit ihrem Schürzchen anfaßte und dann in's Feuer warf. Sie war noch nicht erwachsen, als ihre Schwester, die inzwischen mit dem Freiherrn von Effren verheirathet war, den guten Präsidenten so lange bat, die kleine Johanna mitnehmen zu dürfen, bis er sich entschloß, dies Opfer zu bringen. So

ward denn das junge Mädchen aus dem väterlichen Hause nach dem andern Ende von Frankreich versetzt, und zwar in eine Gegend, wo der Irrglaube so sehr herrschte, daß sich die Katholiken ganz an ihn gewöhnt, ja sogar mit ihm befreundet hatten. Das konnte Johanna aber niemals. Sie weinte heiße Thränen über die niedergebrannten Klöster, die verwüsteten Kirchen und Kapellen in der Provinz Poitou und mied, so sehr sie konnte, den Umgang mit den Feinden des heiligen katholischen Glaubens. Eine schwere Zeit begann für sie, als ihr Schwager sie zu einer reichen und glänzenden Heirath mit einem seiner Freunde, einem hugenottischen Edelmann, zu bewegen suchte. Frau von Effren wünschte auch sehr, ihre Schwester in der Nähe und gut verheirathet zu sehen; aber Johanna sagte einfach und fest: „Lieber in den dunkelsten Kerker, als in das Häus eines Irrgläubigen!“ und dabei blieb sie. Mit besonderer Inbrunst stellte sie sich nun unter den Schutz der heiligen Jungfrau Maria, der sie, als ihrer einzigen Mutter, ganz vorzüglich zugethan war, und besiegte mit deren Hülfe Versuchungen zu Eitelkeit und Gefallsucht, welche der Jugend und Schönheit so nahe liegen. Uebrigens lebte sie in herzlicher Eintracht und Zufriedenheit mit Herr und Frau von Effren, und als ihr Vater nach einigen Jahren seine jüngste Tochter zurück verlangte, trennten sich die Schwestern mit großem Schmerz und das ganze Haus trauerte mit Frau von Effren über die Abreise Johanna's, die Aller Liebling gewesen war. Im Hause ihres Vaters zu Dijon lebte sie in der Geselligkeit, die seine Verhältnisse und sein Stand

mit sich brachten. Es fehlte ihr nicht an Unterhaltung und Lustbarkeiten; bald stellten sich auch Bewerber um ihre Hand ein. Sie benahm sich aber stets mit so großer Zurückhaltung und so ruhigem Ernst, daß sie in allen Dingen und bei allen Vorkommenheiten nur den Wunsch ihres Vaters zu erfüllen schien. Das war besonders der Fall, als es sich um ihre Verehelichung handelte. Sie gab keinem Bewerber irgend ein Zeichen von Bevorzugung, sondern überließ ihrem Vater unbedingt die Wahl. Und dieser wählte so richtig, daß sie mit Freuden und herzlicher Liebe gehorchte. Christoph Freiherr von Rabutin-Chantal ward ihr Gemahl.

Die Ehe der Heiligen.

Ein so vollkommenes und für einander passendes Ehepaar hatte man selten gesehen! Er, acht und zwanzig Jahre alt, von schöner Gestalt, von kräftigem Geist, tapfer im Kriege, klug im Rath, ein feuriger Soldat, aber von den edelsten Sitten und einer ganz unzerstörbaren Sanftmuth. Sie, zwanzig Jahre alt, von anziehender Schönheit, die durch ihre Natürlichkeit und Lebhaftigkeit einen eigenthümlichen Reiz hatte; von heiterer Laune, von zuverlässigem Charakter, von richtigem Urtheil, von ungewöhnlich feinem und klaren Geist. Sie gingen auf sein Schloß Bourbilly und ganz Dijon sah ungern Diejenige fortgehen, der man den Zunamen «la Dame parfaite» (die vollkommene Dame) gegeben hatte. So zog sie fort, eine schöne, bewunderte und glückliche Frau; und als sie fünfzig Jahre später ihre

schönen Augen im Tode schloß, da machten ihr die Heiligen zwischen sich Platz im Himmel. Wie hat sie das wohl angefangen? Nicht sie, Gott hat angefangen, aber sie ist treu gefolgt. Bourbilly war ein stattliches Schloß im Viereck gebaut, mit Thürmen auf allen vier Ecken und mit einer Zugbrücke. Es lag in einem freundlichen Wiesenthal und die Hügel rings umher waren mit Gehölz und Weinstöcken bedeckt. Es war eine große und einträgliche Besitzung, aber nicht gut geordnet, denn der Baron Chantal war immer im Kriege, im Lager oder am Hofe des Königs gewesen, mußte es auch noch ferner sein und bat daher seine Frau, die ganze Verwaltung des Vermögens und der Geschäfte zu übernehmen. Dies war ihr so lästig und so ungewohnt, da sie bei ihrem Vater sich nie im mindesten um dergleichen Dinge bekümmert hatte, daß sie es sehr ungern und nur ihrem Mann zu Liebe that. Aber sie machte sich gleich an's Werk und fing damit an, eine christliche Hausordnung einzuführen, täglich eine heilige Messe in der Schloßkapelle lesen, Abends ein gemeinschaftliches Nachtgebet halten zu lassen, die untauglichen Dienstboten fortzuschicken, die tauglichen ernst zu bewachen und gütig zu behandeln, damit von allen Bewohnern des Schlosses das Beispiel eines christlichen sittlichen Lebens ausgehe. Dann ordnete sie an, daß Verwalter, Rentmeister, Pächter und Bauern sich mit ihren Geschäften an sie zu wenden und ihr Rechenschaft und Rechnung, und zwar mit größter Pünktlichkeit, zu bestimmten Zeiten abzulegen hätten. Dann kam ihre Person an die Reihe! Baron Chantal hatte gern viel Gesellschaft in

Bourbilly, die er mit glänzender Gastfreundschaft aufnahm; auch liebte er es, seine Frau schön gekleidet zu sehen. Auf den ersten Wunsch ging die Baronin ganz ein, um ihrem Mann sein Haus so lieb wie möglich zu machen. Da das aber eine sehr kostspielige Sache ist, so beschloß sie, die Ausgaben für sich selbst nach Kräften zu beschränken, fortan immer Kleider von Wollenstoff zu tragen und sich der seidenen, die sie zu ihrer Ausstattung erhalten hatte, nur bei ganz seltenen Festlichkeiten zu bedienen. Sie wußte diese Kleider so schön und geschmackvoll zu tragen, daß sie immer ebenso geschmückt wie die übrigen Frauen, aber viel anmuthiger und dabei so würdevoll aussah, daß nichts an ihr jung erschien, als ihr Antlitz. Um ihre Geschäfte besorgen zu können, stand sie sehr früh auf und konnte dann die späteren Morgenstunden mit ihrem Mann und ihren Gästen zubringen. Ein Geschäft, das ihr besonders am Herzen lag, war die Sorge für Kranke und Arme. Sie pflegte zu sagen, daß sie dem lieben Gott zuversichtlicher ihre eigenen Anliegen vortrage, wenn sie zuvor, Ihm zu Liebe, Almosen ausgetheilt habe. Bei einer großen Hungersnoth kam ihre Mildtbätigkeit recht zum Vorschein, denn sie beschränkte sich nicht auf ihre eigenen armen Leute. Die Nothleidenden kamen sechs bis acht Stunden weit her zur Suppenvertheilung, welche die Baronin täglich selbst machte. Da ihrer sehr viele waren, so mußten sie in der Reihe hintereinander an der Thüre vorübergehen, wo die Austheilung geschah, und gar oft ereignete es sich, daß sich die armen Hungernden zum zweiten- und drittenmal mit

leerem Napf der Reihe wieder anschlossen, was die Baronin sehr gut bemerkte, doch nie es untersagte. Denn sie dachte heimlich: O lieber Gott, wie oft klopfe ich an die Thüre deiner Barmherzigkeit und wie würde es mir gefallen, wenn du mich fortjagen wolltest! — Wenn der Baron Chantal in den Krieg ziehen mußte, so hörte das gesellige und fröhliche Leben in Bourbilly gänzlich auf. Die Baronin empfand dann ein unbeschreibliches Verlangen nach Gott und nach der Unterhaltung im Gebet mit ihm. Später sagte sie: sie habe diese Sehnsucht aber gar nicht recht gewürdigt, denn ihr ganzes und anhaltendes Gebet habe sich darauf beschränkt, Leben, Gesundheit und baldige Heimkehr ihres geliebten Gemahls zu erflehen, obschon sie immer dunkel gefühlt habe, man könne wohl anders und mehr mit Gott sprechen. Dann vernachlässigte sie auch gänzlich ihren Anzug und kam gar nicht aus einem schwarzen Wollenkleide heraus; und machte man ihr darüber Vorstellungen, so sagte sie traurig: „Wozu? die Augen, denen ich gefallen möchte, sind hundert Meilen weit fort.“ Kehrte dann Baron Chantal zurück, so vergaß sie in der Freude des Zusammenseins mit ihm und in der Zerstreuung der erneuten Geselligkeit ein wenig ihren Zug zu Gott und zum Gebet. Später klagte sie sich oft tief betrübt ihrer Herzenshärtigkeit in dieser Beziehung an und pflegte oft zu sagen, sie habe an nichts gedacht, als die Gebote Gottes und der Kirche treu zu erfüllen, ihrem Mann zu gefallen und ihre Geschäfte pünktlich zu besorgen. Aber gerade diese ausserordentliche Pflichttreue zog größere Gnaden auf sie herab; und die erste derselben be-

stand in dem tiefsten Schmerz, den sie bis dahin je empfunden hatte. Im Jahr 1601 kehrte Baron Chantal in einem sehr leidenden Zustand nach Bourbilly zurück. Der letzte Feldzug hatte seine Gesundheit so angegriffen, daß er mehrere Wochen fast hoffnungslos dalag. Die Baronin pflegte ihn Tag und Nacht und wich nur von seinem Bett, um in der Kapelle für ihn zu beten. Endlich erholte er sich langsam, und während seiner Genesung machten Beide den Plan, Gott eifriger zu dienen als bisher und sich von dem großen Weltleben zurückzuziehen. Als Baron Chantal eben hergestellt war, schenkte seine Frau ihm das sechste Kind, von denen zwei jedoch kürzlich gestorben waren, so daß dieses mit doppelter Freude empfangen wurde. Bald darauf besuchte ihn sein Vetter und Nachbar, Herr von Chaselle, um mit ihm auf die Jagd zu gehen, wie sie das oft thaten. Da wollte es das Unglück, daß das Gewehr des armen Herrn von Chaselle losging und die Ladung dem Baron Chantal in den Leib fuhr. Der rief sogleich: „Lieber Vetter, ich sterbe! aber ich vergebe Dir von ganzem Herzen." Dann schickte er vier seiner Leute in vier verschiedene Pfarrhöfe, so daß ein Geistlicher ihm sicher war; den fünften Diener aber zu der armen Baronin, die noch ganz matt und schwach im Bette lag. Ihr Schmerz war unbeschreiblich; sie stand auf und eilte zu ihm. Als er sie in Thränen zerfließen und zitternd vor Angst erblickte, sagte er sanft: „Wir müssen den Willen Gottes lieben und ich muß sterben!" — „Nein!" rief sie ganz ausser sich, „leben mußt du! leben!" Als die Aerzte und Chirurgen kamen und die Wunde untersuchten, ging

die Baronin in die Kapelle und flehte zu Gott, er möge ihr doch Alles nehmen, Vater, Kinder, Geschwister, Hab und Gut, nur nicht den Mann! nicht den Mann! Aber der liebe Gott wußte wohl, daß gerade nur der Mann zwischen ihm und ihr stehe, und deshalb rief er ihn ab. Baron Chantal starb nach acht schweren leidenvollen Tagen eines frommen gottseligen Todes und hinterließ eine Wittwe von neun und zwanzig Jahren mit vier kleinen Kindern, von denen das jüngste drei Wochen alt war.

Der Wittwenstand der Heiligen.

Jetzt begann für die Baronin von Chantal der Weg des Kreuzes, und zwar so dornenvoll und so schmerzenreich, wie ihn wenig Heilige durchgemacht haben. Die Trauer um ihren Gemahl war nicht ihr größtes Leid, denn trotz all' dem Gram fühlte sie sich jetzt so mächtig und unwiderstehlich zu Gott hingezogen, daß sie zeitweise die süßesten Tröstungen hatte. Ihr Entschluß, mit der Welt nichts mehr gemein zu haben, stand fest; daher legte sie vor Gott das Gelübde der Keuschheit und des gänzlichen Verzichtes auf Alles ab, was in ihren Verhältnissen Glanz oder Ueberfluß gewesen wäre. Ganz klein und schlicht, mit wenig Bedienung, richtete sie sich in Bourbilly ein und flehte zu Gott, er möge sie erleuchten über die Weise, in der sie ihm am wohlgefälligsten dienen könne. Sie war eine lebhafte, thatkräftige, entschlossene Natur, ein feuriger, rascher Geist, der energisch wollte und energisch liebte. Zum Glück gab ihre große Frömmigkeit ihr den heilsamen Gedanken ein, ihre Seele

in ernste Zucht unter eine weise Leitung zu bringen, um den Weg zu Gott nicht zu verfehlen und ihre heißesten Gebete richteten sich auf einen geistlichen Führer. Nach dem ersten Trauerjahr berief ihr Vater sie zu sich nach Dijon, wo sie in anderer Weise als einst in blühender Jugend wiederum der Gegenstand allgemeiner Bewunderung und Verehrung ward. Eine fromme alte Dame, mit der sie oft über Dinge des Heils sich unterhielt, schlug ihr vor, dem Seelenführer sich anzuvertrauen, den sie selbst sich gewählt hatte; und die Baronin glaubte, diesem Rath folgen zu können. Dieser Geistliche, ein sehr achtbarer Mann übrigens, verstand nun aber nicht im mindesten Richtung und Ziel der Seele, deren Leitung er übernahm, und weil er sie nicht verstand, so bemühte er sich, sie mehr nach seiner Einsicht, als nach der Absicht Gottes zu lenken, wodurch die Baronin bald in die heftigsten inneren Widersprüche und Gewissensängsten gerieth. Doch treu im Gehorsam machte sie gleichsam die Augen über sich selbst zu, befahl sich Gott an und ließ sich führen. Ein Jahr brachte sie bei ihrem Vater zu. Als sie eben nach Bourbilly zurückgekehrt war, begehrte ihr Schwiegervater, daß sie sich bei ihm auf seinem Schloß Montelon niederlasse, damit er die Freude habe, die Kinder seines verstorbenen Sohnes um sich zu sehen. Mit töchterlicher Unterwürfigkeit gehorchte die Baronin. Der alte Baron Chantal zählte schon fünf und siebenzig Jahre und stand ganz unter der Herrschaft seiner Haushälterin, die sich wegen ihrer langen Dienste und ihrer vermeintlichen Unentbehrlichkeit als Hausfrau betrachtete und benahm, und mit

ihren fünf Kindern ganz Montelon tyranniſirte. Der alte Baron Chantal überließ Alles dieſem zänkiſchen und übermüthigen Weibe, damit er nur gut gepflegt werde. In dieſe drückenden Verhältniſſe mußte ſich die Baronin fügen; und zu derſelben Zeit, wo ſie die Vormundſchaft ihrer Kinder und die ganze Verwaltung von deren Vermögen führte, ja ſeit zehn Jahren bewieſen hatte, wie gut ſie einem großen Hauſe und großen Beſitzungen vorſtehen könne, mußte ſie ſich zur Sclavin einer böswilligen, gemeinen Haushälterin machen, um nicht den Frieden und die gute Laune ihres Schwiegervaters zu ſtören; denn hätte ſie einen Stuhl anders gerückt als er ſtand, ſo würde das böſe Weib darüber ein gewaltiges Klaggeſchrei erhoben haben. Mit engelhafter Geduld und Demuth ſchickte ſich die Baronin in ihre Lage, erſchien zu den Stunden bei ihrem Schwiegervater, wo ſie ihm willkommen war, und lebte übrigens ganz zurückgezogen in ihren Gemächern mit ihren Kindern und ihren Dienerinnen, für Gott und für die Armen. Dies gottſelige Leben erſchien der Haushälterin als Heuchelei und in dieſem Sinn zu dem alten Baron von verſteckter Herrſchſucht u. dgl. redend, erbitterte ſie ihn oft dermaßen, daß die Baronin ſeine Vorwürfe und die Grobheiten der Haushälterin ſogar in Gegenwart fremder Perſonen hinnehmen mußte. Doch was die Fremden empörte, ertrug ſie mit unzerſtörbarer Sanftmuth, und ſo ergeben und friedlich war ihre Seele, daß ihr eigener Vater keine Ahnung davon hatte, welch eine tagtägliche Folter ſeine fromme Tochter Jahre lang litt. Dabei hatte ſie keinen inneren Troſt,

wohl aber die heftigsten Versuchungen zu Glaubenszweifeln und Gewissensscrupeln abzuwehren. In der Faste 1604 predigte der große Fürstbischof von Genf, der heilige Franz von Sales, in Dijon. Der Präsident Frémiot lud seine Tochter zu sich ein und mit der Bewilligung ihres Schwiegervaters ging sie nach Dijon. Hier fand endlich ihre Seele, was sie bedurfte! Sie hörte die Predigten des Heiligen, sie sah ihn häufig bei ihrem Vater und bei ihrem Bruder, dem Erzbischof von Bourges, der seinerseits nach Dijon gekommen war, um den heiligsten Bischof des Jahrhunderts kennen zu lernen. Dann sprach sie mit ihm über den Weg ihres Heils und beichtete ihm, immer zitternd, ob sie etwa den Gehorsam gegen ihren Seelenführer verletze; und endlich wagte sie den heiligen Franz von Sales um die Gnade zu bitten, sich unter seine geistliche Leitung stellen zu dürfen. Er sah mit stiller Freude und Bewunderung, welch' hohen Schwung „diese ganz himmlische Seele," wie er sie nannte, fähig zu nehmen sei; daher beschloß er, durch unausgesetzte Uebung des Gehorsams und der Demuth ihren feurigen Geist zu dämpfen und ihren energischen Character abzutödten, damit sie ein ganz übernatürliches Leben leben lerne. Mit der Antwort: Vielleicht später einmal! wies er sie zurück. Sie unterwarf sich dem Willen Gottes und ging heim nach Montelon. Im Laufe des Sommers schrieb er ihr, sie möge sich an einem bestimmten Tage an einem bekannten Wallfahrtsort zu St. Claude einfinden; er würde mit seiner Mutter, der Gräfin Boisy, dort sein. Hoffnungsvoll, doch immer ergeben, fand sie sich

ein, legte ihm eine Lebensbeicht ab und den ganzen Zuſtand ihrer Seele vor, und vernahm mit unſäglicher Freude, daß ſie nicht verpflichtet ſei, unter der Leitung ihres bisherigen geiſtlichen Führers zu bleiben, und daß er dieſelbe übernehmen wolle. Er ſchrieb ihr nichts vor, als die einfache pünktliche Erfüllung ihrer Pflichten und ihrer Lebensordnung; aber wunderbar geſtärkt und ganz abgelöſt von den Dingen der Welt, ging ſie auf ihren dornenvollen Poſten zurück, feſter denn je im Entſchluß, ſich ganz der Liebe zu Gott aufzuopfern. Die Gräfin Boiſy, die ſich, als Mutter eines Heiligen, gut auf heilige Seelen verſtand, ward in den wenigen Tagen ſo für die Baronin eingenommen, daß ſie derſelben das Verſprechen abnahm, ſie einmal auf dem Schloß Sales in Savoyen zu beſuchen. Einſtweilen lebte die Baronin unter täglichen Quälereien in Montelon fort. Sie ſtand jeden Morgen um fünf Uhr auf, im Winter ohne Feuer und Licht, kleidete ſich allein an, hielt ihre Betrachtung, weckte ihre Dienſtboten, dann ihre Kinder, verſammelte ſie Alle zum Morgengebet, begab ſich darauf zu ihrem Schwiegervater und führte ihn in die heilige Meſſe. Dann beſchäftigte ſie ſich mit dem Unterricht und den Angelegenheiten ihrer Kinder und arbeitete fleißig für Kirchen und für Arme. Am Nachmittag las ſie im Leben der Heiligen und in guten Geſchichtsbüchern und täglich eine halbe Stunde in der heiligen Schrift. Täglich auch ertheilte ſie gegen Abend Unterricht im Katechismus, eigentlich ihren Kindern, aber Dienſtboten, Dorfleute und wer wollte durfte zuhören; und täglich betete ſie vor dem Abendeſſen ihren

Rosenkranz. Um neun Uhr zog sie sich zurück, verrichtete mit den Kindern und Leuten Nachtgebet und Gewissenserforschung, segnete sie Alle mit Weihwasser, schickte sie zu Bett und blieb noch eine halbe Stunde allein im Gebet. An gewissen Tagen trug sie einen Bußgürtel, an andern brauchte sie die Geißel; Freitag und Samstag fastete sie. Ihre Kleider waren von grobem schwarzen Wollenstoff, ihre Wäsche von grober Leinwand. Ihr Haar hatte sie abgeschnitten und schlichte Häubchen ohne Spitzen bedeckten ihren Kopf. Dies ernste stille Leben empfing seinen wahren Werth und ward geheiligt durch die Gegenwart Gottes, aus der sie sich nie verlor. Ihr größter Trost und ihre süßeste Freude war die Pflege der Armen und besonders der Kranken, die auf dem Lande oft so sehr verlassen sind. Am Ende der Gemächer, die sie im Schloß Montelon bewohnte, hatte sie sich zwei kleine Lieblingszimmer eingerichtet, das eine zur Apotheke, wo sie alle Arzeneien und Hausmittel hielt und bereitete, welche sie zu geben pflegte; das andere zum Krankenzimmer, in welchem sie stets einen mit irgend einer gräßlichen Krankheit Behafteten verpflegte, bis er genaß oder starb. Darauf waren die Dorfleute schon ganz eingeübt! Litt Jemand an Krebs, Knochenfraß, Aussatz, bösen Geschwüren, so daß er allen Menschen ein Gräuel war, so hieß es: „Der ist für unsere gnädige Frau, unsere heilige Baronin!“ Und mit der größten Liebe und Andacht empfing sie die Jammervollen, pflegte sie wie eine Mutter ihre Kinder und verband knieend ihre Wunden, weil sie die Wunden Jesu darin sah. Und nicht blos in diesem Zimmer, auch nicht

blos im Dorf war sie eine unermüdliche Krankenwärterin; nein! jeden Sonntag Nachmittag, im heißen Sommer, im kalten Winter, machte sie sich mit zwei Dienerinnen auf und besuchte die armen Kranken des Kirchspiels. Den Einen brachte sie leibliche Labung, den Andern geistlichen Trost; die Sterbenden bereitete sie zum Tode vor, die Leichen wusch und kleidete sie. Das war wieder ihre Liebhaberei! Die arme Seele hatte nun ausgelitten und ruhte im Schooß Gottes! und mit der größten Ehrerbietung behandelte sie die sterbliche Hülle. Daher wurde auch dies als ihr Vorrecht betrachtet; Niemand rührte eine arme Leiche an und ehrfurchtsvoll hieß es: „Das ist die Sache unserer gnädigen Frau, der heiligen Baronin.“ Und wahrlich, die Seele muß heilig sein, die ein solches Vertrauen einflößt. Sie erschien auch Allen mehr wie ein Engel, als wie ein sterbliches Wesen.

Die Heilige wird Klosterfrau.

Durch Gottes Gnade und ihre treue Mitwirkung war nunmehr aus der „vollkommenen Dame“ eine „heilige Baronin“ geworden, und immer höher stieg ihr Verlangen, sich noch ausschließlicher mit Gott zu verbinden und Alles für ihn hinzugeben. Aber ihr heiliger Seelenführer, mit dem sie im Briefwechsel stand, ermahnte sie, nur in ihrem Stande heilig zu leben, sich ruhig und mit kindlichem Vertrauen unter der Hand Gottes zu halten und mit Demuth und Eifer um Erleuchtung zu bitten. Eine bestimmte Hoffnung gab er und nahm

er ihr nicht. Im Jahr 1608 machte ſie eine Reiſe nach Savoyen. Da ſagte ihr der heilige Franz von Sales: er habe es überlegt und ſie dürfe ſpäter Ordensfrau werden, nämlich Clariſſin. Mit freudiger Unterwürfigkeit vernahm ſie die Kunde. Am andern Tage ſagte er: er habe ſich anders beſonnen und ſie tauge beſſer zur Hoſpitalſchweſter. Sie war ganz dazu bereit. Und am dritten Tage verkündete er ihr, es ſei ihm etwas noch Beſſeres für ſie eingefallen, nämlich St. Thereſiens beſchaulicher Orden. „Gern, mein ehrwürdiger Vater," erwiederte die Baronin. Dieſe übernatürliche Gefügigkeit und dieſe wunderbare Reinheit der Abſicht, die nichts auf der Welt erſtreben und bezwecken, als den Willen Gottes zu thun, erfreuten den heiligen Biſchof ſo innig, daß er ihr den Plan zu ſeiner Ordensſtiftung vorlegte mit dem Bemerken, daß ſie dort vielleicht einſt ihren Platz finden werde; doch was wollte ſie mit ihren Vätern, ihren Kindern, ihrer Vormundſchaft, ihren Angelegenheiten machen? fragte er. „Gott wird es machen, wenn es ſein Wille iſt," ſprach ſie. — Seitdem die Stadt Genf kalviniſch war, hatten die Fürſtbiſchöfe von Genf ihre Reſidenz nach der Stadt Annecy verlegt; dort lebte auch der heilige Franz von Sales. Ganz Annecy, von den ärmſten Leuten an bis zu den vornehmſten Männern und Frauen, waren in Bewunderung vor der Baronin Chantal, und Niemand mehr als die Gräfin Boiſy. Um ſich auf's Innigſte mit ihr zu verbinden, machte ſie einen Heirathsplan zwiſchen einem ihrer Söhne und Fräulein Aimée von Chantal, den der heilige Biſchof gut hieß

und sich selbst zum Freiwerber für seinen Bruder, Baron Thorens, machte. Die Baronin erschrack sehr; denn so ehrenvoll und vortheilhaft diese Verbindung auch war, so glaubte sie, daß die beiden Großväter nimmermehr ihre Einwilligung geben würden, dies Lieblingskind in die Ferne und Fremde ziehen zu lassen. Sie gab eine unbestimmte Antwort wegen der großen Jugend ihrer Tochter. Die Gräfin Boisy blieb aber dabei, daß sie mit Töchtern tauschen wollten, und bat die Baronin, ihre jüngste Tochter mitzunehmen und eine Zeitlang bei sich zu behalten. Dies war ein äußerst liebenswürdiges junges Mädchen, die Lieblingsschwester des heiligen Bischofs und zugleich das erste Kind, welches er getauft hatte. Kaum war sie aber mit der Baronin in Montelon angelangt, so bekam dasselbe die Ruhr und starb. Die Baronin war ausser sich vor Schmerz und Gräfin Boisy wünschte um so mehr zum Ersatz die junge Aimée von Chantal. Als die Baronin nun ihren alten Vater in Dijon besuchte, machte dieser ihr einen Vorschlag, der ihr großen Kampf bereitete. Ein sehr reicher, angesehener, rechtschaffener Edelmann, Wittwer, bewarb sich um ihre Hand und wünschte zugleich seine beiden Kinder mit den ihren zu verehelichen. Dieser Vorschlag war ebenso glänzend als angenehm; ihre Vernunft zählte ihr alle Vortheile für ihre Kinder, alle Annehmlichkeiten für sie selbst auf; ihr Herz war ganz auf der Seite ihrer Vernunft und sprach ihr lebhafter zu, als ihr Vater und ihre ganze Familie; aber was sollte aus ihrem Versprechen und ihrem Verlangen werden, Gott allein anzugehören? Sie widerstand tapfer und Gott gab

ihr die Gnade, den irdischen Menschen in sich zu besiegen. Zum Denkmal dieses Sieges schnitt sie über ihrem Herzen den heiligen Namen Jesu ein, den man nach ihrem Tode ganz deutlich vernarbt fand. Ihrem Vater trug sie darauf den ebenso ehrenvollen Antrag der Familie Sales vor, den er zu ihrer freudigen Ueberraschung sogleich annahm. Das ermuthigte sie ihm zu sagen, daß sie gedächte, sich von der Welt in ein Kloster zurückzuziehen, sobald ihre älteste Tochter verehelicht sei; die zweite wurde bei den Ursulinerinnen erzogen, die jüngste war unlängst gestorben, ihr Sohn sollte ohnehin ihr Haus verlassen und auf einer Militäracademie ausgebildet werden. Allein dieser Plan hatte gar nicht den Beifall des Präsidenten Frémiot noch ihres Bruders, des Erzbischofs von Bourges; darum schwieg sie und überließ es Gott, die Sache zu seiner Ehre und zum Heil ihrer Seele zu lenken. Im Oktober 1609 kam ihre Familie und die von Sales zur Hochzeit in Montelon zusammen, und nun entschied sich auch die Zukunft der Baronin; ihr demüthiges Verlangen und die unwiderstehliche milde Ueberredungsgabe des heiligen Bischofs von Genf überwanden den Vater, den Bruder und den Schwiegervater. Bis zum Frühling des nächsten Jahres blieb sie mit Herr und Frau von Thorens in Montelon, dann ging sie mit ihnen über Dijon, wo ihr der herzbrechende Abschied von ihrem Vater und ihrem Sohne bevorstand, nach Annecy. In Dijon stärkte sie sich durch den Empfang der heiligen Sacramente für die furchtbaren Kämpfe, die sie innerlich zu bestehen hatte, um ihrem Entschluß treu zu bleiben, und verabschiedete sich bei allen

ihren Verwandten und Freunden mit großer Ruhe. Als nun aber die Trennung von ihrem trostlosen Vater und von ihrem fünfzehnjährigen Sohn kam, der sich quer vor der Thüre des Saales hinwarf, wo Alle versammelt waren, um die Mutter am Fortgehen zu hindern: da wollte ihr fast das Herz brechen vor menschlichem Leid. Doch sie trocknete ihre strömenden Thränen, schaute mit heiterem Antlitz zum Himmel auf und sprach zu den Umstehenden: „Habt Nachsicht mit meiner Schwäche, denn ich verlasse Vater und Sohn, aber Gott find' ich überall," und gefaßt schritt sie über ihr geliebtes Kind hinweg. Unser göttlicher Heiland und nach ihm die evangelischen Räthe sagen: „Wer nicht Vater und Mutter verläßt und mir nachfolgt, ist meiner nicht werth. Wer es fassen kann, der fasse es." Sie hatte es gefaßt.

Die Heilige im Ordensstande.

Zwei Stunden von Annecy kam ihr der heilige Franz von Sales mit seinen Brüdern, vielen Geistlichen und dem ganzen Adel der Stadt und der Umgegend entgegen und holte sie wie im Triumphzug ein. Sie begleitete erst ihre Tochter nach deren benachbartem Wohnsitz und blieb einige Wochen bei ihr, um die sehr junge Frau in ihren neuen Verhältnissen zu berathen. Dann begann sie am Sonntag der heiligen Dreifaltigkeit, 1610, in einem Häuslein der Vorstadt von Annecy, unter der geistlichen Leitung des heiligen Franz von Sales, den neuen Orden von der Heimsuchung Mariä, der unter dem Namen der „Salesiane-

rinnen" und der „Visitendienerinnen" in Deutschland bekannt ist. Sie hatte nur zwei Gefährtinnen, die eine war Fräulein Jacobine Favre, ein junges Mädchen von seltener Klugheit, Schönheit und Seelengröße, welche den Winter zuvor, tanzend auf einem Ball, bewundert und gefeiert, plötzlich so von der Gnade ergriffen wurde, daß ihr die Welt keines Blickes mehr würdig schien; und die andere, Fräulein Charlotte von Brechard, die von Kindheit auf eine Leidensschule durchgemacht hatte. Diese drei, und ein braves frommes Bauernmädchen, machten in strenger Clausur ihr Jahr des Noviziats so gut, daß der heilige Franz von Sales sie nach Ablauf desselben zu den Gelübden zuließ, und die drei ersten zu Chorschwestern, die vierte zur Laienschwester tüchtig fand. Nachdem sie so, in dieser gänzlichen Abgeschiedenheit von der Welt, im geistlichen Leben sich eingeübt und befestigt, auch das lateinische Chorgebet gelernt hatten, begann ihre öffentliche Wirksamkeit: sie wurden Krankenpflegerinnen, aber nicht in ihrem eigenen Kloster, noch in Hospitälern, sondern bei den Armen und Hülflosen der Stadt. Auf diesem Felde hatte die Baronin zuerst ihre heroischen Tugenden entfaltet, jetzt ging sie mit Riesenschritten auf derselben Bahn vorwärts. Da war keine Krankheit zu abstoßend, kein Elend zu tief, kein Leiden zu groß für ihre hülfreiche Barmherzigkeit. In die Kellerhöhlen der Armuth kroch sie, auf die Dachkammern der Bedürftigen kletterte sie, zu den versunkensten und verworfensten Geschöpfen wagte sie sich mit heiliger Liebe. Erschauerte ihre Gefährtin etwa vor dem Anblick

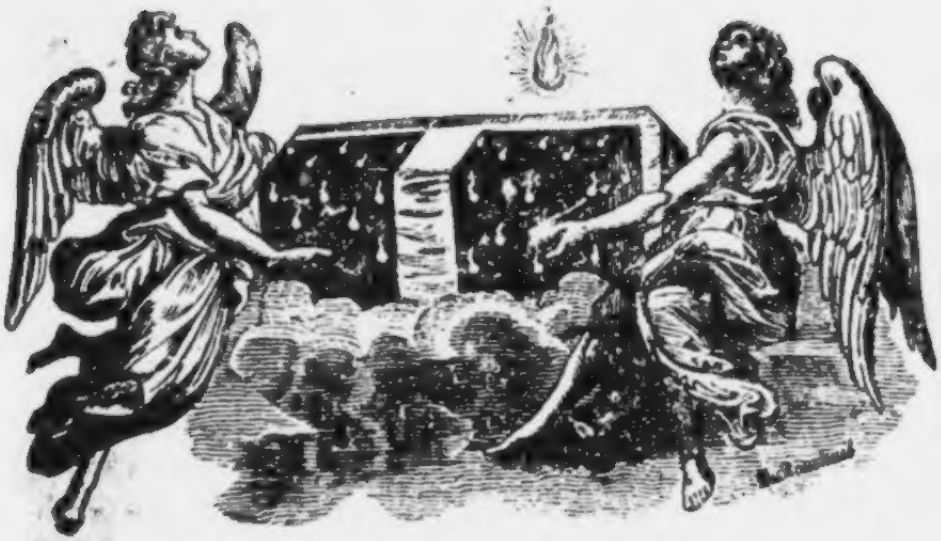
entsetzlicher Wunden oder vor der schlechten Luft, so sagte sie mild: „Wenden Sie sich ab, Sie können das noch nicht aushalten, mir thut es nichts, ich bin daran gewöhnt.“ Und mit ihren schönen weißen Händen verrichtete sie oftmals allein die schwersten, die abstoßendsten Dienste. War die Gefährtin ihr aber auch gern behülflich, so übertrug sie derselben doch immer das Leichteste und behielt das Unangenehmste für sich. Jeden Morgen, Tag aus, Tag ein, begab sie sich mit einer Gefährtin auf die Wanderung, Beide ganz bepackt mit Arzenei, Wein, Lebensmitteln, Wäsche, Kleidungsstücken, Betten oder was die Kranken eben bedurften; denn ihre Pflege derselben war zugleich eine Fürsorge für leibliche und geistliche Bedürfnisse. Nun war aber das Häuslein von der Heimsuchung Mariä im Anfang gar arm. Die Baronin, heroisch in Allem, was sie that, überließ bei ihrem Eintritt in den Orden nicht nur ihr Vermögen, sondern auch ihr Witthum ihren Kindern, und hatte nichts auf der Welt, als ein kleines Jahrgeld, welches ihr Bruder ihr gab, damit sie nicht geradezu eine Bettlerin sei. Der heilige Franz von Sales war reich an Liebe, aber nicht an Geld. Die ersten Novizen auch nicht. Einige Wohlthäter schenkten das Häuschen mit dem Garten. Die Einrichtung war elend! Es fehlte an Allem, sogar in der Kapelle, wie viel mehr in der Küche! Hätten sie nicht eine Kuh gehabt, welche sie mit Milch versorgte, so hätte die kleine Genossenschaft die bitterste Noth leiden müssen. Doch ihren Kranken fehlte nichts! Für die darbten und entbehrten, sorgten und sammelten, kochten, arbeiteten, wuschen

sie. Kehrte die Baronin am Abend heim, so bestand ihre Erholung darin, daß sie die Kleider und Wäsche der Kranken säuberte und, wenn die Reihe an sie kam, die Kuh hütete, damit diese den Gemüsebeeten und jungen Bäumen keinen Schaden thue, sondern sich begnüge, das Gras im Garten zu fressen. Kurz, der heilige Bischof pflegte zu sagen: das Häuslein von der Heimsuchung Mariä habe von dieser heiligen Schirmherrin die große Gnade erhalten, daß es hinsichtlich der Armuth an den Stall von Bethlehem angebaut sei. Nach dem Tode des Präsidenten Frémiot und des alten Baron Chantal ging die Baronin nach Frankreich, um die Erbschaft ihrer Kinder zu wahren und zu ordnen, was in Montelon recht schwer war. Doch mit der einsichtsvollen Gewandtheit eines Rechtsgelehrten und mit der milden Ruhe eines Familienoberhauptes ordnete sie diese große Erbschaft für ihre Kinder und kehrte darauf blutarm in ihr blutarmes Klösterchen von Annecy zurück. Nachdem sich die Welt das weise Haupt müde geschüttelt hatte über die Thorheit, ein Kloster mit nichts und auf nichts zu gründen — müde, weil das Kloster nicht nur fortbestand, sondern Töchterstiftungen zu machen begann — verfiel die Baronin in so schwere und langwierige Krankheiten, daß die Aerzte sie aufgaben, der heilige Bischof sich vorbereitete, die Seele seiner jungen Congregation abscheiden zu sehen und die Welt mit erneutem Eifer ihr weises Haupt schüttelte über die Thorheit und das verderbliche Beispiel einer vornehmen Frau, die sich zur Magd kranker Bettler mache und dadurch ihr Leben abkürze. Doch sie genaß, die gottselige

Magd Jesu, und nun begann ihr heiliges Beispiel erst so recht zu wirken und zur Nachfolge anzufeuern. Die Blüthe des Adels von Frankreich und Savoyen drängte sich zu dem Orden der Heimsuchung. Herzoginnen und Prinzessinnen beeiferten sich, Klöster der Heimsuchung zu stiften. In andern Städten wurden sie in den beschränktesten Verhältnissen, doch mit rührender Liebe eingeführt. Wo die Baronin erschien, ward sie immer wie eine Heilige verehrt und zuweilen andererseits verfolgt — auch wie eine Heilige. Dieser Abschnitt ihres herrlichen Lebens ist viel zu reich für unsere Paar Blätter! wir können nur sagen, daß bei ihrem Tode, 1641, bereits vier und siebenzig Klöster der Heimsuchung bestanden. Aber ihr Leben war auch ein Opfer! Gott schonte sie nicht, die starke heldenmüthige Seele. Diese Mühen, Sorgen, Anstrengungen, Reisen, Kämpfe, Briefe, Ermahnungen, Arbeiten bilden unausgesetzt eine Kette von Drangsalen. Dazu verlor sie ihre heißgeliebte neunzehnjährige Tochter, Baronin Thorens, im ersten Wochenbett; sie grämte sich todt um den theuern Gemahl, der fünf Monate früher im Feldzug geblieben war. Dann, 1622, ging der heilige Franz von Sales, der Vater, Freund und Führer ihrer Seele, in seine Heimath, den Himmel, zurück. Dann fiel ihr Sohn, an dem sie mit der vollen Gluth ihres Herzens hing, in einer Schlacht gegen die Engländer und bald nach ihm starb seine junge Wittwe. Dann starb ihr zweiter Schwiegersohn, Graf Toulonjon, dann ihre erste Gefährtin und geistliche Tochter, ihre Seelenfreundin, Fräulein Jacobine Favre. Und bei diesen fortgesetzten Beraubungen ihres Herzens

gefiel es Gott, sie während der letzten zehn Jahre ihres Lebens auch jedes innern Trostes zu berauben und sie durch die fürchterlichsten Zweifel gegen den Glauben und an ihrem ewigen Heil zu prüfen. Doch mit unüberwindlichem Starkmuth der Liebe hielt sich ihr Wille an dem Willen Gottes fest und mit männlicher Energie betrieb sie inmitten all' ihrer Trübsale den Canonisationsprozeß des heiligen Franz von Sales. Endlich, am 13. December 1641, hatte sie das weite Gnadenmaß gefüllt, das Gott ihr gegeben; da starb sie in ihrem Kloster zu Moulins und nun ward aus der „vollkommenen Dame" und aus der „heiligen Baronin" eine Heilige, die wir anrufen wollen: Bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.



Die heilige Catharina,

Jungfrau und Märtyrin.

(Am 25. November.)

In der weltberühmten Stadt Alexandrien in Egypten, dem Sitz der heidnischen Weltweisheit und Wissenschaft und aller Pracht und Hoffart des heidnischen Lebens, thronte Maximin Daja, der Kaiser, als Mitregent des Morgenlandes, ein schamloser Tyrann und daher dem christlichen Glauben todtfeind.

St. Catharina's Bekehrung.

Zu derselben Zeit lebte in Alexandrien eine Jungfrau aus königlichem Geschlechte, Namens Catharina; das bedeutet die Allzeitreine. Sie war ebenso reich als sie von hoher Abkunft war, überdies ein Wunder von Schönheit und Tugend, von Klugheit und Weisheit; aber sie kannte den heiligen Christenglauben nicht und opferte den Götzen nach heidnischer Art. Maximin, der Kaiser, hatte einen Neffen und dieser begehrte die herrliche Jungfrau zur Gemahlin. Ihre Eltern

waren damit zufrieden, doch Catharina entgegnete stolz: „Mein Gemahl muß mit den vier Eigenschaften begabt sein, die ich selbst besitze: reich und vornehm, schön und weise muß er sein. Die beiden letzten Eigenschaften fehlen dem Neffen des Kaisers, deßhalb kann er nicht mein Gemahl sein.“ Daß sie so stolz sprach, kam eben daher, daß sie noch eine Heidin war. Ihre Eltern betrübten sich über die abschlägige Antwort, denn sie fürchteten des Kaisers Zorn. Darüber ward Catharina traurig, ging zu einem Einsiedler, klagte dem ihr Leid und fragte, ob er ihr nicht einen guten Rath geben könne, um ihre Eltern zu beruhigen, ohne den Neffen des Kaisers zu heirathen; denn jene vier Eigenschaften müsse sie nun einmal durchaus von ihrem Gemahl fordern. Der Einsiedler war aber ein Christ und er sprach zu Catharina: „Du thust ganz recht, einen solchen Gemahl zu begehren, edle Jungfrau, und willst du an unsern Herrn und Heiland Jesus Christus glauben, dich taufen lassen und ihm aus ganzem Herzen dienen: so findest du in ihm, was deine Seele begehrt. Denn er ist der Alleredelste: der Sohn Gottes, des höchsten Königs in Ewigkeit; der Allerweiseste: Himmel und Erde und Alles, was darinnen lebt und webt, hat er mit unendlicher Weisheit geschaffen; der Allerschönste: Sonne, Mond und Sterne sind finster neben dem Glanz seines Angesichtes; und der Allerreichste: er ist unumschränkter Herr aller Schätze der Welt.“ Als Catharina das hörte, rief sie traurig aus: „Wie wär' ich selig, wenn sich dieser Gemahl zu mir herablassen wollte!“ Und der

Einſiedler antwortete: „Ohne die Hülfe ſeiner Mutter neigt er ſich nicht zu dir.“ Da ſprach Catharina traurig: „Ach, ſeine Mutter kennt mich nicht! wie ſoll ſie mir helfen?“ Und ſie weinte bitterlich. Da kam ein großes Erbarmen in das Herz des frommen Einſiedlers, als er dieſe vornehme, reiche, ſchöne und kluge Jungfrau ſo bitterlich weinen ſah, weil ſie die heilige Mutter Gottes nicht kannte. Er gab ihr ein kleines Bild der allerſeligſten Jungfrau Maria mit dem Kind Jeſu auf den Armen und ſprach zu Catharina: „Siehe, dies iſt ſeine Mutter, und ſie iſt zugleich die Mutter der Gnaden. Flehe zu ihr mit Bitten und Thränen, innig und beharrlich, daß ſie dir dazu verhelfe, ihrem Sohne wohlgefällig zu werden.“ Getröſtet kehrte Catharina heim und befolgte mit großem Eifer den Rath des Einſiedlers. In einer Nacht entſchlief ſie über dem Gebet. Da erſchien ihr im Traum die ſeligſte Himmelskönigin mit dem göttlichen Kindlein im Arm und von ſtrahlendem Licht umfloſſen. Sie zeigte auf Catharina und fragte ihren Sohn: „Wie gefällt dir dieſe Jungfrau? iſt ſie nicht ſchön? würdeſt du ſie nicht zu deiner Braut erwählen?“ Da wendete das göttliche Knäblein ſein holdſeliges Angeſicht von Catharina hinweg und ſprach: „O nein, denn ſie iſt nicht ſchön, weil ſie nicht getauft iſt.“ Catharina erwachte voll Schmerz, daß ſie das Antlitz des göttlichen Kindes nicht habe ſehen können, und um zu dieſem Glück zu gelangen, bat ſie ihre Mutter, mit ihr zum Einſiedler zu gehen; was denn auch geſchah. Als ſie zu deſſen Klauſe kamen,

fiel Catharina vor ihm auf die Knie und bat um die Taufe, damit sie des Anschauens des göttlichen Kindes nicht länger beraubt sei. Der Einsiedler antwortete: dann müsse sie sich auch im christlichen Glauben unterrichten lassen; und sie war gern dazu bereit. Als sie nun gehörig unterwiesen und getauft war, erklärte die Mutter, sie glaube auch an Jesus Christus, den Sohn Gottes, den Sohn der Jungfrau, und begehrte ihrerseits die heilige Taufe. So waren denn nun Mutter und Tochter Christinnen, aber der Vater war inzwischen im Heidenthum gestorben. Als Catharina wieder einmal im andächtigen Gebet entschlafen war, erschien ihr auf's Neue die gebenedeite Gottesmutter mit dem Kinde und ein heller Glanz lag auf Beiden, so daß Catharina Beider Antlitz klar und deutlich in ihrer ganzen himmlischen Schönheit sehen konnte. Tausende von Engeln umgaben Mutter und Sohn und lächelten freundlich Catharina an, und das göttliche Kind neigte sich vom Arm der Mutter zärtlich zu Catharina herab und sprach unbeschreiblich liebreich: „Zu meiner Braut erwähle ich dich." Voll höchster Freude erwachte sie und siehe! zum Zeichen, daß diese Erscheinung kein leerer Traum gewesen sei, fand sie an ihrem Finger einen Verlobungsring. Nun zog die göttliche Liebe ihr Herz hinauf zu dem himmlischen Bräutigam, und ihr Geist weilte nicht länger bei irdischer Wissenschaft, noch ihr Verlangen bei irdischen Dingen. Sie wurde ein Muster der christlichen Vollkommenheit, wie sie es zuvor der heidnischen gewesen war, und da ihre Mutter jetzt starb, vertheilte sie

ihre ungeheuren Reichthümer an die Armen und behielt nur so viel für sich, um mit knapper Noth leben zu können.

St. Catharina streitet für den Glauben.

Maximin, der Kaiser, ließ um diese Zeit ein Edict ausgehen, worin er sagte: Da die Götter ihm jüngst große Huld erwiesen hätten, so zieme sich ein allgemeines Dankopfer, von dem sich Niemand und unter keinem Vorwand ausschließen dürfe. Um dem Kaiser zu schmeicheln, wie auch aus Furcht vor seinem Zorn, drängte sich alles heidnische Volk in und um Alexandrien zu den zahllosen Tempeln, Altären und Bildsäulen der Götzen, und von all' den Opfern stieg ein solcher Rauch empor, daß der blaue Himmel davon ganz umwölkt ward. Mit hochmüthigem Wohlgefallen schaute der Kaiser der Erfüllung seines Befehles zu, wandelte von einem Tempel zum andern, ließ sein eigenes Opfer mit kaiserlicher Pracht herrichten und wollte demselben mit größter Feierlichkeit beiwohnen. Catharina war tief betrübt, daß dem heiligen dreieinen Gott eine solche Schmach zugefügt ward, die tausend und tausend Seelen immer tiefer in den Pfuhl des Verderbens stürzte und mit den Banden des Irrthums fesselte. Sie wußte, daß der Kaiser ohnehin nicht lange zögern würde, sie zur Rede zu stellen, weßhalb sie sich nicht an dem allgemeinen Dankopfer betheiligte. Deßhalb entschloß sie sich rasch und kühn, machte über sich das Zeichen des heiligen Kreuzes und begab sich in denjenigen Tempel, wo der Kaiser bei den Opferpriestern thronte. Dort

angelangt, begehrte sie vor dem Kaiser erscheinen zu dürfen. Die Hofbedienten staunten dies Wunder von übermenschlicher Schönheit, Würde und Sittsamkeit an und zögerten nicht, sie beim Kaiser anzumelden und zu ihm zu führen. Mit tiefem Ernste trat Catharina ein und hub an von der Thorheit des Götzendienstes und der Herrlichkeit des Christenglaubens, ohne den Niemand selig werden könne, mit solcher Kraft und Gluth zu sprechen, daß Maximin, starr vor Erstaunen über eine solche Verwegenheit, nichts zu erwidern wußte, und nur befahl, Catharina möge sich, um die Feier des kaiserlichen Opfers nicht zu stören, in den kaiserlichen Palast begeben und später solle sie frei vor ihm reden. Mit Ehrenbezeugungen ließ er sie in den Palast begleiten, begab sich nach vollzogenem Opfer seinerseits dahin zurück und ließ sie vor sich rufen. „Wer bist du?" fragte er sie, „und was bedeuten deine thörichten Reden?" — „Daß ich von königlichem Geschlecht bin, weiß ganz Alexandrien," sprach Catharina, „und daß ich hier durch alle Schulen, von der niedrigsten bis zur höchsten, gegangen bin, wissen alle Lehrer der Weltweisheit und der Wissenschaften. Aber ich rühme mich dessen nicht, sondern mein Ruhm ist, eine Christin zu sein und an Jesus den Gekreuzigten, wahrer Gott und wahrer Mensch, zu glauben und aus ganzem Herzen ihm zu dienen." Und sie fuhr fort, so tiefsinnige und erhabene Reden mit so lieblichem Antlitz und so züchtigen Geberden zu führen, daß Maximin nicht Augen genug hatte, um ihre Schönheit zu bewundern; nicht Ohren genug, um an ihrer Beredsamkeit sich zu ergötzen; und nicht Verstand genug,

um ihre Beweise von der Wahrheit und Nothwendigkeit des Glaubens zu fassen. Neben seiner Bewunderung regte sich aber ein heimlicher Groll, daß ein so junges Mägdlein nicht die mindeste Scheu trage, ihm, dem allmächtigen Kaiser, Irrthum und Verblendung vorzuwerfen, und daß er diese Vorwürfe nicht gründlich widerlegen könne. Abermals unterdrückte er seinen Groll und antwortete nur, die Lehren, welche sie vortrage, wären so neu und fremdartig, daß er alle gelehrten Männer in Alexandrien zusammenberufen werde, die in seiner Gegenwart und zu seiner Belehrung ein Glaubensgespräch mit ihr halten sollten. Dann ließ er Catharinen ein prächtiges Zimmer anweisen und Boten durch die Stadt eilen, um alle Männer der Wissenschaften und der Gelehrsamkeit in den kaiserlichen Palast zu entbieten. Catharina begab sich inzwischen in's Gebet und flehte zu Gott: „O ewige Weisheit! aus eigener Kraft vermag ich nichts. Stehe mir bei, damit ich deine Sache führe und damit die Diener der Götzen gläubig werden.“ Und ein Engel erschien ihr und sprach: „Sei getrost! du kämpfest für Gott, da kämpft Er mit dir und du wirst siegen.“ Nun erfüllte starker und freudiger Muth Catharina's Seele. Mittlerweile erschienen auch fünfzig der berühmtesten Lehrer an der hohen Schule zu Alexandrien im Kaiserpalast, stellten sich vor Maximin und fragten nach seinem Befehl. Als sie erfuhren, daß es sich um ein Glaubensgespräch mit der achtzehnjährigen Jungfrau Catharina handele, schüttelten sie verwundert über des Kaisers seltsamen Einfall die betagten weisen Köpfe; aber sie mußten gehorchen.

St. Catharina bekehrt Andere zum Glauben.

Nun begab sich Maximin in einen herrlichen geräumigen Saal und setzte sich auf seinen Thron, umringt von seiner Leibwache und seinen Hofbedienten. Zu seiner Linken nahmen in mehreren Reihen hintereinander die fünfzig weisen Männer Platz, Alle weit berühmt, Alle hoch im Ansehen, wahre Säulen der Wissenschaft und ein Kern aller Gelehrsamkeit. Ihnen gegenüber, mitten im Saal vor dem Kaiser, stand die selige Jungfrau Catharina, ohne Freunde, ohne Beschützer, ohne Fürsprecher, ohne Lehrer, ganz allein. Mit freudestrahlendem ruhigem Antlitz, in unglaublicher Schönheit, angethan mit einem himmelblauen Kleide, stand sie würdevoll da, denn sie wußte, daß ihr himmlischer Bräutigam in dieser Stunde durch ihre Schwachheit die Weisheit der Welt zu Schanden machen werde. In einer gewissen Entfernung vom Thron waren Schranken gezogen und jenseits derselben war der ganze Saal mit einer großen Menschenmenge erfüllt, die begierig dem seltenen Schauspiel beiwohnte und den Ausgang erharrte, den es für die junge christliche Heldin nehmen werde. Endlich fragte der berühmteste unter all' diesen ergrauten Meistern Catharina: „Bist du es, die sich erkühnt hat wider unsere Götter frech zu reden?" — „Ich bin es," entgegnete sie, „aber frech habe ich nicht geredet". — „Und woher hast du denn deine neue Weisheit?" fragte er weiter; „welcher Dichter oder welcher Philosoph spricht von deinem gekreuzigten Gott? kein einziger! Hingegen preisen Alle die Macht und Herrlichkeit der unsterblichen Götter." Bescheiden und ernst hub Catharina nun an, nach allen Regeln

der Redekunst mit ihm zu disputiren und zu beweisen, daß unmöglich mehr Götter sein könnten, denn der Eine, der Himmel und Erde erschaffen habe und beherrsche, um die Menschen selig zu machen. Dichter und Weltweisen hätten freilich keine Meldung gemacht von dem gekreuzigten Gott, denn er fordere zu einer Nachfolge mit dem Kreuz auf und verdamme die Ueppigkeit des Lebens und die Hoffart des Eigendünkels — und das sei ihnen nicht genehm. Aber man möge nur nachschlagen in den Schriften der Sybillen, dieser Frauen von unsträflichem Leben, deren Verstand Gott auf übernatürliche Weise erleuchtet habe, um die Ankunft des Messias zu erkennen und zu prophezeihen. Diese Schriften ständen ja bei allen Heiden wegen ihrer erhabenen Weisheit im größten Ansehen; also möge man doch nicht deren Weissagungen verachten. Und Catharina führte alle Verkündigungen der Sybillen so genau an, und belegte und verknüpfte sie so deutlich mit den christlichen Glaubenslehren, und trug ihre Beweise so schlagend vor, und sprach so klar, fließend und überströmend, daß die klugen Meister einander in's Ohr raunten: die Weisheit dieser Jungfrau sei übermenschlich und daher auch gar nicht zu widerlegen. Der Greis aber, welcher zuerst gesprochen hatte, war in Schweigen und tiefes Nachdenken versunken, und als nun Catharina ihre Rede beendet hatte und der Kaiser ihm befahl, zu antworten, da gestand er einfach, er sei überwunden, denn Catharina habe Recht und er Unrecht. Nun entrüstete sich Maximin über alle Maßen, wendete sich zu den übrigen weisen Männern und forderte sie zornig auf, die Ehre der Götter gegen ein thörichtes

Mägdlein und einen schwachköpfigen Greis zu vertheidigen. Aber siehe! die göttliche Gnade hatte all' diese Männer ergriffen und ihnen, statt der erworbenen Wissenschaft, eine übernatürliche gegeben. Sie erhoben sich einmüthig und bekannten, der Gott, den Catharina lehre, der Urheber, Beherrscher und Seligmacher des Menschengeschlechtes, Jesus Christus der Gekreuzigte sei der Eine, der wahre Gott, und Ihm allein wollten sie fortan die Ehre geben. Jetzt schlug der Zorn des Kaisers in hellen Flammen aus, und unter grimmigen Drohungen stellte er den fünfzig Männern die Wahl, den Göttern zu opfern oder den Feuertod zu sterben. Unerschrocken wählten Alle den Feuertod. Da gab er von seinem Throne aus den Befehl, im Vorhof dieses nämlichen Saales einen Scheiterhaufen aufzurichten und die standhaften Bekenner in die Flammen zu werfen, und zog sich in seine Gemächer zurück, um zu überlegen, was mit Catharina anzufangen sei. Die selige Jungfrau frohlockte, daß sie ein Werkzeug gewesen sei, um für ihren himmlischen Bräutigam fünfzig so edle und wahrheitliebende Seelen zu gewinnen, und daß der wahre Gott so schnell die falschen Götter überwältigt habe. In größter Geschwindigkeit hatten die Henkersknechte des Wütherichs einen gewaltigen Holzstoß errichtet und an allen vier Ecken angezündet. Nun schickten sie sich an, die Bekenner, an Händen und Füßen gefesselt, in die Flamme zu werfen. Bevor dies geschah, warfen sich die fünfzig Männer Catharinen zu Füßen und flehten sie an, von Gott die Verzeihung ihrer vielen Sünden und Irrthümer zu erbitten und ihnen vor ihrem Tode zu der heiligen Taufe

behülflich zu sein. Catharina tröstete sie und sprach, Gott werde sie wegen ihres tapferen Bekenntnisses und ihrer bereitwilligen Demuth gewiß in Gnaden aufnehmen und die Taufe durch Wasser, die an diesem Ort unmöglich vollzogen werden könne, durch die Bluttaufe ersetzen, die sie zur Ehre Gottes im Feuer leiden würden. Nun traten die Henker herzu und warfen die fünfzig Bekenner eilig auf den Holzstoß, wo Alle den wahren Gott so lange lobten und priesen, bis ihre Seelen vom Leibe erlöst waren und vor seinem Angesichte erschienen. Die Christen eilten jetzt herbei, um die Gebeine der Märtyrer aus Kohlen und Asche aufzusammeln; doch mit freudiger Ueberraschung fanden sie all' die heiligen Leiber zwar entseelt, aber ganz unversehrt. Und dieses Zeichen von der Gewalt des Christengottes bewirkte, daß sich abermals viele Heiden von ihren ohnmächtigen Götzen ab- und dem gekreuzigten Gott zuwendeten.

St. Catharina leidet für den Glauben.

Der Kaiser hielt Catharina in seinem Palast zurück, aber mit den größten Ehrenbezeugungen. Ein prächtiges Gemach ließ er ihr anweisen, Geschenke anbieten, Lustbarkeiten vorschlagen; mit Schmeicheleien überhäufte er sie und dann sprach er: „Du bist so weise und so edel, daß du verdienst, von der ganzen Welt bewundert zu werden. Laß darum ab von deinem Christus, opfere den unsterblichen Göttern, dann will ich deine Bildsäule aufrichten lassen, die man anbeten soll und du sollst in meinem Reich nach der Kaiserin die Mächtigste sein." Catharina erwiederte: „Ich diene Gott und

kann daher nicht den Götzen opfern." — „So werde ich dich dazu zwingen!" rief der Kaiser sehr zornig. Sie antwortete: „Du kannst mich martern, o Kaiser, aber nicht die himmlische Krone mir rauben. Ich hoffe auf Beides mit großen Freuden. Verfahre also mit mir nach deinem Belieben, nur erwarte nimmermehr, daß ich vor deinen Götzenbildern das Knie beuge." Da brach der Tyrann in schäumende Wuth aus, rief nach seinen Henkersknechten und befahl die Geisselung. Die zarte edle Jungfrau ward entkleidet und während zwei Stunden so furchtbar mit Ruthen geschlagen, daß ihr Leib mit Blut überströmt war und wie mit einem Purpurgewande bekleidet erschien. Eine zahllose Volksmasse hatte sich versammelt, um zu sehen, wie die heldenmüthige Jungfrau das Marterthum ertragen und ob sie es überleben werde. Aber auch die rohesten und neugierigsten Menschen wendeten sich mit Grausen von dem unmenschlichen Schauspiel ab, bedauerten die Märtyrin und verfluchten den grausamen Kaiser. Catharina stand während der ganzen Zeit unbeweglich und wie leblos da und schaute mit lieblichem Angesicht zum Himmel hinauf. Als sie vom Kopf bis zu den Füßen zerfleischt war, befahl Maximin, sie in einen Kerker zu werfen und ihr weder irgend eine Pflege noch Speise und Trank zukommen zu lassen, damit sie in möglichst kurzer Zeit verschmachte. Doch die Allmacht Gottes ging mit ihr in den Kerker: die Engel kamen und kühlten den Brand ihrer Wunden; ein Täublein kam und versorgte sie mit Nahrung; ihr himmlischer Bräutigam kam und erfüllte ihre Seele mit unaussprechlichem Trost,

indem er ihr nicht blos die Krone der Herrlichkeit zeigte, die er für sie aufbewahre, sondern auch all' die vielen Kronen für jene Seelen, welche sie noch zum ewigen Leben führen werde. Im Hinblick auf diese Wonnen ergoß sich solche Stärke und Freudigkeit in Catharina's Seele, daß sie für irdische Schmach und Schmerzen ganz gleichgültig ward.

Die Kaiserin und Porphyrius bekehren sich.

In der Mitte der Nacht öffnete sich behutsam die Thüre von Catharina's Gefängniß und Maximins Gemahlin, die Kaiserin, trat ein. Catharina hatte ihr anfangs wegen ihrer würdevollen Sittsamkeit bei so großer Schönheit ausnehmend gut gefallen, dann bei dem Glaubensgespräch große Bewunderung ihr eingeflößt, und jetzt durch ihre Marter zum zärtlichsten Mitleiden sie bewegt. Sie schauderte vor der Grausamkeit, mit welcher ihr Gemahl gegen die zarte Jungfrau verfuhr und empfand ein lebhaftes Verlangen, sie zu besuchen und ihr Labung zu bringen und Trost zuzusprechen. Sie ließ sich also von dem Obersten der kaiserlichen Leibwache, Namens Porphyrius, auf dessen Treue und Verschwiegenheit sie rechnen durfte, zu Catharina begleiten. Als sie nun die selige Jungfrau ohne irgend eine Spur ihres Marterthums erblickte, war sie ganz fassungslos vor Erstaunen. Catharina aber lächelte, pries die Allmacht und Barmherzigkeit Gottes, und sprach dann von der Kraft und Herrlichkeit des christlichen Glaubens mit solcher himmlischen Beredsamkeit,

daß diese beiden Herzen auf der Stelle vom Feuer der ewigen Wahrheit ergriffen wurden und sich verpflichteten, für Christus und seine göttliche Lehre zu leben und zu sterben. Aber die Kaiserin und Porphyrius waren nur die ersten, welche Catharina im Kerker für das Christenthum gewann. Ein Mann von der kaiserlichen Leibwache nach dem Andern begab sich zu der wunderbaren Jungfrau, die mit einer so männlichen Standhaftigkeit das Marterthum erlitten hatte; und mit hoher Weisheit und feuriger Innigkeit trug sie ihnen die Lehren des Christenthums vor und gewann Zweihundert für den heiligen Glauben.

Die Kaiserin und Porphyrius sterben für den Glauben.

Nach Verlauf von zwölf Tagen fragte der grausame Kaiser, wann die Gefangene gestorben, und ob sie an ihren Wunden oder vor Hunger umgekommen sei? Die Antwort, daß Catharina ganz schön und gesund im Kerker sich befinde, wollte er durchaus nicht glauben, und befahl, sie ihm vorzuführen. Als Catharina nun wirklich in ihrer strahlenden Schönheit vor ihm erschien, ohne Spur von Wunden und Erschöpfung, da er sie doch bis auf den Tod hatte geißeln und dann verhungern lassen: so entsetzte er sich einigermaßen und begann zu wähnen, daß sie vielleicht selbst eine Göttin sei, die er für sich gewinnen müsse. Deßhalb empfing er sie mit tiefer Ehrerbietung, bewunderte ihre Schönheit, die von den Göttern verdiene geliebt zu werden; ihre Weisheit, die sie würdig mache, eine Kaiserkrone zu tragen; ihre Vollkommenheit,

welcher die Huldigung der ganzen Welt gebühre; kurz, er überhäufte sie dermaßen mit Lob- und Schmeichelreden, daß er meinte, wenn sie die Göttin der Weisheit selber wäre, so müsse sie dennoch dadurch gewonnen werden. Aber er irrte sich heftig, der Kaiser Maximin! Am Schlusse des Gespräches sagte Catharina demüthig: „Alles, was er an ihr bewundere, wären Gnaden, mit denen ihr himmlischer Bräutigam Jesus Christus sie nach seinem Wohlgefallen, doch nicht weil sie es verdiene, schmücke, und deßhalb sei sie ihm schon durch ganz gewöhnliche Dankbarkeit zu ewiger Treue verpflichtet.“ Nun war es aber aus mit der Geduld des Kaisers! Konnte keine Marter und keine Schmeichelei sie bezwingen, ihm zu gehorchen und Das anzubeten, was er anbetete; so sollte sie in den ausgesuchtesten Qualen sterben! Er ließ ein entsetzliches Folterwerkzeug herbeischaffen, das aus vier Rädern bestand, welche mit Nägeln und Messern besetzt waren; dadurch sollte der Leib der seligsten Jungfrau zugleich zermalmt und zerschnitten werden. Catharina entsetzte sich vor dieser grausamen Folter und rief mit Inbrunst Gott um seinen mächtigen Beistand an. Dann ließ sie sich geduldig wie ein Lamm zwischen den Rädern festbinden und die Henker wollten die Maschine in Bewegung setzen. Kaum hatten sie aber Hand angelegt, so schwebte ein Engel, Allen sichtbar, hernieder, löste Catharinens Bande, hob sie selbst hinweg und die Räder rollten nun mit solcher Gewalt wider einander, daß sie zerschmetterten und schwere Splitter umherschleuderten, welche die Henker und andere Heiden

tödteten. Das Volk stob scheu hinweg und rief: „Groß ist der Gott der Christen!“ Eine ängstliche Furcht bemächtigte sich aller Gemüther und man hoffte, der Kaiser werde sich durch dieses Zeichen warnen lassen, denn Jeder besorgte irgend ein Unglück, wenn dieser Jungfrau Leid widerführe. Doch Maximin war nicht mehr zu bändigen in seiner Wuth und schrie nach anderen Henkersknechten und nach anderen Marterwerkzeugen. Plötzlich aber erschien vor ihm die Kaiserin. Sie warf ihm sein unmenschliches Verfahren gegen die unschuldige Jungfrau vor und erklärte ihm mit heldenmüthigem Freimuthe: der Gott, den Catharina ehre, der seine Allmacht im Gefängniß und zwischen den Rädern an ihr erwiesen, dessen Größe alles Volk so eben bekannt und ausgerufen habe, dieser Gott sei auch der ihre, und sie sei ebenfalls bereit, für seine Ehre und Lehre ihren letzten Blutstropfen zu vergießen. Wer vermöchte die Wuth des Kaisers zu beschreiben! Er rannte im Saale auf und nieder, stieß Verwünschungen aus gegen Catharina, welche die Kaiserin verzaubert, und gegen die Kaiserin, welche sich gegen seine Ruhe und seine Krone verschworen habe. Er schrie nach Porphyrius, sein Glück, sein Thron, sein Leben ständen in Gefahr; die Leibwache solle kommen und ihn beschützen und rächen. Porphyrius erschien augenblicklich mit gezogenem Schwert an der Spitze der Leibwache, da er nichts Anderes muthmaßte, als den Kaiser umringt von Mördern oder wenigstens von Rebellen zu finden. Groß war aber sein Erstaunen, ihn ganz allein mit der Kaiserin zu sehen, und zu vernehmen,

daß ihr hochherziges Bekenntniß des christlichen Glaubens ihren Gemahl zu solchen Ausbrüchen der Wuth veranlaßt habe. Als nun der Kaiser dem Porphyrius den Befehl gab, die Kaiserin zur Hinrichtung durch das Schwert abzuführen, rief die ganze Leibwache sammt dem Obersten: „Ewig lebe die Kaiserin! Groß ist der Gott der Christen.“ Alle warfen ihre Waffen weg, knieeten vor der Kaiserin nieder und erklärten sich bereit, mit ihr für den heiligen Glauben in tausend Qualen zu sterben. Da rief der unselige Maximin: „Wer noch ein Freund der Götter und des Kaisers ist, greife zur Wehr und befreie die Welt von diesen Thoren!“ Und er selbst ergriff die Kaiserin und schleppte sie in einen Vorhof des Palastes. Sclaven fielen über die Leibwache her, die sich nicht im mindesten vertheidigte, und folgten dem Kaiser; und nun mußte der erste Beste herbei und das Handwerk des Henkers an den zweihundert tapfern Kriegern, ihrem Obersten Porphyrius und der edlen Kaiserin vollziehen. Einer nach dem Andern trat gelassen vor, wenn die Reihe an ihn kam sich das Haupt abschlagen zu lassen. Die Kaiserin war besonders freudig, als ginge sie im Triumphzug dahin und rief ihrer Meisterin im Glauben zu: „Catharina, befiehl Gott meine Seele an!“ und diese entgegnete: „Ziehe hin in Frieden! du wirst in Ewigkeit herrschen mit dem Gott, an den du geglaubt und den du bekannt hast.“

St. Catharina stirbt den Märtyrertod.

Als nun diese vielen heiligen Blutzeugen durch einen kurzen Kampf die Krone der himmlischen

Glorie erstritten hatten, war die Urheberin ihres Todes und ihres Sieges allein noch übrig. Maximin hatte sich an der Hinrichtung der Kaiserin und der Leibwache wie an einem Schauspiel geweidet; Catharina würdigte er aber keines Blickes, sondern gab nur den Befehl, daß sie aus dem Vorhof des kaiserlichen Palastes hinaus und auf die öffentliche Richtstatt geführt, wo ihr dann vor den Augen von ganz Alexandrien das Haupt abgeschlagen werden solle. Denn alles Volk müsse überzeugt werden, daß diese Zauberin zu überwältigen sei. So trat sie nun vor einer unzählbaren Menschenmenge mit heiterem Antlitz und freundlichen Augen, züchtig und erhaben auf den Richtplatz, und sogleich rief man ihr von allen Seiten Heil und Segenswünsche und inniges Bedauern zu. Catharina aber fiel auf ihre Kniee, hob Augen und Hände zum Himmel und dankte Gott für die große Gnade, um seines Namens willen als Märtyrin sterben zu dürfen. Dann flehte sie ihn an, ihre letzten Bitten zu erhören; erstens: allen Umstehenden das Licht des Glaubens zu ertheilen, damit sie ihren Schöpfer und Herrn erkennen, lieben und ehren möchten; zweitens: Allen, die künftig in ihrem Namen Trost und Hülfe begehren würden, Gnade widerfahren zu lassen; endlich: ihre Seele unbefleckt in seiner Vaterhand gnädig aufzunehmen und ihren Leib vor Verunehrung zu schützen. Darauf bog sie ihr Haupt vor dem Henker und mit einem Streich war es gefallen. In demselben Augenblicke entzogen die heiligen Engel ihren zarten Leichnam vor den Augen des zuschauenden Volkes und trugen ihn sanft durch die Luft nach dem Berge Sinai, den

Gott einſt durch die Kundgebung ſeines heiligen Geſetzes geehrt hat. Dort ſenkten ſie ihn ehrfurchtsvoll in eine Gruft, aus der bis auf den heutigen Tag ein wohlriechendes, wunderthätiges, gegen mancherlei Krankheit heilſames Oel quillt. Dies geſchah am 25. November im Jahre des Heils 307. Als ſich die römiſchen Kaiſer nach nicht gar langer Zeit zum chriſtlichen Glauben bekehrten, umgab Einer von ihnen, Namens Juſtinus, St. Catharinens Grabſtätte mit einem Kloſter und einer Kirche, welche die Reiſenden, die nach dem Morgenlande gehen und durch die große arabiſche Wüſte ziehen, noch in unſeren Zeiten zu beſuchen pflegen. St. Catharina iſt nun freilich wegen ihrer außerordentlichen Weisheit und Gelehrſamkeit zur beſonderen Schutzpatronin der chriſtlichen Schulen und Weltweiſen erwählt worden; aber ihre zweite Bitte in ihrer Todesſtunde hat gemacht, daß Tauſende und Tauſende von Müttern ihren Töchtern den Namen Catharina geben, um ſie dadurch recht unter den mächtigen Schutz der glorwürdigen Heiligen zu ſtellen. Deshalb und auch durch die Maler und Bildhauer iſt ſie eine der beliebteſten und bekannteſten Heiligen geworden; denn ſie nimmt ſich ſo ſchön und erhaben aus über den Altären, mit einer Krone auf dem Haupt — wegen ihrer königlichen Abkunft; mit einem zerbrochenen Rade zu ihren Füßen — wegen ihres Sieges über den Teufel und die Welt; und mit einem Schwert und einem Palmzweig in der Hand — wegen ihres Marterthums und ihres triumphirenden Einzugs in den Himmel. O glorreiche heilige Catharina bitte für uns, daß wir mit recht feſtem Vertrauen dich um deine Fürſprache anflehen!

Mater purissima, ora pro nobis!

Im Staub sind wir geboren[1]),
Zum Staube gehen wir,
Er liegt vor unsern Thoren,
Er weht an unsre Thür,
Er hänget sich dem Saume
Des reinsten Kleides an,
Er klebt am Wellenschaume,
Er rieselt auf den Schwan.

Wo eine Blume blühet —
Mit Staub wird sie bedeckt!
Und wo ein Licht erglühet —
Der Staub hat es versteckt!

---

1) Aus „Unsrer Lieben Frau." Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, bei Franz Kirchheim.

Der Staub umweht die Kerzen:
Sie brennen trüb' und ſchwer;
Der Staub erfüllt die Herzen:
Sie werden matt und leer.

Das Auge ſtaubumſchleiert
Entbehrt der Schönheit Licht;
Die Seel' im Staube feiert
Den Dienſt der Wahrheit nicht.
Die Lieb' im Staube ringet
Vor Sehnſucht ſich zu Tod;
Denn was der Staub ihr bringet,
Es iſt kein Himmelsbrot.

Und hat im dumpfen Wähnen
Die Schaale ſie geleert,
So klagen ihre Thränen:
Nicht das hab' ich begehrt!—
Und lieget er im Staube,
Im irdiſch trüben Wahn,
So betet ach! der Glaube
Als Gott den Apis an!

So wird durch todte Götzen
Das Leben ſelber todt,
Gefangen in den Netzen
Der ird'ſchen Staubesnoth;
Und in den Sumpf verſunken,
Da reiner Boden wich,
Lallt vom Triumphe trunken
Das ſtaubverfallne Ich!

Maria, o Du Reine,
Laß Deinen Schleier wehn!
O laß im Silberſcheine
Uns Deine Lilie ſehn!
O wirf von den Geſtirnen
Uns Gnadenthau herab,
Und waſche unſre Stirnen
In Deiner Reinheit ab.

Stella matutina, ora pro nobis!

Nacht und wüſte leere Trauer
Lag auf der entſeelten Welt;
Grau das Leben und noch grauer
War der Tod in ſie geſtellt.
Für des Menſchen tiefſte Fragen
Gab es eine Antwort nicht;
Denn was die Orakel ſagen,
Wirft ein falſches Dämmerlicht.

Wolken rings um alle Seelen!
Nebel rings um alles Thun!
Welchen Schutzgott ſich erwählen?
Und in welchem Tempel ruhn?
Um das ſtumpfe Grau zu ſchmücken,
Griffen ſie nach äußrer Pracht;
Feſte ſollten ſie erſticken
Jene Frag', die immer wacht.

Schönheit ſollte ihre Stralen
Werfen in den ſchwülen Traum,
Doch mit ihren Idealen
Streift ſie nicht des Urbilds Saum.
Jedem Gotte war der Stempel
Tiefer Schwermuth aufgeprägt,
Weil er in dem eignen Tempel
Grauen vor dem Fatum hegt.

Und die Menſchheit tief verſunken
In dies uferloſe Meer,
Taumelte bald ſinnentrunken,
Klagte bald ſo heiß, ſo ſchwer!
Denn wohin ſie griff — nur Schatten
Fand ſie für ihr lechzend Herz,
Und die großen Seelen hatten
Nichts als einen größern Schmerz. — —

Nacht und wüſte leere Trauer
Liegt auf der entſeelten Welt!
Da, wie Frühlingsahnungsſchauer,
Tief geheim es ſie befällt.
Roſenwolken gehen leiſe
Auf im Morgenlande fern,
Und auf lichtem Purpurgleiſe
Schwebt empor — der Morgenſtern.

Morgenſtern! vom Himmelsthore
Wandelſt mild Du Deine Bahn,
Schwebſt als ſchönere Aurore
Unſrer Sonne hold voran;
Willſt mit ſüßen Segensblicken,
Uns, den Deinen nah und fern,
Lieb und Troſt ins Herze drücken,
O geliebter Morgenſtern!

Morgenſtern! o Stern der Hulden,
Trockne alle Thränen ab,
Die der Gram um Sündenſchulden
Ueber Nacht uns Armen gab.
All die Augen, matt von Zähren,
Lichte Du — Du thuſt es gern,
Daß ſie ſich durch Dich verklären,
O geliebter Morgenſtern!

Morgenſtern! ſind gar ſo trübe
Unſre Nächte — ach, der Tag
Iſt es auch, wenn Deine Liebe,
Deine Sorgfalt uns gebrach.
Wenn im bunten Lauf der Stunden
Uns Dein Antlitz allzufern
In dem Tageslicht entſchwunden —
O geliebter Morgenſtern!

Morgenſtern! muß ſchmerzumdunkelt
Unſre arme Seele ſein,
Damit um ſo tiefer funkelt
All Dein Glanz in ſie hinein —

O ſo gieb, daß wir ſie tragen,
Dieſe Nächte treu und gern,
Denn Du ſtralſt und es wird tagen,
O geliebter Morgenſtern!

Morgenſtern! an Deine Gnaden
Wendet ſich der Menſchheit Herz!
Hüte unſre Seel' vor Schaden,
Schütze uns vor Sündenſchmerz.
Wer ermattet iſt, den labe,
Und wer irrt — führ' ihn zum Herrn.
Lächle endlich unſerm Grabe,
O geliebter Morgenſtern!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Der heilige Paſchalis Baylon,

Schäfer und Franziscanerbruder.

(Am 17. Mai.)

In dem Flecken Torre-Hermoſa in Spanien lebte ein armes, geringes, frommes Ehepaar, das ſich mit Feldarbeit mühſam das liebe Brod erwarb: Martin und Iſabella Baylon. So niedrig nun auch ihr Stand war, ſo war die Familie doch durch eine große Ehre ausgezeichnet: ſie war nämlich immer ſo gut katholiſch geweſen, daß ſie ſich nie und nie mit Juden und Muhamedanern vermiſcht, ſondern ihr chriſtliches Blut ganz rein bewahrt hatte, was damals, wo es ſo ſehr viele von jenen Ungläubigen in Spanien gab, etwas ſehr Seltenes ſogar in den vornehmſten Adelsgeſchlechtern war. Dieſem frommen, rechtſchaffenen Ehepaar ſchenkte der liebe Gott im Jahr 1540 ein Söhnchen, welches, da es in der öſterlichen Zeit auf die Welt kam, den Namen Paſchalis erhielt. Iſabella, eine gar gottinnige Frau, wohnte fleißig dem heiligen Meßopfer bei und nahm immer ihren Sohn mit, obgleich er noch ſo jung war, daß ſie ihn hintragen und auf den Armen halten mußte. Da bemerkte ſie denn mit großer Freude, daß ſich der kleine Paſchalis ganz ernſt und ſtill verhielt, und ſo genau

auf den Priester und den Altar sah, als ob er sich Alles merken und lernen wolle. Und nirgends gefiel es ihm besser, als im Gotteshause! Bevor er gehen konnte, kroch er auf Händen und Füßen dahin. Zuerst suchten ihn seine Eltern ängstlich im ganzen Flecken, wenn ihr Paschalis, während sie bei der Arbeit waren, verschwunden war. Später aber gingen sie geraden Weges nach dem Gotteshause, das nach spanischer Sitte immer offen war, und wußten sicher, daß sie ihren Sohn dort finden würden. So waren denn der Gekreuzigte auf dem Altar und die Bilder der allerseligsten Jungfrau Maria und der lieben Heiligen die ersten Gegenstände, die das Kind sah und seine ersten Lehrmeister, indem Isabella ihm all' deren herrliche Leben und Lehren erzählte. In eine Schule kam Paschalis nie, weil seine Eltern zu arm waren; hingegen mußte er sehr frühe schon sein Brod sich verdienen und die Heerden hüten. Da er nur eine heilige Wißbegier hatte, recht viel von dem lieben Heiland und seiner jungfräulichen Mutter und seinen Freunden, den Heiligen, zu erfahren: so nahm er ein Buch mit auf's Feld und sprach jeden Vorübergehenden um das ganz ungewöhnliche Almosen an, ihm doch aus Barmherzigkeit ein Paar Buchstaben zu lehren, was ihm auch Keiner abschlug. Auf diese Weise lernte Paschalis lesen und schreiben — so klug, so aufmerksam und voll so frommem Verlangen war er! Nun bekam er ein Büchlein, in welchem die Tagzeiten der heiligen Jungfrau standen; das las und betete er immer wieder durch, und um das recht ungestört zu können, sonderte er sich ab von den anderen Hirten-

knaben, trieb seine Schaafe in die Nähe einer Muttergottes-Kapelle und verbrachte dort seine Tage mit Lesen, Beten und süßen stillen Gesprächen mit Gott. Sein Herr fragte ihn einst, weshalb er immer seine Schaafe auf einem und demselben Fleck rund um die Kapelle her weiden ließe; es sei ja dort Alles so abgeweidet, daß die Heerde ganz abmagern müsse. Aber Paschalis entgegnete getrost, in der Nähe der lieben Muttergottes werde die Heerde keinen Mangel leiden, denn sie sei die wahre Oberhirtin, die jeder Noth abhelfe. Und sein Herr mußte eingestehen, daß die Schafe zunahmen, wie auf der fettesten Trift. Denn um die Welt nicht hätte Paschalis irgend einem fremden Menschen — wie viel weniger seinem Herrn! — Unrecht zufügen mögen. Seine Mutter wünschte einst, er möge aus Gefälligkeit die Ziegen ihrer Nachbarin eine Zeitlang hüten. Allein Paschalis bat inständig, ihn mit diesem Auftrag zu verschonen, weil die Ziege ein gar unruhiges Thier sei, welches kein Hirt im Stande wäre, so zu bewachen, daß es nicht hie und da einmal auf fremden Feldern Schaden thue. In dem beständigen Umgang mit Gott und durch die Gewohnheit, sich immer vor dessen Angesicht zu halten, war sein Gewissen so zart geworden, daß er ängstlich die geringste läßliche Sünde mied, und daraus kann man ersehen, daß sein Gebet von der rechten Art und wohlgefällig vor Gott war und weder aus dem Hang zum Müßiggang, noch aus Hochmuth entsprang. Daher sah er auch aus wie ein Engel Gottes, so sanft, freundlich und still, und alle anderen Hirtenknaben hatten großen Respect vor ihm.

Paschalis schreitet vor in Vollkommenheit.

Als er an Jahren zunahm, ging er weiter in's Land, um einen Dienst zu suchen, bei dem er mehr Geld verdienen könne, um seine armen Eltern und andere Hülfsbedürftige zu unterstützen. Er ward Schäfer bei einem sehr frommen Manne, der Martin Garsias hieß. Dieser gewann ihn bald so lieb, daß er gern aus seinem Schäfer seinen Schwiegersohn gemacht und ihm mit der Tochter Hab und Gut gegeben hätte. Doch dazu hatte Paschalis nicht die mindeste Neigung! Wozu sollte er Reichthümer besitzen, da sein Sinn nur nach der Armuth stand? Weshalb eine Frau nehmen, da sein ganzes Herz an Gott und den Heiligen hing? Warum Herr werden, da er nur zu dienen und zu gehorchen verlangte? Er blieb ein armer Schäfer und wurde bald in der ganzen Umgegend „der heilige Schäfer" genannt; denn die himmlische Reinheit und Einfalt, die ihn in seiner Kindheit schon auszeichnete, trat in seiner Jugend noch mehr hervor. Um ja nicht die geringen Fehler zu vergessen, in die er aus menschlicher Schwachheit verfiel, machte Paschalis jedesmal einen Knoten in einen Strick, den er zu diesem Zweck bei sich trug, und dann erschien er ganz zerknirscht von Reue beim heiligen Bußsacrament mit einer langen Aufzählung seiner Sünden, während seine Kameraden, die übrigen Hirten, gar nicht begriffen, was er überhaupt nur zu beichten haben könne, da Keiner ihn ja auf der winzigsten läßlichen Sünde ertappt hatte. Aber Paschalis wußte das anders! Der heilige Geist durchglühte ihn mit einer unaussprechlichen Liebe zu Gott, und diese

beweinen und meiden, weil sie von Gott trennt. Aus Binsen hatte er sich einen Rosenkranz geknüpft, den er mit süßester Inbrunst mehrmals am Tage betete, indem er der Gegend zugewendet kniete, wo die Einsiedelei Unsrer Lieben Frau vom Berge, ein berühmter Wallfahrtsort, lag. Diese Rosenkränze von Binsen verfertigte er gar zierlich, verschenkte sie dann und bemerkte dabei, sie wären aus weißen und rothen Rosen geflochten: die Ave Maria wären die weißen Rosen, die Tugenden der allerreinsten heiligen Jungfrau; und die Pater noster wären die rothen Rosen, die heiligen fünf Wunden des lieben Heilandes. Auch einen Altar hatte sich Paschalis angefertigt und immer bei der Hand: das war sein Hirtenstab! Daran hatte er das Bild der heiligen Muttergottes ausgeschnitzt und am oberen Ende ein Kreuz befestigt. Diesen Stab steckte er in die Erde, wo möglich unter einen schönen Baum, und dann warf er sich auf die Knie und ergab sich mit so feuriger Andacht dem Gebet, daß er oftmals in Entzückung schwebend belauscht wurde. Das that seiner Demuth aber immer gar weh. An diesem Stabe, den Paschalis in seiner lieben Hirten-Einfalt zu einem Altar gemacht, hatte der liebe Gott ein gar großes Wohlgefallen! Auf den weiten Schaftriften in Spanien gibt es wohl Gewässer für das Vieh, doch klare, frische, gesunde Brunnen und Quellen sind gar selten, so daß die Hirten bei der starken Sommerhitze oft viel Durst leiden müssen. Darüber klagten einst Hirten; da gab ihnen Paschalis den Rath, sie

möchten nur ihre Stäbe in die Erde stecken, dann werde schon Wasser hervorsprudeln. Sie thaten es; aber es kam kein Wasser! Das befremdete Paschalis sehr, denn nun that er es und sogleich floß eine Quelle. Die Hirten wähnten, er habe gewußt, daß dort ein Born verschüttet sei; deshalb riefen sie ihn am nächsten Tage in eine entlegene sumpfige Wiese und baten ihn hier um trinkbares Wasser. Paschalis steckte seinen Stab in den Boden — und ein klares Brünnlein quell hervor. Die Hirten wunderten sich sehr; er aber gar nicht; er dachte, dies sei nun einmal so der Wille des allmächtigen Gottes. Seine höchste Freude war es, wenn ihm sein Herr erlaubte, am Werktag die heilige Messe besuchen zu dürfen. Dann konnte er der Anbetung des allerheiligsten Altarssacramentes gar kein Ende finden, sich gar nicht trennen von dem geweihten Ort und hernach seinem Herrn gar nicht genug danken für diese große Gnade. Ach lieber heiliger Paschalis, bitte doch für uns, daß wir nicht immerfort aus Gleichgültigkeit versäumen, der heiligen Messe beizuwohnen, und daß wir auch mit der Seele da sein mögen, wenn wir dem Leibe nach dabei sind! Eine unbeschreibliche Sorgfalt trug Paschalis, daß seine Heerde nur nicht auf fremdem Boden weide oder gar ein fremdes Saatfeld abfresse. Dies Unglück war einmal Nachts geschehen; da ließ er genau den Schaden abschätzen und versprach ihn zu vergüten, sobald ihm sein Lohn ausgezahlt sei. Als er sich nach einiger Zeit ganz pünctlich einstellte, um die Schuld seiner Schafe zu bezahlen, sagte ihm der Besitzer, gerade dies

abgeweidete Stück Saatfeld habe inzwiſchen einen reichlicheren Ertrag geliefert, als ſeine übrigen Aecker, ſo daß er nimmermehr einen Schadenerſatz annehmen könne. Zur Zeit der Ernte führte Paſchalis immer eine Sichel bei ſich und half den Schnittern fleißig, bald auf dieſem Felde und bald auf jenem, um dadurch den etwaigen Schaden gut zu machen, den ſeine Schafe vielleicht, ihm unbewußt, gethan hatten. Paſchalis war eben ſo unſchuldig und wahrheitliebend, als getreu und rechtlich. Ein unlauteres Wort, ein unziemlicher Scherz — und er floh mit Abſcheu; und er hätte ſich lieber in Stücken ſchneiden laſſen, als mit einer Lüge ſeine Lippen zu beflecken. „In Wahrheit, ſo iſt es!“ das war ſein höchſter Schwur, und der galt ihm mehr, als manchem Gewiſſenloſen ſein Eid vor Gericht. Der Umgang mit den Hirten war ihm äußerſt peinlich, weil ſie gar viel Fluch und Schwur im Munde — und gar oft leichtfertige und unwahre Reden führten, auch ſich untereinander zankten und verfeindeten. Paſchalis ermahnte und verſöhnte ſie wohl oft, aber es war nicht von Dauer. Das betrübte ihn ſehr; er glaubte die Schuld liege an ihm und er nehme auf dieſe Weiſe Theil an den Beleidigungen Gottes, die er nicht verhindere. Dies vermehrte ſein Verlangen, ſich ganz aus der Welt zurück zu ziehen und ſeine Seele zu retten, und nach langem, anhaltendem Gebet und Faſten hoffte er den Willen Gottes erkannt zu haben.

Paſchalis tritt in den Orden.

„Ich gehe in's Kloſter!“ ſprach Paſchalis zu einem Hirten. „In Unſerer Lieben Frauen Gar-

ten, nicht wahr?" entgegnete der Hirt; „denn das ist ja ein gar reiches Kloster in deiner Heimath." — „O nein, in ein armes Kloster gehe ich," sagte Paschalis. — „Nun das ist gut," entgegnete der Hirt, „da kannst du uns mit der Zeit recht erbaulich das Wort Gottes predigen und viele Seelen bekehren." — „Ach nein," erwiederte Paschalis," nach so hohen Dingen steht nicht mein Sinn; ich will nur dienender Bruder werden und endlich einmal anfangen, mich selbst aus ganzer Seele zu Gott zu bekehren." — Tags darauf sah ihn dieser Hirt im Franziscanerhabit, und meinte, in dieser Einöde könnten es ihm nur die heiligen Engel gebracht haben. — Nachdem Paschalis mit Dankbarkeit und Liebe von seinem guten Herrn Abschied genommen, machte er sich auf gen Valencia, wo in einem abgeschiedenen Thale ein Kloster der Franziscaner-Barfüßer lag. Für diese hatte er seit seiner Kindheit eine große Zuneigung. Bei sieben Jahren ungefähr besuchte er einmal Verwandte, die ihren kleinen Sohn aus besonderer Andacht zum Seraphischen Franziscus in einen Habit seines Ordens kleideten. Da dieser Knabe eben krank war und im Bett lag, so sagte Paschalis ganz froh, er wolle nun den Habit tragen, was denn auch geschah. Als man ihn aber beim Abschied seine anderen Kleider wieder anziehen hieß, verstand er sich nur nach dem ausdrücklichen Befehl seiner Mutter dazu, bitterlich weinend, daß er nicht mehr Franziscaner sein dürfe. Jetzt aber sollte er doch dazu gelangen! Vor der Hand wollte er sich jedoch prüfen, ob er auch die Strenge des Ordens

würde ertragen können, ohne dem Kloster durch Kränklichkeit zur Last zu fallen; er nahm also wiederum Dienste als Schäfer und begann ein so rauhes, abgetödtetes Büßerleben zu führen, daß der junge „heilige Schäfer" — er war jetzt zwanzig Jahr alt — weit und breit das Land erbaute und in so hoher Verehrung bei den Leuten stand, daß sie es für einen großen Segen hielten, wenn er seine Heerde an ihnen vorüber trieb, oder in ihrer Nachbarschaft dieselbe hütete. Barhaupt ging er unter der brennenden spanischen Sonne, barfuß über die Triften voll Disteln und Dornen. Mit Wasser und Brod begnügte er sich während der Fastenzeit und die dauerte für ihn fast das ganze Jahr. Eine scharfe Geißel züchtigte seinen Leib, der auf einem Brett seine kurze Nachtruhe fand. Pünktlich beharrte er bei seiner Zeiteintheilung, so daß seine Obliegenheiten als Hirt mit Lesen, Beten, Betrachten und Anfertigung von Rosenkränzen regelmäßig abwechselten, wobei die Sonne ihm als Uhr diente. Wenig sprach Paschalis mit den Leuten und ernst; kam aber die Rede auf Gott und himmlische Dinge, dann erstrahlte sein Antlitz und Worte voll des heiligen Geistes entströmten seinen Lippen. Drei Jahre lebte er so in Uebung und Prüfung in der Nähe des Klosters Unserer Lieben Frau von Loretto, und ward den Franziscaner-Vätern genug bekannt, um von ihnen mit Liebe aufgenommen zu werden, als er endlich um diese Gunst bat. Sie schlugen ihm vor, Chorbruder zu werden, da es ihm bei seinem Verstande und guten Willen nicht fehlen konnte, das Erforderliche sich anzueignen;

doch Paschalis hatte ein solches Verlangen, mit dem lieben Heiland Allen und Jedem zu dienen, daß er bei seinem demüthigen Begehren verblieb, und nach glücklich bestandenem Noviciat Profeß als Laienbruder ablegte am Tage Mariä Lichtmeß des Jahres 1564.

Paschalis fährt fort, sich zu heiligen.

Paschalis war von cholerischem Temperament, daher seiner Natur nach wohl geneigt, zornig, heftig und stolz zu sein; deshalb ergab er sich einer solchen Abtödtung der Sinnlichkeit, umfaßte so herzhaft die Demuth, die Sanftmuth, die Armuth des Kreuzes, daß er mehr und mehr ein Musterbild in diesen Tugenden wurde. Der P. Guardian war ein durch hohes Alter grämlicher Mann, der immer rauhe Worte und scharfe Verweise bei der Hand hatte. Einst machte er dem Paschalis im Refectorium vor allen Brüdern heftige Vorwürfe und obenein ganz unverschuldete, die Paschalis nicht blos in tiefster Ehrfurcht auf den Knien anhörte, sondern auch, als ein Bruder tröstend zu ihm sprach: „Habe Geduld mit dem alten rauhen Mann!“ demüthig antwortete: „Der heilige Geist redet zu mir durch unsern Guardian.“ Ward ihm von seinen Obern oder seinen Brüdern in irgend einer Weise unrecht gethan, erlitt er eine Zurücksetzung oder sonstige Kränkung, so schwieg er immer, blieb immer freundlich und suchte nur dem Beleidiger um so eifriger zu dienen. Das Geringste in der Kleidung, der Nahrung, dem Dienst war für ihn immer noch viel zu gut, und das Erlaubte eine Verwöhnung. Die Lappen, mit denen er

seine Kutte ausbesserte, suchte er auf der Gasse zusammen und er lebte von den Brodrinden und den Suppenresten, welche die Armen, die an der Klosterpforte gespeist wurden, etwa in ihren Näpfen übrig ließen. Schickte man ihn in ein Kloster, das tief in den Bergen lag, wo es den Brüdern erlaubt war, zur Winterszeit etwas wärmere Kleider zu tragen, so benutzte er doch nie diese Erlaubniß; allenfalls schnürte er sein härenes Bußhemd um so fester mit einer schweren Eisenkette zusammen, die er mit einigen Fetzen sorgsam umwickelt hatte, nicht, damit sie weniger drücke, sondern damit sie nicht klirre. Er schlief auch mit dieser Kette um den Leib — und wie? — Auf den Fußboden seiner Zelle breitete er eine alte dünne Decke aus und am Kopfende legte er einen Block hin; das war sein Lager! Oft schien ihm auch das noch zu weichlich; dann streckte er sich nicht aus, sondern blieb zusammen gekrümmt sitzen, und länger als von neun Uhr Abends bis Mitternacht schlief er nie. Auch nie am Tage, was in südlichen Ländern wegen der unerträglichen Mittagshitze im Sommer auch in den strengsten Orden erlaubt ist. Nein! gerade dies halbe Stündchen der Ruhe wendete Paschalis zur Gartenarbeit an. Täglich brauchte er eine scharfe Geißel so lange, bis er neunmal das «Miserere mei» gebetet hatte; kurz, es gab keine Pein, die sich nicht Paschalis mit Freuden anthat, um ein wenig die Peinen des bittern Leidens seines lieben Heilands mitzufühlen und um ein wenig Buße zu thun für seine Sünden und für alle Diejenigen, welche sich einbilden, daß der Ruf des heiligen Johannes des Täufers: „Thut Buße!“

sie nicht betreffe. O mein lieber Leser! die Welt versteht das freilich nicht, aber du wirst wohl begreifen, daß wenn nicht von je her und bis zu dieser Stunde in den Klöstern solche verborgene heilige Büßer zu finden wären, die sich mit dem Opfer Christi vereinigt für uns arme Sünder aufopfern, so dürfte die ganze Welt längst da sein, wo Sodoma und Gomorrha sind. Bei all diesen Peinen hat Niemand ihn je anders als heiter, gut gelaunt und munter gesehen: so abgetödtet waren seine Leidenschaften, so überwunden war sein Temperament! Dessen natürliche Richtung diente jetzt nur dazu, ihm große Kraft, Beharrlichkeit und Nachdruck für all seine Handlungen zu geben. Um so mehr er sich ablöste von den irdischen Fesseln, um so höher stieg er im Leben der Gnade. Er verlor gar nicht die Gegenwart Gottes aus den Augen, und der Zug zu Gott ward so stark in ihm, daß er in Entzückung kam, so wie er die Augen schloß oder zum Himmel aufschlug. Da ließ Gott, um ihn in der Demuth mehr und mehr zu befestigen, ihm durch eine große Versuchung eine Erinnerung an die menschliche Gebrechlichkeit zukommen. Ein junges Frauenzimmer faßte eine heftige Leidenschaft für Paschalis und in seinem Herzen regte sich die Neigung für sie. Er war zu der Zeit Bruder Pförtner, mußte also immer die Klosterpforte öffnen, wenn man läutete, und Bestellungen und sonstige Aufträge in Empfang nehmen. Die junge Person hatte die Stunde erkundschaftet, wo Niemand im Kloster um die Wege zu sein pflegte; da lief sie an die Pforte und läutete. So wie Paschalis öffnete, trat sie ganz geschwind ein;

doch noch geschwinder sah er, wer es sei und daß sie allein sei, und blitzschnell schob er sie über die Schwelle zurück, warf die Pforte zu und floh, floh in die Klosterkirche zum heiligen Altarssacrament; da war er sicher! und da nahm auch der liebe Gott diese Versuchung wieder von ihm. Wie oft am Tage Paschalis in die Klosterkirche lief, um das Hochwürdigste Gut zu besuchen, das ist gar nicht zu zählen! Als dienender Bruder bald in diesem Amt und bald in jenem, hatte er immer Arbeit vollauf, und was Andere nicht thun konnten oder mochten, that er auch noch. Aber für seine Anbetung des allerheiligsten Sacramentes hatte er immer Zeit, denn er verlor nicht einen Augenblick im Tage durch Müßiggang oder leeres Geschwätz. Ward es ihm an Feiertagen so gut, daß er sich seiner Andacht recht hingeben konnte, so kniete er stundenlang vor dem Tabernakel. Fünf Stunden sah man ihn einmal am grünen Donnerstag wie eine Bildsäule auf den Knieen liegen. Da schöpfte er auch seine wunderbaren Erleuchtungen, seine Erkenntniß der göttlichen Geheimnisse und der Wege des Heils für die Seelen, seine Lehren und Erklärungen himmlischer Dinge. Nicht blos Lappen, um seinen Habit auszubessern, sammelte Paschalis aus dem Gassenkehricht auf, sondern auch Papierstückchen und Abschnitzel. Mit einem Stein preßte er sie glatt, mit einem Faden heftete er sie zusammen und dann schrieb er die Eingebungen des heiligen Geistes darauf nieder. Daher war in seiner armseligen Zelle außer einer elenden Decke, einem hölzernen Kruzifix und einem papiernen Mutter-

gottesbildchen, zwar nicht Tisch, nicht Stuhl zu sehen, wohl aber ein Schreibzeug. Der unwissende Hirtenknabe, der sich um Gottes Willen von den Wanderern die Buchstaben hatte lehren lassen und seine ganze Jugend bei den Schafen auf freiem Felde verlebt hatte, verfaßte gottselige Schriften, denn die wahre Erleuchtung des Geistes rührt vom Gebet, nicht von der Wissenschaft her. Dringend forderte er die mit dem Predigtamt beauftragten Brüder zum Gebet auf, und als er einmal einen Prediger ganz in Bücher versunken antraf, sagte er: „O lieber Bruder, nicht so viel Bücher! aber betet, betet!“ Bestieg ein Prediger die Kanzel, so begab sich Paschalis sogleich für ihn an's Gebet, damit der heilige Geist auf seinen Lippen wohnen möge. Ihm selbst, als Laienbruder, stand das Predigen nicht zu; manchmal mußte er aber auf Befehl seiner Obern dem Convent Betrachtungen halten, was er, als ein großer Betrachtender, so meisterhaft verstand, daß die Brüder immer meinten, Paschalis führe sie leibhaftig zum Krippkein Jesu, oder auf den Oelberg, oder zur Kreuzigung, oder wohin das heilige Geheimniß sie rief. Da Paschalis eine so inbrünstige Liebe zum allerheiligsten Altarssacrament hatte, so war auch seine Ehrfurcht vor dem Priesterstand, der mit demselben in so inniger Verbindung ist, ganz unbegrenzt. Ging ein Priester an ihm vorüber, so fiel Paschalis auf die Knie, bat um seinen Segen, küßte seine Hand, die gebenedeite Hand, die den heiligen Leib des Herrn berühren durfte, und drückte sie auf Stirn und Augen. In Allem, was er that, offenbarte sich

eine ganz übernatürliche Liebe zu Gott. Auch in seinem Stillschweigen; er sprach nur, wenn die Ehre Gottes, der Gehorsam und die Nächstenliebe es erforderten; sonst nie! und nie von sich selbst und von Dingen, die ihn angingen. Im Jahr 1570 hatte der Pater Provinzial von Spanien eine wichtige Botschaft für den Pater General, der sich damals in Paris befand, und schickte Paschalis dahin ab. Dies war in damaligen Zeitläuften eine sehr gefährliche Reise, denn die hugenottische Ketzerei verpestete Frankreich, und da, wo sie die Oberhand hatte, wurden Ordensleute gehaßt und verfolgt. Paschalis hatte denn auch viel auszustehen, viel Verhöhnung und Mißhandlung zu ertragen; ein Steinwurf lähmte für immer seinen Arm. Aber nur durch seinen Reisegefährten erfuhr man, was sie Alles gelitten hatten. Er richtete bei der Rückkehr seine Aufträge aus und über alles Andere schwieg er wie ein Stummer.

Paschalis wirkt Wunder.

Er pflegte zu sagen, jeder Mensch müsse drei Personen vertreten: gegen Gott müsse er das Herz eines Kindes haben, gegen sich selbst das eines Richters, gegen den Nächsten das einer Mutter. Und was er sagte, das übte er. Wie konnte nun aber der in Armuth und Arbeit lebende Laienbruder Werke der Nächstenliebe thun? Durch seine Fürbitte! So innig nahm Paschalis die Noth des Nächsten zu Herzen, so dringend trug er sie dem lieben Gott vor, daß der ihm nichts abschlagen konnte. Als er einmal spät Abends

die Klosterkirche schließen wollte, sagte ein armes Weib ihm traurig: „Ich muß nun gehen, aber betet Ihr noch ein wenig für mich, denn ich habe drei todtkranke Kinder und keinen Bissen Brod.“ „Ich will es thun,“ sprach Paschalis und schloß die Thür. Die Frau dachte, ob er auch wohl Wort halten werde, blieb draußen stehen, schaute durch eine Spalte in die Kirche hinein, sah ihn auf den Knieen liegen und ging wunderbar getröstet heim. Da öffnete sie nun ganz betrübt ihren leeren Vorrathschrank, um ihr letztes kleines Stückchen Brod heraus zu nehmen und den Kindern zu vertheilen; doch welche Ueberraschung! zwei schöne große Brode lagen darin. Und am nächsten Morgen kamen zwei Personen, denen sie doch nie ihre Noth geklagt hatte und versorgten sie mit Allem, was sie während der Krankheit der Kinder bedurfte. Ein Herr, der dem ganzen Orden sehr zugethan und mit Paschalis sehr befreundet war, hatte sich in die Schlingen des Satans locken lassen und mit einer verheiratheten Frau ein böses Verhältniß angeknüpft. Eines Abends wollte er sie besuchen und machte sich auf den Weg. Da hörte er ein Glöckchen, erst in der Ferne, dann nah und immer näher, endlich so nahe, daß er meinte, es hänge ihm am Fuß, und daß er sich entsetzlich vor den Leuten schämte, die ihm begegneten. Die Beschämung machte ihn aufmerksam auf seine bösen Wege; er nahm seinen Rosenkranz zur Hand, begann zu beten und kehrte heim. Des andern Tages begegnete ihm die Frau und sagte, es sei ein Glück gewesen, daß er sie gestern nicht besuchte, denn ihr Mann habe Ver-

dacht geschöpft und ein Paar Mörder gedungen, um sich seiner zu entledigen; sie aber könne die Angst und Gewissensunruhe nicht mehr aushalten, sie ginge jetzt zur Beicht und bäte ihn, sie nie wieder zu besuchen. Da ging der Herr auch in sich und zu den Franziscanern, um ebenfalls das heilige Bußsacrament zu empfangen. Kaum öffnet Paschalis die Pforte, so ruft er froh: „Gott Dank, daß Ihr da seid!" — „Weshalb?" fragt der Herr befremdet. — „Weil ich gestern Abend große Sorge um Euch gehabt und viel im Gebet ausgestanden habe." — „Wenn ich glauben soll, daß dies Alles von Gott kommt," sprach der Herr, „so erzählt mir, was gestern Abend geschehen ist." Da erzählte Paschalis genau den ganzen Hergang und Beide priesen die Barmherzigkeit Gottes. Bittere Feindschaften, die Niemand zu versöhnen vermochte, söhnte Paschalis mit einigen milden Worten aus; Rachegedanken wandelte er in Verzeihung um und Haß in Freundschaft: so unwiderstehlich war der Geist Gottes in ihm, mit so eindringlicher Liebe ermahnte er die Menschen zur Besserung ihres Lebens. Große Sünderinnen zog er zurück von den Wegen des Verderbens. Aber wegen der Seelen vernachlässigte er auch die Leiber nicht, sondern machte verschiedene Kranke durch Handauflegung und Gebet gesund. Aus Demuth weigerte er sich oft es zu thun und sagte einfach dem Kranken, er möge nur selbst das heilige Kreuzzeichen mit festem Glauben an die Kraft der heiligen fünf Wunden machen, dann werde Gott ihm schon geben, was ihm Noth thue; und öfters gefiel es Gott, dies demüthige Vertrauen seines frommen Dieners zu verherrlichen.

Paſchalis ſtirbt eines ſeligen Todes.

Achtundzwanzig Jahr hatte Paſchalis in dem ſeraphiſchen Orden ein ſeraphiſches Leben geführt, ein qualvolles in den Augen der Welt, ein freudenreiches vor dem Auge Gottes, denn ſeine Peinen waren vergänglich und ſeine Verdienſte waren unvergänglich. Wohl war ſein Körper abgemattet durch die ſtrenge Ordensregel, die er noch ſchärfer für ſich machte; aber er ließ deßhalb mit keiner Abtödtung nach und gönnte ſich kein Ausruhen auf Erden. Immer ſtand er um Mitternacht mit den Chorbrüdern auf, obwohl er als Laienbruder das Chorgebet nicht mit ihnen hielt; und ſuchten ſie dann wieder ihr Lager auf, ſo ging er in die Kirche hinab und betete die Stationen an den verſchiedenen Altären, um Ablässe zu gewinnen. Brach der Morgen an, ſo gab er das Zeichen mit der Glocke, öffnete die Kirche und weckte die Brüder, indem er an ihre Thür klopfte, und ſprach: „Gelobt ſei der ſüße Name unſers guten Jeſu! Auf zur Prim, meine Brüder! lobſinget dem Herrn und ſeiner gebenedeiten Mutter Maria.“ Darauf diente er bei ſo vielen Meſſen als möglich, und wenn er das allerheiligſte Sacrament empfing, ſo hatte er eine ſelige Stunde voll unausſprechlicher Entzückung. Dann ging er raſtlos an die Geſchäfte des Tages. Doch ebenſo raſtlos war ſein Gebet, theils betrachtend, theils mündlich. Der liebe heilige Roſenkranz kam gar nicht aus ſeinen Händen, es ſei denn, daß irgend eine Arbeit es unmöglich machte, ihn zu halten; dann hing er ihn um den Hals. So hatte Paſchalis ſein zwei und fünfzigſtes Jahr erreicht, und in verſchiedenen Klöſtern Gott gedient

und an seiner Heiligung gearbeitet. Jetzt lebte er in dem Kloster zu Villa-Real. Da bemerkten die Brüder eine so übernatürliche Freudigkeit beim Gebet und besonders nach der heiligen Communion an Paschalis, daß sie unter sich sagten, gewiß sei ihm sein Abscheiden offenbart worden. Als er nun gar eines Tages den Krankenwärter demüthig bat, ihm ein warmes Fußbad zu bereiten, denn wenn er die heilige Oelung empfinge, müßten seine Füße hübsch rein sein: da zweifelte Niemand an seinem nahen Ende, obwohl er nicht krank war. Doch die Krankheit ließ sich nicht lange erwarten. Sie war kurz und heftig, und während derselben kam das Gebet nicht aus seiner Seele, der Rosenkranz nicht von seiner Hand, das Lächeln nicht von seinen Lippen. Am heiligen Pfingstsonntag des Jahres 1592, in dem Augenblick, wo in der Klosterkirche beim Hochamt die Elevation der heiligen Hostie geschah, entschlummerte Paschalis lächelnd im Frieden des Herrn. Und es vergingen nicht hundert Jahre, so nahm der arme Schäfer und Laienbruder Platz zwischen den Heiligen Gottes in der triumphirenden Kirche, um mit seiner kräftigen Fürbitte die streitende und die leidende zu unterstützen. Papst Alexander VIII. erließ 1690 seine Kanonisationsbulle. O heiliger Paschalis, bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Regina Sanctorum omnium,

ora pro nobis!

Wohl ſind ſie trüb und lang die Erdennächte [1]),
Wohl wird die Bruſt beklemmt von Erdenluft,
Wohl trotzen Gram und Leid auf alte Rechte
Am Kind des Staubes, bis zu ſeiner Gruft;
Wohl wird das Herz von jedem irdiſchen Horte
Durch Schmerzen ohne Maß hinweg gedrängt,
Wohl iſt die Welt ein Kerker, deſſen Pforte
Die ſtarke Hand des Todes nur zerſprengt.

---

1) Aus „Unſrer Lieben Frau.“ Von Ida Gräfin Hahn-Hahn. Mainz, bei Franz Kirchheim.

Wohl gibt es fackellose Finsternisse
Und balsamlosen heißen Wundenbrand —
Auf daß der Mensch, der stolze Frager, wisse,
Daß er für alle Zeit dem Staub verwandt;
Auf daß aus seiner Nacht, aus seiner Leere,
Vor seinem Dünkel, seinen Klügelein,
Sein Blick sich dahin sehnsuchtsvoller kehre,
Wo ihm Verklärung stralt ins Herz hinein.

Denn hier in diesem thränenreichen Thale,
In dieser stumpfen Staub- und Aschenwelt,
In welche aus der Sünden Wermuthschale
Ein Giftestropfen nach dem andern fällt:
Steht doch ein Haus, durch dessen hohe Hallen
Sich webt des Aethers Blau mit Sonnenschein,
Durch das die Frühlingslüfte ewig wallen,
Gestirne ziehn im ewig lichten Reihn.

Und dieses Haus vereint an Pracht und Schöne,
Was sonst zerstreut, als Abglanz, arm sich weist,
Sieh, wie es gastlich seine lieben Erdensöhne
In seiner Herrlichkeit willkommen heißt.
Da ist dem Müden seine Rast bereitet,
Da strömt dem Kranken die Erquickung zu,
Da wird dem Fragenden der Weg gedeutet,
Da findet Greis und Kind und Pilger Ruh.

Da klingen Lieder in erhabnen Tönen,
Da stralen Bilder wie von Licht gemalt,
Da ist ein Ueberfluß an allem Schönen,
So daß die Fülle jedes Herz umstralt.

Der Reiche lernt des Reichthums ſich ergötzen,
Der Bettler wird in ſeinem Darben reich;
Der Eine gibt von ſeinen Freudeſchätzen,
Der Andre nimmt: die Liebe macht ſie gleich.

Da wird geadelt jedes treue Streben,
Und jeder guten Kraft wird Ziel und Lohn;
Die Thränen, die in frommen Augen beben,
Zu ächten Perlen werden hier ſie ſchon.
Für jeder Seele reinſte Ideale
Zeigt ſich ein lichtumfunkelter Altar,
Und ohne Flecken irdiſcher Sündenmale
Beut ſich ein Kranz von Lichtgeſtalten dar —

Von goldnen Säulen, ſo die Kuppel tragen,
Die hoch ſich wölbet ob dem Sternenkreis —
Von Glorienträgern, die uns Alle ſagen,
Die Himmelsluſt ſei Erdenleidens Preis —
Von Heiligen mit himmliſch heitern Blicken,
Mit Flammenherzen und mit ſüßem Mund.
Und all die Herrlichkeit und das Entzücken
In dieſem Haus zu wohnen wird uns kund.

Ein Sternenhimmel, dem Dich einzureihen
O Staubeskind, auch Du berufen biſt;
O laß Dich nicht der matten Trägheit zeihen!
O träume nicht von einer langen Friſt!
Der Bräutigam, Du wißt es, wird erſcheinen,
Und kommt er — weh der Seele, die nicht wacht!
Da hilft kein Klagen, Bitten oder Weinen,
Du bleibſt mit leerer Leuchte in der Nacht.

„Wer wollte denn nicht gern zu Purpurſälen,
„Zu goldnen Hallen gar ſo freudig gehn!
„Doch können wir des Wegs auch nicht verfehlen?
„Wo liegt das Haus? wird's weit geöffnet ſtehn?“ —
Weit wie die Welt, von einem Pol zum andern,
Weit wie der Himmel ſendet aus den Stern,
Viel weiter als Du je vermagſt zu wandern,
Denn dieſes Haus — die Kirche iſt's des Herrn!

Unmöglich auch könnt Ihr des Weges irren,
Weil überall Sein Zeichen vor Euch ſteht;
Ein Labyrinth wird nimmer Euch verwirren,
Wenn Ihr nur feſt den Weg des Kreuzes geht.
Und wo Ihr hört die Seligkeiten preſſen,
Womit es ſchwer wird irdiſch froh zu ſein,
Da ſeid Ihr ſchon am Ziel von Euren Reiſen,
Ihr ſeid im Haus des Herrn, da tretet ein.

Ihr ſteht am goldnen Schachte aller Gnaden,
Ihr ſeid am Born, der jedes Dürſten ſtillt;
Und grade wenn Ihr arm und ſchwerbeladen,
Dann um ſo reicher ſeine Labung quillt!
Dann um ſo freier zu den Lichtgeſtalten,
Zum Sternenhimmel, der Euch dorten lacht,
Und zu den Gnaden, die ſich dort verwalten,
Eilt Ihr hinüber, Ihr, aus Eurer Nacht.

Dann hemmt kein irdiſches befangnes Sehnen
Das, ach! ſo leicht gefangne, ſchwache Herz,
Dann iſt es, friſch und rein durch ſeine Thränen,
Ganz ungeſtört im Fluge himmelwärts.

Dann ſinkt es jubelnd, weinend, freudebebend
In dieſen Sonnen-Ozean hinein,
Wo aller Ewigkeiten All durchlebend,
Kein Ende wird der Seligkeiten ſein.

Dann öffnen weit ſich die Triumphesthore,
Es ſteht der Heiligen auserlesnes Heer,
Es ſteht der Engel Schaar im Jubelchore,
Und wie ſich Alle reihn ſo licht, ſo hehr,
Um Einen Thron; wo in der Gnaden Fülle
Die Mutter-Gottes liebend auf ſie ſchaut,
Die Königin von Allen Heiligen ſtille
Des Herzens wahrnimmt, das ſich ihr vertraut.

Die selige Lucia von Narni.

Ihre Herkunft und Kindheit.

Im Jahre des Heils 1476 kam Lucia Broccoletti auf die Welt. Ihr Vater war ein angesehener, wohlhabender Edelmann, dessen Familie lange in der alten Stadt Narni in Umbrien angesessen war. Ein heller Strahl der Gnade fiel auf dieses Kind, als es noch in der Wiege lag. Die Mutter und die Wärterinnen — so melden die alten Lebensbeschreiber — sahen mit Verwunderung täglich eine Dominicanernonne von überirdisch majestätischem Ansehen in Lucia's Zimmer eintreten, sie aus der Wiege nehmen, zärtlich umarmen und ihr den Segen geben. Sie gaben sich die größte Mühe, genau aufzupassen, woher dieser geheimnißvolle Besuch komme und wohin er gehe; waren aber nie im Stande, ihr zu folgen. Als die Mutter beängstigt wurde wegen dieser seltsamen Erscheinung, ward ihr offenbart, es sei die heil. Katharina von Siena und Lucia sei deren liebes Pflegekind. Da war sie ruhig und froh. Lucia's kleine Seele aber entfaltete sich ganz heiligmäßig unter diesem warmen Gnadenstrahl der göttlichen Liebe. Als sie vier Jahre zählte, kam ein Bruder ihrer Mutter zum Besuch aus Rom nach Narni und brachte den Kindern allerlei Geschenke mit, unter denen sie wählen sollten. Während die übrigen um Spiel-

zeug und Puppen baten, wählte Lucia schweigend einen Rosenkranz mit dem Bilde des Jesukindes. Als der Oheim ihr den Rosenkranz gab, nahm sie ihn freudig, bedeckte das Bildchen mit Küssen und Liebkosungen, nannte es ihren süßen Christarello und trug es in ihr Zimmer, wo sie es in einem besonderen Winkelchen ganz sorgsam aufhing. Vor diesem Kleinod verbrachte sie manche Stunde! Sie sprach mit ihrem Christarello, sie brachte ihm Blumen, sie herzte und küßte ihn, und hatte sie einen kleinen Kummer gehabt oder ein kleines Unrecht gelitten, so kam sie zu ihm und tröstete sich bei ihm. Und diese unschuldige Frömmigkeit gefiel dem lieben Gott so wohl, daß Christarello oftmals mit seinem Händchen Lucia's Thränen trocknete, wie die Mutter wahrnahm, die ihr Gnadenkind immer heimlich beobachtete. Bei fünf Jahren durfte Lucia ihre Mutter in das Gotteshaus begleiten. Als sie zum Erstenmal in die Augustinerkirche ging, die mit vielen Bildern geschmückt war, blieb Lucia vor einer kleinen schönen Bildsäule von weißem Marmor stehen, welche die liebe heilige Muttergottes mit dem göttlichen Kinde vorstellte. „Siehe Lucia," sprach die Mutter, „diese schöne Frau hier ist die Mutter von deinem Christarello, und das liebe Kind, das sie auf dem Arme trägt, ist auch der Christarello. Willst du, so darfst du zuweilen deinen lieben Rosenkranz vor diesem Bilde beten." Wie froh war Lucia! Da die Augustinerkirche neben ihrem Hause lag, so verging kein Tag, wo sie nicht diesen neuen Gegenstand ihrer Andacht zärtlich und fromm besucht hätte. Einmal erwachte der innige Wunsch in ihr, den süßen Christarello so auf den

Armen halten zu dürfen, wie ſie zuweilen ihr ganz kleines Brüderchen hielt; und ſie bat ganz dringend die heilige Jungfrau Maria um dieſe Gnade. Und die Königin des Himmels verſchmähte nicht die Bitte einer ſo herzlichen Liebe! ſie legte das Marmorkind auf Lucia's Arme, die ſogleich mit dem Chriſtarello auf und davon lief, ſich von Niemand zurückhalten ließ, ihn auf ihr Zimmerchen in Sicherheit zu bringen, die Thüre hinter ſich verſchloß und drei Tage und drei Nächte ohne Speiſe und Trank und ohne Schlaf ihren Schatz hütete. Endlich konnte ſie der Ermüdung nicht länger widerſtehen; ſie ſchlief ein. Aber als ſie erwachte, war der Chriſtarello verſchwunden! Denn Gott bleibt nur bei Denen, die mit ihm wachen und für ihn entſagen. In der Auguſtinerkirche aber, wo die marmorne Muttergottes drei Tage ohne ihr göttliches Kind geweſen war, fand es ſich jetzt wieder vor. Bei ſieben Jahren beſuchte Lucia ihren Oheim auf dem Lande. Er bewohnte ein großes Haus, deſſen älteſter Theil ganz verfallen war. Allein gerade dort hatte Lucia gar liebliche Engel an den Wänden gemalt wahrgenommen, die mit unausſprechlicher Freude zu tanzen, zu ſingen und zu muſiziren ſchienen. Wie gern hätte ſie dieſe Engel in der Nähe betrachtet! Wie mühſam ſuchte ſie die eingeſtürzte Treppe zu erklimmen! Als es ihr nicht gelang, nahm ſie, wie gewöhnlich, ihre Zuflucht zum Chriſtarello — und plötzlich, ohne zu wiſſen wie, war ſie in dem verlaſſenen oberen Thurmgemach, ſetzte ſich nieder und verſenkte ſich in wonnevolle Betrachtung der Engelbilder. Auf einmal hörte ſie ihren Namen von einer gar ſüßen Stimme rufen,

und als sie umschaute, sah sie in einer wundervollen Glorie von Engeln den lieben Heiland zwischen seiner allerseligsten Mutter, der heil. Katharina von Siena und dem heil. Dominicus. Nun ging die mystische Vermählung vor sich, die wir so oft in den Legenden der Heiligen Gottes beschrieben finden: der göttliche Bräutigam empfing die Hand des seligen Kindes durch seine heilige Mutter und steckte einen Ring an Lucia's Finger, den sie bis zum Tode trug. Darauf empfahl er sie der besonderen Obhut St. Dominicus und St. Katharinens, welche Lucia seitdem immer Vater und Mutter nannte; und fragte dann: „Willst du mir denn nichts geben? Nicht deinen Mantel, nicht dein Halsband?" Lucia war nach dem Gebrauch der Zeit und ihres Standes reich gekleidet. Nun nahm sie geschwind ihren schönen Mantel von carmoisinfarbenem Damast und ihr Halsband von Gold und Korallen ab und legte Beides demüthig zu Füßen des göttlichen Bräutigams nieder. Und Er, der gnadenvoll jede uneigennützige Gabe hundertfach vergilt, winkte dem heiligen Dominicus und dieser legte über Lucia's Nacken das Scapulier seines Ordens, das sie nie wieder ablegte. Darauf verschwand die himmlische Erscheinung und ließ Lucia in solcher Seligkeit zurück, daß sie in überströmender Freude zu den gemalten Engeln sprach: „O ihr lieben Engel, freut ihr euch auch recht über Das, was euer Herr gethan hat?" und die Engel jubilirten mit süßen frohlockenden Stimmen: „Ja, wir freuen uns, daß du die Braut unsers Herrn und unsere Königin sein sollst." So verging der Tag und erst mit einbrechender Nacht ward Lucia von dem Oheim gefunden und fortgeführt.

Ihre Vermählung.

Lucia's Vater ſtarb und ließ ſie unter der Vormundſchaft dieſes Oheims. Sie befand ſich ganz wohl dabei, ſchritt mehr und mehr vor auf dem Wege des Heils und kannte kein anderes Verlangen, als ſich ganz und gar durch die klöſterlichen Gelübde dem lieben Heiland aufzuopfern. Zu ihrer großen Betrübniß ging ihr Vormund aber nicht auf dieſen Wunſch ein, ſondern beſtimmte ſie für den Eheſtand. Eine Zeitlang widerſtand ſie ihm in aller Demuth; als ſie jedoch nach dringenden Gebeten über den heiligen Willen Gottes erleuchtet ward, unterwarf ſie ſich mit kindlichem Gehorſam und ließ ſich dem Grafen Pietro anvermählen, einem jungen, mit manchen Vorzügen ausgeſtatteten Edelmann aus Mailand. Die Ehe wurde aber nicht glücklich, denn dieſe beiden Perſonen paßten gar nicht für einander: er war der Welt und ſie war dem Himmel zugewendet; er empfand Aerger und Zorn, daß er ſie nicht zu ſich herabziehen konnte, und ſie bemühte ſich vergeblich, ihn empor zu heben. Er hatte ſie außerordentlich lieb und ſie liebte auch ihn von Herzen, jedoch in einer Weiſe, die er nicht verſtand: ſie liebte eben ſeine Seele um Gottes willen; und für eine ſolche Liebe hatte er ganz und gar keinen Maßſtab, der arme Graf Pietro. Daher quälte er ſie ſehr durch krankhafte Eiferſucht, die zuweilen in ſo wilden Zorn ausbrach, daß er ſie in ihren Gemächern einſperrte, ja einmal ihr Leben bedrohte. Dennoch konnte er ihr weder ſeine Bewunderung noch ſeine Ehrfurcht verſagen wegen der hohen Tugend, womit ſie alle Pflichten eines Standes erfüllte, der gegen ihre eigenen Wünſche war. Sie waren eben ein Paar Weſen

aus verschiedenen Welten: Pietro lebte nach der Ordnung der Natur und Lucia nach der Ordnung der Gnade. So mächtig war das Gnadenleben in ihr, daß sie von den außerordentlichsten Gaben ganz überströmt ward, und es dabei so einzurichten wußte, daß sie fortwährend die unscheinbarste Tugend übte. Sie hatte im Hause ihres Gemahls eine Dienerin von großer, wahrhafter Frömmigkeit gefunden; Lucia erkannte sogleich deren Werth und Vollkommenheit, stellte sich unter ihren Gehorsam und unterwarf sich ihrer Leitung, als ob sie im Kloster und die Dienerin ihre Oberin sei. In ihrem Hause führte sie züchtige Sitte und pünktliche Ordnung ein. Das häusliche Leben war damals viel einfacher und schlichter, als jetzt; Dienstboten wurden als Mitglieder der Familie betrachtet und die vornehmsten Hausfrauen nahmen Theil an den häuslichen Arbeiten ihrer Mägde. So konnte Lucia sich eine Menge niedriger und unbequemer Verrichtungen aufbürden, die sie alle mit treuem Eifer erfüllte. Dafür gab Gott sein Wohlgefallen an ihr durch Zeichen kund. Einst war sie mit vielen Mägden am Ufer des Flusses mit der Wäsche beschäftigt, und es geschah, daß eine Wäscherin unvorsichtiger Weise in's Wasser fiel und sogleich auf den Boden sank. Da machte Lucia schweigend das Zeichen des heiligen Kreuzes über das Wasser und augenblicklich ward die Frau gesund und munter an's Ufer gehoben. Ein anderes Mal hatten zwei Mägde ein Paar fette Kapaunen geschlachtet und unter dem Bette versteckt, um sie zu gelegener Zeit zu braten und zu verzehren. Da kam Lucia von der heiligen Messe zurück, ging geradesweges in den Hühnerhof und fragte: „Wo sind

die beiden weiſen Kapaunen geblieben?" — „Sie ſind fortgeflogen," ſprachen die Mägde in großer Verwirrung." — „O meine Kinder, verſucht doch nicht, Gott zu betrügen," ſagte Lucia, „und kommt mit mir, ich will ſie euch unter eurem Bette zeigen." Allmälig brachte ſie es dahin, daß keine Lüge, kein Fluch, kein leichtfertiges Wort über die Lippen ihrer Dienſtboten kam, und daß im ganzen Schloß die Ruhe und Friedfertigkeit eines Kloſters herrſchte. Alle Hausgenoſſen aßen an einem und demſelben Tiſch, und während der Mahlzeit wurde aus dem Leben der Heiligen oder aus der heiligen Schrift vorgeleſen. Am Grünendonnerſtag wuſch Lucia ihren ſämmtlichen Dienſtboten die Füße und verhielt ſich dabei mit ſo rührender Andacht, daß auch die Gleichgültigſten in Thränen zerfloſſen. Dabei gingen wunderbare Erſcheinungen um ſie vor. Nach der heiligen Communion pflegte ſich ein goldener Strahl wie eine Feuerſäule auf ihr Haupt zu ſenken. Wenn ſie betete, ging ein ſolcher Glanz von ihrem ſchönen Antlitz aus, daß ſie wie in einer Sonne kniete. Zwei kleine Kinder, die ſie angenommen hatte, ſahen ſie einſt im Gebet von Engeln mit einer Roſenkrone gekrönt und ſprachen weinend: „Ach, unſere liebe Mutter wird gewiß bald ſterben, denn die Engel ſind ſchon bei ihr geweſen und haben ihr einen Kranz aus dem Paradieſe aufgeſetzt." Die Schönheit ihres Angeſichts, in welchem ſich die Verklärung ihrer Seele malte, übte eine wunderſame Macht über die Menſchen. Graf Pietro ſelbſt ward bezwungen, wenn ihr Auge mit überirdiſchem Glanz ihn anſtrahlte. Aber keine Demuth, keine Freundlichkeit, kein Gehorſam, keine Treue, keine Heiligkeit, nichts gewann ihn für ein höheres

Leben; oft gedachte Lucia im brünstigen Gebet der Verheißung, die sie als Kind von dem göttlichen Liebhaber der Seelen empfangen hatte, und stellte ihm vor, wie fern die Erfüllung ihr bis jetzt geblieben sei.

Ihre Verherrlichung.

In jener Zeit war es nichts Ungewöhnliches, daß der Mensch die Bande von Fleisch und Blut zerriß, um dem Ruf zum Himmel in der Losschälung von allem Irdischen zu gehorchen. Wen Christus rief, der verließ Alles und folgte Ihm nach. So hatten es ja auch die Apostel gemacht, die Er rief, und der Glaube der Apostel war dazumal noch lebendig in den Seelen. Endlich erging auch an Lucia dieser entscheidende Ruf so deutlich, daß sie nicht mehr zweifeln konnte, der Wille Gottes, der sie in die babylonische Gefangenschaft der Welt für eine Zeitlang geführt habe, erlöse sie jetzt aus derselben. Sie verließ das Schloß ihres Gemahls, zog sich zu ihrer Mutter zurück, blieb ein Jahr bei ihr und nahm den Habit vom dritten Orden des heil. Dominicus. Graf Pietro war außer sich vor Zorn, versuchte durch Drohungen aller Art Lucia einzuschüchtern, durch Versprechungen für sich zu gewinnen und brannte endlich, um doch an irgend Jemand Rache zu nehmen, das Dominicanerkloster nieder, von dessen Prior Lucia eingekleidet worden war. Um sie vor Gewaltthat zu bewahren, nahm nun ihr Oheim sie in seinen Schutz und führte sie aus dem Hause ihrer Mutter zu Narni nach Rom in das Kloster der heil. Katharina von Siena, wo man all' die ungewöhnlichen Zeichen, die sich an

ihr und durch ſie offenbart hatten, in Erwägung zog, einen göttlichen Ruf daraus erkannte und ihr gern den Eintritt gewährte. Da fand ſie Ruhe und ungeſtörten Verkehr mit Gott. Kaum war ſie aber ein Jahr dort, als man ſchon eine ſo allgemeine hohe Meinung von ihr hatte, daß der Ordensgeneral der Dominicaner ſie zur Priorin eines neuen Kloſters einſetzte, das er zu Viterbo gründete. Dies geſchah im Jahr 1496, als Lucia gerade zwanzig Jahr alt war. Obgleich nur fünf Ordensfrauen ſie nach Viterbo begleiteten, ſah ſie ſich doch bald an der Spitze eines ſo zahlreichen und blühenden Convents, daß das Kloſter vergrößert werden mußte; ſo ſtark war der Zudrang heilsbegieriger Seelen, die unter ihrer Leitung den Himmel zu erobern hofften. Ganz Viterbo war des Ruhmes ihrer Heiligkeit voll; aber je höher er ſtieg und je glänzender der Strahlenkranz wurde, der vor dem hochwürdigſten Gut über ihrem Haupt geſehen ward, um deſto tiefer verſenkte ſich Lucia in's Gebet und in die Demuth. So war ſie denn einſt im Chor ganz der Betrachtung des bittern Leidens hingegeben, als ſie von immer ſteigenden Schmerzen befallen wurde, die in Todesangſt übergingen und mit dem wirklichen Tode zu enden ſchienen. Man hatte ſie in ihre Zelle gebracht und ihr alle Hülfe geleiſtet; aber für dieſen Zuſtand, der aus der innigſten, liebeglühendſten Vereinigung mit Gott entſprang, gab es keine irdiſche Hülfe; denn ſie ward gewürdigt, die heiligen fünf Wunden zu empfangen und dem Leibe nach ein Abbild Desjenigen zu ſein, nach deſſen Ebenbildlichkeit ihre Seele ſo heiß verlangte. Die Blutbächlein, die aus den Wunden

der Hände und Füße flossen, strömten zu reichlich, um sie verbergen zu können; daher wurde dieses Ereigniß bald bekannt und zuerst vom Bischof von Viterbo, dann dreimal durch Beauftragte des heiligen Vaters so gründlich untersucht, daß kein Zweifel blieb, diese Erscheinung gehöre dem Reich der göttlichen Gnaden, aber nicht einem natürlichen krankhaften Zustand an. Ganz Viterbo gerieth in die freudigste Aufregung, eine so Vielgeliebte Gottes in seinen Mauern zu besitzen. Alles drängte sich zum Kloster der Dominicanerinnen, um genaue Kunde über dies wunderbare Ereigniß einzuziehen und um, wo möglich, ein Tuch oder eine Leinwandbinde zu erhalten, die mit dem Blute dieser geheimnißvollen Wunden benetzt waren. Aus weiter Ferne kamen Menschen nach Viterbo, um sich an diesem Wunder der göttlichen Gnade zu erbauen. Auch Graf Pietro kam. Alles, was er von Lucia hörte, steigerte sein Verlangen, sie in die Welt zurück zu führen, und er nahm sich vor, für den Fall, daß es ihm gelänge, sie nicht mehr wie sonst als eine thörichte Träumerin zu behandeln. Lucia erfüllte seinen Wunsch, ein Gespräch mit ihr zu haben, und erschien hinter dem Gitter. Graf Pietro hatte sich vorgenommen, ihr die Rechte vorzustellen, die er und die Welt an ihr hätten; aber als er sie sah, sank ihm der Muth, denn sie sah nicht aus wie Jemand, der sich wieder zu irdischen Freuden herablassen könnte. Mit den heiligen, geheimnißvollen Wunden an ihren Händen und mit dem verklärten Strahl in ihren Augen erschien sie ihm wie ein Wesen, das den Engeln näher war als den Menschen, und

schweigend fiel er vor ihr auf die Knie. Nun hub Lucia an zu sprechen mit lieblichen und erhabenen Worten, die seine Seele so ergriffen und bewegten, daß ihm die Welt und das Leben plötzlich ganz nichtig, und das, was er bisher als ein Hirngespinnst verachtet hatte, als heilige Wahrheit erschien. Es war eine Stunde der Gnade und Lucia gewann seine Seele für Gott. Als sie schwieg, bat er sie mit vielen Thränen um Verzeihung für all' die Kränkungen und Mißhandlungen, die er ihr zugefügt hatte, und entband sie für immer des Gehorsams, den sie ihm etwa noch schuldig sein könne. Dann verließ er sie schweigend und ging, wohin Gott ihn führte, in ein Franziscanerkloster der strengen Observanz, wo er nach langen Jahren im Rufe der Heiligkeit selig verschied. Inzwischen hatte ein Neffe des heiligen Vaters, der Herzog von Este, denselben so lange mit Bitten angelegen, daß dieser endlich seine Einwilligung gab, Lucia solle ein Kloster ihres Ordens in der herzoglichen Residenz Ferrara gründen. Der hocherfreute Herzog ließ sogleich ein prachtvolles Kloster für sie ausbauen. Aber sie aus Viterbo zu entfernen, wo sich das Volk ihrer Abreise mit aller Gewalt widersetzte, das war nicht leicht! Endlich mußte der Herzog einige Maulthiere mit großen Körben in Viterbo beladen und von einer starken Wache begleiten lassen, als ob dies sehr kostbare Güter wären; und in einem dieser Körbe ward Lucia verborgen und aus Viterbo entführt. In Ferrara empfing der Herzog sie mit ganz außerordentlichen Ehrenbezeugungen und ebenso außerordentliche Gunstbeweise ließ der heilige Vater ihr

zukommen, indem er in einem Breve erklärte, Lucia sei eine Nachfolgerin der heil. Katharina von Siena und ertheilte Nonnen aus andern Orden, ja sogar aus dem zweiten Orden des heil. Dominicus, die Erlaubniß, in ihr Kloster, welches doch nur der minder strengen Regel des dritten Ordens folgte, einzutreten, was eine ganz unerhörte Ausnahme war. In diesem, auf jede Weise mit Gnaden gesegneten Kloster hatte Lucia das Glück, ihrer eigenen frommen Mutter und vielen edlen und frommen Frauen und Jungfrauen den Habit zu geben. Der Herzog hielt sie in hohen Ehren und zog sie bei allen wichtigen Staatsgeschäften zu Rath. Die Pforte des Klosters war umlagert von Personen aus allen Ständen, aus der Nähe und Ferne, die es sich zur höchsten Ehre schätzten, Lucia zu sprechen, zu befragen, oder doch wenigstens zu sehen. Himmlische Erscheinungen gingen innerhalb des Klosters vor! Die heil. Katharina von Siena ward gesehen, welche, das Haus segnend, durch die Gänge wandelte und mit Lucia die Hymne: „Gruß dir, Stern der Meere," sang; und Schaaren von Engeln, die ihrer Königin in himmelblauen Gewändern gehorchten und sich auf deren Anordnung als treue Wächter durch das Kloster vertheilten. Genug, die Sonne der Gnaden stand hoch und strahlend zu Häupten Lucia's und so erreichte sie ihr neunundzwanzigstes Jahr.

Ihr Ende.

Jetzt aber wurde ihr schönes, gesegnetes, gottgefälliges Leben erst recht schön, doch freilich in anderer Weise. Aller Glanz und alle Gnaden,

die von der Wiege an ſie umringt hatten, verſchwanden plötzlich, bevor ſie die Hälfte ihrer Lebensjahre erreicht hatte, und ließen ſie in einer ſolchen Verfinſterung durch Verfolgung, Anfeindung, Haß und Schmach, wie ſie auf unſerm gekreuzigten Heiland auf Calvaria ruhte. Lucia hatte immer zu Gott gefleht, es möge ihm doch gefallen, eine ſo große Sünderin nicht ſo vor den Menſchen zu verherrlichen und beſonders die heiligen Wundmale von ihr zu nehmen, wegen welcher hauptſächlich ſie unverdienter Weiſe von der Welt geehrt werde. Im Jahr 1505 ward ihr Gebet erhört und zu derſelben Zeit ſtarb ihr großer Beſchützer, der Herzog von Eſte. Nun befanden ſich in Lucia's Convent einige Ordensfrauen, die heftig auf die Einverleibung ihres Kloſters in den zweiten Orden des heil. Dominicus drangen, und weil Lucia dieſem Begehren widerſtand, einen bittern Haß auf ihre Priorin warfen. Sie ſtifteten ein Complot wider ſie, um ſie abzuſetzen, und als dies mißlang, ſtrebten ſie heimlich nach ihrem Leben; und Lucia deckte Alles mit Nachſicht und Liebe zu. Aber die Judasſeelen ſind ſchwer zu gewinnen! Dieſe Verhärteten legten jetzt ihren Plan feiner an, benutzten dazu das Verſchwinden der heiligen Wundmale und ſtellten Lucia als eine Betrügerin dar, welche ſich dieſe Wunden beigebracht habe, um ſich vor der Welt einen heiligmäßigen Schein zu geben. Endlich traten ſie ganz öffentlich mit der Beſchuldigung auf, ſie hätten ſelbſt geſehen, wie Lucia ſich in ihrer Zelle bemüht habe, die Wunden mit einem Meſſer wieder zu öffnen. Durch Gottes Zulaſſung fand dieſe boshafte Verläumdung allge-

meinen Glauben nicht nur bei der leichtgläubigen Welt, sondern auch bei den Vorgesetzten des Ordens, und wurden sogleich hastige und gewaltsame Schritte gegen Lucia gethan. Sie ward als Priorin abgesetzt und unter die jüngste Novize gestellt, ihres Stimmrechtes im Convent beraubt, in enger Gefangenschaft gehalten; sie durfte mit Niemand als mit dem Beichtvater sprechen, als ob sie die größte Verbrecherin sei, und weil sie schwieg und sich geduldig vor den Schickungen Gottes demüthigte, so sah die bethörte Menge in dieser Demuth kein Zeugniß für, sondern gegen sie, und Ferrara und ganz Italien brach in einen Sturm des Abscheues gegen ein Wesen aus, das neunundzwanzig Jahre von der Wiege an als ein frommes Kind Gottes vor ihren Augen gewandelt war; so leicht ist der arme Mensch irre zu führen! Nun ging Lucia's Name mit Schmach behaftet durch ganz Europa und ihre eigenen geistlichen Töchter, welche in ihre Hand die Klostergelübde abgelegt hatten, wiederholten dieselben vor der neuen Priorin, als ob eine geistliche Verbindung mit Lucia Gott nicht wohlgefällig sein könne.

Aehnliche Prüfungen kommen in dem Leben vieler Heiligen vor; allein sie pflegen vor dem Tode ein Ende zu nehmen, wie die Sonne bei ihrem Untergang die Wolken zu vertheilen pflegt. Nicht so bei Lucia. Bis zu ihrem letzten Athemzug, während achtunddreißig langer Jahre, trug sie das Kreuz der vollkommensten Verlassenheit mit ihrem göttlichen Heiland, und starb sie täglich mit ihm, von Denjenigen unter einer Fluth von Schmähungen gekreuzigt, die sie für Gott gewonnen und

zu Gott zu führen sich bemühet hatte. Diese achtunddreißig Jahre, die uns so lange, so trostlos, so verlassen scheinen, verflossen für Lucia in Gebet, in Bußübungen, in Fürbitten für ihre Feinde und Peiniger, und nie fiel ein Schatten von Ungeduld, Klage oder Trauer auf den heiligen Frieden ihrer Seele. Denn der göttliche Bräutigam dieser Seele hielt ihr ja Wort: sie war ihm anvermählt durch Liebe und Leiden; aber auf Calvaria, nicht auf dem Thabor, als dornengekrönte Braut des Blutbräutigams.

Und so ging in dunkeln Wolken ein Leben für die Erde zu Ende, das eine so sonnenhelle Kindheit und Jugend gehabt hatte. Kein irdischer Trost, keine Theilnahme kamen in ihre verlassene Zelle; keine Erleichterung ward ihr in ihrer Todeskrankheit zu Theil; was man der Bettlerin auf der Straße gegeben hätte, ward ihr versagt; verachtet lebte sie und verachtet starb sie: Gott allein blieb ihr treu. Er schickte seine Boten in die armselige Zelle; Er führte Lucia im Geiste zusammen mit der seligen Katharina Racconigi, die dazumal im dritten Orden zu Caramagna lebte; Er sendete die heil. Katharina von Siena an die elende Lagerstätte, auf daß sie mit der Liebe einer Mutter über ihrer Pflegetochter wache. Endlich, in ihrer letzten Stunde, mußte sich denn doch die Schwesterschaft an dem Sterbebett einfinden. Da bat Lucia Alle demüthig um Verzeihung für das Aergerniß, das ihre Sünden gegeben hätten, und ermahnte sie mit ein Paar kurzen Worten, Gott zu lieben und der Ordensregel treu zu sein. Dann, in der Mitternacht des 15. Novembers 1544, ohne sichtbare Leiden und ohne Todeskampf — denn ihre Leiden und ihre Todeskämpfe waren überwunden —

breitete sie die Arme aus, rief: „Auf zum Himmel! auf zum Himmel!“ und flog aus dem Thal der Thränen zu den ewigen Wonnen empor. Ein so seliges Lächeln und eine so himmlische Schönheit breiteten sich über die Leiche, daß Alle erschauerten, denn so schön können nur die Heiligen Gottes aussehen. Und als himmlische Stimmen süße Weisen über der Zelle sangen, und als Balsamdüfte von der Zelle aus durch das Kloster strömten, und als man die heilige Seitenwunde, die Wunde, welche bis dahin kein Menschenauge gesehen hatte, von frischem Blute tropfend fand; und als durch dieses Blut die Kranken geheilt und die Besessenen erlöst wurden, da kehrte die wankelmüthige Menge zu Derjenigen als zu einer Heiligen zurück, die sie vor Kurzem als eine Betrügerin verflucht hatte, und mit den größten Ehren ward Lucia bestattet. Als man ihre Ueberreste im Jahre 1710 wieder erhob, waren die heiligen Wundmale deutlich zu erkennen und ein Theil ihrer nach Veilchen duftenden Reliquien wurden nach Narni übertragen, wo sie neben den Ueberbleibseln ihrer kindlichen Andacht zu dem Christarello in einer prachtvollen Kapelle ruhen. Einige Jahre später erfolgte durch Papst Benedict XIII. Lucia's Seligsprechung, die wir arme Sünder uns zu Nutzen machen und dringend bitten wollen: Liebe selige Lucia, bitte für uns.

Ida Hahn-Hahn.

Die heilige Barbara.

(4. December.)

Zur Zeit des grausamen Christenverfolgers Kaiser Maximinus lebte in der Stadt Nicomedien in Kleinasien ein Mann von großem Ansehen und Vermögen, aber von wilder, boshafter Gemüthsart. Er hieß Dioskorus und hatte nur ein einziges Kind, welches dem Vater so unähnlich war, wie die Taube dem Geier ist. Dies Kind war die selige Gottesbraut Barbara. Dioskorus war hoffärtig und ehrgeizig, und gedachte seine Tochter auf's Allerglänzendste zu vermählen. Darum sollte Niemand sie zu Gesicht bekommen und auch Barbara sollte Niemand sehen, damit sie willfährig auf seine Pläne eingehen und nicht etwa mit ihren eigenen durchkreuzen möge. Dioskorus ließ also an seinem Hause einen Thurm bauen, den er seiner Tochter zur Wohnung anwies und den, außer ihren Dienerinnen, kein Mensch betreten durfte. Da lebte die schöne, fromme Jungfrau ein ganz seliges Leben, denn ihre Seele hatte sich von Kindheit auf dem Bräutigam der Seelen, Jesus Christus, zugewendet, und da ihr nichts lieber war, als in der Betrachtung seiner Herrlichkeit, Huld und Schönheit zu verweilen, so war ihr die Einsamkeit und Trennung von allem weltlichen Lärm und Getümmel das süßeste, was ihr rauher Vater ihr erzeigen konnte. Der abgesonderte Thurm war

ihr Paradies und die Trennung von den Geschöpfen führte sie zu ihrem Schöpfer mit so ausschließlicher Liebe hin, daß sie ihm gelobte, in Ewigkeit seine jungfräuliche Braut zu bleiben und nie einer irdischen Neigung Raum zu geben. Dioskorus war recht froh, seine Tochter so zufrieden in ihrem Thurm zu finden und nicht die mindeste Plage mit ihr zu haben, woran es den Vätern von schönen Töchtern nicht zu fehlen pflegt; weil Eitelkeit, Putz- und Gefallsucht und Weltlust gewöhnlich Hand in Hand mit der Schönheit gehen. Von dem Allen hatte Barbara aber ganz und gar nichts, außer einer wundervollen Schönheit. Dioskorus begann nun nach einem Gemahl umher zu späben, dessen Eigenschaften Barbara's Vorzügen entsprachen, und kam bald mit diesem, bald mit jenem Ehevertrag eines erlauchten Freiers zum Vorschein. Barbara aber dankte jedesmal demüthig und wußte stets irgend Etwas in aller Freundlichkeit an dem Bewerber auszusetzen. Endlich ward der Vater zornig und erklärte ihr, sie möge sich jetzt ernstlich zu einer Wahl entschließen. Da sprach Barbara, sie habe bereits gewählt und zwar einen unsterblichen Bräutigam, dem sie unmöglich ihr Herz und ihr Wort entziehen und es einem sterblichen geben könne. Dioskorus war ganz außer sich über diesen Einfall seiner Tochter, hoffte jedoch, sie werde mit der Zeit ihre Gesinnung ändern und beschloß vor der Hand mit Nachsicht sie zu behandeln; umsomehr, als er auf Reisen gehen mußte und befürchtete, sie würde heimlich entfliehen, wenn er sie quäle. Er verbarg also seinen Zorn und ließ, um ihr ein Vergnügen zu machen, in ihrem Thurm ein ganz prächtiges Badezimmer für sie ein-

richten. Alle ihre Gemächer waren sehr schön und kostbar eingerichtet; aber dieses übertraf alle andern. Dann reiste er fort. Barbara befahl jetzt gleich, daß in dem Badezimmer, welches durch zwei Fenster erhellt war, ein drittes gebrochen werde, nicht des Lichtes oder der Aussicht wegen, sondern zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Dann besichtigte sie die Verzierung des Gemachs, und da sie fand, daß lauter Götzenbilder rings an den Wänden gemalt waren: so beweinte sie mit bittern Thränen die Verblendung ihres armen Vaters, spie die garstigen Bilder an und machte dann auf einer Marmorsäule das heilige Kreuzzeichen. Und siehe! kaum berührte ihr Finger den Marmor, so wurde er weich wie Wachs und das heilige Zeichen grub sich tief hinein.

Nach geraumer Zeit kehrte Dioskorus nach Nicomedien zurück und staunte nicht wenig über die Veränderungen im Badegemach seiner Tochter. Unmuthig fragte er, was dies zu bedeuten habe? und Barbara sagte beherzt: „Es sind die Kennzeichen des christlichen Glaubens. Die drei Fenster erinnern mich an das Geheimniß der hochheiligen Dreifaltigkeit; das Kreuz aber ist das Zeichen meines Heils, da sich der Sohn Gottes gewürdigt hat, an demselben zur Errettung meiner Seele aus den ewigen Peinen zu sterben.“ Kaum hatte sie diese Worte ausgesprochen, als Dioskorus nach seinem Schwert griff, um seine Tochter eigenhändig und in aller Stille zu ermorden; nicht blos aus Zorn über ihre Verwegenheit und aus Grimm gegen den christlichen Glauben, sondern auch aus Furcht, Kaiser Maximinus könne die Sache erfahren und ihn, den

Vater, als Mitschuldigen strafen und seines Vermögens berauben. Mit gezogenem Schwert drang Dioskorus auf seine Tochter ein, die mit Schmerz ihren Vater so ergrimmt sah und in den Garten floh, hoffend, er werde sich besinnen. Aber er eilte ihr nach und so floh sie weiter und weiter und immer verfolgte er sie. Fast hatte er sie erreicht, da spaltete sich eine Felsenwand und ließ sie hindurch fliehen, schloß sich aber vor dem Vater. Doch kein Zeichen und kein Wunder brachten ihn zur Besinnung! Statt inne zu halten, überkletterte Dioskorus den Felsen und trotz des Vorsprungs, den Barbara gewonnen hatte, holte er sie endlich ein, schmetterte sie zu Boden, schleifte sie bei den Haaren nach einer nahen Bauernhütte, ließ seine Leute dahin beordern und Barbara in Fesseln nach Nicomedien zurückführen. Doch nicht in sein Haus brachte der grausame Vater sein einziges Kind, sondern zum römischen Landpfleger Martian, den er bei allen Göttern beschwor, mit ihr nach der ganzen Strenge des kaiserlichen Gesetzes zu verfahren, denn sie sei eine Christin und nicht mehr seine Tochter.

Als Barbara nun so schön, so freundlich und so gelassen neben ihrem Wüthrich von Vater stand, verspürte der Landpfleger ein großes Mitleid mit der zarten Jungfrau und in sanften Worten hielt er ihren thörichten Aberglauben ihr vor und ermunterte sie zum Götzenopfer. Aber so demüthig, wie Barbara aussah, so unerschrocken und unüberwindlich war sie und sprach sie; und der Landpfleger sah bald ein, daß in diesem zarten Körper ein felsenfestes Herz schlage, das sich nicht wie Wachs durch freundliche Worte schmelzen lasse. Da schlug er denn ein an-

deres Verfahren ein und übergab die edle Jungfrau den Henkersknechten zur Geißelung. Diese vollzogen ihr Amt mit so großem Eifer, daß Barbara's zarter Körper bald mit gräßlichen Wunden bedeckt war. Anstatt diese zu verbinden, wurden sie durch rauhe härene Gurten noch mehr aufgerissen. Aber Barbara schien ganz unempfindlich gegen die Qualen zu sein: so ruhig und freundlich blickte sie zum Himmel empor. Nun ward sie in einen Kerker abgeführt und auf den kalten, harten, steinernen Erdboden in all ihrem Blut niedergelegt. Da brannten und stachen die Wunden mit heißen Schmerzen; doch plötzlich stockte die Pein, himmlischer Glanz und süßer Wohlgeruch erfüllten das dunkle, feuchte Gefängniß, der göttliche Bräutigam Jesus Christus erschien seiner geliebten Braut, tröstete sie, versprach ihr ferner den kräftigen Beistand seiner Gnade und schenkte ihr volle Gesundheit. Barbara konnte in ihrem engen menschlichen Herzen gar nicht dies Meer von göttlicher Liebe und seliger Freude beherbergen, und sie sehnte sich nach neuen Martern, um von dem armseligen Leben erlöst und mit ihrem Herrn und Heiland vereinigt zu werden.

Kaum war es Tag, so befahl Martian auch schon, sie wieder vor seinen Richterstuhl zu bringen, möge sie auch mehr todt, als lebendig sein. Dem war aber mit nichten so! Barbara erschien blühend in Schönheit und Gesundheit. Starr vor Verwunderung rief Martian: „Erkennst du jetzt die Huld, welche die allmächtigen Götter dir erwiesen haben?“ — „O Martian,“ sprach die selige Jungfrau, „dies vermögen deine elenden Götzen von Stein und Holz nicht! es ist das Werk des Gottes, der Himmel und

Erde geschaffen hat, den ich anbete und für den ich bereit bin, jeden Augenblick Marter und Tod zu leiden." — „Die sollen dir zu Theil werden!" rief Martian erbost und nun machten sich die Henker mit so unmenschlicher Grausamkeit an's Werk, daß man erschauert, es zu lesen, und noch mehr erschauert vor der Bosheit des Menschenherzens, wenn es von Gott sich abgewendet hat; denn Dioskorus stand dabei und ermunterte die Schergen, seinem Kinde keine Pein zu ersparen. Barbara wurde mit den Armen über ihrem Haupt an eine Säule gebunden, und dann wurden ihre Seiten mit eisernen Haken aufgerissen und zerfleischt, mit Pechfackeln gebrannt und ihr Haupt mit Hammerstreichen geschlagen. Unbeweglich stand die heilige Heldin, schlug die Augen gen Himmel auf und seufzte mild: „O mein Jesu! du weißt, daß ich dir allein vertraue. Verlaß meine Schwachheit nicht, in dir vermag ich Alles." — Martian hielt dies leise Gebet für einen Zauberspruch, und um denselben zu entkräften, ließ er ihr die Brust mit Messern zerschneiden. Barbara betete: „Herr, verwirf mich nicht vor deinem Angesichte und nimm deinen heiligen Geist nicht von mir." Martians Wuth über die heldenhafte Jungfrau kannte keine Grenzen mehr. Er befahl, sie gänzlich entkleidet durch die Straßen der Stadt Nicomedien zu führen und mit Ruthen zu peitschen. Barbara betete: „Mein König und Herr, der du die Himmel mit Wolken verhüllest und die Erde mit Nacht bedeckest, ich bitte dich, sorge für deine arme Magd, daß sie nicht den Augen der Heiden zum Gespött und daß nicht dein heiliger Name gelästert werde." Und siehe! eine Wolke von Lichtglanz

umfloß ihre Gestalt wie ein blendendweißes Kleid.

Nun drängte Dioskorus sich vor den Richterstuhl und bat um die Vergünstigung, die Erde von seiner Tochter befreien und mit eigener Hand sie enthaupten zu dürfen. Martian gewährte diese Bitte und Barbara ward auf einen Hügel vor der Stadt geführt unter dem Zulauf von vielen tausend Menschen, welche dem seltenen Schauspiel beiwohnen wollten, einen Vater als Scharfrichter seiner Tochter zu sehen. Auf diesem Hügel verrichtete Barbara ein inbrünstiges Dankgebet für die unzählbaren Gnaden Gottes, kniete dann vor ihrem Vater mit gebogenem Haupt nieder und empfing von seiner Hand den Todesstreich. Da rief eine edle Frau, Namens Juliana, welche diesem übermenschlichen Martertod als Heidin zugeschaut hatte, sie sei auch eine Christin, und auf der Stelle wurde sie mit Barbara's Schwert enthauptet, so daß zwei heilige Seelen zusammen aus dem Blutbad der Erde zu den Wonnen des Himmels flohen. Dioskorus und Martian wurden aber beide auf ihrem Heimweg zur Stadt von einem und demselben Wetterstrahl plötzlich erschlagen. Das Grab, in welchem die heilige Barbara bestattet wurde, und das Badegemach, worin sie zuerst ihren Glauben bekannt hatte, wurden von dieser Stunde an mit frommer Verehrung von den Christen besucht, denen Gott viel himmlische Gnaden auf diesen beiden Stätten spendete. Als eine Patronin der Sterbenden, um zu verhüten, daß die Seele ohne Empfang der heiligen Sacramente vom Leben scheiden und Gefahr laufe, ihr ewiges Heil zu verlieren, wird seitdem die heilige Barbara in der ganzen

frommen Chriſtenwelt angerufen. Auch wir wollen das nicht verſäumen, ſondern recht eifrig bitten: O heilige Barbara, bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Der heilige Wendelin,

Königssohn und Viehhirt.

(Am 20. October.)

Im Jahr 554 war große Freude im Königreich Schottland, denn Eveline, die Königin, schenkte ihrem Gemahl, König Frochard, einen Sohn. Er erhielt in der Taufe den Namen Wendelin. Das fromme Königspaar war früh darauf bedacht, dem Knaben eine Erziehung zu geben, welche ihn stark mache gegen die Gefahren der bösen Welt und gegen die Versuchungen, welche so groß für Könige sind; und da sie wohl wußten, daß es keine stärkere Waffe gebe, als einen festen Glauben: so vertrauten sie ihren lieben Sohn einem heiligmäßigen Bischof an, damit dieser durch Lehre und Beispiel den kleinen Prinzen fest im Glauben auferziehe und ihn lehre, die vergängliche Welt recht zu verachten. Dies gelang dem frommen Bischof in erstaunlicher Weise. Der kleine Wendelin wandelte so andächtig vor Gott, daß er nie dessen heilige Gegenwart aus den Augen und nie den Wunsch, Gott in Entsagung und Armuth zu dienen, aus dem Herzen verlor. Was er als Knabe gewünscht hatte, führte er als Jüngling aus.

Wie er Einsiedler wird.

In Frömmigkeit, Wissenschaft und edlen Sitten hatte Wendelin sein zwanzigstes Jahr erreicht und das Verlangen nach himmlischen Gütern war nunmehr so heftig in ihm, daß er beschloß, alle irdischen Güter dafür aufzuopfern. Denn die Königskrone von Schottland dünkte ihm gering gegen die Krone der Herrlichkeit, welche Christus seinen Nachfolgern dereinst im Reiche des Himmels ertheilt. Und zu dieser Nachfolge schickte Wendelin sich alles Ernstes an. Er legte seine reichen Gewänder ab, zog ein

armes Pilgerkleid an und verließ in aller Stille sein Vaterland, sein künftiges Königreich. Unbekannt und unbeachtet wanderte er nun zu verschiedenen heiligen Orten und nach Städten, welche durch ihre Heiligthümer berühmt waren, und so gelangte er denn nach Rom. Da war er sehr glücklich! Den Gräbern der heiligen Apostel St. Petrus und St. Paulus und so vieler, vieler Märtyrer bezeigte er in herzlicher Andacht seine Verehrung und dann ging er zum heiligen Vater, offenbarte diesem, daß er Wendelin, ein Königssohn aus Schottland sei, der aus Liebe zur Armuth und Verdemüthigung Jesu Krone und Reich verlassen habe, und fragte, ob er wohl hoffen dürfe, auf dem schmalen Wege zu sein, der in den Himmel führt. Der heilige Vater war sehr erstaunt und gerührt, und erwiderte: das dürfe Wendelin allerdings mit gutem Grund hoffen, denn diese Nachfolge Jesu mit dem Kreuz führe am sichersten zur Vereinigung mit Jesu im Himmel; nur müsse Wendelin bis zum Ende beharrlich sein. Das versprach Wendelin und erbat sich dazu den Segen vom heiligen Vater, beurlaubte sich dann, verließ Rom und pilgerte nach allen Gnadenorten, wo die heilige Mutter Gottes recht verehrt ward. Und während er so über Berg und Thal zog, Hunger und Durst, Frost und Hitze, Mühsal und Ungemach litt, schaute er sich überall nach einer Wildniß um, in welcher er sich eine Zelle erbauen könne, um fortan als ein Waldbruder alle Zeit seines Lebens in dieser alleräußersten Entbehrung zu verharren und sich ungestört in Betrachtung der himmlischen Dinge zu vertiefen. So kam er in eine waldige Gegend des Bisthums Trier, die man den Westrich nennt.

Da gefiel ihm ein Hügel gar wohl und flugs machte er sich daran, auf demselben aus Baumzweigen eine Hütte zu erbauen und ein äußerst strenges Büßerleben zu führen. Wilde Beeren und Kräuter des Waldes waren seine einzige Nahrung, so daß er oft, zumal im Winter, bitteren Hunger litt. Er wachte und betete fast die ganze Nacht und schlief dann wenige Stunden auf der nackten Erde. Nach Kloster Tholey vom Benedictinerorden ging er täglich zwei Stunden weit zur heiligen Messe, im Winter durch fußhohen Schnee. Zu diesem schweren Leben kamen noch schwerere Anfechtungen des bösen Feindes, der mit gewaltigem Grimm in diesem Jüngling von einundzwanzig Jahren einen mächtigen Gegner erkannte. Er spiegelte dem jungen Einsiedler den Gram seiner Eltern vor, wie sie sich um ihn ängstigten, wie sie ihn suchen ließen, wie ihre Boten ganz in seiner Nähe wären, so daß er kaum ein Stündchen zu geben brauche, um ihnen zu begegnen und sich von ihnen mit großen Freuden und wie im Triumph nach Schottland geleiten zu lassen. Aber das Alles machte Wendelin nicht wankend! Mit Gottes Gnade und Hülfe und mit unabläßigem Gebet überwand er die Versuchung gegen die Beharrlichkeit. Da schickte ihm der Satan Anfechtungen gegen die heilige Reinigkeit. Doch schnell entschlossen warf sich Wendelin auf scharfe Dornen, die ihn bis auf's Blut verletzten, und wo er einen Angriff des Satans vermuthen konnte, da kam er demselben mit großer Wachsamkeit zuvor und that sich irgend eine Peinigung an, um sich in der Selbstüberwindung zu üben. In dieser elenden Hütte, ohne das geringste irdische Labsal, lebte der heilige königliche Jüngling

einige Jahre, von Niemand gesehen als von Gott allein.

Wie er Hirt wird.

Da er nun dem lieben Gott sehr wohlgefällig war, so führte ihn dessen Vaterhand auf einen andern Weg zur Vollkommenheit. Die Abtödtung des sinnlichen Menschen hatte Wendelin in seiner Einöde gründlich geübt; jetzt ward er berufen zur Abtödtung des geistigen Menschen durch Gehorsam und Dienstbarkeit. Die uralte Stadt Trier mit ihren vielen und großen Heiligthümern, die etwa zwölf Stunden von seiner Klause entfernt war, hatte ihn schon längst angelockt und jetzt machte er sich dahin auf den Weg und wallfahrtete als ein andächtiger Pilger von einer Kirche zur andern. Dabei bat er, um sein Leben zu fristen, an dieser und jener Thüre um ein Stücklein Brod, das ihm denn auch Gott zu lieb gern gereicht ward. So vergingen einige Tage in großer Freude für Wendelin. Als er nun an einer Thüre um Gottes willen ein Stück Brod erbat, trat der Herr zu ihm, ein reicher Edelmann, schalt ihn tüchtig aus wegen seiner Bettelei und sprach sehr zornig: „Schämst du dich denn gar nicht, du starker junger Tagedieb, zu betteln statt zu arbeiten? Kannst du dir nicht dein Brod verdienen? Und wenn du etwa nichts Ordentliches gelernt hast, so hüte meine Schweine; dazu wirst du doch wohl geschickt genug sein!“ Da Wendelin sogleich erkannte, welch' eine freiwillige Verdemüthigung und herzliche Weltverachtung er in diesem Dienst üben könne: so nahm er ihn auf der Stelle an, dachte nicht mehr an seine liebe Hütte im Westrich und ward des Edelmannes Schweinehirt. Die Heerde gedieh, machte ihm

aber sehr viel Unruhe, störte ihn in der Betrachtung und nach einiger Zeit bat er seinen Herrn, ihn zum Kuhhirten zu machen. Wendelin hatte so etwas an sich, daß es kaum möglich war, ihm nicht gut zu sein. Das kam daher, weil der heilige Geist in ihm wohnte und lebte, und sich in all' seinem Wesen und Thun ausdrückte. Darum war auch sein Herr, der nicht eigentlich böse, sondern nur roh und zornmüthig war, ihm auch gut und gewährte seine Bitte. Nun gedieh durch Wendelins Gebet die Kuhheerde ganz außerordentlich, vermehrte sich so stark und gab so viel Milch, wie nie zuvor; und der Edelmann ward immer zufriedener mit Wendelin. Dieser konnte nun freilich mit mehr Ruhe seinen Betrachtungen sich hingeben; aber am liebsten hätte er doch, wie die lieben Erzväter Jacob und David, die Schafe gehütet, und abermals nach einiger Zeit bat er um diese Gunst. Sein Herr fand es recht zweckmäßig, daß Wendelin die Schafheerde in eben so guten Stand setze, als die Kuh- und Schweinsheerde, und bewilligte gern sein Gesuch. Nun war Wendelin ganz froh! Die stillen Schäflein machten ihm gar keine Störungen im Gebet und er hütete und wartete sie mit doppelter Aufmerksamkeit. Sie gediehen auch so vortrefflich, daß sich der Edelmann gar nicht genug wundern und freuen konnte.

Wie Wendelin besondere Gnaden empfängt.

Die Gunst seines Herrn brachte ihm aber die Mißgunst der andern Diener und Knechte, und Wendelin hatte viel und mancherlei durch sie zu leiden. Er nahm aber diese Verfolgungen und Quälereien ganz friedfertig und demüthig auf und betrachtete sie als Versuchungen des Satans, der

ihm die Beharrlichkeit im Dienst zu verleiden suche. Er begnügte sich damit, seine Schafe jeden Morgen recht weit von allen Leuten fort in die stille Wildniß zu treiben, wo er keinem Menschen im Wege war und wo er sich ungestört mit seinem lieben Gott unterhalten konnte. Das war nun zuweilen eine erstaunlich große Entfernung und ohne Weg und Steg; doch immer fügte Gott es so, daß Wendelin Abends zu rechter Zeit mit seiner Heerde heimgekehrt war. Manchmal dachte er mit großem Verlangen an seine kleine Zelle auf dem Hügel im Westrich und wünschte wieder in jener Einöde das Leben führen zu dürfen, welches Jesus in der Wüste geführt hat, wenn es nur Gottes Wille wäre. Als Wendelin sich einst mit besonderer Inbrunst diesem Verlangen hingab, hob die allmächtige Hand Gottes, die Sonne und Sterne, Wind und Wolken führt und regiert, ihn sammt seinen Schafen hoch empor und führte ihn durch die Luft nach jenem Hügel, wo er und die Heerde in kurzer Zeit sanft niedergelassen wurden. Wendelin war über alle Maßen erstaunt und erfreut und pries Gottes Allmacht und Gnade. Es fehlte aber an Wasser, um die große Heerde zu tränken. Da betete er mit kindlichem Vertrauen, der liebe Gott möge doch nicht die armen Schafe verschmachten lassen, stieß dann seinen Hirtenstab in den Erdboden und that damit eine Quelle auf, welche bis zu dieser Stunde fortfließt, St. Wendels-Brunnen heißt und fleißig besucht wird, um von Menschen und Vieh Krankheit abzuwenden. Neben der Quelle steckte Wendelin seinen Hirtenstab in die Erde; der schlug Wurzel, fing an zu grünen und ward eine große Haidenbuche, welche St. Wendelobaum

hieß und lange, lange Jahre den Brunnen beschatteten. Jetzt ist sie aber ausgegangen! Die Welt weiß ja nichts mehr anzufangen mit der Erinnerung an die lieben Heiligen; da läßt denn Gott oftmals diese Erinnerungszeichen verschwinden, die doch große Denkmale seiner Gnade, seiner Allmacht, seiner Liebe sind. Am Abend ward Wendelin wieder durch die Luft gehoben und mit seiner Heerde vor Trier niedergesetzt, und dies wiederholte sich Tag für Tag geraume Zeit, ohne daß irgend ein Mensch es wußte. Wendelin wurde aber immer froher und frömmer durch so große Gnaden. Ueberdies stand ihm ein Engel Gottes im Hirtenamt bei, damit kein Schaf sich in der Wildniß verirre; die Heerde blieb von jeder Seuche verschont und nie ward ein Thier vom Wolf oder Fuchs geraubt.

Wie Wendelin den Dienst verläßt.

Endlich kam das Mirakel an den Tag. Der Edelmann hatte eine Geschäftsreise nach Straßburg gemacht. Nun kehrte er heim und sein Weg führte ihn gerade durch Wendelins Einöde, wo dieser eben friedlich mit seiner Heerde lagerte. „Schau! der Wendelin!“ sprach der Herr zu dem Diener, der ihn begleitete. „O gnädiger Herr!“ rief der Diener, „wie könnte das der Wendelin sein! wir sind ja vierzehn, mindestens zwölf Stunden von Trier entfernt.“ Sie ritten näher zum Hirten heran; ja freilich war es der Wendelin. Der Herr ergrimmte nach seiner zornmüthigen Art und rief: „Was ficht dich an, Wendelin! wie kommst du hierher! was machst du hier! bist du närrisch geworden? willst du meine armen Schafe todt treiben?“ Aber Wendelin versetzte ganz sanftmüthig: „Zürnt nicht, lieber gnädiger Herr! ich finde, daß diese Weide euren Schafen

viel besser bekommt, als die um Trier." — „Ich hätte aber heute Abend einen Hammel gebraucht," polterte der Edelmann fort, „denn ich habe Gäste eingeladen." — „Seid deßhalb ohne Sorgen," erwiederte Wendelin, „die Heerde wird früher als ihr an Ort und Stelle sein." — „O du Narr!" fuhr ihn der Herr an; „wie willst du das mit den langsamen Schafen zu Wege bringen!" Damit gab er seinem Pferde die Sporen und sprengte unmuthig über Stock und Stein von dannen. Wie groß war sein Erstaunen, als er gegen Abend seinen Hof zu Trier erreichte, Wendelin bereits angelangt und die Heerde ruhig und wohlbehalten im Schafstall zu finden! Er wußte zuerst gar nicht, was er vor Verwunderung sagen sollte; doch besann er sich nicht lange, fiel vor seinem Hirten auf die Knie und sprach ganz zerknirscht: „Ach Wendelin, vergib mir! ich sehe jetzt ein, daß du ein heiliger Mann und ein großer Freund Gottes bist." Aber Wendelin war vor seinem Herrn ebenfalls auf die Knie gefallen und sprach auch ganz zerknirscht: „O lieber gnädiger Herr, denkt doch nicht so gut von mir armseligsten Menschen! ich bin kein heiliger Mann, sondern nur ein großer armer Sünder und ein unnützer Knecht." — „Das glaube ich nimmermehr," sprach der Herr, „und deßhalb kann ich auch nicht zugeben, daß du noch länger meine Viehheerden hütest. Du bist gewiß zu etwas Anderem berufen, darum sage mir, ob ich nichts für dich thun kann." Wendelin entgegnete: „Herr! um Eines will ich euch herzlich bitten: Laßt ab von Fluchen, Schwören, lockern Reden und Jähzorn und bekehrt euch zu Gott durch ein recht frommes Leben; denn Niemand weiß, ob ihm sein letztes Stündlein und

die furchtbare Gerechtigkeit Gottes nicht nahe ist.“ Dies war dem Edelmann sehr einleuchtend und mit großer Aufrichtigkeit versprach er Reue und Besserung. Er wollte Wendelin mit einem großen Geldgeschenk entlassen; doch dieser nahm nur seinen wohlverdienten Lohn, vertheilte ihn an einige Bettler und kehrte in völliger Armuth, wie er gekommen war, in seine liebe Einöde zurück.

Wie Wendelin Abt wird.

Als er nun wieder ganz freudig von seiner kleinen Zelle aus Baumzweigen Besitz genommen hatte, begab er sich nach Kloster Tholey und ließ sich dort als Einsiedlerbruder des Benedictinerordens förmlich einkleiden, um zu zeigen, daß er im innigsten Verbande mit der heiligen katholischen Kirche sei und bleiben wolle. Dann baute er ein Kapellchen neben seiner Zelle und setzte nun das Büßerleben fort, welches er früher hier begonnen hatte; aber mit dem Unterschied, daß er es sehr verschärfte und daß die Versuchungen aus früherer Zeit ebenfalls viel stärker wiederkehrten. Doch Wendelin kämpfte den Kampf des Glaubens, zu welchem in seiner zarten Kindheit der Grund in ihn gelegt war und heiligte sich durch Demuth, Beharrlichkeit, Gebet und Abtödtung so sehr, daß es Gott gefiel, die Welt durch Wunderzeichen auf seinen frommen Diener aufmerksam zu machen. Es brach eine gefährliche Seuche unter dem Vieh aus und brachte den Bauersleuten der Gegend großen Schaden. Da gingen ein Paar fromme alte Bauern zu dem heiligen Einsiedler und baten ihn inständigst, ihre Dörfer zu besuchen und durch sein gottgefälliges Gebet der Seuche Einhalt zu thun. Wendelin

versicherte zwar, das vermöge sein armseliges Gebet durchaus nicht; aber er wolle sehr gern mit ihnen gehen, um ihnen seine Dienstwilligkeit zu zeigen. In den Dörfern aber genas eine kranke Heerde nach der andern, denn Wendelin betete über dem armen Vieh und heilte es mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes. Dadurch faßte man im ganzen Westrich ein so ehrfurchtsvolles Vertrauen zu ihm, daß die Leute weit und breit mit krankem Vieh zu ihm kamen, damit er es durch die Kraft Gottes und im Namen Jesu gesund mache. Sieben Jahr hatte Wendelin sein gottseliges Einsiedlerleben geführt, als der Abt des Klosters Tholey starb. Die Mönche konnten über die neue Wahl durchaus nicht einig werden. Das betrübte sie sehr und immer eifriger baten sie den heiligen Geist um Erleuchtung. Da vernahmen sie plötzlich Alle miteinander eine himmlische Stimme, die ihnen zurief: „Wählt zu eurem Abt Wendelin den Schafhirten!" Einmüthig und gehorsam erhoben sich Alle, wanderten in die Wildniß, um Wendelin ihre Wahl anzutragen und baten ihn fußfällig, ihr Oberhirt zu werden. Wendelin erwiderte jedoch lächelnd, er sei nur ein Hirt für das liebe Vieh, nicht für Ordensleute und verstehe nichts zu regieren, als die Schafe. Da sprach Einer von den Mönchen: „Wendelin, wenn du wirklich ein frommer Diener Gottes bist, so mußt du auch den Willen Gottes erfüllen. Wir wählen dich nicht aus irgend einem menschlichen Beweggrund zu unserm geistlichen Vater und Vorsteher, sondern weil der heilige Geist in übernatürlicher Weise unsere Wahl auf dich gelenkt und uns Allen vernehmbar zu uns gesprochen hat:

Wählt zu eurem Abt Wendelin den Schafhirten. Aus diesen Worten erkennst du ja deutlich, daß dein früherer Hirtenstand kein Hinderniß sein soll für deine neue Würde. Gehorche also dem Willen Gottes." — Als Wendelin dies vernahm, ergab er sich alsbald der göttlichen Fügung mit großer Demuth und Gelassenheit und schickte dem Erzbischof von Trier einen Boten mit der Bitte, die Wahl zu bestätigen. Dieser Erzbischof war auch ein Heiliger, St. Severin. Er hatte schon viel von Wendelin gehört, von seinem gottseligen Leben als Schäfer und Einsiedler, von seinen Gebetserhörungen und Wunderzeichen; daher freute er sich ungemein, daß ein so frommer Diener Gottes zum Abt vom Kloster Tholey gewählt sei, und er begab sich selbst dahin und vollzog Wendelin's Consecration. Dies geschah im Jahr 597. Als diese beiden heiligen Männer sich kennen lernten, faßten sie eine herzliche Zuneigung für einander und blieben Freunde lebenslang.

Wie Wendelin selig stirbt.

Zwanzig Jahre führte Wendelin das schwere Amt des geistlichen Regimentes über Kloster Tholey; aber Gott stand ihm auch hier mit seiner Gnade ebenso kräftig bei wie damals, als er dem irdischen Regiment eines Königreiches entfloh, um Einsiedler zu werden. Wendelin besaß die Weisheit, immer ganz genau den Willen Gottes zu thun, und wer die besitzt, wird in allen Verhältnissen weise sein. Nachdem er nun diese lange Reihe von Jahren hindurch als ein helles Licht auf dem Leuchter in der Kirche Gottes gestanden und sich immer mehr und mehr geheiligt hatte, ward ihm offenbart, daß sein Sterbestündlein nahe sei,

Da freute er sich gar herzlich der Hoffnung, seinen lieben Heiland nun bald von Angesicht zu Angesicht zu schauen und meldete seinem Freunde St. Severin, dem Erzbischof, diese Kunde mit der Bitte, ihn recht inbrünstig in sein frommes Gebet einzuschließen. Auf diese Nachricht eilte aber St. Severin selbst nach Kloster Tholey, um dem heiligen Abt die letzte Liebe zu erweisen, im Todeskampf ihm beizustehen und ihm das heilige Sacrament zu spenden. Nachdem nun ein Heiliger den Andern mit der heiligen Wegzehrung erquickt hatte und beide sich in's Gebet vertieften, ward ihnen ein gar liebliches Gesicht zu Theil: zwei Engel stiegen vom Himmel herab, breiteten über Wendelin's ärmliches Lager ein blendendweißes Tuch aus und stellten auf dasselbe drei herrliche Kronen. Dabei ward den heiligen Männern offenbart, diese Kronen erwarteten Wendelin den Einsiedler, den Hirten und den Abt dafür, daß er in diesen drei Ständen so gottgefällig gelebt und aus Liebe zu dem armen demüthigen Jesus auf eine Königskrone verzichtet habe. Darauf stiegen die lieben Engel mit einem freundlichen Gruß wieder in den Himmel hinauf und Wendelin vertraute nun seinem Freunde, daß er ein königlicher Prinz aus Schottland sei, was er bis jetzt keinem Menschen, außer dem heiligen Vater in Rom, offenbart hatte. So viel Gnade und Tugend erbaute St. Severin ungemein, und nachdem Beide noch eine kleine Weile die Wunderthaten Gottes an dem aus Staub gebildeten Menschen gepriesen hatten, ward das Angesicht des Sterbenden leuchtend wie vom anbrechenden himmlischen Morgenroth, und seine Seele fuhr auf zu den ewigen Freuden.

Wie St. Wendelin verehrt wird.

Das Kloſter Tholey war in tiefſter Betrübniß über den Verluſt eines ſolchen Abtes. Die Patres küßten weinend und wehklagend die Hände und Gewande ihres lieben geiſtlichen Vaters und fühlten ſich ſo verlaſſen wie arme Waiſen. Um ſie etwas zu tröſten und ihre Verehrung für den Abgeſchiedenen zu ſteigern, theilte ihnen der hochwürdige Erzbiſchof St. Wendelin's Abſtammung und ganzen Lebenslauf mit und ermahnte ſie, dies ſeltene Beiſpiel von Entſagung und Abtödtung recht feſt vor Augen zu behalten. Dann ſetzte er ſich nieder und ſchrieb an St. Wendelins Bruder, der nunmehr König in Schottland war, einen Brief, worin er ihm das Ableben, die hohen Tugenden, die großen Bußwerke, die Pilgerfahrten und anderweitigen Schickſale des Dieners Gottes anzeigte; und dieſen Brief ſchickte er ſogleich durch ſichere Boten über's Meer nach Schottland. Darauf ſchritt er zur feierlichen Beerdigung des heiligen Leichnams, der vor dem Hochaltar in der Kloſterkirche unter vielen frommen Gebeten und vielen Thränen der Anweſenden in die Gruft geſenkt ward. Doch wie groß war der Schrecken der guten Patres, als ſie in der Frühe des andern Morgens die Gruft aufgeriſſen und den Sarg mitten in der Kirche ſtehend fanden. Sie beerdigten ihn zum zweiten Mal und mit noch größerer Ehrerbietung und Feierlichkeit; allein der Sarg blieb nicht in der Tiefe, und ebenſowenig nach einer dritten Beerdigung. Da glaubten ſie den Willen Gottes zu erkennen, daß die heiligen Ueberreſte ihres geiſtlichen Vaters nicht im Kloſter Tholey ruhen ſollten. Da ſie aber durchaus nicht wußten, ob etwa in

Schottland oder zu Trier oder in seiner Einsiedelei oder sonstwo: so hielten sie es am Gerathensten, den lieben Gott dafür sorgen zu lassen. Sie stellten den Sarg auf einen Karren, spannten zwei Ochsen vor denselben und folgten in Procession, als die Thiere sich in Bewegung setzten und richtig den Weg nach Wendelin's ehmaliger Klause und Kapelle einschlugen. Alles Volk lief weit und breit zusammen, um das Mirakel anzustaunen: zwei schöne schneeweiße Engel gingen voran und die Ochsen folgten ihnen mit dem Karren so ruhig und geschickt, als ob sie gelenkt würden. Vor der Klause verschwanden die Engel und die Ochsen standen unbeweglich still, und deßhalb ward denn auch hier zur Beerdigung des heiligen Leichnams geschritten; und jetzt blieb der Sarg ruhig unter der Erde. Täglich zogen Schaaren von Andächtigen nach der armen Klause und empfahlen sich in ihren Leibes- und Seelennöthen der Fürbitte St. Wendelin's und es gefiel dem lieben Gott, seinen treuen Diener durch auffallende Wunderzeichen zu verherrlichen. Diese bewirkten dann wieder Vermehrung der Wallfahrer, und da ein Jeder nach seinen Kräften eine fromme Gabe spendete, so fand man es passend, diese Liebesgaben zu einem stattlichen Grabmal zu verwenden, in welchem der Sarg unter großen Ehrenbezeugungen beigesetzt ward. Besonders fleißig wallfahrteten die Schotten zu dem Gnadenort, den ihr Landsmann und Königssohn so geheiligt hatte. Auch der König von Schottland schickte eine fromme Gesandtschaft zu der Ruhestätte seines heiligen Bruders und die Geschenke, welche Andacht und Dankbarkeit spendeten, flossen so reichlich, daß man mit der Zeit

eine große Kapelle mit mehreren Altären so erbauen konnte, daß St. Wendelin's Grabmal in die Mitte derselben zu stehen kam. Als nun gar an diesem verehrten Grabe das hochheilige Meßopfer ganz regelmäßig dargebracht und manche andere kirchliche Andacht abgehalten ward, mehrten sich die Pilger dermaßen, daß man, um sie nicht in der Wildniß verschmachten zu lassen, erst einige Häuser zu ihrer Herberge, dann ein ganzes Dorf erbaute, aus welchem dann Kurfürst Balduin von Trier im vierzehnten Jahrhundert eine Stadt machte, die noch jetzt besteht und St. Wendel heißt. Die Verehrung des Heiligen verbreitete sich immer mehr, und auch in unserer Diöcese ist er in gutem Andenken. Das bezeugt die Wendelinuskapelle bei Budenheim und zwei Kirchen und eine Kapelle, die im Decanat Seligenstadt auf seinen Namen geweiht sind. Möge seine heilige Fürbitte uns dazu verhelfen, die himmlischen Güter mehr als die irdischen zu lieben. O lieber heiliger Wendelin, bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die heilige Cäcilia.

Jungfrau und Märtyrin.

(Am 22. November.)

Unter den vornehmen römischen Frauen, die in den ersten Jahrhunderten des Christenthums zum wahren Glauben sich bekannten und für denselben freudig starben, nimmt Cäcilia einen herrlichen Platz ein. Sie war eine Römerin von hoher Abkunft und von großem Vermögen; ihre Eltern waren Götzendiener und sehr angesehen unter dem Kaiser Alexander Severus. Aber, wie das in jener Zeit

nicht selten sich ereignete, die Gnade ergriff mitten in heidnischen Familien irgend eine Seele, ohne daß man sagen könnte, warum oder wodurch. Wie manchmal in der physischen Welt ein Krankheitsstoff herrscht und Denjenigen befällt und krank macht, dessen Körper dafür empfänglich ist: so ungefähr herrschte damals in der geistigen Welt ein Stoff des ewigen Lebens, welcher sich derjenigen Seelen bemeisterte, die dafür empfänglich waren. Zu diesen gehörte Cäcilia.

In früher Jugend berührte Gott ihr Herz und sogleich schenkte sie es ihm ganz, ohne Rückhalt und für immer. Der Betrachtung seiner Weisheit und Macht, der Anbetung seiner Güte und Vollkommenheit, seiner Gnade und Liebe widmete sie sich Tag und Nacht. Die heiligen Evangelien auslegen zu hören, zu überdenken und nach ihrem Vermögen in's Werk zu setzen, war ihre einzige Beschäftigung und ihre einzige Freude. Von den Freuden der Welt wendete sie mit einer so vollkommenen Gleichgültigkeit sich ab, als ob sie das gar nichts anginge und der leiseste Gedanke an eine irdische Liebe hatte nie an ihr Herz gestreift. Dem göttlichen Bräutigam der jungfräulichen Seelen war ihr Verlangen zugewendet und seine Braut wollte sie sein. Die Eltern aber verlobten sie einem edlen Jüngling, Namens Valerian, der im Kriegsdienst des Kaisers, aus einem vornehmen Geschlechte und sehr reich war. Cäcilia mußte ihnen gehorchen, aber sie weinte und fastete und betete, damit der liebe Gott sich ihrer erbarmen und nicht dulden möge, daß sie gezwungener Weise seinem göttlichen Sohne den Bund der Treue breche.

So kam das Hochzeitsfest herbei. Alle freuten sich und schmückten sich. Nur Cäcilia grämte sich,

und obwohl sie dem Feste und ihrem Stande gemäß herrliche hochzeitliche Gewänder und reichen Schmuck von Perlen und Juwelen anlegen mußte, so versäumte sie nicht, unter dem Purpur und Goldstoff einen scharfen Bußgürtel zu tragen. Unaufhörlich strömten Thränen aus ihren Augen, die ganz matt von Fasten und Wachen waren und ohne Unterlaß seufzte sie im Herzen zu Gott und bat ihn: „Herr, behüte mich, daß ich Deine makellose Braut bleibe und beschütze mich mit dem starken Arm Deiner Allmacht, auf die ich hoffe.“ Als sie nun dem Valerian anvermählt war und er ihr Gemach betrat, sprach sie zu ihm, was der heilige Geist ihr eingab. „Geliebter Valerian, höre mich an! Mir zur Seite steht ein Engel Gottes, der mich beschirmt und vor Allem bewahrt, was gegen den Willen Gottes wäre. Also bitte ich dich herzlich, rühre mich nicht an, denn er würde dich auf der Stelle bestrafen.“ Valerian entgegnete mit einiger Entrüstung: „Wenn du willst, daß ich dir Glauben schenken soll, so zeige mir deinen Engel. Sonst — das siehst du wohl ein — habe ich Recht, zu muthmaßen, daß du mit Lug und Trug umgehst.“ Cäcilia antwortete: „Nein, geliebter Valerian, auf Lug und Trug sinne ich nicht; aber meinen Engel kann ich dir nicht zeigen, denn du würdest ihn nicht sehen können.“ — „Aber warum sollte ich ihn nicht sehen können so gut wie du ihn siehst!“ rief Valerian sehr erzürnt. „Um die Engel Gottes zu sehen, muß man getauft sein,“ sprach Cäcilia. „Laß dich taufen und du schauest ihn.“ War es Vorwitz, Mißtrauen oder Eingebung der Gnade — genug, Valerian fragte, was er zu thun habe, um getauft zu werden. Cäcilia sprach freudig: „Gehe vor das Thor auf die Appische Straße, tausend Schritt bis zum ersten Meilenstein; dort wirst

du arme Leute finden, denen ich oft einige Unterstützung in ihrer Noth zukommen lasse und die mich daher gut kennen. Sprich zu ihnen: Cäcilia grüßt euch und läßt euch sagen, ihr möchtet mir den Weg zum ehrwürdigen Greise Urban zeigen. Dann werden sie dich dahin führen, wo dein Wunsch erfüllt werden kann."

Mehr und mehr über diese Geheimnisse erstaunt, ließ Valerian sich von Cäcilien das Versprechen geben, nicht vor seiner Rückkehr ihr Zimmer zu verlassen; dann machte er sich ganz nachdenklich auf den Weg, den Cäcilia ihm angegeben und erreichte bald den ersten Meilenstein. Unweit davon arbeiteten einige Männer in einem Weingarten. „Cäcilia grüßt euch," sprach Valerian, indem er zu ihnen ging. Da schauten sie freundlich von der Arbeit zu ihm auf und warteten, was er weiter sagen werde. Und als er seinen Auftrag ausgerichtet hatte, legte der eine Mann sein Arbeitszeug fort und sprach: „Komm." Valerian folgte ihm. Sie gingen nun eine Weile über den hügeligen Boden des Weingartens ohne Weg und Steg fort, bis sie zwischen einigem verfallenen Gemäuer an ein kleines viereckiges Loch in der Erde kamen, welches ungefähr wie die obere Mündung einer Feueresse aussah. Es war aber der Anfang einer ganz engen Treppe, die sich tief in die Erde hinabsenkte und die in unterirdische gewölbte Gänge führte, welche kreuz und quer durcheinander liefen und durch einzelne Lämpchen spärlich beleuchtet wurden. Diese kellerartigen Höhlen, die man Katakomben nennt und die noch jetzt wie ein unterirdisches Netz Rom umziehen, dienten den Christen während der drei ersten Jahrhunderte des Glaubens zum Zufluchtsort, wenn die heidnischen Kaiser und das grimmige römische Volk mit großer

Verfolgung über sie einbrachen. Weil ihnen auf der Erde der Platz mißgönnt war, so feierten die Priester und besonders die Oberhirten der ganzen Heerde, die Päpste, in diesen Katakomben das heilige Meßopfer und alle andern Geheimnisse des Glaubens. Manche dieser heiligen Päpste mußten sich jahrelang in den Katakomben aufhalten und aus einer dieser Höhlen in die andere fliehen, wenn die Heiden einen Eingang entdeckt hatten. Manche fanden auch den Martertod darin; und in einer solchen Katakombe befand sich damals der heilige Papst Urban.

Valerians Führer, ein frommer Christ, erreichte endlich die Grotte, welche dem ehrwürdigen Greise zum Aufenthalt diente und Valerian war so ergriffen von all' dem Außerordentlichen, das er erlebte, daß er sich sogleich mit großem Vertrauen an den Mann Gottes wendete und ihm Alles erzählte, was sich zwischen ihm und Cäcilien zugetragen hatte. Zum Schluß begehrte er gerührt und inständig die Taufe. Papst Urban fiel auf die Knie, pries mit Freudenthränen die göttliche Gnade, die einen Löwen in ein Lamm verwandelt habe, und bat Gott, das Herz dieses Jünglings zu eröffnen, damit es das Samenkorn des Glaubens würdig empfange. Während er so mit unaussprechlichen Seufzern und heißen Zähren zu Gott flehete, hatte Valerian eine himmlische Erscheinung. Eine erhabene Greisengestalt in leuchtenden weißen Gewändern stand vor ihm, und hielt ein Buch in der Hand, worin mit goldenen Buchstaben geschrieben stand: „Ein Gott! Ein Glaube! Eine Taufe!" Da sprach Valerian ehrfurchtsvoll und beherzt: „Ich glaube!" Die Gestalt verschwand wieder und Papst Urban erklärte dem Valerian das apostolische Glaubensbekenntniß und wusch dann seine Seele durch das heilige Sa-

crament der Taufe im Blut des Lammes von allen Makeln rein. Als ein neuer Mensch nach der Ordnung der Gnade kehrte Valerian zu Cäcilien zurück. Er öffnete rasch die Thüre ihres Gemachs und was erblickte er? Cäcilia lag im Gebet entzückt auf ihren Knien und neben ihr stand ein Engel in der Gestalt eines überirdisch schönen Knaben, von dessen Antlitz so helle Strahlen ausgingen, daß er selbst und das ganze Zimmer im goldensten Sonnenschein erglänzten. Geraume Zeit schaute Valerian, selbst in Entzückung, die himmlische Erscheinung an; da nahm er wahr, daß der Engel in seinen Händen zwei Kränze von Rosen und Lilien hielt und fragte sich selbst, was diese wohl zu bedeuten hätten? Nun reichte der Engel ihm einen Kranz und den andern Cäcilien, und sprach: „Nehmet hin diese Kränze des Paradieses und verwahrt sie mit reinem Herzen und unbeflecktem Leib. Dann werden sie nie welken und nie ihren Wohlgeruch verlieren. Kein Mensch wird sie je erblicken außer Demjenigen, der etwa nach der jungfräulichen Reinigkeit ein Verlangen trägt. Dich, Valerian, begnadet der Herr Jesus Christus durch mich mit der Zusicherung, daß Er den größten Wunsch deines Herzens erfüllen wolle, wenn du ihn darum bittest.“ Valerian fiel auf die Knie und bat: „Nichts Lieberes habe ich auf der ganzen Welt, als meinen einzigen Bruder Tiburtius. Möchte es dem lieben Gott gefallen, ihn vom unsinnigen Götzendienst abzuziehen und zur vollkommenen Erkenntniß der Wahrheit, die da in dem gekreuzigten Herrn und Heiland einzig und allein zu finden ist, gnädig hinzuleiten.“ — „Gott hat deine Bitte gewährt,“ sprach der Engel; „dein Bruder Tiburtius wird vom Licht der göttlichen Wahrheit erleuchtet, und ihr werdet Beide in

Kurzem mit der Krone der Märtyrer geschmückt und beehrt werden.“ Darauf verschwand der Engel und Valerian blieb mit Cäcilien in himmlischen Trost versenkt. Bald darauf trat Tiburtius ein und rief, ehe er noch seinen Bruder begrüßt hatte: „O welch ein wunderlieblicher Duft von Lilien und Rosen erfüllt das Zimmer! Ich sehe doch keine Blumen, woher mag er kommen?“ — Da schaute Cäcilia ihn liebreich an und vertraute ihm das Geheimniß der Gnade an, das ihr und Valerian zu Theil geworden und wozu auch Tiburtius berufen sei; und nicht lange währte das Gespräch, so fiel Tiburtius ihr zu Füßen und bat um das heilsame Wasser, das von allen Sünden rein wäscht. Valerian führte mit großen Freuden seinen geliebten Bruder zum heiligen Papst Urban und Tiburtius empfing ebenfalls das heilige Sacrament der Taufe.

Als der Kaiser vernahm, daß seine beiden tapfern Kriegsobersten Christen geworden seien und bei dem heidnischen Götzendienst nicht mehr erscheinen, viel weniger selbst Opfer darbringen wollten, ward er sehr zornig und schickte einen dritten tapfern Kriegsmann, den Maximus, an sie ab, um sie gefangen zu nehmen und, wofern sie sich weigerten, den Götzen zu opfern, zum Tode zu führen. Valerian und Tiburtius folgten dem Maximus willig in den Kerker, aber anstatt zum Götzendienst verführt zu werden, gewannen sie seine Seele für den wahren Glauben und als der Tag der Hinrichtung kam, wurden nicht zwei Märtyrer, sondern drei enthauptet. So herrliche Früchte trug das Gebet und die Frömmigkeit dieser seligen Jungfrau Cäcilia. Sie pries Gott für die große Gnade, die ihrem Gemahl und seinem edlen Bruder widerfahren sei und ver-

Dies wußte aber der Richter Almachius, der jene beiden hochherzigen Jünglinge zum Tode verdammt hatte nicht; sondern er glaubte, Cäcilia wäre im Besitz von all' deren Reichthümern. Um sich derselben zu bemächtigen, ließ er nun Cäcilia in Haft nehmen unter dem Vorwand, daß sie Valerian und Tiburtius vom Dienst der römischen Götter abwendig gemacht habe. Seine erste Frage war aber nach dem Vermögen. Cäcilia erwiderte, das sei trefflich angelegt, denn die Armen hätten es bekommen. Getäuscht in seiner Habgier gerieth Almachius in Grimm und stellte ihr ganz kurz die Wahl zwischen Tod und Götzenopfer. Cäcilia erwiderte, sie wähle mit Freuden den Tod für das Bekenntniß ihres heiligen Glaubens. Almachius ließ sie nach einem Götzentempel führen, wo sie entweder opfern oder gemartert werden sollte. Die Soldaten, welche sie begleiteten, waren ganz ergriffen von ihrer so lieblichen und erhabenen Schönheit und redeten ihr zu, dem Almachius zu gehorsamen und meinten, ihr junges, glückliches, reiches Leben sei doch wohl eine Handvoll Weihrauch werth. Aber die selige Jungfrau, welche die zeitlichen und ewigen Dinge nach ihrem wahren Werth schätzte, entgegnete liebreich und mit freundlichem Lächeln: „Wenn ihr wüßtet, meine Brüder, zu welcher Herrlichkeit ich durch den Tod eingehe, so würdet ihr nicht in dieser Weise zu mir reden. Aber glaubet mir: ich habe nie irgend Etwas mit solcher Begier verlangt, als um Christi willen Pein und Qual zu leiden. O wähnet nicht, daß ich durch den Tod einen Verlust an Jugend und Schönheit erleide! Lebte ich länger auf der Erde, so verlöre ich sie unzweifelhaft; doch jetzt wechsele ich sie nur um und zwar für die Ewigkeit. Sprecht, würdet ihr nicht einen Kieselstein hingeben, um einen

Edelstein zu gewinnen? Einer kurzen Krankheit euch unterwerfen, um unzerstörbare Gesundheit zu genießen? Einen bittern Augenblick leiden, um euch einer ewigen Glückseligkeit zu erfreuen? Nun seht! ich gebe Geringes für reines Gold hin, Erdenstaub für eine diamantene Krone, eine schlechte irdische Hülle für den Palast des überhimmlischen Königs. Der Tod ist die Thüre, durch welche ich zu meinem göttlichen Bräutigam Jesus Christus eingehe und der ist so reich und so großmüthig, daß er die Pein eines Augenblicks mit dem ewigen Leben in der Glorie vergilt." — So sprach diese selige Jungfrau und als sie nun mit eindringlicher Stimme hinzusetzte: „O meine Brüder, glaubet ihr nicht, was ich gesagt habe?" Da riefen sie wie aus einem Munde: „Wir glauben, daß Jesus Christus der wahre Gott ist." Und statt Cäcilia zum Götzentempel zu führen, kehrten sie sämmtlich mit ihr um und geleiteten sie in ihr Haus zurück. Dort sagte sie: „Gehet zu Almachius und bittet ihn in meinem Namen um einen kleinen Aufschub meiner Hinrichtung. Unterdessen will ich Jemand rufen lassen, der euch durch die heilige Taufe des ewigen Lebens theilhaft machen wird." Und auf ihre Botschaft stellte sich alsbald der heilige Papst Urban ein und taufte in Cäciliens Hause gegen vierhundert Personen, unter denen sich einer der vornehmsten Römer, Namens Gordianus, befand.

Mit unaussprechlichem Zorn hörte Almachius all' diese Vorgänge und verurtheilte Cäcilia zum Tode. Wegen ihrer vornehmen Geburt aber, oder auch weil er fürchtete, das Volk könne wegen ihrer Jugend und Schönheit Mitleid mit ihr haben und sich der Hinrichtung widersetzen, bestimmte er ihr diejenige Todesart, welche man bei vornehmen Rö-

merinnen, denen man die Schmach der Oeffentlichkeit ersparen wollte, anzuwenden pflegte: sie sollte in ihrem eigenen Hause im Bade erstickt werden. Cäcilia wurde also in einem Dampfbadzimmer eingeschlossen und während vierundzwanzig Stunden wurde der Dampf durch ein gewaltiges Feuer in so unmäßiger Hitze erhalten, daß Jedermann darin umkommen mußte. Aber wie mit den drei Jünglingen im Feuerofen, ging ein Engel Gottes mit ihr in die Gluth und kühlte die tödtliche Hitze gelinde ab, so daß Cäcilia frisch und lieblich zum Vorschein kam, als Almachius nach vierundzwanzig Stunden das Badzimmer öffnen ließ, hoffend, er werde ihre Leiche finden. Hierauf schickte er den Henker, um ihr das Haupt abzuschlagen und der schlug so ungeschickt, daß er ihr drei tiefe Hiebe in den Nacken versetzte, ohne sie zu tödten. Er floh davon und ließ die heilige Jungfrau schwimmend in Blut zurück. Nun begaben sich in der Stille die Christen zu ihr, pflegten ihre Wunden und trockneten mit Schwämmen und feiner Leinwand dies reine, für den heiligen Glauben vergossene Blut zur Verehrung auf. Und Cäcilia ermahnte sie zur Geduld und Beharrlichkeit in den Tagen der Trübsal und Verfolgung, die ja nur ganz kurz wären im Vergleich zur ewigen Seligkeit im schönen Himmel. Auch der heilige Papst Urban kam zu diesem unschuldig hingeopferten Lämmlein seiner Heerde; und nachdem ihm Cäcilia ihre Kostbarkeiten und Kleinodien zur Vertheilung unter die Armen übergeben und ihn gebeten hatte, ihr Haus durch heilige Weihung in eine Kirche zu verwandeln, floh ihre Seele im Schmuck der Marterkrone von der armseligen Erde.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Der heilige Johannes von Nepomuk,

Märtyrer.

(Am 16. Mai.)

Dieser große Diener Gottes starb, wie so viel Tausende vor ihm und nach ihm, eines grausamen Martertodes. Das ist die Glorie der Kirche Gottes, daß sie zu allen Zeiten, bei den Heiden, den Ungläubigen und den Irrgläubigen, ihre Märtyrer gehabt hat; daß Männer und Weiber, Greise und Kinder, Leute jedes Standes und jedes Alters sich lieber in tausend Qualen foltern und schlachten ließen, als den heiligen katholischen Glauben zu verleugnen oder von ihm abzufallen. Der Martertod dieses gottseligen Priesters ist aber besonders merkwürdig, weil dessen Ursache ganz einzig in der Legende der Heiligen und Märtyrer, und nie vorher und nie nachher vorgekommen ist. Er starb, weil er das heilige Beichtsiegel nicht brechen wollte; und zwar war es kein heidnischer oder götzendienerischer Tyrann, der ihm eine solche Entweihung des Sacramentes zumuthete, sondern sein eigener katholischer König, der freilich auch mit dem Namen „der böse Wenzel" für diese und all seine anderen Missethaten auf immer gebrandmarkt ist.

Geburt und Kindheit des Heiligen.

Zehn Meilen von Prag liegt das Städtchen Nepomuk. Dort lebten vor 500 Jahren fromme Eheleute bürgerlichen Standes arbeitsam, gottesfürchtig und zufrieden; — aber kinderlos. Das betrübte sie und sie wünschten sehnlichst, der liebe Gott möge ihnen Kinder schenken, die sie ihm zu Erben seines Himmels auferziehen wollten. Doch Jahre vergingen und ihre Jugend verfloß und ihre Wünsche und Gebete wurden nicht erhört. Als nun Beide alterten und fast die Hoffnung aufgegeben hatten, gefiel es dem allmächtigen Gott, ihre demüthige Beharrlichkeit zu belohnen und er schenkte ihnen ein Söhnlein, bei dessen Geburt ein wundersames flammendes Licht um das elterliche Haus wahrgenommen wurde. Im Jahr 1330 kam der Knabe auf die Welt und empfing in der heiligen Taufe den Namen Johannes. Die Freude der Eltern sollte sich aber bald in bitteres Herzeleid verwandeln, denn der Knabe erkrankte so schwer, daß man an seinem Leben verzweifelte. In dem Kloster am grünen Berge, Cisterzienserordens, befand sich ein Muttergottesbild, welches die Eltern immer besonders verehrt hatten. Auch jetzt ließen sie nicht ab, die allerseligste Jungfrau Maria dort so inbrünstig um ihren Schutz und um Rettung des Kindleins anzuflehen, daß die gnadenvolle Trösterin der Betrübten den Gram der frommen Eltern in Freude verwandelte und durch ihre Fürbitte dem kleinen Johannes Genesung erwarb. Nun waren die Eltern so glücklich, daß sie vom lebhaftesten Dankgefühl durchdrungen ihren Sohn dem Dienst

Desjenigen weihten, der ihnen denselben zweimal geschenkt hatte. Sie waren freilich nicht reich, aber sie boten Alles auf, um dem Knaben eine gute Erziehung und allen Unterricht geben zu lassen, der zur Bildung für seinen künftigen Stand nothwendig war. Seine herrlichen Gemüths- und Geistesgaben entsprachen den frommen Bemühungen der Eltern und berechtigten zu den schönsten Hoffnungen. Sein Fleiß, seine Gelehrigkeit, seine Fassungskraft waren ebenso groß als seine Sanftmuth, seine Bescheidenheit und Aufrichtigkeit. Dabei hatte er einen lebhaften Zug zur Andacht, zum Gebet und zu allen göttlichen Dingen. Schon als kleines Kind ging er jeden Morgen in die Kirche des Cisterzienserklosters am grünen Berge und hörte mit der größten Frömmigkeit ein Paar heilige Messen, und als er ein wenig heranwuchs, diente er dem Priester am Altar mit solcher Sammlung und Gottinnigkeit, daß alle Anwesenden sich gar nicht genug an der wunderbaren Andacht des kleinen Meßknaben erbauen konnten. Dabei war er in der Schule der wißbegierigste und fleißigste Schüler, so daß seine Eltern ihn bald auf eine höhere Schule nach der Stadt Saaz schicken konnten. Während er hier mit brennendem Eifer die Anfangsgründe der Wissenschaften studirte, blieb er bei seinem eingezogenen, sittlichen Lebenswandel. So freundlich und gefällig er sich in allen erlaubten Dingen gegen seine Mitschüler bewies, so fern hielt er sich von all' den Tollheiten und Raufereien, aus denen sie sich einen Zeitvertreib machten, und als ein seltenes Muster jugendlicher Vollkommenheit begab sich Johannes nach einigen Jahren auf die Universität nach Prag.

Der Heilige studirt und wird Priester.

Der römische Kaiser Carl IV., der zugleich König von Böhmen und ein frommer, weiser Herr war, hatte um diese Zeit in der böhmischen Hauptstadt Prag eine Universität gestiftet, zu welcher er die berühmtesten und gelehrtesten Lehrer aus ganz Europa durch große Besoldungen hinzog. Dadurch kam sie in kurzer Zeit zu großem Ruhm und hohem Flor und eine erstaunliche Menge von Studirenden eilte aus den fernsten Gegenden Deutschlands nach Prag. Auch Johannes war unter ihnen. Nun konnte er so recht seiner Neigung für die Wissenschaften sich hingeben! und er that es mit dem glänzendsten Erfolge. Besondern Fleiß verwendete er auf die Redekunst, zu der er viel Anlagen hatte; hauptsächlich studirte er aber die Theologie und das Kirchenrecht, und erhielt auch in beiden Fächern die Doctorwürde. Seine Fortschritte in den Wissenschaften machten ihn jedoch weder eitel, noch ehrsüchtig, noch hochmüthig. Durch aufrichtige Frömmigkeit war er tief und lebendig von der Wahrheit durchdrungen, daß alle Wissenschaft und Gelehrsamkeit keinen andern Zweck haben soll, als den: die Ehre Gottes zu fördern; und daß Jeder eine schwere Verantwortung auf sich zieht, der in ihnen seine eigene Ehre sucht. Von Jugend auf hatte er eine große Vorliebe für den geistlichen Stand gehabt und je mehr er in den Wissenschaften fortschritt, um desto mehr wuchs sie, denn er fand, daß er in keinem andern Stande so ausschließlich dem Dienste Gottes sich widmen und nirgends sonst ein so unbeschränkter Beförderer der Ehre Gottes sein könne. Daher

bezog er all' seine Studien auf den Priesterstand und bemühte sich, sein ganzes Leben durch Sittenreinheit, Selbstverleugnung, Abtödtung aller Art, mit einem Wort, durch einen ganz unsträflichen Wandel in Einklang mit seinem erhabenen Beruf zu bringen. Inbrünstiges Gebet und der häufige Empfang der heiligen Communion erwarb ihm die Gnade der Beharrlichkeit und half ihm alle Versuchungen und Anfechtungen überwinden, durch welche die guten Vorsätze geprüft zu werden pflegen. Nachdem nun Johannes alle zum geistlichen Stande nothwendigen Studien gemacht hatte, sollte er die Priesterweihe empfangen. Da erschauerte er in seiner Seele vor der Erhabenheit dieses Sacramentes, das ihn befähigen sollte, täglich den Leib des Herrn zum wohlgefälligen Opfer dem himmlischen Vater in der heiligen Messe darzubringen, und er zog sich während vier Wochen in die tiefste Einsamkeit zurück, um sich durch strenge Buße von den etwaigen Flecken zu reinigen, die seiner Seele vielleicht ankleben möchten. Eine unbegrenzte Verdemüthigung und Erniedrigung seiner selbst mußten einer Würde und einer Erhöhung vorangehen, welche nicht die eigene Kraft, sondern die Gnade Gottes ihm verlieh. Mit dieser gottgefälligen Gesinnung empfing Johannes die heiligen Weihen und nahm sich alsbald des Seelenheiles des Nächsten mit demselben Eifer an, den er für sich selbst an den Tag gelegt hatte.

Der Heilige wird Prediger und Domherr.

Zu dem heiligen Amt eines Predigers fühlte er sich vorzugsweise berufen. Da konnte er die

Seelen so recht im Wort Gottes und in den Wegen zum ewigen Leben unterrichten! Dazu hatte er die Wissenschaft, die Rednergabe, die Würde und die Gottinnigkeit! Der Erzbischof, der ihn gut kannte, stellte auch sogleich sein Licht auf den Leuchter und vertraute ihm das Predigtamt in Unsrer Lieben Frauenkirche am Thein in der Prager Altstadt an. Dort wirkte er so außerordentliche Bekehrungen durch seine feurigen Bußpredigten, daß bald die ganze Stadt ihm zuströmte und ihn bewunderte. Nie suchte er durch schöne Redensarten und durch hohle klingende Worte seine Zuhörer zu blenden; nie verhehlte er ihnen traurige Wahrheiten über den Verfall der Sitten und die Erkaltung des Glaubens; freimüthig und unerschrocken deckte er die Laster der Zeit auf und wies eindringlich auf Reue und Buße hin, um die Versöhnung mit Gott zu bewirken. Ganze Schaaren von Studirenden, deren es damals gegen viertausend in Prag gab, fanden sich bei seinen Predigten ein, und auch die Hof- und Weltleute drängten sich herzu; und sogar die Rohesten unter jenen und die Gleichgültigsten unter diesen konnten sich bei den Predigten des Johannes nicht der Zerknirschung erwehren. Nachdem er eine Zeitlang segensreich gewirkt hatte, ward eine Domherrnstelle an der Cathedralkirche von St. Veit zu Prag erledigt und der Erzbischof bewerkstelligte es, daß diesem frommen und gelehrten Mann dies Canonicat und zugleich das Predigtamt im Dom übertragen wurde. Die Würde eines Domherrn suchte der Diener Gottes demüthig von sich abzulehnen; aber er mußte dem Befehl seines Ober-

hirten geborchen und nun erschien er mit der größten Pünktlichkeit bei den Versammlungen des Domkapitels und mit der erbaulichsten Andacht zum gemeinschaftlichen Chorgebet. Um seinen Predigten beizuwohnen, strömten die Zuhörer jetzt ebenso in den Dom, wie früher in die Liebfrauenkirche, die nun ganz verwaist blieb. Johannes fuhr bei all' seinen Arbeiten und Obliegenheiten fort, seine Seele zu heiligen, um für das Heil Anderer wirksam sorgen zu können und stieg immer höher im Ansehen bei den Menschen und in Gnaden bei Gott.

Der Heilige schlägt große Würden aus.

Inzwischen starb zu Prag der gute Kaiser Carl IV., der sich mit großer Treue befleißigt hatte, für die heilige Kirche und für das Wohl seiner Völker zu sorgen. Sein Sohn Wenzeslaus, der ihm als römischer Kaiser und König von Böhmen nachfolgte, that leider von Beidem das Gegentheil. Da er sehr jung auf den Thron kam, so ward er ganz berauscht von seiner Macht und durch die Schmeicheleien Derjenigen, welche seine Gunst zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Er ließ seinen bösen Neigungen immer mehr und mehr den Zügel schießen, anstatt sie kaiserlich zu beherrschen, und ward allmälig durch alle Arten von Ausschweifungen ein wahrer Wütherich an Grausamkeit, so daß er sich den Namen „der böse Wenzel" durch tausend Unthaten zuzog. Anfangs hielt er sich noch menschlich. Meistens hatte er sein Hoflager zu Prag. Als er von den großen Gaben und Verdiensten

des Johannes hörte, berief er ihn zu sich und trug ihm auf, während der heiligen Adventszeit vor ihm und dem ganzen Hof zu predigen. Der Diener Gottes erkannte wohl die schwierige Aufgabe; aber mit würdevollem Freimuth und heiliger Kühnheit predigte er von all den Tugenden, welche der sittenlose König und seine Hofleute nicht hatten, so nachdrücklich, daß sogar König Wenzel dadurch erschüttert ward und sich der Hochachtung vor diesem frommen Prediger nicht erwehren konnte. Zum Beweis seiner Achtung trug er ihm den eben erledigten Bischofssitz von Leitomischl an; aber der demüthige Johannes dankte für diese hohe Auszeichnung und war in keiner Weise zu bewegen, die bischöfliche Würde anzunehmen. Wenzel wähnte, Johannes scheue die Geschäfte, die vielen und sorgenschweren Arbeiten, die auf den Schultern eines Bischofs liegen, und bot ihm die Probstei von Wischerad, die erste kirchliche Würde in Böhmen nach den Bischöfen, an, mit der weder Geschäfte noch Beschwerden, wohl aber reiche Einkünfte und der Titel eines Erzkanzlers des Königreichs verbunden waren. Doch auch für dieses Anerbieten dankte Johannes mit großer Demuth und floh vor dieser glänzenden Stellung ebenso sehr als vor jener hohen zurück. Wenzel fing an sich beleidigt zu fühlen, daß dieser Priester all' seine Gnadenbeweise ausschlage und vielleicht mehr aus Eigensinn als aus Wohlwollen trug er ihm eine dritte Stelle an, nämlich die seines Großalmosenieres; und diese glaubte Johannes nicht ablehnen zu dürfen, theils um nicht den König zu beleidigen, theils um nicht als ein Sonderling zu

erscheinen. Auch hoffte er nun am Hof mit mehr Nachdruck sowohl gegen Laster und Verderbtheit, als für Arme und Nothleidende wirken zu können. Ueberdies hatte er hier auch nicht die gefährlichen Zerstreuungen, Ehren und Reichthümer zu fürchten, denn sein Wirkungskreis lag jetzt im Umgang und in der Sorge für Unglückliche aller Art.

Der Heilige lebt am Hof.

Mit unbegrenzter Liebe und Hingebung widmete sich Johannes seinem Amt. Sein Zimmer glich einem Hospital: es ward nicht leer von Hülfsbedürftigen. Wer in Nöthen war, klagte sie ihm und er war der Fürsprecher, der Versorger Aller. Keinen entließ er ohne Hoffnung oder ohne Trost, und immer wußte er Hülfe und Unterstützung zu schaffen. Seine Weisheit und Nächstenliebe wurden aber auch anderweitig in Anspruch genommen. Zwiste, Prozesse, Feindseligkeiten, Klagen schlichtete und beschwichtigte er. Mit unsäglicher Geduld und Mäßigung hörte er die streitenden Parteien an und legte unglaublich viel Hader, am Hof wie in der Stadt, in Frieden bei. Die Einen veranlaßte er zu billigen Vergleichen; die Andern bewog er, sich zu versöhnen; immer verfuhr er mit Gerechtigkeit und Scharfsinn und mit der unzerstörbaren Ruhe einer Seele, die in all' ihrem Thun nur die Ehre Gottes vor Augen hat. Dabei fuhr er fort, als Prediger zu erbauen und zu belehren, und als Beichtvater die heilsbegierigen Seelen mit Gott zu versöhnen oder näher zu Ihm zu führen. Unter letzteren war eine sehr edle, fromme, leiden-

volle Seele, Johanna die Kaiserin, eine mit den schönsten Tugenden geschmückte Frau. Sie hatte schnell begriffen, von welchem Werth ein so heiliger Mann, wie Johannes, für ihren Fortschritt auf dem Weg des Kreuzes sein müsse, den sie an der Seite ihres Gemahls zu wandeln hatte. Wenzel liebte sie leidenschaftlich, aber so zu sagen ruckweise, wie das stets der Fall ist, wenn die natürliche Neigung nicht nach den Geboten Gottes geordnet und durch die Vernunft geregelt wird. Er liebte sie, wie alle Selbstsüchtige zu lieben pflegen, d. h. nach seiner Laune und behandelte seine Gemahlin bald mit Zärtlichkeit, bald mit Nichtachtung, bald mit tyrannischer Wildheit, je nachdem seine bösen Leidenschaften zum Trunk und zum verbrecherischen Umgang mit andern Frauen ihn mehr oder minder beherrschten. Dazwischen kamen ihm auch von Zeit zu Zeit Anfälle rasender Eifersucht, böslichen und schmachvollen Verdachtes; und dies Alles, verbunden mit seiner natürlichen Rohheit, verursachte der armen Kaiserin ganz unsägliches Leid — und zwar ein Leid, das sie Keinem klagen durfte als Gott allein. Wie nothwendig war ihr da ein Beichtvater, der ihr an Gottes Statt Belehrung und Ermuthigung zusprach! Wie nothwendig das heilige Bußsacrament, um weder Groll, noch Mißmuth, noch Widerwillen in sich aufkeimen zu lassen, sondern mit reiner Seele ihre Drangsale zu tragen! Wie hätte die gottselige Dulderin einen besseren Führer zum Himmelreich finden können, als den Heiligen, dessen Heiligkeit ihn des Märtyrertodes würdig machte! Sie war immer sehr fromm gewesen; doch seitdem Johannes ihre geistliche

Leitung übernommen hatte, machte sie ganz außerordentliche Fortschritte in ihrer Vervollkommnung. Ihr ganzer Wandel und jeder Tag waren nach seinem Rath eingerichtet und auf eine Art, die man selten bei einer jungen Frau und noch seltener bei einer jungen Kaiserin findet. Andachtsübungen und Gebet, denen sie mit der innigsten Geistessammlung sich hingab, füllten meistens ihre Zeit aus und mit derselben Andacht und Demuth widmete sie sich dem Dienst der Armen, denen sie selbst Almosen, Speise und Kleidungsstücke austheilte. Andere Unterhaltungen als mit ihren Edeldamen, und zwar nur über heilige Dinge, führte sie nie; bei solchen Gesprächen war sie aber ganz entflammt von Liebe für die ewigen Wahrheiten und die Lehren des Heils, von denen sie mit heiliger Beredsamkeit zu sprechen wußte. Durch Abtödtung aller Art und durch viele Bußübungen bekämpfte sie unabläßig jede Regung von Eigenwillen und Selbstsucht; durch den öfteren Empfang der heiligen Sacramente stärkte sie sich für diesen schweren Kampf, und war sie einmal aus Versehen in irgend einen leichten Fehler gefallen: so eilte sie mit zerknirschtem und reuigem Herzen Gott im Richterstuhl der Buße zu versöhnen. Gegen ihren Gemahl betrug sie sich mit der größten Demuth, Ergebenheit und Freundlichkeit; mit einem Wort: sie bewies durch ihr ganzes Leben, daß sie nicht umsonst einen Heiligen zu ihrem Seelenführer gewählt hatte. Uebrigens waren am Hof und in der Stadt viele fromme Personen, die dem Beispiel der Kaiserin folgten und ihre Seelen dem Johannes anvertrauten, und endlich wurde ihm auch noch die Leitung der

Nonnen von St. Georg übertragen, deren Kloster zum Prager Schloß gehörte. Ueberall, auf dem Thron, in der Welt und im Kloster, gelang es ihm, die Seelen zu jener heiligen Liebe zu entflammen, die er in seiner eigenen Brust für Gott und den Nächsten hegte.

Leiden des Heiligen.

Sollte man nicht glauben, daß Kaiser Wenzel, der sich so viel gegen die Kaiserin Johanna zu Schulden kommen ließ, sehr froh hätte sein müssen, sie immer gleichmäßig liebreich, geduldig und freundlich zu finden? Das war aber durchaus nicht der Fall, sondern genau das Gegentheil. Sein verderbtes Herz nahm Aergerniß an ihrer Frömmigkeit und seinem bösen Gewissen war ihre Tugend ein beständiger Vorwurf. Durch sein sündhaftes Leben war er so tief gesunken, daß er nicht mehr im Stande war, einen gottesfürchtigen, reinen Wandel auch nur zu begreifen; er hielt ihn für Scheinheiligkeit und die edle Kaiserin für eine Heuchlerin, die öffentlich ehrfurchtsvolle Zärtlichkeit ihm erweise, doch im Geheimen ihre Pflicht gegen ihn verletze. Er konnte sich gar nicht vorstellen, daß sie durch etwas Anderes als durch diese Pflichtverletzungen so häufig zum Sacrament der Buße getrieben werden könne und die Eifersucht seines rohen Herzens entbrannte zu furchtbarer Wildheit. Jede Handlung der Kaiserin deutete er nach dieser bösen Meinung aus, und Verdacht und Argwohn ließen ihm keine Ruhe mehr. Er wollte sich durchaus Gewißheit über die innersten Gesinnungen

der Kaiserin verschaffen, und da er voraussetzte, daß sie ihm dieselben nicht offenbaren werde: so wendete er sich an Denjenigen, dem sie auf Erden allein bekannt waren. Kaiser Wenzel machte dem Diener Gottes Johannes einen Antrag, den vielleicht nie vorher, nie nachher irgend ein Christenmensch einem katholischen Priester gemacht hat, nämlich den: das Beichtsiegel zu brechen. Er ließ Johannes rufen und trug ihm erst versteckt, dann offen seinen Wunsch vor, aus den Beichten der Kaiserin deren wahrhafte Gesinnungen kennen zu lernen. Johannes entsetzte sich über alle Maßen und suchte dem Kaiser das Unchristliche und Sündhafte dieses Begehrens, so wie die Unmöglichkeit, es je zu erfüllen, begreiflich zu machen. Allein seine Bemühungen scheiterten an der Verstocktheit und Leidenschaft des Kaisers. Da sprach der fromme Diener Gottes: „Lieber Tausendmal sterben, als Einmal so Etwas thun.“ Da entließ ihn der Kaiser schweigend, doch im Stillen nach Rache durstend; denn da Alle zitternd ihm gehorchten, er mochte befehlen, was er wolle: so konnte er die heilige Kühnheit des unerschrockenen Priesters nicht leiden. Tödten wollte er ihn nicht, denn das wäre seiner Absicht geradezu entgegen gewesen; wohl aber martern und quälen. Johannes kannte den Kaiser zu genau, um nicht überzeugt zu sein, daß derselbe ihn von jetzt an mit grimmigem Haß verfolgen werde. Deshalb machte er sich auf sein Ende gefaßt und bot sich dem lieben Gott als ein bereitwilliges Opfer dar. Und in der That sollte er bald den Unwillen des Wütherichs empfinden. Es ward dem Kaiser bei Tafel ein Geflügel vor-

gesetzt, das nicht nach seinem Geschmack gebraten war. Mit seiner gewohnten tollen Grausamkeit erließ er sogleich den Befehl, den unglücklichen Koch an demselben Feuer, jedoch besser zu braten, als dies Geflügel gebraten worden sei. Alle Diener waren erstarrt und stumm und wagten den grauenhaften Befehl weder zu vollziehen noch zu unterlassen. Die Kunde lief schnell durch den ganzen Palast und kam auch zu den Ohren des Johannes, der sie nicht sobald erfuhr, als er auch schon zum Kaiser eilte, sich ihm zu Füßen warf und ihn um Gottes Barmherzigkeit willen anflehte, diesen entsetzlichen Befehl zu widerrufen. Doch umsonst wendete er alle seine Beredsamkeit auf! Kaiser Wenzel nahm keine Rücksicht auf diese Vorstellungen, wurde nur noch wüthender und befahl endlich mit so rasendem Zorn den schlechten Koch an den Bratspieß und den verwegenen Priester in einen unterirdischen Kerker zu stecken, daß man ihm in beiden Stücken gehorchte. Johannes wußte wohl, daß es nicht eigentlich die Vertheidigung des armen Kochs sei, welche ihm diese schmachvolle Behandlung zugezogen habe. Mit großer Geduld und ganz bereit, noch Schlimmeres Gott zu lieb zu ertragen, verharrte er ein Paar Tage betend und betrachtend im finstern Gefängniß, wo ihn der Kaiser durch Entziehung der Speise fast verschmachten ließ und auch gar kein Hehl daraus machte, in welcher Absicht dies geschehe; denn der Kerkermeister sagte dem Diener Gottes, er werde nicht eher seine Freiheit erlangen, als bis er sich entschließe, dem Kaiser das Beichtgeheimniß der Kaiserin zu offenbaren. Plötzlich aber änderte Wenzel seinen

launenhaften Sinn, hoffte auch vielleicht, Johannes sei in der Haft mürbe gemacht und nachgiebig geworden. Ein Hofherr ward von ihm in den Kerker gesandt, um dem Johannes seine Befreiung anzukündigen, ihn zu bitten, das Geschehene zu vergessen und zum Beweis der Versöhnung am andern Tage an der kaiserlichen Tafel zu speisen.

Neue Leiden des Heiligen.

Gelassen ging der Diener Gottes aus dem Gefängniß und in den Palast und ward am nächsten Tage mit großer Auszeichnung vom Kaiser bei der Mittagstafel behandelt. Doch war diese Freundlichkeit nur eine Lockspeise! Nach aufgehobener Tafel mußten Alle sich zurückziehen und Johannes allein bei Kaiser Wenzel bleiben, der jetzt alle Mittel der Ueberredung anwendete, um zur Erfüllung seines Begehrens zu kommen. Er versprach unverbrüchliches Stillschweigen dem heiligen Priester, den er zum Bruch des Schweigens verlocken wollte; er versprach Ehren und Reichthümer in Fülle dem entsagenden Priester, der längst auf irdische Güter verzichtet hatte; er drohte mit Folter und Tod dem opferwilligen Priester, der sich längst mit Leib und Leben Gott geweiht hatte. Daher kam er nicht um einen Strohhalm näher zu seinem Ziel, denn Johannes blieb jetzt so unbeweglich, wie das Erstemal, setzte dem Kaiser wieder alle Gründe auseinander, welche gegen die Entheiligung des Sacramentes waren und sprach zum Schluß: „Nie werden mich Eure Majestät von so verbrecherischer Gefälligkeit finden!“ Der in seiner Erwartung

getäuschte Kaiser brach nun in schrankenlosen Grimm aus. Er ließ den Diener Gottes in das Gefängniß zurückführen und mit unmenschlicher Grausamkeit behandeln. An Händen und Füßen gebunden wurde Johannes auf der Folter gereckt und gestreckt, bis all' seine Gelenke krachten und dann in den Seiten mit Pechfackeln gebrannt. Dabei wurde ihm immer wiederholt, daß es ganz in seiner Gewalt stehe, sich von diesen Martern zu befreien, wenn er nur das Begehren des Kaisers erfüllen wolle. Allein zu all' diesen Qualen und all' diesen Vorschlägen blieb der Heilige stumm und nur in seinen heftigsten Schmerzen sprach er mit liebender Inbrunst die geheiligten Namen Jesus und Maria aus. Nachdem er bei einem langsamen Feuer auf gräßliche Weise fast gebraten war, nahm man ihn halb entseelt von der Folterbank; denn bis zum Sterben wollte es der böse Kaiser auch diesmal noch nicht kommen lassen. Die Kaiserin hatte inzwischen Kunde von dem ganzen schauderhaften Vorgang erhalten. Sie eilte zu ihrem Gemahl, warf sich unter heißen Thränen ihm zu Füßen, sie besänftigte seinen Zorn durch ihre Bitten und ließ nicht ab mit Flehen und mit Vorstellungen, bis sie die Freilassung ihres heiligen Beichtvaters bewirkt hatte. Johannes durfte also wiederum seinen Kerker verlassen. Ohne gegen irgend Jemand über die erlittenen Mißhandlungen zu klagen, heilte er in der Stille seine furchtbaren Wunden und erschien nach einiger Zeit wieder am Hofe mit der heiteren Ruhe, die deutlich zeigte, daß er alle Trübsal als Gnadenerweise Gottes betrachtete. Er widmete sich nun wieder mit allem Eifer seinen Amtspflichten; ja er verdoppelte diesen

Eifer, weil er, vielleicht durch höhere Erleuchtung, die Ueberzeugung hatte, daß sein Leben nicht lange mehr sein würde. Daher bereitete er sich mit tiefem Ernst auf sein Sterbestündlein vor. In der Ahnung seines nahen Endes wählte er am Sonntag vor der Himmelfahrt Christi die Schriftworte: „Noch eine kurze Zeit und ihr werdet mich nicht mehr sehen" — zum Vorspruch seiner Predigt und redete nun so rührend und salbungsvoll, daß alle Zuhörer tief ergriffen und zugleich überzeugt wurden, der fromme Prediger deute damit auf seinen eigenen nahe bevorstehenden Tod hin. Am Schluß seiner Predigt kam eine heilige Begeisterung über ihn und er prophezeihte die bösen Zeiten und die Tage der Trübsal, die durch Ketzerei und Hussitenkrieg über Böhmen aufgehen würden und ermahnte das Volk mit strömenden Thränen zur Buße und Glaubenstreue.

Der selige Tod des Heiligen.

Johannes nahm darauf Abschied von der ganzen Geistlichkeit und bat die Domherren von St. Veit demüthigst um Vergebung wegen des bösen Beispieles und der Verfehlungen, durch welche er sie etwa betrübt haben möchte. Dann, am Tage vor der Himmelfahrt Christi, machte er eine Wallfahrt nach dem in ganz Böhmen hochverehrten Gnadenbild der Mutter Gottes zu Alt-Bunzlau, welches in alten Zeiten die heiligen Glaubensboten St. Cyrillus und St. Methodius dort aufgestellt hatten. Von frühester Kindheit an verehrte Johannes die allerseligste Jungfrau Maria mit zärtlicher Andacht, darum wollte er nicht aus dem Erdenleben scheiden, ohne sich noch-

mals für sein letztes Stündlein ihrem Schutz und Schirm zu empfehlen. Getröstet und gestärkt kehrte er gegen Abend nach Prag zurück. Kaiser Wenzel lag im Fenster seines Schlosses und sah den frommen Pilger vorübergehen. Da fielen ihm plötzlich all' seine früheren Bosheiten mit verstärktem Ingrimm ein; er ließ Johannes rufen und befahl ihm mit kurzen Worten, endlich zu gehorchen und die Beichten der Kaiserin Johanna zu verrathen. Johannes schüttelte nur sanft sein Haupt und schwieg. „So willst du denn lieber sterben als reden?" rief der Kaiser mit tobendem Zorn. Aber Johannes schwieg. Da rief Kaiser Wenzel seine Schergen herbei und befahl, den Diener Gottes in festem Gewahrsam zu halten bis es Nacht geworden sei und ihn erst dann — um seine Hinrichtung vor dem Volk, das ihn liebte, zu verbergen — in die Moldau zu werfen. Johannes brachte diese wenigen Stunden in ununterbrochenem Gebete zu. Dann, als die Nacht angebrochen war, banden ihn die Schergen mit Stricken an Händen und Füßen, schleppten ihn auf die Moldaubrücke und stürzten ihn von oben herab mitten in den Strom hinein. Es war am Vorabend von Christi Himmelfahrt, am 16. Mai des Jahres 1383, als dieser Märtyrer des Schweigens den Tod fand. Als er im Wasser erstickt war, kam sein Leichnam wieder auf die Oberfläche und schwamm ganz still und ruhig wie schlafend den Strom hinab. Aber siehe! ein wynderbares Licht hatte ihn bei seinem Eintritt in's Leben begrüßt und geleitete ihn nun aus dem Leben hinaus! Helle Lichter erhoben sich wie schimmernde Sterne aus den Wellen und geleiteten in feierlicher

Prozession den Entseelten. Ihr Glanz war so groß, daß der ganze Fluß davon hell ward und daß die Leute, deren Häuser an der Moldau lagen, diese wunderbare Illumination bemerkten, und in großer Menge am Ufer und auf der Brücke zusammenströmten, um sich an dem lieblichen Schauspiel zu ergötzen und um wo möglich zu erfahren, wem zu Ehren diese Sterne wohl glänzten. Auch Johanna, die Kaiserin, sah aus ihrem Gemach die schwimmenden Sterne und eilte voll Freude und Verwunderung zu ihrem Gemahl, um ihn darauf aufmerksam zu machen. Kaiser Wenzel aber mochte in dieser Nacht von Allem, was auf der Moldau geschah, nichts sehen noch hören, und sperrte sich drei Tage lang einsam mit seinem bösen Gewissen ein, ohne irgend Jemand vor sich zu lassen. Als nun der Morgen von Christi Himmelfahrtstag anbrach, fand man den entseelten Johannes von Nepomuk am Ufer der Moldau, in seiner gewöhnlichen Kleidung, mit lieblichem und lächelndem Antlitz, nicht im mindesten entstellt, aber gebunden an Händen und Füßen, und Niemand in ganz Prag war in Zweifel über den Urheber einer so frevelhaften Mordthat. Die ganze Stadt lief zusammen, um den ehrwürdigen Leichnam des Mannes zu sehen, der mit Recht einer so allgemeinen Liebe genoß. Die Chorherren von St. Veit erschienen in feierlichem Trauerzug und bestatteten ihn vor der Hand in der Heiligkreuzkirche von den Büßenden, bis sie ihm im Dom ein herrlicheres Grab bereitet haben würden. Nun ward die Heiligkreuzkirche nicht leer vom Volke, welches sich der Fürbitte des Märtyrers empfahl und sich glücklich schätzte, seine Kleider nur einmal

zu küssen oder sich irgend etwas von seinen armseligen Geräthschaften zu verschaffen. Sobald der Kaiser hiervon Kunde erhielt, ließ er den Ordensbrüdern von der Buße sagen: um den Auflauf des Volkes zu dämpfen, möchten sie ganz still den heiligen Leichnam an einen abgesonderten Ort bringen lassen. Es geschah — doch ganz umsonst! Ein durchdringender wundersamer Wohlgeruch, den Niemand verhindern konnte, ging nun von ihm aus, verrieth den Ort, wohin man ihn gelegt hatte und belebte um so mehr die Verehrung, welche ihm das Volk darbrachte. Inzwischen war ihm auch eine herrliche Grabstätte im Dom bereitet worden und nun begab sich das Domcapitel und die ganze Geistlichkeit von Prag, begleitet von einer unzählbaren Volksmenge, in feierlicher Prozession nach der Heiligkreuzkirche, nahm den Leib des Märtyrers dort in Empfang und trug ihn unter dem Geläute aller Glocken der Stadt in tiefster Andacht und Ehrerbietung nach dem Dom, wo er mit großer Pracht und unter tausend Thränen der Armen und Hülfsbedürftigen beerdigt ward.

Verehrung des heil. Johannes von Nepomuk.

Sie begann unmittelbar nach seinem Tode und Wunderzeichen thaten sich durch ihn kund, als hoffnungslos Kranke während der Versetzung seines heiligen Leibes in den Dom, seiner Fürbitte sich empfahlen. Später vermehrten sich die Wunder, Gnadenerweise und Gebetserhörungen an seinem Grabe. Seiner Fürbitte ward der große Sieg zugeschrieben, welcher im Jahr 1620 die Kai-

ſerlichen und die heilige Kirche in der Schlacht von Prag über die Calviner davon trugen; denn Nachts zuvor ward er mit den übrigen Schutzpatronen der Stadt und des Landes, mit St. Veit, St. Wenzeslaus, St. Adalbert und St. Sigismund, von Herrlichkeit umſtrahlt geſehen. Das erlauchte Haus Oeſterreich hat immer eine beſondere Andacht zu St. Johannes von Nepomuk gehabt und ſchon der große Kaiſer Ferdinand II. begehrte ſeine Heiligſprechung. Sie erfolgte unter Kaiſer Carl VI. im Jahr 1719. Seine Zunge ward unverſehrt gefunden und wird bis zu dieſer Stunde in einer Kapelle des Doms von Prag beſonders aufbewahrt. Sein prachtvolles Grabmal im Dom iſt immer von vielen Andächtigen umgeben. Noch iſt zu bemerken, daß der liebe Gott die fromme Kaiſerin Johanna vier Jahre nach der Miſſethat des Kaiſers aus dieſer Welt abrief und daß ſiebenzehn Jahre nach derſelben Kaiſer Wenzel ſchmachvoll des römiſchen Kaiſerthrones entſetzt ward.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Lied

zur Ehre des heil. Johannes von Nepomuk[1]).

Singet, all' ihr Chriſtenzungen,
Preiſet einer Zunge Ruhm,
Die durch Schweigen ſich erſchwungen
In das ew'ge Heiligthum:
Was ſie, ſchweigend durch die Gnade,
Laut verkündet, höret an:
Denn ſie lehrt zum Heil die Pfade,
Zeigt zum Himmel uns die Bahn.

Weder Drohung, noch Verſprechen,
Tod und Qual bewegt ſie nicht,
Jenes heil'ge Band zu brechen,
Das um ſie die Kirche flicht:
Dich, im Schweigen treu bewähret,
Deine Liebe, Gott geweiht,
Lohnt der Herr, dein Lob verkläret
Chriſti Kirche weit und breit.

---

1) Vergl. Schloſſer, die Kirche in ihren Liedern; Mainz bei Franz Kirchheim. (Band II. S. 266.)

Wohl, Tyrann, wohl magſt du wüthen,
Wie dich treibt des Feindes Wuth:
Seine Zunge weiß zu hüten
Er, erfüllt von heil'ger Glut:
Was die Kön'gin ihm bekannte
In der Beicht', entdeckt er nicht,
Wahret er in treuem Bande,
Wanket nicht vom Pfad der Pflicht.

Drum, Johannes, ward dein Leben,
Auf des Wüthrichs Mordgebot,
Schuldlos in den Tod gegeben,
Und dein Geiſt flieg auf zu Gott:
Moldauwellen, reich an Ehren,
Wie iſt euer Ruhm ſo groß!
Himmelslicht umglänzt den Hehren,
Den man ſtürzt in euren Schoos.

Groß vor allen, die geboren,
Pries den Täufer Jeſu Chriſt:
Dich auch hat der Herr erkoren,
Deſſen Huld dich reich umfließt:
Gleich im Namen, hat euch gleiche
Lieb' erfüllt und Heiligkeit,
Und euch ſchmückt im Himmelreiche
Gleicher Lohn der Seligkeit.

Weil des Täufers Mund verkündet,
Was ihn ſprechen hieß ſein Gott,
Schnob Herodes, wuthentzündet,
Und der Heil'ge litt den Tod:

Du, Johannes, duldeſt Plagen
Und des Todes Bitterkeit,
Weil dein Mund ſich ſcheut zu ſagen,
Was zu ſprechen Gott verbeut.

Sieh, die Sterne ſind die Zeugen
Deiner großen Herrlichkeit,
Die, gehüllt in ew'ges Schweigen,
Künden deine Seligkeit:
Fleh für uns, daß Gottes Gnade
Uns erleucht' mit ſeinem Licht,
Daß wir wandeln deine Pfade
Auf der Bahn der heil'gen Pflicht.

Hilf uns unſre Zunge hüten,
Halt' ſie von Verläumdung frei:
Schütz' auch uns, daß Feindes Wüthen
Unſrer Ehr' unſchädlich ſei:
Steh, Johannes, uns zur Seite,
Leit' uns auf der Tugend Pfad,
Fleh für uns im ſchweren Streite,
Wann die letzte Stunde naht.

Der heilige Antonius von Padua,

aus dem Orden des heil. Franziscus.

(Am 13. Juni.)

Dieser mit wundervollen Gnaden geschmückte Liebling Gottes, dieser große Prediger und demüthige Wunderthäter des Franziscanerordens, dieser Lieblingsheilige des katholischen Volkes, den es seit sechshundert Jahren mit Vertrauen und Zuversicht anruft, ist im Jahre 1194 zu Lissabon, der Hauptstadt des Königreiches Portugal, geboren. Er ist ein Sprößling des erlauchten Hauses Tavora und seine Eltern waren ungemein fromm. Ihr Palast lag neben einer Kirche, welche der heiligen Muttergottes geweiht war; in dieser Kirche empfing er in dem heiligen Sacrament der Taufe den Namen Ferdinand und lernte er die Verehrung der seligsten Jungfrau Maria, zu der er Zeit seines Lebens die kindlichste Andacht und Zärtlichkeit behielt.

Der Heilige wählt den Ordensstand.

Wie es sich von frommen verständigen Eltern nicht anders erwarten läßt, erhielt der Knabe eine vortreffliche Erziehung, Unterricht in den Wissenschaften und in der Glaubenslehre, so daß er schon in zarter Jugend durch seltene Reife des Verstandes und noch seltenere Reinheit des Herzens sich auszeichnete. Bei fünfzehn Jahren war er ein schöner, blühender, geistvoller Jüngling, dem durch die glücklichsten Gaben der Natur und durch den Reich-

thum und den Adel seiner Familie die Welt mit allen ihren Freuden weit geöffnet war. Aber Ferdinands Seele war auf Höheres gerichtet und nach all' den irdischen Herrlichkeiten ging sein Verlangen nicht, sondern dahin: Gott allein zu lieben, in demüthiger Zurückgezogenheit ihm zu dienen und alle Kraft anzuwenden, um das Himmelreich mit seinen unvergänglichen Freuden an sich zu reißen. Voll Verachtung der Welt und ihrer Eitelkeit begehrte er in den Ordensstand zu treten und seine edlen Eltern, die wohl erkannten, daß ihr Sohn den besten Theil erwähle, um mit Maria zu den Füßen des göttlichen Heilandes zu sitzen, gaben ihm dazu freudig ihren Segen. Er ging also bei fünfzehn Jahren zu den regulirten Chorherren Augustinerordens, in deren geistliches Haus zu St. Vincenz, unweit Lissabon. Da empfing er den Ordenshabit, legte die heiligen Gelübde ab und erbaute während zwei Jahren den ganzen Convent durch Gehorsam, Demuth, Andacht, Eifer für die Studien — kurz durch all' die Tugenden, mit denen er später die ganze Welt erleuchtete. Die Nähe von Lissabon brachte ihm aber gar häufigen Besuch von seinen Eltern, Verwandten und Freunden, wodurch er mancher Störung ausgesetzt war. Er bat also seine Obern, ihm etwas mehr geistliche Ruhe für seine wissenschaftlichen Studien und seine heiligen Betrachtungen zu verschaffen, und ward nach Coimbra in das Chorherrenstift zum heiligen Kreuz versetzt. Hier lebte er ganz abgeschieden von allen Berührungen mit der Welt, oblag nur den Wissenschaften und dem Gebet und bildete sich durch Lesung der heiligen Schrift und der Kirchen-

väter zu seinem künftigen Predigtamte aus. So verging eine Reihe von Jahren.

Der Heilige tritt in den Franziscanerorden.

Damals blühte der gnaden- und segenreiche Orden der minderen Brüder, den der seraphische heilige Franziscus von Assisi eben gestiftet hatte, herrlich auf und fünf dieser Brüder, welche den Ungläubigen in Afrika das Evangelium verkünden wollten, kamen auf ihrem Wege dahin nach Coimbra und kehrten im Stift der Augustiner ein. Ihr Vorhaben machte einen lebhaften Eindruck auf Ferdinand und nichts erschien ihm so wünschenswerth, als zur Ehre Gottes ein Glaubensbote für die armen blinden Heiden zu werden. Als nun gar die fünf gottseligen minderen Brüder in Marocco den Märtyrertod fanden, und als der Prinz Pedro von Portugal ihre heiligen Leiber nach Coimbra bringen und mit höchster Feierlichkeit, zur Freude und Erbauung des andächtigen Volkes, beisetzen ließ: da stieg Ferdinands Wunsch noch viel höher, denn er knüpfte nun auch das Verlangen nach der Marterkrone daran. Tag und Nacht flehte er zum heiligen Geist um Erleuchtung, wie sich das wohl bewerkstelligen lasse. Nun fügte es sich, daß ein Paar Franziscaner aus dem Kloster St. Antonius in der Wüste, welches zwischen rauhen Bergen in der Umgegend von Coimbra lag, nach der Stadt kamen, um Almosen zu sammeln. Sie besuchten auch das Augustinerstift. Ferdinand nahm Rücksprache mit ihnen, ob sein Eintritt in ihren Orden ihm wohl erlaubt sei; und da er diesen Wechsel nicht aus Leichtsinn, Neugier oder Unbeständigkeit des Ge-

müthes herbei zu führen wünschte, sondern nur um sich dem dornenvollen Leben und dem martervollen Tode eines Missionärs unter den Heiden zu widmen: so erschien ihnen Ferdinands Verlangen als eine Eingebung Gottes, als ein Ruf, den der heilige Geist an den heiligen Jüngling ergehen lasse: und sie beantworteten seine Frage mit Ja. Nachdem er diese Zusage hatte, begab er sich zu seinen Obern, trug ihnen die Sache vor und bat um Entlassung aus dem Augustinerorden. Das hielt aber schwer! Den Obern und dem ganzen Convent that sein Entschluß so weh, als ob sie fürchteten, er werde alles Heil und allen Segen mit sich fortnehmen: so reich an Tugend und an Gnaden war er in der Meinung all' seiner Brüder. Endlich mußte der Obere ihm doch die erbetene Erlaubniß und den letzten Segen geben. Darauf nahm er gerührt und dankbar Abschied von allen Chorherren und Einer rief ihm schmerzlich zu: „So gehe denn hin, mein Sohn, geh! vielleicht wirst du bei den Franziscanern ein Heiliger." Demüthig antwortete Ferdinand: „Wenn du das hörst, mein Bruder, so preise Gott." Und nun ging er nach dem Kloster St. Antonius in der Wüste, erhielt dort den seraphischen Habit der minderen Brüder und vertauschte seinen Namen Ferdinand mit dem des Schutzpatrons des Klosters. Er war jetzt sechsundzwanzig Jahre alt, von denen er eilf bei den Augustiner-Chorherren zugebracht hatte.

Wie der Heilige von Gott geführt wird.

In der ersten Zeit lebte Antonius bei den Franziscanern ganz mit geistlichen Uebungen beschäftigt

und in Betrachtungen des Himmlischen versenkt. Doch bald ward sein inbrünstiges Verlangen erfüllt und man bestimmte ihn zum Missionär nach Afrika. Mit unbeschreiblicher Freude trat Antonius die Reise an; er durfte nun hoffen, sein dreifaches Ziel zu erreichen: Seelen zum christlichen Glauben zu bekehren, die Ehre Gottes durch Ausbreitung des Evangeliums zu fördern und die Märtyrerpalme des Sieges über den Tod und den Teufel zu gewinnen. Das war gewiß ein erhabenes Ziel und ein heiliges Verlangen; und dennoch war der Rathschluß Gottes anders! Antonius hatte kaum Afrika erreicht, als er in eine so schwere und anhaltende Krankheit verfiel, daß es ihm ganz unmöglich war, seine apostolischen Arbeiten zu beginnen. Er dachte, er habe sich noch nicht genug darauf vorbereitet und sei deshalb ihrer nicht würdig; beschloß nach Portugal oder Spanien in ein Kloster seines Ordens zu gehen, um seine Gesundheit herzustellen und sich seines Berufes würdiger zu machen, und schiffte sich nach seinem Vaterlande ein. Aber auch das war nicht der Wille Gottes: Antonius sollte sein Vaterland nie wiedersehen! Kaum hatte er das Schiff bestiegen, so erhub sich ein so heftiger widriger Wind, daß es unmöglich war, die spanische Küste, obwohl sie so nahe ist, zu erreichen. Immer weiter und weiter ward das Schiff zurückgetrieben und endlich an die Küste von Sicilien verschlagen. Dort vernahm er, daß der heilige Franziscus zu Assisi ein Generalkapitel seines Ordens zu halten im Begriff sei; und obwohl Antonius noch sehr schwach und krank war, schiffte er doch alsbald nach dem Königreich Neapel hinüber und pilgerte

dann den langen weiten Weg nach Assisi, wo er halbtodt vor Erschöpfung ankam. Der Segen des heiligen Franziscus und die Freude mit so vielen frommen Brüdern um den geistlichen Vater und Stifter ihres Ordens vereinigt zu sein, kräftigten ihn einigermaßen; aber als es nach beendigtem Kapitel wieder an die Heimreise ging, da stand es schlimm mit dem armen Antonius! Den ungeheuer weiten Weg zurück nach Portugal konnte er vor Schwäche nicht antreten und kein Convent war geneigt, diesen elenden, abgezehrten, kranken Bruder, der sich überdies ganz untauglich und ungeschickt darzustellen wußte, aufzunehmen. Aber Antonius blieb ganz heiter bei dieser großen Verlassenheit und Demüthigung, und deßhalb nahm sich der Pater Gratian, Vorsteher der römischen Ordensprovinz, ein heiligmäßiger Mann, seiner an. Als er sah, wie dieser zarte kränkliche Mensch sich so demüthig zu den niedrigsten und schwersten Diensten anbot, und, wenn der eine Guardian ihn zurückwies, eben so freundlich bittend an den zweiten und dritten sich wendete: schloß er daraus, dies müsse ein sehr abgetödteter und aller Eigenliebe abgestorbener Ordensmann sein, und er schickte ihn in das einsame Klösterchen St. Paul vom Berge in der Gegend von Bologna. Dahin hatte der liebe Gott ihn haben wollen und nicht nach Marocco, und aus dem Missionär, der das Evangelium predigen sollte, ward er des Klosters geringster Dienstbote, dem man das Amt übertrug, die Gänge und Treppen zu kehren und in der Küche Teller und Töpfe rein zu waschen. Obgleich dies ja nun niemals weder sein Verlangen noch seine Beschäftigung gewesen

war, so vollzog Antonius die neuen Obliegenheiten mit so kindlicher Einfalt und Demuth, mit so gottinniger Geistessammlung und Schweigsamkeit, daß alle Brüder ihn herzlich liebten und daß Keiner eine Ahnung davon hatte, ob Antonius wohl lesen und schreiben könne.

Des Heiligen Licht wird auf den Leuchter gestellt.

Außer den Verrichtungen seines Amtes hatte er nur eine Beschäftigung: das Gebet; denn es wäre keinem Obern eingefallen, diesem unwissenden Bruder das Predigen oder Beichthören, oder ähnliche hohe geistliche Geschäfte aufzutragen. Er bewohnte eine Zelle in einem entlegenen Gebäude, kam nur zu seinem Dienst und zum gemeinschaftlichen Chorgebet in's Kloster und verbrachte die übrige Zeit in einsamer Stille, bei schweren Bußwerken, mit Betrachtung der heiligen Geheimnisse des Glaubens. So durchwachte er manche Nacht und immer inniger ward die Vereinigung seiner mehr und mehr durch Demuth und Selbstverläugnung gereinigten Seele mit dem lieben Heiland. Nun hatte einst der Guardian Geschäfte in der Stadt Forli abzumachen und erwählte zum Reisegefährten Antonius und mehrere Andere. In Forli kehrten sie bei den Dominicanern ein, welche die lieben Gäste freudig aufnahmen und sie nach dem Nachtessen ersuchten, Einer von ihnen möge doch eine Erbauungsrede halten. Alle entschuldigten sich, weil sie nicht darauf vorbereitet wären. Da erhielt Antonius von seinem Guardian den Befehl, etwas Erbauliches zu sagen. Der Heilige erschrack und bat, auch sich entschuldigen

zu dürfen, da er ja besser Küchengeschirr zu reinigen, als von geistlichen Dingen zu reden verstehe. Aber es war wie auf Eingebung des heiligen Geistes, daß der Guardian seinen Befehl wiederholte. Nun gehorchte Antonius in aller Demuth und hielt eine so wunderbar schöne, kraftvolle und erleuchtete Rede, mit solchem Feuer und solcher Innigkeit, voll so erhabener Gedanken und mit so überströmender Beredsamkeit, daß sämmtliche Zuhörer auf's Tiefste gerührt und seine Brüder, besonders sein Guardian, auch höchst erfreut waren. Nach dieser Entdeckung, welche sogleich dem heiligen Franziscus mitgetheilt wurde, verblieb Antonius nicht länger in dem abgeschiedenen Klösterchen, sondern gehorchte dem Befehl des heiligen Ordensstifters, zu Vercelli die Theologie zu studiren. Er lernte mit so großem Eifer und so glücklichem Erfolg, daß ihm sehr bald das Lehramt dieser Wissenschaft übertragen ward, zu welchem der heilige Franziscus selbst ihn bestimmte, indem er ihm schrieb: „Es wäre mir besonders lieb, wenn du unseren Brüdern die heilige Theologie erklärtest. Sei aber wachsam, daß das Lehramt dich nicht störe im Gebet und dich nicht [illegible]aube des Geistes der Andacht, den unsere heilige Regel begehrt." So einfach und so vorsichtig spricht ein Heiliger zu dem andern. Demzufolge lehrte Antonius einige Jahre die Theologie zu Bologna, zu Montpellier und in andern Städten Italiens und Frankreichs, sowohl seinen geistlichen Brüdern, als auch allen Denen, welche sich dem Studium dieser erhabenen Wissenschaft widmeten. Nebenher wußte er stets Zeit zu erübrigen, um auch dem Volke täglich Unterricht zu geben. In seinem

ſtrengen Büßerleben ließ er nicht nach, genoß nur Waſſer und Brod und verbrachte den größten Theil der Nacht im Gebet und mit ſcharfen Geißelungen. Labſal und Erquickung fand er darin, eine Hymne an die allerſeligſte Jungfrau Maria zu ſingen, die ſo beginnt: „O du glorreiche Herrin mein — Erhaben über Sternenſchein“ — (O gloriosa Domina). Dies heilige Lied ſchwebte immer, gleichſam wie der Athem ſeiner Seele, auf ſeinen Lippen. Nachdem er als Lehrmeiſter berühmt und beliebt geworden war, mußte er dies Amt niederlegen und ein neues bekleiden lernen, um im geiſtlichen Gehorſam ſich recht zu üben. Tief in Frankreich, in dem Städtchen Limoges, mußte er Guardian des dortigen Franziscanerkloſters werden. Ihm war Alles recht; denn er wendete Alles mit kindlichem Vertrauen zu den Schickungen Gottes, zur Heiligung ſeiner Seele an.

Der Heilige wird zum Prediger beſtellt.

In jener Zeit wurden Frankreich und Italien von greulichen Ketzereien verheert, welche in dieſem Lande Patariner, in jenem Waldenſer und Albigenſer hießen. Doch mögen die Namen der Ketzereien auch noch ſo verſchieden und bunt ſein: dem Weſen nach ſind ſie immer Eins und Daſſelbe, nämlich die Läugnung und Verfälſchung der geoffenbarten Wahrheiten der chriſtlichen Religion, welche die heilige katholiſche Kirche im Auftrag ihres göttlichen Stifters der ganzen Welt lehrt und verkündet. Die Ketzereien haben alle ihren Urſprung in jenem Wort, welches die alte Schlange im Paradieſe ſprach, um Eva zu verlocken, von der verbotenen Frucht zu eſſen: „Keineswegs werdet ihr ſterben; ihr werdet

wie Götter sein." Die Irrlehrer machen auch den armen, schwachen Menschen weiß, daß die Irrthümer und Lügen, welche sie für Wahrheit ausgeben, besser, klüger und weiser sind und machen, als die heiligen Lehren der Kirche. Viele fromme und heilige Männer standen damals in der ganzen Christenheit gegen die schlimmen Irrlehren auf; der große heilige Dominicus stiftete ja seinen ganzen Predigerorden zu diesem Zweck, und einer der gewaltigsten Kämpfer für die heilige Sache des wahren Glaubens und der reinen Lehre ward auch Antonius. Seine Obern enthoben ihn des Amtes als Guardian zu Limoges und übertrugen ihm ausschließlich das Predigtamt. Dazu war er wie geboren durch seine hohe Gestalt, seine kräftige, wohlklingende Stimme, sein vortreffliches Gedächtniß, seine Belesenheit in den Kirchenvätern, seine Kenntniß der heiligen Schrift. Diese Kenntniß war so groß, daß der heilige Vater, Papst Gregor IX., ihn deßhalb nannte: „Arche des Bundes." Denn wie jene Arche bei den Juden die Tafeln ihres Gesetzes umschloß und aufbewahrte: so hatte Antonius die heilige Schrift in sich aufgenommen. Mit welchem Eifer und welchem Erfolg er predigend das südliche Frankreich und Italien durchzog; wie er zu strafen und zu trösten, zu schrecken und zu ermuthigen wußte; wie er, mehr einem Engel als einem Menschen ähnlich, vom jüngsten Gericht und den darauf folgenden Freuden des Himmels und den Strafen der Hölle predigte, das war eine so große Gnade Gottes, wie sie nur den wenigen Auserwählten zu Theil wird, welche einen durchgreifenden Einfluß auf die Welt ausüben sollen. Von dieser über-

natürlichen, vom heiligen Geist ausströmenden Kraft, die in Antonius ein demüthiges, williges Werkzeug fand, wurden die Menschen so angezogen, daß sie massenweise Dörfer und Felder verließen, um ihn zu hören, und dermaßen wußte er die Gewissen zu rühren, daß man nach seinen Predigten nicht genug Geistliche finden konnte, um Tag und Nacht die Beichtstühle zu besetzen. Das größte Mitleid hatte Antonius mit großen Sündern und mit Ketzern; um sie bußfertig zu machen und für Gott zu gewinnen, opferte er sich selbst in schweren Bußwerken Gott auf und ging dann mit solcher Liebe, solchem Feuer, solcher Kühnheit auf die Kanzel, daß er die wunderbarsten Siege davon trug. Furchtlos sagte er Allen die Wahrheit, Armen und Reichen, Vornehmen und Geringen. Er wünschte ja Allen das Gnadenleben auf Erden und das selige Leben im Himmel: und das erreicht man nur, wenn man die Wahrheit hört und befolgt. Unerschrocken ging er zu einem der größten Wüthriche der Zeit, dem bösen Grafen Ezelin von Romana, der in Padua und Verona, wo er hauste, die Menschen zu Hunderten hinrichten ließ, wenn sie sich nicht seinen Launen unterwarfen. Diesem Bösewicht stellte Antonius in einer scharfen Strafpredigt all' seine Gräuel- und Missethaten vor Augen, so daß die Trabanten, welche den Grafen immer umringten, nichts Anderes erwarteten, als den Befehl, den verwegenen Mönch niederzuhauen. Doch mit nichten! Ezelin nahm seinen Gürtel wie einen Strick um den Hals, fiel weinend dem Heiligen zu Füßen und versprach sich zu bessern. Da hob Antonius ihn liebevoll auf und ermahnte ihn dringend, in

reumüthiger Gesinnung zu beharren und den gerechten Gott nicht noch mehr zu erzürnen. Ezelin gelobte Besserung; aber ach! er hielt nicht Wort und statt besser zu werden, wurde er schlimmer. Sein Ende war schrecklich. Seine Gegner nahmen ihn gefangen und hielten ihn im Kerker; darüber gerieth er in Verzweiflung und nahm sich selbst das Leben. So elend kam Derjenige um, der den Aufruf zur Buße des heiligen Antonius verschmäht hatte. Den unglücklichen Ketzern hielt er nicht blos Predigten, sondern er ließ sich in großen Städten, wo ihrer recht viele waren, wie in Toulouse und in Mailand, sogar auf Disputationen mit ihnen ein, um sie bis auf die geringsten Punkte von ihren Irrthümern zu überzeugen. Alles, was er vorbrachte, war so unwiderleglich, kraftvoll und schlagend, daß er sich den ehrenvollen Beinamen „Ketzerhammer" erwarb. Unzählige dieser armen Bethörten führte er zum wahren Glauben zurück.

Des Heiligen Wunderthaten.

Es gefiel dem lieben Gott, dies auserlesene Werkzeug seiner Macht und seiner Liebe mit auserlesenen Gnaden zu überschütten; recht als ob er die Menschen aufmerksam machen wolle, an einem so großen Wunderthäter nicht stumpfsinnig vorüber zu gehen. Davon können wir nur freilich das Wenigste erzählen; aber wenig oder viel, Alles ist ein Abglanz der Allmacht Gottes. Die Stadt Rimini war vielleicht in ganz Italien am meisten an der Pest der Ketzerei erkrankt; darum wurde Antonius, als der geschickteste Arzt der Seelen, mit ihrer Heilung beauftragt. Der Ruf seiner unwider-

ſtehlichen Predigten ging ihm voran; deßhalb beſchloſſen die Verblendeten, ihn lieber gar nicht zu hören. Als er zum erſten Mal in Rimini die Kanzel beſtieg, war die Kirche leer. Die Ketzer fürchteten aber, aus Neugier etwa könne doch einer der Ihren den großen Prediger hören wollen und dann bekehrt werden; um das gründlich abzuſchneiden, trachteten ſie heimlich dem Heiligen nach dem Leben. Antonius erfuhr es, zog ſich einige Tage in ſeine Zelle zurück, faſtete, betete, weinte vor Gott, opferte ihm ſchwere Bußübungen für die verſtockten Sünder auf, und ging dann eines Morgens zur Stadt hinaus an's Geſtade des Meeres. Da erhob er mit Kraft ſeine Stimme und rief die Fiſche herbei, um mit ihm ihren Schöpfer zu preiſen, da die Menſchen ihn ja nicht hören wollten. Leute, die ihm aus Neugier gefolgt, und Andere, die am Meer beſchäftigt waren, glaubten, Antonius ſei wahnſinnig geworden und liefen zuſammen, um zu ſehen, was er nun wohl weiter beginnen werde. Aber ſiehe! die Wellen des Meeres bewegen ſich unruhig und dann erſcheinen auf der Oberfläche Millionen von Fiſchen, die ſämmtlich ihre Köpfe aus dem Waſſer hervorſtrecken, als ob ſie aufmerkſam zuhören wollten. Und nun hielt ihnen der Heilige eine prächtige Rede, in welcher er ſie aufmerkſam machte auf Alles, was der liebe Gott für ſie gethan: wie ſie es ſo gut hätten in ihrem Element, wo ſie niemals müde werden könnten, wie der Vogel in der Luft müde würde, und niemals fallen, wie Menſch und Thier auf der Erde; wie ſie allein bei der Sündfluth vor der Vertilgung bewahrt worden wären; wie ſie ſo ſicher wären vor Hagelſchlag,

Sturm und Blitz; wie große Ehren ihnen der liebe Gott erwiesen, indem er sie zu verschiedenen Diensten gebraucht habe, z. B. den Jonas zu retten, den Tobias zu heilen, die Netze der Apostel zu füllen, unter den Händen des lieben Heilandes sich zu vermehren, ihm die Münze geliefert zu haben, mit der er für sich und den heil. Petrus dem Kaiser den Zins zahlte; nach seiner glorreichen Auferstehung ihm zur Nahrung gedient zu haben; und daß er endlich sogar ihre Fischer zu Menschenfischern gemacht. Während der Heilige mit Feuer und Inbrunst so zu den Fischen sprach und während diese unvernünftigen Kreaturen wie bezaubert ihm zuhörten, freudig mit ihren Flossen und Schweifen auf dem Wasser klatschten, beifällig mit den Köpfen nickten: hatte sich ganz Rimini allmälig am Ufer eingefunden und sah starr vor Erstaunen diesem unerhörten Schauspiel zu. Zuletzt dankte der Heilige dem lieben Gott für alle Gnaden, welche er den Geschöpfen erzeigt, sprach seine Freude aus, daß wenigstens die Fische diesen guten Gott ehrten und lobten, da die ungläubigen Menschen es nicht thun wollten, und entließ dann seine stummen Zuhörer, indem er das Zeichen des heiligen Kreuzes über sie machte. Die Fische neigten sein demüthig ihre Köpfe, tauchten dann in die Wellen hinab und verschwanden; die Einwohner von Rimini aber fielen seufzend und weinend auf ihre Kniee, bekannten ihre Irrthümer, begehrten Buße zu thun und sich zu bekehren. Fast Alle traten zurück in die heilige katholische Kirche. Ein besonders hartnäckiger Ketzer, Namens Bonvillo, mit einem kleinen Häuflein von Anhängern that es aber nicht, war auch

nicht bei dem Wunder gegenwärtig gewesen und nannte die Leute Narren, welche sich bekehrt hatten, weil, wie er sagte, fünf Fische zusammen an's Ufer geschwommen wären. Um Allen zu beweisen, daß es nichts sei mit den Wundern, schlug Bonvillo dem heil. Antonius vor, ein neues Wunder zu bewirken. Diese unglücklichen Ketzer glaubten nicht an das hochheilige Geheimniß der wirklichen und wesenhaften Gegenwart Jesu Christi in der geweihten Hostie; darum sprach Bonvillo: „Es wäre ganz unverständig für Christus, in dem eucharistischen Brod gegenwärtig zu sein; darum behaupten wir, er ist es nicht. Du behauptest das Gegentheil. Nun wohlan! so bewirke, daß mein Esel eine solche Hostie anbete." Der Heilige schaudert bei dieser Lästerung, aber der heilige Geist erleuchtet ihn und treibt ihn an, die Herausforderung anzunehmen. Die Katholiken, noch schwach im Glauben, zittern; die Ketzer jubiliren. Während drei Tagen verharrt Antonius im Gebet vor Gott; während drei Tagen läßt Bonvillo seinen armen Esel hungern. Ganz Rimini ist in gespannter Erwartung. Am Morgen des vierten Tages feiert Antonius das heilige Meßopfer und begibt sich dann in Begleitung seiner Ordensbrüder mit dem Hochwürdigsten Gut auf den Marktplatz, an welchem Bonvillo's Haus liegt und wo sich eine ungeheure Menschenmenge, nicht blos aus der Stadt, sondern meilenweit aus der Umgegend, zusammendrängt. Bonvillo tritt aus dem Thor seines Hauses mit seinem ausgehungerten Esel hervor und läßt dem Thier von einem Knecht prächtigen Hafer vorschütten. Da ruft Antonius mit starker Stimme zu dem Volk: „Habet Glauben

und Anbetung zu unserm Herrn und Heiland!“ und dann zum Esel: „Komm her, du Thier, und bete an deinen Schöpfer, deinen im allerheiligsten Sacrament hier verborgenen Gott!“ Und das Eselein verläßt schleunig seinen Hafer, trabt zu Antonius, knieet auf den Vorderfüßen nieder, biegt seinen Kopf zur Erde und bleibt in dieser ehrfurchtsvollen Stellung, bis die heilige Hostie wieder in die Kirche zurückgetragen wird. Nun brach ein unaussprechlicher Jubel bei den Katholiken aus; Bonvillo aber und sein Anhang waren tief beschämt. Die Scham bewirkte, daß sie in sich gingen; die Einkehr in sich selbst, daß sie sich demüthigten; die Demuth, daß sie bereuten; und da der liebe Gott von uns armen Sündern ja nur aufrichtige Reue und Leid verlangt, um uns zu Gnaden aufzunehmen, so thaten sie Buße und wurden gutkatholische Christen. Auf dem Marktplatz zu Rimini steht zu Ehren und Gedächtniß dieses Mirakels noch heutigen Tages ein kleines rundes Kirchlein.

Antonius hörte einst die Beicht eines höchst jähzornigen jungen Menschen, der sich zuletzt gar anklagte, seiner Mutter einen so heftigen Fußstoß versetzt zu haben, daß sie zu Boden gestürzt und schwer verletzt worden sei. Um dem Jüngling einen großen Abscheu vor dieser That einzuflößen, sagte der Heilige: „Dieser Fuß verdiente abgehauen zu werden.“ Der Jüngling, hitzköpfig auch in seiner Reue, verstand die Ermahnung wörtlich, ging heim und hieb sich mit einem Beil den Fuß ab. Seine trostlose Mutter nahm ihre Zuflucht zum heil. Antonius und flehte ihn an, den einzigen Sohn ihr zu retten. Der Heilige ging mit der armen Frau in

ihre Wohnung und fand den jungen reumüthigen Sünder schwimmend in Blut und schon ganz hinfällig. Da betete Antonius recht dringend zu Gott und machte das Zeichen des heil'gen Kreuzes über dem abgehauenen Fuß, und siehe! dieser vereinigte sich wieder mit dem Bein und der Jüngling stand frisch und gesund auf.

Zuweilen erschien er schweren Sündern im Schlaf und sprach: „Stehe auf und beichte die und die Sünde, welche du da und da begangen hast.“ Und da dies gewöhnlich Sünden waren, welche allein das Auge Gottes gesehen hatte; so fuhren die Sünder voll Entsetzen aus dem Schlaf des Leibes und zugleich des Gewissens auf und bekannten bußfertig ihre Schuld.

Als er sich in Rom aufhielt und der heilige Vater ihn wegen seiner außerordentlichen Kenntnisse in der Theologie „Arche des Bundes“ nannte und „Schatzkammer der heiligen Schrift,“ hielt er oftmals Predigten, zu denen sich die Leute dermaßen herbei drängten, sowohl um den Heiligen zu hören und zu sehen, als auch seine Hände und seinen Habit zu küssen, daß starke Männer ihn wie eine Leibwache umringen mußten, damit er nur nicht erdrückt werde. Bei diesen Predigten erneuerte sich das Wunder des heiligen Pfingstfestes: Antonius predigte in seiner Sprache, aber alle Zuhörer, Italiener und Franzosen, Spanier und Deutsche verstanden ihn. Der heilige Geist war eben bei seinem Auserwählten! der verlieh ihm auch die Gabe, wunderbar die Seelen zu trösten. Geistliche Brüder, die bei ihrem Eintritte in den Ordensstand oft so schwere Versuchungen und quälende Anfechtungen auszustehen hatten, daß sie meinten, sie müßten wieder austreten,

fanden bei Antonius durch seinen Zuspruch, sein Gebet Muth und Beruhigung. Ein junger Novize entfernte sich einmal nicht nur aus dem Kloster, sondern nahm auch das Psalmenbuch mit, welches sich der Heilige mühsam abgeschrieben hatte. Aber er kam nicht weit! Am Ufer eines Flusses ohne Brücke ward der unbesonnene Flüchtling von einer so peinigenden Gewissensangst befallen, daß er stracks in sein Kloster zurückging und um Verzeihung bat wegen der Flucht und des Diebstahls. Antonius hatte sich seinetwegen in's Gebet begeben; und deßwegen wird der Heilige bis zum heutigen Tage auch als der Wiederbringer verlorener und gestohlener Sachen angerufen.

Mit welchem Ingrimm der böse Feind den Heiligen verfolgte und quälte, kann man aus dieser hohen Heiligkeit recht gut abmessen. Aber durch Demuth, Selbstverläugnung und Gebet machte Antonius die Fallstricke und Bosheiten, die List und die Wuth des Satans zu Schanden. Wie hätte der Teufel Demjenigen schaden können, den das Jesukind liebte, und wie liebte! Einst kehrte Antonius auf der Reise in dem Hause eines gar frommen, ihm wohlbekannten Herrn ein, der ihn mit großen Ehren und Freuden empfing und beherbergte. In später Abendstunde ging der Hausherr nach seiner Gewohnheit noch einmal über alle Treppen und Gänge, um sich zu überzeugen, ob im Hause Alles fein still und ruhig sei. Als er an der Thüre des Heiligen vorüber ging, sah er mit Verwunderung ein strahlendes Licht durch die Spalten scheinen. Es war zu still drinnen, sonst hätte er Feuer! gerufen; aber besorgt sah er durch das Schlüsselloch und ward, weil er ein sehr frommer Mann war, der den Hei-

ligen Gottes hoch in Ehren hielt, mit einem wunderlieblichen Anblick begnadigt. Der heil. Antonius lag auf den Knieen vor dem aufgeschlagenen Buch der heiligen Schrift, und auf dem Buch saß ein Kind, das Jesukindlein; denn so schön können Menschenkinder nicht aussehen! Und der Heilige küßte mit unsäglicher Liebe die Füße des göttlichen Kindes und das Kind stand auf, umschlang den Heiligen und schmiegte sich in seine Arme. Wer Jesus zum Freund hat, muß den Satan zum Feind haben: das ist nun einmal gewiß! Aber eben so gewiß ist's auch, daß der Satan ihm dann nicht schaden kann.

Der Heilige in Padua.

Im November des Jahres 1227 ward Antonius nach Padua geschickt, wo sich die Ketzerei recht eingenistet hatte. Er kam, wie immer, in der äußersten Armuth und Demuth an. In der groben Franziscanerkutte, mit dem Strick umgürtet, mit plumpen Sandalen an den nackten Füßen, mit geschorenem, unbedecktem Haupt ging der Grafensohn, der berühmte Prediger, der Wunderthäter Antonius durch die Straßen von Padua und bat an den Thüren Gott zu lieb um ein wenig Brod. Gab man ihm, so dankte er mit engelhafter Freundlichkeit; gab man ihm nichts, so grüßte er mit engelhafter Freundlichkeit. Ganz Padua sprach von ihm, die Einen mit Liebe und Bewunderung, die Andern mit Haß und Verachtung. Unter den Letzteren war auch ein Soldat, Namens Aleardino, ein roher ungläubiger Mensch, den es sehr verdroß, sogar in der Schenke und beim Weinkrug von den Wundern des Heiligen reden zu hören. „O schweigt mir von eurem Antonius!" rief er, als er eines Tages mit vielen andern Leuten in einer Schenkstube war. „Alles, was

ihr von ihm erzählt, werde ich nur dann glauben, wenn dies Glas, das ich auf einem Stein zerschmettern will, nicht zerbricht.“ Und Aleardino nahm sein Trinkglas und schleuderte es mit aller Gewalt durch das offene Fenster gegen einen Eckstein; aber siehe! das Glas zerbricht nicht. Da fällt Aleardino voll Schreck und Verwunderung auf die Knice und als ein guter Katholik steht er wieder auf. Solche Zeichen und Wunder bereiteten dem Heiligen die Wege zu den Seelen. Nachdem sich Antonius in der Einsamkeit und durch Gebet zu seinem apostolischen Amt vorbereitet hatte, fing er an zu predigen so gewaltig, so erschütternd, so anziehend, daß Padua ein ganz verändertes Aussehen bekam. Die Werkstätten wurden geschlossen, die Kaufläden waren leer; in der Nacht standen die Leute auf, um ein Plätzchen zu bekommen, wo sie die Predigt hören konnten; die bürgerlichen Unruhen, welche in Folge der Ketzerei ausgebrochen waren und viel Jammer und Elend erzeugt hatten, hörten von selbst auf: kurz, Padua widerstand dem Wort Gottes nicht, das dieser Bote Gottes verkündigte. Antonius ward der Retter von Padua und der Freund, der Lehrer, der Wohlthäter aller Einwohner; denn mit der göttlichen Wahrheit kehrte der Friede zurück und mit dem Frieden Ruhe und Wohlstand. Die Einwohner erkannten mit der höchsten Dankbarkeit an, daß dieser reiche Segen Gottes durch Antonius auf sie herabgezogen sei und selten mag ein Heiliger an einem Ort so verehrt worden sein, wie Antonius es in Padua ward. Nur wenige Jahre seines überhaupt so kurzen Lebens brachte er dort zu; aber die Liebe der Paduaner machte ihn gleichsam zu einem Eingebornen, und er, der aus dem fernen Portugal

stammte, trägt in der ganzen katholischen Welt keinen andern Namen als: der heil. Antonius von Padua. In Padua selbst aber heißt er nur kurzweg seit sechshundert Jahren und bis zu dieser Stunde „der Heilige." Sein Leben war aber auch eine Kette von Wunder- und Wohlthaten! Predigen, Beichthören, Rath und Ermahnung ertheilen, Trost geben, Kranke besuchen, Feinde versöhnen, Familienzwiste ausgleichen, hochgelehrte Männer und arme kleine Kinder unterweisen, damit waren die Tage dieses gebenedeiten Heiligen ausgefüllt; seine Nächte aber mit Gebet. Aus dem Gebet quoll ihm die Weisheit und Wissenschaft, die Kraft und Gnade zu, welche er dann wieder in Wort und Werk Andern ausspendete. Die wunderbarsten Gaben verherrlichten sein Thun! Sein alter würdiger Vater ward in Lissabon eines Mordes beschuldigt, weil man die Leiche eines Ermordeten in seinem Garten fand. Antonius sah in seinem Kloster zu Padua auf übernatürliche Weise dies ungerechte und kränkende Ereigniß und bat Gott, seinem alten unschuldigen Vater zu Hülfe zu kommen. Da versetzte die Allmacht Gottes den frommen Sohn nach Lissabon, vor die Richter, von denen sein greiser Vater eben verurtheilt worden war. Der Heilige forderte Alle auf, zum Grabe des Ermordeten ihm zu folgen. Das geschah. Nun betete Antonius; und das Grab thut sich auf, der Todte tritt hervor. „Sprich!" ruft Antonius, „hat mein Vater dir das Leben genommen?" — „Nein," antwortet der Todte. Die Richter dringen in Antonius, den Mörder nennen zu lassen; aber der Heilige erwiedert: „Ich bin gekommen, dem Unschuldigen zum Leben, nicht dem Schuldigen zum Tode zu verhelfen." Und somit

senkte sich der Auferstandene wieder in sein Grab und Antonius ward wiederum nach Padua entrückt. Zur allgemeinen Verwunderung pflegte er einen höchst verkommenen Taugenichts immer mit der größten Ehrerbietung zu grüßen, wenn sie einander begegneten. Wer sich sehr darüber ärgerte, das war dieser Taugenichts selbst und er stellte deshalb den Heiligen einmal zur Rede. „Zürne mir nicht," entgegnete dieser mit Demuth, „ich neige mich vor der Marterkrone, welche dir bestimmt ist." Hohnlachend ging der Mensch von dannen, ward aber später einer Mission nach Afrika als Schreiber zugesellt. Dort ergriff ihn ein solcher Abscheu gegen die Greuel des Unglaubens, daß er, wo er nur konnte, gegen die Muhamedaner den christlichen Glauben vertheidigte und hervorhob, dadurch sich selbst von seinem früheren bösen Leben zu einem guten und frommen bekehrte und zuletzt wirklich bei einer seiner feurigen Glaubensreden von den Muhamedanern ergriffen, gemartert und enthauptet wurde.

Des Heiligen seliges Abscheiden.

In der heiligen Fastenzeit des Jahres 1231 hatte Antonius mit so übernatürlichem Liebesfeuer die Stadt Padua zur Buße und Bekehrung aufgerufen, so viel Sünder mit Gott ausgesöhnt, so viel Seelen auf den Weg des ewigen Lebens gewiesen, daß der böse Feind ihn einst um Mitternacht, als der Heilige erschöpft und müde ein wenig Ruhe suchte, mit solcher Wuth überfiel, wie nie zuvor, und ihn zu erwürgen suchte. Unverzagt rief Antonius die heilige Mutter Gottes an. Da erfüllte ein überirdischer Glanz die Zelle und in der Mitte eines strahlenden Kreises, den ein Kranz von Engeln umgab, stand das Jesukind und vor dem König des Lichtes mußte der Fürst

der Finsterniß entfliehen. Mit froher demüthiger Dankbarkeit gegen diesen holdseligen König setzte Antonius seine Predigten fort, bei denen oftmals dreißigtausend Menschen in solcher Stille versammelt waren, daß sie wie verzaubert erschienen. Verließ er dann die Kanzel, so hätten sie ihn fast erdrückt, um ihn in der Nähe zu sehen, seinen Segen zu empfangen, seinen Habit zu berühren. Die ungeheure Anstrengung seiner Seelsorge erschöpfte aber die Kräfte des Heiligen und er zog sich im Frühling nach dem abgelegenen Klösterchen Barcella in der Umgegend von Padua zurück, um seinen Geist durch ungestörte Sammlung in Gebet und Einsamkeit, und seinen Körper durch Stille und Ruhe zu erfrischen und zu kräftigen. Statt dessen schwanden seine Kräfte mehr und mehr und augenscheinlich wurde er von Tag zu Tage kränker. Auf diese betrübende Kunde strömte ganz Padua nach jenem Kloster; aber Antonius ließ sich, um den Brüdern diese Unruhe zu sparen, in ein Kloster der Vorstadt zurückbringen, wo er denn auch bald fühlte, daß die Stunde seines Abscheidens gekommen sei. Mit höchster Andacht empfing er die heiligen Sacramente und betete abwechselnd mit den Brüdern die sieben Bußpsalmen. Dann, als es zum Sterben ging, stimmte er seine liebe Hymne an die Mutter Gottes an: „O gloriosa Domina“ und schaute mit verklärtem Lächeln nach Oben. Als man ihn fragte, was er sehe? entgegnete er beseligt: „Ich sehe meinen Herrn!“ und mit stiller Freude, lächelnd wie im Schlaf, ohne Todeskampf und Angst, schickte er seine gebenedeite Seele dem angebeteten Herrn zu. Dies geschah Freitag den 13. Juni 1231; mit sechsunddreißig Jahren hatte Antonius sein

ewig glorwürdiges Leben auf Erden vollendet. Eine unbeschreibliche Wehklage erhob sich in Padua: „Der Heilige ist gestorben!“ und zugleich ein unbeschreibliches Frohlocken: „Der Heilige ist im Himmel!“ Gebetserhörungen und Wunderzeichen an seinem Sarge zuerst und dann an seinem Grabe bewiesen die Kraft seiner gottgefälligen Fürbitte und mehrten sich so und verbreiteten sich so schnell über Städte und Länder, daß Papst Gregor IX. ihn schon im folgenden Jahr feierlichst der Zahl der Heiligen einverleiben konnte, ein Ereigniß, das in der nämlichen Stunde durch ein unbegreifliches Geläute aller Kirchenglocken zu Lissabon, dieser seiner Vaterstadt, kund gegeben ward. Padua aber baute eine prachtvolle Kirche und als sie im Jahr 1263 fertig war, kam der damalige Pater Generalis der Franziscaner, der große seraphische Lehrer St. Bonaventura, um der Uebertragung der Reliquien des Heiligen in das neue Grabmal beizuwohnen. Da fand sich denn dessen Zunge frisch und rosenfarben vor, während der übrige Körper in gewöhnlicher Weise zersetzt war und St. Bonaventura rief gerührt und ehrfurchtsvoll: „O du gebenedeite Zunge, die du nur Gott gelobt und Andere aufgefordert hast, Ihn zu loben, jetzt sehen wir, welch Wohlgefallen Gott an dir hat.“ — Heiliger Antonius, großer Wunderthäter, treuer Fürbitter, ach! erbitte doch auch für uns die Gnade, daß wir alle unnütze Worte meiden und Gott loben und preisen in Zeit und Ewigkeit. Amen.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Die heilige Isabella,

Königin von Portugal.

(Am 8. Juli.)

Isabella's Abkunft, Geburt und Kindheit.

Isabella's Vater und Großvater lebten in Zwietracht. Dieser letztere hieß König Jacob I. von Arragonien, und da er in seinem ältesten Sohne und Thronerben Peter Eigenschaften wahrzunehmen glaubte, welche einen künftigen König nicht zieren, so war er ihm nicht hold. Das kränkte den Prinzen und er trotzte dem König um so mehr. Schmeichler, die im Trüben zu fischen hofften, schürten auf beiden Seiten das Mißtrauen, und Vater und Sohn lebten in trauriger offenbarer Feindschaft, dem ganzen Lande Arragonien zum Aergerniß und zur Betrübniß. Da wurde dem Prinzen Peter von seiner Gemahlin Constantia im Jahre 1271 ein Töchterchen geschenkt, das in der heiligen Taufe den Namen Isabella erhielt; und siehe! dies Kind rührte und erfreute den alten Großvater König Jacob I. so sehr, daß er sich vollständig mit seinem Sohn aussöhnte und zum Unterpfand der Freundschaft die Freude begehrte, die kleine Isabella stets um sich zu haben, was ihm sein Sohn gern zugestand. So war denn dies Mägdlein als ein wahrer Engel des Friedens auf die Welt geschickt worden.

Der alte König übernahm freudenvoll die Sorge, seine Enkelin selbst zu erziehen, und da er mit der größten Liebe und Gottesfurcht dabei zu Werke ging, so gelang ihm das sehr gut. Er starb, als sie kaum sechs Jahre alt war; aber er hatte ihrem jungen Herzen die innigste Frömmigkeit so tief eingeprägt, daß sie ganz andere Gedanken, Beschäftigungen und Gefühle hatte, als gewöhnliche Kinder dieses Alters. Ihre größte Freude bestand darin, in eine Kirche geführt zu werden. So kehrte sie zu ihrem Vater zurück, der jetzt König Peter III. von Arragonien hieß und der eine überaus große Freude an seiner kleinen frommen Tochter hatte. Von ihrem achten Jahre an übte sie sich in jeder Art von Abtödtung, floh alle Weltfreuden, jede Eitelkeit, jede Sinnlichkeit, mied Zerstreuungen, verschmähte die Pracht und hatte für nichts Sinn, als für himmlische Dinge. Ganz Arragonien bewunderte die Gottseligkeit der kleinen Königstochter. Die Dürftigen nannten sie schon jetzt, wegen ihrer Barmherzigkeit, ihre Mutter. Aber der König, ihr glücklicher Vater, nannte seine liebe kleine Isabella den Schutzengel des Landes.

Isabella wird vermählt.

So ward Isabella zwölf Jahre alt und schön, wie ihre Seele durch Tugenden, war ihr Geist durch Verstand und Klugheit, und ihr Körper durch die herrlichsten Gaben der Anmuth. Diese Vereinigung von seltenen Eigenschaften zogen früh Bewerber an, unter denen ihr Vater dem König Dionis von Portugal den Vorzug gab. Isabella

gehorchte demüthig und ihre Vermählung mit Dionis ward vollzogen. Er war nun freilich kein Gatte, welcher den seltenen Werth seiner jungen Gemahlin zu schätzen verstand. Indessen mußte er doch die Tugenden, welche sie im Gefolge der Gottseligkeit ihm zubrachte, bewundern und er legte diese Bewunderung wenigstens dadurch an den Tag, daß er ihr volle Freiheit ließ, sich den Andachtsübungen hinzugeben, welchen sie als Königin eben so eifrig, wie als Prinzessin oblag.

In der ersten Frühe des Tages verließ sie ihr Lager und opferte sich selbst und alles Leid wie alle Freude, welche der Tag bringen würde, dem gekreuzigten Heiland und seiner schmerzenreichen gebenedeiten Mutter durch ihr Morgengebet und eine lange, gottinnige Betrachtung auf. Dann betete sie die Tagzeiten der allerseligsten Jungfrau Maria, so wie auch die für die Abgestorbenen und wohnte der heiligen Messe bei, wo sie oft den Leib des Herrn empfing. Während des Tages zog sie sich mehrmals in ihr kleines Betzimmer zurück, um ungestört entweder Bücher geistlichen Inhalts zu lesen oder auch der Betrachtung der göttlichen Wahrheiten der Religion oder des bittern Leidens des lieben Heilandes sich hinzugeben. Die von der Kirche vorgeschriebenen Fasten genügten ihrem Verlangen nach Abtödtung nicht. Alle Freitage und Samstage, alle Vigilien der Muttergottes- und der Apostel-tage genoß sie nichts als Wasser und Brod. Mit derselben Begier, womit sich Andere zum Wohlleben und seinen Genüssen drängen, sehnte sich Isabella darnach, Buße zu thun für die Pracht, in der sie als Königin unfreiwilliger Weise

lebte, und für das Wohlbehagen und die Bequemlichkeit, welche sie umgaben, ohne daß sie dieselben genoß. Von den Stunden, die sie zum Gebet, zur Betrachtung himmlischer Dinge festgesetzt hatte, wich sie nicht ab und weder durch Geschäfte noch Vergnügungen ließ sie sich stören. Nur irgend ein großes, unaufschiebbares Liebeswerk vermochte sie aus ihrem Betzimmer zu locken. Dieselbe Gewissenhaftigkeit und Beharrlichkeit hatte sie aber auch für alle ihre übrigen Beschäftigungen. Um alle Zeitverschwendung zu vermeiden, war jede Stunde mit einem bestimmten Geschäft ausgefüllt, sei es, indem sie ihrem Gemahl Gesellschaft zu leisten hatte, oder bei ihren Kindern sich aufhielt, oder Werke der Nächstenliebe und Barmherzigkeit verrichtete. Nie war sie einen Augenblick müßig und mit geübten fleißigen Händen fertigte sie unausgesetzt Kirchenornate und Kleidungsstücke für die Armen an, wobei ihre Hofdamen ihr ebenfalls sehr fleißig helfen mußten. So blieb gar keine Zeit zu unnützen Gesprächen, eitlen Ergötzlichkeiten und rauschenden Lustbarkeiten übrig. Doch machte sie den Frauen ihrer Umgebung dies einfache Leben lieb und leicht, weil sie überaus leutselig und voll theilnehmender Liebe für sie war. Diese große Leutseligkeit hatte sie übrigens für Jedermann, denn sie war äußerst demüthig.

Isabella's Leiden.

Der König Dionis, ihr Gemahl, besaß manche gute Eigenschaften, war großmüthig, gerecht und tapfer, hatte die Tugenden, wie die Kinder der Welt sie eben haben. Was ihm fehlte, war die

Gottesfurcht, und darum übertrat er ohne Scheu die Gebote Gottes. Er war untreu im Ehestande. Die tödtliche Beleidigung Gottes, die sich ihr Gemahl zu Schulden kommen ließ, indem er ohne Scham und Scheu sein heiliges Gebot mit Füßen trat, erfüllte Isabella mit dem tiefsten Schmerz. Dazu kam noch der Gram und die Beschämung, daß ein solches Aergerniß an ihrer eigenen Hofhaltung statt fand und die peinliche Sorge, das böse Beispiel des Königs könne ansteckend auf seine Umgebung einwirken. Aber in großer Geduld litt sie das ihr zugefügte Unrecht, behielt immer ein freundliches und sanftes Benehmen gegen den König bei, kam allen seinen Wünschen gefällig und liebreich zuvor. Ja, ihre Selbstverleugnung ging so weit, daß sie seine aus sündhaften Verbindungen entsprossenen Kinder sorgfältig und christlich erziehen ließ. Dabei betete und fastete sie unaufhörlich und flehte mit tausend heißen Thränen Tag und Nacht den lieben Gott um die Bekehrung des Königs an.

Isabella's Liebe zu den Armen.

Sie wollte dem großen Beispiel der Demuth folgen, mit welcher der gütige Heiland seinen Aposteln die Füße wusch. Sie ging selbst in die Spitäler und in die armseligen Wohnungen armer Kranker. Da band sie eine Schürze vor und begann das Geschäft einer Wärterin. Sie machte das Bett, kleidete die Kranken um, wusch und kämmte sie, verband ihre Wunden, gab ihnen Arznei oder kleine Erfrischungen und tröstete und ermunterte sie mit wunderbar gottseliger Freundlichkeit. An einem dieser elenden Krankenlager

offenbarte der liebe Gott zum Erstenmal vor aller Welt Augen, wie hoch in Gnaden seine Dienerin Isabella bei ihm stehe. Sie scheute sich nicht vor dem Anblick und der Berührung der eckelhaftesten Wunden und so besuchte sie denn auch einmal eine alte Frau, die mit den abscheulichsten Geschwüren bedeckt war, kaum noch einen menschlichen Anblick gewährte und den Leuten einen solchen Abscheu einflößte, daß sie wie eine Aussätzige sie mieden. Nicht so die fromme Königin! Sie dachte an den von Wunden zerfleischten Leib ihres gekreuzigten Heilandes und zärtlich schloß sie die entsetzliche Kranke in ihre beiden Arme. Das unglückliche Weib wurde zur Stunde vollkommen geheilt und gesund.

Es war ihr Gebrauch während der Fasten, an jedem Freitag dreizehn armen Weibern die Füße zu waschen, dann sie zu speisen und beim Essen zu bedienen. Einmal traf es sich, daß eine dieser Frauen ein krebsartiges Geschwür hatte. Eine von Isabella's Dienerinnen wollte deshalb das arme Weib nicht zur Fußwaschung zulassen; aber die Königin verwies es ihr, kniete vor der Frau nieder, wusch sorgsam den kranken Fuß und küßte ihn mit großer Andacht, bevor sie einen Verband auf die Wunde legen wollte. Aber siehe, das war nicht mehr nöthig! der heilige Kuß hatte vollkommen das Geschwür geheilt.

Gottes Hand über Isabella.

Zwei Edelknaben standen in ihrem Dienst, von denen der eine sehr fromm und gut, der andere sehr böse und lasterhaft war; dieser hieß Jeronymo, jener Hyacinth. Die fromme Königin entfernte den

Jeronymo so viel wie möglich von ihrer Person. Das verdroß ihn sehr, denn bei dem König stand er hoch in Gunst, und um sich zu rächen, klagte er die Königin bei ihrem Gemahl an, eine sündhafte Neigung für Hyacinth zu hegen. Der leidenschaftliche König glaubte die Verläumdung, gerieth in grimmigen Zorn, ritt nach einem Eisenwerk im nahen Walde und gab dort den Befehl, daß Derjenige, der am nächsten Morgen kommen und fragen würde, ob der Befehl des Königs vollzogen sei, in den Eisenofen geworfen werde. Am andern Morgen schickte er den Hyacinth mit dieser Frage dahin ab. Der fromme Edelknabe hielt sich aber unterwegs in einer Kapelle auf, wo mehrere Messen nacheinander gelesen wurden, denen er sehr andächtig beiwohnte. Während dem ward König Dionis sehr ungeduldig zu erfahren, ob sein Racheplan ausgeführt sei. Daher befahl er dem Jeronymo, geschwind nach dem Eisenhammer zu reiten, und dieser sprengte von dannen und an dem Kirchlein vorüber, in welchem Hyacinth noch friedlich betete. Als er bei dem Eisenhammer anlangte und fragte, ob der Befehl des Königs vollzogen sei, sprangen vier starke Arbeiter auf ihn zu, packten ihn und warfen ihn blitzschnell in die furchtbare Flamme. So fuhr der unglückliche Jeronymo in seinen Sünden dahin! Hyacinth stellte sich später ein, erhielt auf seine Frage die einfache Antwort: es sei geschehen und brachte sie dem König. Dieser entsetzte sich, sah eine Fügung Gottes zu Gunsten des unschuldigen Edelknaben und der frommen Königin in diesem gräßlichen Ereigniß und begann etwas von seinen bösen Wegen abzulassen.

Isabellens letzte Jahre.

König Dionis hatte nun vierzig Jahre lang Portugal regiert und verfiel in eine lebensgefährliche Krankheit. Isabella war unermüdlich in der Pflege seines Leibes und seiner Seele. Sie diente ihm in allen Dingen, verließ ihn nur, um dem heiligen Meßopfer beizuwohnen, spendete die freigebigsten Almosen und stellte überall Gebete an, um die Gnade einer seligen Sterbestunde für den König zu erflehen. Und sie erlangte denn auch wirklich den unaussprechlichen Trost, daß Dionis mit den Beweisen der aufrichtigsten Reue nach dem heiligen Bußsacrament verlangte und es mit großer Zerknirschung empfing. Ausgesöhnt mit Gott und mit den heiligen Sterbsacramenten versehen, entschlief er im Herrn auf seinem Schloß zu Santarem im Jahre 1325.

So wie König Dionis den Geist aufgegeben hatte, zog sich Isabella in ihr Betgemach zurück, warf sich vor einem Cruzifix auf die Knie und betete lange und inbrünstig für die Ruhe seiner armen Seele. Dann gelobte sie sich ganz dem Dienste Gottes an und ließ sich andere Gewänder bringen. Dies waren aber nicht die Trauergewänder einer Königin, sondern das dürftige Kleid der armen Töchter der heiligen Clara. In diesem demüthigen Anzug begab sie sich in den großen Trauersaal, wo die Leiche ihres Gemahls mit voller königlicher Pracht ausgestellt war, und bat den ganzen dort versammelten Hofstaat, sie von jetzt an nicht mehr als eine Königin zu betrachten und zu ehren. Sie sei nur eine arme Wittwe und eine unwürdige Die-

nerin Gottes, und ihre liebe Schwiegertochter, Prinzessin Beatrix, besteige jetzt an ihrer Statt den Thron und sei nunmehr Königin. In diesem Kleide der armen Clarissen, das sie fortan nie wieder ablegte, wohnte sie auch dem Leichenbegängniß des Königs Dionis bei und begleitete ihn zu seiner letzten Ruhestatt, die er in einem Cistercienserkloster, nach der frommen Sitte der Zeit, sich längst schon auserwählt hatte. Von dort machte sie eine Pilgerfahrt nach dem weltberühmten Wallfahrtsort St. Jacob zu Compostella in Spanien, und nachdem sie ein volles Jahr mit Andachts- und Bußübungen für die arme abgeschiedene Seele hingebracht hatte, zog sie sich wieder nach Coimbra zurück und brachte den Bau eines Klosters für die Clarissen zu Ende, den sie schon bei Lebzeiten ihres Gemahls begonnen hatte.

Ob Isabella jemals die Ordensgelübde abgelegt habe, ist ungewiß. Hingegen ist es ganz gewiß, daß sie das Leben einer vollkommenen Ordensfrau führte. Als ihr Kloster fertig war, versammelte sie nach und nach gegen neunzig arme Clarissen in demselben, die sie häufig besuchte und mit ihrer frommen Schwiegertochter, der Königin Beatrix, oft bei Tische bediente. Sie selbst bezog aber nicht das Kloster, dessen strenge Clausur sie von dem Dienste Jesu in den Armen abgeschnitten haben würde. Sie bezog ein unscheinbares Haus in der Nachbarschaft des Klosters und lebte dort in demüthigster Zurückgezogenheit mit einigen frommen Frauen aus ihrem ehemaligen Hofstaat. Ihre Zeit war eingetheilt und ausgefüllt durch Gebet und Werke der Liebe.

Isabella's seliger Tod.

Die fromme königliche Wittwe, anstatt sich Ruhe zu gönnen auf ihrer Pilgerschaft zum Himmel, strebte nur mehr und mehr vorwärts auf der Bahn der Vollkommenheit und vermehrte ihre Abtödtungen, statt sie zu mindern. Im Jahre 1335 machte sie eine zweite Wallfahrt nach St. Jacob zu Compostella, und zwar nur in Begleitung von zwei Frauen, zu Fuß, in größter Armuth und ganz unbekannt.

Da brachen nun zwischen ihrem Sohn, dem König Alfons von Portugal, und dem Sohn ihrer Tochter, dem jungen König von Castilien, Mißhelligkeiten aus und Beide fingen an, ihre Heere zu sammeln. Nichts hätte Isabella schmerzlicher berühren können, als dies Ereigniß. Doch sie hatte sich zu Compostella wunderbare Kraft geholt; sie sammelte sich vor Gott und beschloß in seinem Namen den Versuch zu machen, ob sie den Frieden, nicht ihren geliebten Kindern als ihr letztes Vermächtniß bringen könne. Sie wollte eine Reise an die Gränze von Portugal und Spanien, wo die beiden Heere gesammelt wurden, unternehmen, und reiste getrost ab Schon die bloße Nachricht, daß die heilige Königin komme, wirkte besänftigend auf die erzürnten Gemüther, und als sie nun wirklich anlangte, da konnte Niemand ihrer himmlischen Beredtsamkeit widerstehen, und ihr Sohn und ihr Enkel gaben sich versöhnt die Hand.

Und nun gefiel es Gott, diese Botin des seligen Friedens heimzurufen zu seinem ewigen Frieden.

Ein heftiges Fieber befiel sie in dem Gränzort Estremoz, wo sie ihren Sohn aufgesucht hatte. Sie fühlte ihr Ende nahen und rief oft zur allerseligsten Jungfrau: „Maria, Mutter der Gnade, Mutter der Barmherzigkeit, beschütze mich vor dem bösen Feinde und nimm mich auf in der Stunde meines Todes.“ Sie beichtete mehrmals in ihrer Krankheit und fand immer die Kraft, am Altare knieend die heilige Communion mit unaussprechlicher süßer Andacht zu empfangen. In den Armen ihres Sohnes und ihrer Schwiegertochter schlummerte Isabella sanft hinüber in's ewige Leben am 4. Juli des Jahres 1336. Bei den armen Clarissen zu Coimbra wurde sie in der Klosterkirche beigesetzt. Hatte das Volk sie schon bei Lebzeiten „die heilige Königin“ genannt, um wie viel mehr geschah es jetzt, als unzählige Wunder und Gebetserhörungen an ihrem Grabe das Zeugniß Gottes für ihre Heiligkeit ablegten. Und im Jahre 1625 erfüllte Papst Urban VIII. das Verlangen ihres Volkes und der Kirche und sprach diese große Dienerin Gottes heilig

Ida Hahn-Hahn.

Die heilige Notburga,

Dienstmagd.

(Am 14. September.)

In einem tirolischen Dorfe im Thal des Inn um das Jahr 1266 kam Notburga auf die Welt. Ihre Eltern waren fromme rechtschaffene Landleute. In Zucht und Ehrbarkeit wuchs sie auf, ward von der Wiege an zu Gehorsam, Arbeit und Gebet angehalten, sah und hörte nichts Böses und war, als sie aus der Kindheit in die Jugend trat, ein Muster der Jungfrauen durch Gottesfurcht und Unschuld, Eingezogenheit und Fleiß. Bei achtzehn Jahren verließ sie ihre guten Eltern, um bei einer guten Herrschaft in der Küche zu dienen. Ihr Dorf gehörte zu dem Schloß Rottenburg. Da lebte der sehr reiche, fromme und edle Ritter, Herr Heinrich, mit seiner ebenfalls ausgezeichnet edlen Gemahlin, Frau Jutta. Zu dieser vortrefflichen Herrschaft kam Notburga und befand sich in der besten Schule der Barmherzigkeit und Nächstenliebe. Heinrich und Jutta erkannten bald, welch' eine tüchtige und brave Magd Notburga war. Besonders schätzten sie hoch an ihr, daß sie ihnen diente Gott zu Lieb, daß sie in der Herrschaft Stellvertreter Gottes sah und daher jedes Gebot, jeden Auftrag mit einer Willigkeit, Pünktlichkeit und Ehrerbietung vollzog, als ob sie vom lieben Heiland selbst oder von seiner allerselig-

ſten Mutter den Befehl vernommen hätte. Bald wurde ſie Köchin und hatte nun nicht blos für die Lebensbedürfniſſe aller Bewohner von Schloß Rottenburg zu ſorgen, ſondern eben ſo ſehr für die zahlreichen Armen, Kranken und Hülfsbedürftigen aller Art, denen die chriſtliche Mildthätigkeit des reichen und barmherzigen Herrn Heinrich nach Kräften wohl that. So verlebte Notburga eine Reihe von Jahren in ſtiller, getreuer Ausübung ihrer Pflichten und in ungeſtörtem Frieden.

Die Zeiten ändern ſich.

Die Kinder des Hauſes waren herangewachſen. Der älteſte Sohn, der auch Heinrich hieß, vermählte ſich mit einem ſehr ſchönen Fräulein, Namens Ottilia. Leider war deren Herz nicht ſo ſchön wie ihr Antlitz. Ottilia war hart gegen die Armen, nannte die Mildthätigkeit ihrer Schwiegereltern thörichte Verſchwendung und warf einen großen Haß auf Notburga, weil faſt alle barmherzigen Spenden durch deren Hände gingen. Da ſtarb zuerſt der fromme alte Herr Heinrich eines gottſeligen Todes und bald folgte ihm die edle Frau Jutta nach. Auf dem Sterbebette empfahl ſie ihrem Sohn, die treue Notburga in Ehren zu halten. Doch das war für Ottilia in den Wind geredet! Ihr erſter Befehl an Notburga ging dahin: ſie möge ſich von jetzt an einer weiſen Sparſamkeit in der Haushaltung befleißigen; das, was ſich nicht mehr für den herrſchaftlichen Tiſch eigene, den Dienſtleuten geben, und was dann etwa noch übrig bleibe, den Schweinen vorwerfen, damit dieſe wohl

gemästet würden; den Schwarm von bettelhaftem Gesindel wolle sie nicht mehr durch milde Gaben aus ihrer Küche im Müssiggang und in der Trägheit bestärken lassen. Der armen Notburga wollte das Herz fast zerspringen vor Gram über diesen harten Befehl; aber Ottilia war ihre Gebieterin, darum gehorchte sie. Da fing sie an von Brod und Wasser zu leben, und ihre Kost den Armen zu geben, zuerst am Freitag. Als dies aber gar so wenig war, noch einen Tag und dann noch einen und abermals einen. Kurz, Notburga entzog sich jede kräftige Speise, lebte so knapp wie möglich und trug jeden Abend das Ersparniß des Tages den Armen draußen vor dem Schloßthor zu, da Ottilia ihnen den Eingang streng verboten hatte. So hoffte die fromme Magd das Gebot Gottes erfüllen zu dürfen, indem sie zugleich dem Befehl ihrer Gebieterin Gehorsam leistete. Doch ein böses Herz kann nicht leiden, daß Andere etwas Gutes thun; denn aus allem Guten, was geschieht, liest es seine eigene Verdammung. Ottilia erfand ein langes Sündenregister von der Verschwendung und dem Ungehorsam der armen Notburga und trug es ihrem Gemahl vor, als derselbe von einer Reise nach Rottenburg heimkehrte. Herr Heinrich war wohl erzürnt über Notburgens Ungehorsam, wollte aber doch gegen die langjährige Dienerin seiner guten Eltern nicht ungerecht verfahren. Er wartete, bis sie ihren abendlichen Gang antrat, kam ihr dann rasch entgegen und fragte ganz freundlich, was sie im Korbe und in der Kanne trage. Statt aller Antwort schlug Notburga den Deckel des Korbes unbefangen auf und reichte

ihm die Kanne. Er sah ganz genau zu, was in beiden enthalten war, nickte freundlich Notburgen zu und kehrte in's Schloß zurück, wo er zu Frau Ottilia sagte, er begreife nicht, wie sie so ungehalten auf Notburgens Verschwendung sein könne; so eben habe er selbst untersucht, was sie denn eigentlich forttrage, und gefunden, daß es ein Korb voll Hobelspäne und eine Kanne voll Lauge sei. Statt in diesem Ereigniß die Hand Gottes zu sehen, die Notburga in Schutz nahm, und anstatt in sich zu gehen und ihr hartes Herz zu bekehren: erzürnte sich Frau Ottilia ganz unbeschreiblich, behauptete, Notburga habe mit großer Frechheit ihren Herrn spöttlich angeführt und begehrte, daß sie auf der Stelle aus dem Schloß gejagt werde. Als Notburga von ihrem Werk der Barmherzigkeit heimkehrte und keine Ahnung davon hatte, daß Herr Heinrich etwas Anderes als Brod und Fleisch im Korbe und Wein in der Kanne gesehen hatte, ward ihr von dem aufgebrachten Herrn angekündigt, daß sie und weshalb sie Schloß Rottenburg sobald wie möglich verlassen müsse. Notburga faltete die Hände im Bewußtsein, unschuldig an diesem Vorfall zu sein, und dankte der Herrschaft mit Thränen für das viele Gute, was sie während so mancher Jahre im Schloß genossen hatte; dann ging sie in der Frühe des nächsten Morgens den Berg hinab und in's Dorf.

Notburga bei einem Bauer.

Sie wählte sich einen Herrn, bei dem sie in stiller Abgeschiedenheit und bei schwerer Arbeit Gott treu dienen zu dürfen hoffte. Das war

ein Bauer, deſſen Hof, Namens Eben, etwa eine Stunde von Rottenburg einſam zwiſchen Bergen, ganz nahe bei einer freundlichen, dem heiligen Rupert geweihten Kapelle lag. Ehe Notburga ihren Dienſt antrat, machte ſie die Bedingung, daß ſie jeder Arbeit enthoben ſei, ſo wie Feierabend geläutet werde; und ihr neuer Herr bewilligte das ſehr gern. Mit unermüdlichem ſtillen Fleiß arbeitete Notburga den ganzen Tag in der Küche wie auf dem Felde, im Garten wie im Viehſtalle. Immer bereitwillig, immer verſtändig, gehorchte ſie dem leiſeſten Wink, und Alles, was ſie that und was ſie angriff, war ſo geſchickt, ſchnell und zweckmäßig gethan, daß die Bauersleute ſich gar nicht genug darüber wundern und freuen konnten. Alles gedieh und gerieth auf's Beſte unter Notburgens Händen; der Segen Gottes ruhte auf ſeiner frommen ſtillen Magd. Wurde dann Feierabend gemacht, ſo ſuchte Notburga keine andere Erholung als die, welche ſie betend im St. Rupertskapellchen fand. So kam die Zeit der Ernte herbei und Notburga half treulich den Schnittern auf dem Felde vom frühen Morgen bis zum Abend, Tag für Tag. Nun war es Samſtag. An dem Tage ward ſtets der Feierabend etwas früher eingeläutet als an den übrigen Tagen, damit alle Leute Zeit und Ruhe hätten, um ſich auf den Sonntag vorzubereiten. Der Bauer von Eben hätte aber gar gern am Samſtag bis tief in den Abend hinein arbeiten laſſen, damit man mit einem gewiſſen Stück Feld zu Ende käme und am Montag ein anderes anmähen könne. Als das Glockenzeichen gegeben ward, machte Notburga

das Zeichen des heiligen Kreuzes, ließ die Sichel ruhen und schickte sich zum Heimgang an. Der Hausvater aber sprach: „Ei wohin denn so eilig, Notburga? Bleib bei der Arbeit mit dem übrigen Gesinde! Du siehst ja, daß der Acker gleich leer ist.“ Notburga entgegnete bescheiden: „Freilich sehe ich das! aber der liebe Gott will, daß wir Feierabend machen sollen, die Kirche befiehlt es, da muß man gehorchen.“ — „Ei was Kirche!“ rief der Hausvater unmuthig; „heute befehle ich einmal anders und Du wirst mir gehorchen.“ „Nun, die Sichel selbst wird Euch zeigen, daß ich nicht länger arbeiten darf,“ sagte Notburga ruhig und warf ihre Sichel in die Luft. Und siehe! vor Aller Augen blieb die Sichel in der freien Luft fest wie an einem Nagel hängen. Der Hausvater und alles Gesinde entsetzten sich über dies Wunder, das Notburga's Recht in der Sache bekräftigte, und Ersterer gelobte feierlich, nimmermehr in Zukunft weder Notburga noch sonst Jemand von seinem Gesinde nach der Feierabendglocke zur Arbeit aufzufordern, sondern in allen Dingen pünktlich den Geboten der Kirche nachzukommen. Da er seinem Versprechen treu blieb, so zog er den größten Segen auf Haus und Hof herab.

Auf Rottenburg ging es inzwischen anders her. Kaum war Notburga fort, so ward Frau Ottilia von einer schweren langwierigen Krankheit befallen, welche vor keiner ärztlichen Hülfe wich. Oftmals ist ein solches Siechthum das einzige Mittel, um ein versteinertes Herz zu erweichen und der liebe barmherzige Gott, der alle Seelen retten will, wendete es denn auch der armen Ottilia zu. Als Notburga

von dieser Krankheit hörte, erbarmte es sie sehr. Sie bat ihren Hausvater um Erlaubniß, nach Rottenburg gehen und einige Zeit Ottilia pflegen zu dürfen, und er verweigerte es ihr nicht. Und wahrlich! eine Eingebung Gottes führte sie nach Rottenburg! Ottilia ward tief gerührt durch diese treue Anhänglichkeit, die sie so wenig verdiente. Daher fanden auch Notburgens Ermahnungen, an das Heil ihrer armen Seele zu denken und durch Reue und Buße sich zu Gott zu bekehren, Eingang bei ihr. Mit großer Betrübniß legte sie eine Lebensbeichte ab und beweinte mit heißen Thränen all ihre Bosheit. Dann bat sie ihren Gemahl, künftig doch recht mildreich gegen alle Nothleidende zu sein, und nachdem sie, so viel sie vermochte, ihre Missethaten bereut und gut gemacht hatte, starb sie mit Gott versöhnt in Notburgens Armen.

Abermals ändern sich die Zeiten.

Während die gottselige Magd fortfuhr, auf dem Bauerhof Gott und ihrem Herrn so treu zu dienen, daß sie die ganze Gegend weit und breit auf's Höchste erbaute und sich selbst mehr und mehr heiligte, ward Herr Heinrich Schlag auf Schlag von Unglück befallen. Ein Krieg verwüstete zwei seiner Herrschaften durch Feuer und Plünderung bis auf den Grund. Dann entzweite er sich mit seinem Bruder Siegfried dermaßen, daß beide Brüder wie Feinde gegen einander wütheten, und aus Trotz und Haß, weil Keiner es dem Andern gönnte, ihre Güter um einen Spottpreis verkauften. Nach drei Jahren lebte Herr Heinrich beinahe bettelarm auf Rottenburg, ohne Frau, ohne Nachkommenschaft, verfeindet mit

seinem Bruder. Da klopfte der liebe Gott, der auch seine Seele haben wollte, an sein Herz und er begann eines Tages nachzudenken, wodurch er wohl in all' dies Elend gerathen sei. Nun fiel ihm die Mahnung seiner frommen sterbenden Mutter ein, Notburga in Ehren zu halten. Das hatte er aber nicht gethan, sondern ungerecht und grausam sie fortgejagt! Gleich am andern Morgen ging er aus wie zur Jagd; doch statt in den Wald, ging er nach Eben und da bat er Notburga fast fußfällig, wieder zu ihm auf's Schloß zu ziehen und ihm behülflich zu sein, Ordnung und Wohlstand dahin zurückzuführen. Da es ihm in der That sehr übel ging, so hielt es die gute Notburga für ihre Pflicht, in seinen Dienst zurückzugehen. So froh wie Herr Heinrich über diesen Entschluß, so betrübt war Notburgens Hausvater. Er ließ sich von ihr das Versprechen geben, daß sie sich, falls er je in Noth geriethe, auch seiner wieder annehmen wolle, und dann ließ er sie ziehen. Auf Rottenburg nahm nun gleich Alles eine andere Wendung und es fiel den Leuten gar sehr auf, daß Notburga mit der größten Sparsamkeit und Ordnung in der Haushaltung die größte Mildthätigkeit gegen die Armen, aber mit voller Bewilligung ihres Herrn, zu verbinden wußte. Herr Heinrich pries Gott, versöhnte sich mit seinem Bruder und vermählte sich binnen Kurzem mit Margaretha von Hohenek, einem Fräulein, das an Güte des Herzens und frommer Gesinnung seiner guten Mutter glich. Eine fröhliche junge Nachkommenschaft wuchs bald um das glückliche Ehepaar auf, und für Eltern und Kinder gehörte die liebe Notburga ganz und gar zur Familie.

Rotburgens wunderbares Begräbniß.

Die Tage der guten Magd Gottes liefen allmälig ab. Sie hatte einen innigen Wunsch, nämlich in der lieben St. Rupertskapelle bei Eben begraben zu werden; da sie aber fürchtete, das könne Hochmuth sein und Gott mißfallen, so sprach sie ihn nur ganz unbestimmt gegen ihren Herrn aus und beschloß Gott die Ausführung zu überlassen. Im September des Jahres 1313 erkrankte Rotburga und merkte, daß ihr letztes Stündlein gekommen sei. Da empfing sie mit Demuth und Inbrunst die heiligen Sacramente, nahm Abschied von allen Schloßbewohnern, die sie wie eine Mutter und Schwester liebten und erinnerte ihren Herrn an sein Versprechen, sie an dem Ort beerdigen zu lassen, wohin die Ochsen ohne Fuhrmann sie bringen würden. Dann schied sie, wie alle Heiligen, in stiller Freude von dem Erdenleben ab. Herr Heinrich besorgte Alles, was nöthig zu ihrer Bestattung war. Der Sarg ward auf einen mit zwei Ochsen bespannten Wagen gestellt, der Obhut der lieben Engel übergeben und das Schloßthor weit geöffnet. Sogleich setzten sich die Ochsen in gemessenen Schritt, Herr Heinrich und sein ältester sechzehnjähriger Sohn folgten dem Wagen, die ganze Dienerschaft folgte ihnen, und so ging der Zug der Landstraße zu und auf ihr fort, bei jedem Schritt vergrößert durch zuströmendes, staunendes Volk. Plötzlich bogen die Ochsen von der Landstraße ab und dem Inn zu. Als sie am Ufer anlangten, war da weder Brücke noch Fähre; doch das hielt sie nicht auf; sicher wie auf einem Damm fuhren sie mit ihrer heiligen Last über den Fluß und setzten am andern Ufer ihren Weg ruhig fort. Herr

Heinrich und sein Gefolge langten inzwischen auf der Fähre und in Nachen ihrerseits an, eine ungeheure Menschenmenge sammelte sich zu diesem wundersamen Leichenbegängniß, und so ging es weiter zur St. Rupertikapelle hin. Mit Wagen und Sarg fuhren die Ochsen endlich in das enge Kirchlein hinein, und dann, nachdem der Sarg von unsichtbaren Händen abgehoben worden war, mit dem leeren Wagen ruhig hinaus und heimwärts. Herr Heinrich und die zahllosen Anwesenden fanden den Sarg vor den Stufen des Altars stehend, folglich konnte kein Zweifel mehr sein, daß der liebe Gott den unschuldigen Wunsch der seligen Notburga erfüllt wissen und hier ihre Ruhestatt haben wollte. Am nächsten Morgen ward der Sarg daselbst in die Erde versenkt. Da nun ihre Verehrung alsbald begann und die Wallfahrer für die großen Gnaden und Gebetserhörungen, die sie an dem gebenedeiten Grabe fanden, reiche Gaben spendeten, so ward denn auch bald eine große Kirche an dieser Stätte gebaut, in welcher das St. Rupertikapellchen den Chor bildet. O du liebe, heilige Notburga, bitte für uns!

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Zum Lobe der allerseligsten Jungfrau Maria [1]).

Maria, dich loben
Die Engel am Thron,
Auf den dich erhoben
Dein göttlicher Sohn:
Dort singet dir Psalmen
Der Seligen Schaar,
Und reicht dir die Palmen
Der Tugenden dar.

Jungfräuliche Rose
Auf Nazareths Feld,
Du trugst in dem Schoose
Den Heiland der Welt:
Du wardst mit den Ehren
Der Mutter geschmückt:
Dich, Jungfrau, verehren
Die Engel entzückt.

1) Aus Schlosser, die Kirche in ihren Liedern. Mainz, bei Franz Kirchheim.

O selig Verklärte!
Hell zieret mit Glanz
Dich, Tugendbewährte,
Von Sternen ein Kranz:
Verschmäh' die Verehrung
Der Sterblichen nicht,
Erfleh' uns Erhörung
Und Gnade und Licht

Du, Zuflucht der Sünder,
Nimm' unser dich an,
Leit' uns, deine Kinder,
Auf irdischer Bahn:
Des Sohnes Erbarmen
Woll mild uns erflehn,
Send' Tröstung uns Armen
Aus himmlischen Höhn.

Laß tief uns empfinden
Der Büßenden Schmerz,
Den Jammer der Sünden
Laß fühlen das Herz:
Verscheuche die Mängel,
Die Flecken daraus,
Du, Herrin der Engel,
Du, goldenes Haus.

Du, Pforte der Himmel,
  Du, ſchützender Thurm:
Im Wogengetümmel,
  Durch Fluten und Sturm,
Lenk' uns, durch die Gnade
  Des göttlichen Sohns,
Zum Freudengeſtade
  Des ewigen Lohns.

Amen.

Die heilige Veronica Giuliani,

Kapuzinernonne.

(Am 9. Juli.)

In unseren Tagen, nämlich am 26. Mai 1839, verzeichnete der heilige Vater, Papst Gregor XVI. glorreichen Andenkens, den Namen dieser Auserwählten zwischen den Heiligen Gottes. Sie war eine der freiwilligsten Kreuzträgerinnen, an denen der liebe Heiland je seine Freude gehabt hat; denn aus reiner Liebe wählte sie sich den Dornenkranz, um mit Ihm zu leiden. So ist die Liebe der Heiligen zu Gott beschaffen. Und wie steht es mit der unsern? Daß wir Gott nicht so lieben, ist nun einmal ganz gewiß; aber verstehen wir wenigstens, daß die Heiligen Ihn so lieben konnten und suchen wir ihnen hierin nachzufolgen? Ach, das ist noch sehr die Frage! Liebe heilige Veronica, bitte für uns.

Kindheit der Heiligen.

Zu Mercatello im Kirchenstaat am Tage des heil. Johannes Evangelist, am 27. December 1660, kam sie auf die Welt und erschien gleich ganz anders geartet als gewöhnliche Kinder. Sie schrie nicht, sie weinte nicht, sie belästigte ihre Mutter durch keine Unruhe, sondern ließ sich nach deren Belieben nähren und behandeln. Am Mittwoch, Freitag und Samstag nahm sie nur Abends und Morgens ein Paar Tropfen Milch zu sich und that schon in der Wiege sich Abbruch. Alle Menschen lachte sie an und war stets freundlich und munter. Am Feste

der heiligsten Dreifaltigkeit saß die Mutter einem Bilde gegenüber, welches dies hochheilige Geheimniß vorstellte, hatte das liebe Kind auf dem Schooß und deutete mit der Hand auf das Bild. Plötzlich ließ sich die Kleine, die kaum fünf Monate alt war, ganz von selbst auf ihre Füßchen herab und ging zu dem Bilde, um es in der Nähe zu betrachten; und von diesem Augenblick an konnte sie gehen und stehen. Nach allen Bildern Jesu und Mariä hatte sie ein solches Verlangen, daß sie nicht ruhte, die Händchen darnach auszustrecken, bis man sie ihr zum Kuß reichte. Als sie anderthalb Jahre alt war, ging ihre Wärterin, sie auf dem Arm tragend, in einen Laden, um Oel zu kaufen. Nun führte aber der Krämer ein zu kleines Maß und wäre bald vor Entsetzen zu Boden gefallen, als die Kleine zu sprechen anhub und sagte: „Gott sieht dich! gib das rechte Maß.“ Von jetzt an konnte sie reden und es schien, als wolle sie diese Gabe nur benutzen, um zu beten, denn selbst alle ihre Spiele waren Unterhaltungen mit dem lieben Gott, dem Kind Jesu und seiner allerheiligsten Mutter. Vor einem schönen Bilde der seligsten Jungfrau Maria mit ihrem göttlichen Sohn auf dem Arm hatte sie einen kleinen Altar errichtet, nach Kräften geziert und mit Blumen geschmückt und kannte keine höhere Freude, als mit Mutter und Kind trauliche Gespräche wie mit lieben Gespielen zu führen. Gab man ihr Kuchen oder Obst, so brachte sie das Beste davon vor den Altar, lud das göttliche Kind unbefangen zu Gast und weinte oft, weil dasselbe die Leckerbissen verschmähe; versteckte sich auch wohl hinter der Thüre, um zu lauschen, ob das Jesulein nun vielleicht kommen werde; denn

mit ihm zu sprechen und zu spielen war ihr höchstes Verlangen. Daher ward sie schon sehr früh himmlischer Erscheinungen gewürdigt. Im Garten, als sie einst für ihr Altärchen Blumen pflückte, stand plötzlich ein wunderschönes Kind neben ihr, und sagte: „Ich bin die Blume des Feldes", und verschwand. Sie aber erkannte sogleich den himmlischen Besuch und eilte in's Haus, um ihn dort zu begrüßen. Aber sie fand Niemand und sagte nun ganz traurig zu ihrem lieben Bilde: „Sieh, da bist Du schon wieder bei Deiner lieben Mutter! und ich lief doch so schnell, um Dich einzuholen." Und bittere Thränen liefen ihr aus den unschuldigen Augen. Da sprach die Mutter Gottes: „Tröste dich, liebe Tochter, denn mein Sohn hat dich sehr lieb und du wirst einst seine Braut sein." Eben so lebhaft, wie ihr Verlangen nach dem göttlichen Kinde war, äußerte es sich auch nach der heiligen Communion. Schon bei drei Jahren gab sie es zu erkennen. So oft Jemand aus ihrer Familie den allerheiligsten Fronleichnam empfing, begehrte sie mit in's Gotteshaus zu gehen; und konnte das etwa nicht gestattet werden, so eilte sie den Heimkehrenden entgegen und rief: „O welch ein süßer Wohlgeruch! O wie schön ist das, was ihr empfangen habt." Bei neun Jahren ward endlich ihr heißer Wunsch erfüllt und von der Zeit an empfing sie mit engelhafter Andacht und brennender Liebe das allerheiligste Sacrament. Sehr früh auch zeigte sie großes Mitleid gegen Arme und aß sich oftmals kaum halb satt, um sie zu speisen. Sie unterließ aber auch nie, ihnen Fragen aus dem Katechismus vorzulegen, welche sie beantworten mußten, und mit ihnen zu beten. Einst kam ein Pilger an's

Fenster und bat um Almosen. Da sie nun gar nichts hatte, so zog sie geschwind einen ihrer kleinen Schuhe aus und warf ihn hinab. Der Pilger stellte ihr vor, daß ein Schuh ihm ganz unnütz sei; da warf sie ihm auch den anderen zu; und bald darauf erschien ihr das göttliche Kind, trug ihre Schuhe an seinen zarten Füßen und dankte ihr mit holdseligem Lächeln.

Die Heilige verliert ihre Mutter.

Als die gute und fromme Frau Giuliani ihr letztes Stündlein herannahen fühlte, rief sie ihre fünf Töchter an ihr Sterbebett, ermahnte dieselben zärtlich, in der heiligen Furcht und Liebe Gottes zu verbleiben und vor Allem an das Heil ihrer Seelen zu denken und zu arbeiten. Zuletzt empfahl sie ihre lieben Kinder dem gekreuzigten Heiland und zwar jede der fünf Töchter in eine der fünf heiligen Wunden. Veronica war die jüngste und letzte und so ward ihr die heilige Seitenwunde Jesu zu Theil. Wohl grämte sie sich herzlich über den Tod ihrer lieben Mutter; aber sie schloß sich um so mehr an das heilige verwundete Herz ihres göttlichen Heilandes und fand bei ihm Trost und Ruhe. In der Charwoche erschien Er ihr blutend aus allen seinen Wunden und ermahnte sie, sein bitteres Leiden und Sterben recht aufmerksam zu betrachten, was sie denn auch mit tausend Thränen that. Und als Er nun so vor ihr am Kreuze hing, sprach Er in ihrem Innern: „Dein Bräutigam will Ich sein.“ Und Veronica streckte die Arme zu ihm aus und sprach: „Und ich will Deine Braut sein.“ Und die geheimnißvolle Stimme sprach weiter: „Meine Braut willst du sein? aber dich erwartet das Kreuz.“

Da rief das selige Kind, das damals kaum zehn Jahre alt war: „Herr, ich verspreche Dir, daß Nichts mich von Dir trennen soll.“ Nun lernte Veronica die Legenden der Märtyrer und Heiligen kennen, wodurch sie mehr und mehr zu Liebe und Andacht entflammt wurde. Sie fiel bisweilen vor dem Cruzifix auf die Knie und sprach: „Hätte ich nur Bußwerkzeuge, lieber Herr, so wollte ich mich kasteien, wie Deine Heiligen es gethan haben; jetzt opfere ich Dir mein Verlangen danach auf.“ Mit stundenlangem Knieen auf dem kahlen Boden und mit Abbruch an Speise und Schlaf kasteite sie sich mit beharrlichem Eifer. Der Feind alles Guten sah mit großem Mißfallen, wie früh diese junge Seele an das Werk ihrer Heiligung ging; daher suchte er ihr Gebet durch zerstreuende Gedanken und unlautere Bilder zu stören. Hingegen ermahnte sie der Heiland, sich in ihrem Willen zu sammeln und ihre Augen wohl zu bewahren. Und so kämpfte das gottbegnadete Kind schon in zarter Jugend den Kampf des innern Lebens zwischen Licht und Finsterniß und besiegte alle Versuchungen.

Die Heilige tritt in den Orden.

Je älter sie wurde, um desto gottseliger und schöner wurde sie. Aber ihre Schönheit ward ihr zur Pein, denn ihr Vater, der jetzt zu Piacenza in sehr glänzenden Verhältnissen lebte, wollte vor Allem mit dieser schönen Tochter glänzen, und während sie kein anderes Verlangen hatte, als in einem strengen Orden ganz demüthig und arm ihrem armen und demüthigen Jesus zu dienen, mußte sie ihrem Vater gehorchen und an allen eiteln Freuden der Welt Theil nehmen. Die äußere

Unruhe, in welche sie dadurch versetzt wurde, beängstigte sie oft sehr, und um so inniger wendete sie sich dem Gebete und den heiligen Sacramenten zu, ließ sich auch gerne gefallen, deßwegen verspottet zu werden. Eheanträge wies sie aber standhaft zurück. Dafür hatte sie so viele Beläſtigungen zu erdulden, daß sie schwer erkrankte und nicht eher ihre Gesundheit wieder erlangte, als bis der Vater ihr erlaubte, sich in ein Kloster zu begeben. Da wählte sie das strenge Kloster der Kapuzinerinnen zu Citta di Castello und trat bei siebenzehn Jahren in das Noviciat. Der Bischof, der ein sehr frommer Herr war, gab ihr den geistlichen Habit und sagte zu der Oberin: „Sie wird eine Heilige.“ Hier empfing sie auch ihren schönen, bedeutungsvollen und für sie wahrhaft prophetischen Namen Veronica, d. h. das wahre Bild. Ihr Taufname war Ursula. Während des Probejahres hatte sie schwere Anfechtungen zu bekämpfen; denn trotz ihrer Liebe zur Abgeschiedenheit mit Gott und trotz ihres flammenden Eifers, mit größter Bußstrenge ihm zu dienen, kamen doch Augenblicke, in denen dies einsame harte Leben ihr zu lang für ihre siebenzehn Jahre vorkam; aber durch gänzliche Hingebung an Gott und durch kindliches Vertrauen zu ihrem Beichtvater besiegte sie die Versuchungen und legte mit großer Freude und Entschlossenheit die Ordensgelübde ab. „Nun bin ich glücklich, nun gehöre ich endlich ganz Gott an,“ sagte sie fröhlich. Aber der böse Feind gönnte ihr nicht diesen freudigen Frieden und die Versuchungen ließen nicht nach. Ein wahrer Sturm von Gewissensängsten in Bezug auf ihre Beichten peinigte sie; dann kamen Zweifel an den Lehren des heiligen

Glaubens; endlich Zweifel an ihrem Beruf. Eine innere Qual reihte ſich an die andere! Aber ſie lernte im heftigſten Kampf den Frieden finden, hing unerſchütterlich an dem Willen Gottes, küßte voll Dank für die ſchweren Prüfungen oftmals ihr Ordenshabit und Wände und Fußboden ihrer Zelle, die ihr ein ſolches Kreuz bereiteten, und hatte eine ſolche Zuverſicht, es werde Alles zu ihrem Heil dienen, daß ſie oft muthig ausrief: „Mehr Kreuz! mehr Leiden! Alles iſt wenig aus Liebe zu Gott.“

Die Heilige wird Novizenmeiſterin.

Auf dieſe ſchweren und langen Seelenſtürme folgten große Gnaden und viel inneres Licht. Der Herr zeigte ihr, daß der Gehorſam in den geringfügigſten Dingen der ſicherſte Weg zur Heiligung ſei, weil er eine ununterbrochene Verleugnung des eigenen Willens in ſich ſchließe und weil nichts ſo unverträglich mit der Heiligung ſei, als der Eigenwille. Daher ſei die treue Beobachtung der Ordensregel eine der größten Tugenden der Ordensleute. Dies nahm ſich nun Veronica ſehr zu Herzen und erfüllte ſo genau ihre Ordensregel bis auf den letzten Punkt, als ob ſie Edelſteine aufſammelte. „Dafür bin ich eine Tochter des Gehorſams, die keinen anderen Willen haben darf, als den Willen Gottes, den ihre Vorgeſetzten und ihre heilige Regel ihr kund gibt,“ pflegte ſie zu ſagen, wenn man ſie über dieſe erſtaunliche Unterwürfigkeit loben wollte. Deshalb machte ihr auch das Uebel der Sünde, beſonders bei gottgeweihten Perſonen, unausſprechlichen Seelenſchmerz und ſie übte mit dem Eifer der heiligſten Liebe die ſtreng-

sten Bußwerke, um die Bekehrung der Sünder von Gott zu erwirken. Sie trug scharfe Cilicien, geißelte sich auf's Blut, fastete mit unglaublicher Strenge. Fünf Jahre lebte sie vom spärlichsten Genuß von Brod und Wasser. Auch in allen anderen Dingen war sie ganz abgetödtet, pflegte in ansteckenden Krankheiten Tag und Nacht ihre Ordensschwestern; schlief auf einer Handvoll Stroh unter einer dünnen kleinen Decke, die viel zu kurz für sie war; trug einen Habit, der mit achtundneunzig Läppchen ausgebessert war. Allein trotz dieser Armseligkeit war etwas so Erhabenes an Veronica, daß Niemand sie sehen konnte, ohne von Ehrfurcht ergriffen zu werden. Wegen ihrer hohen Gaben und Tugenden, wegen ihres Eifers für Rettung, Bekehrung und Heiligung der Seelen, und wegen der Erleuchtungen, die sie über deren Zustand und Führung von Oben empfing, ward ihr das Amt der Novizenmeisterin übertragen, nachdem sie siebenzehn Jahre dem Kloster in verschiedenen anderen Aemtern, aber immer mit gleicher Vollkommenheit, gedient hatte.

Die Heilige empfängt die Wundmale.

Dem göttlichen Bräutigam der Seelen sich ähnlich zu machen durch Leid und durch Liebe, um dadurch zur möglichst innigen Vereinigung mit Ihm zu gelangen, müßte das Ziel jeder christlichen Seele sein. Aber nur die Heiligen machen Ernst damit und halten es fest im Auge. So machte es auch Veronica: sie begehrte zu sterben im Herrn und wieder aufzuleben im Herrn, auf daß Er dann in ihr lebe. Ein solcher Tod fällt aber der armen sündigen Natur des irdischen Menschen ganz ungemein

schwer und der Todeskampf ist hart und lang. Er war es auch für Veronica. Wohl war ihr die Gnade in der Wiege schon zuvor gekommen, wohl hatte sie treu und eifrig mitgewirkt und immer verlangt und sich bereitet, in ihrem Heiland zu leben; aber als sie nun immer mehr und mehr erkannte, daß der Zug der Gnade sie nach Golgatha hindränge: da erschauerte sie. Und wenn, wie bei den schlafenden Aposteln, der Geist auch willig war, so sträubte sich doch das Fleisch dagegen. Doch wo sie ging und stand, schlafend, wachend, betend, stets schwebte ihr ein geheimnißvoller Kelch vor Augen und ein inneres Licht zeigte ihr, daß er der Leidenskelch des Herrn und ihr bestimmt sei. Zuweilen verzagte sie, zuweilen begehrte sie ihn; Erscheinungen des Heilandes ermuthigten sie zur Willfährigkeit, doch der Widerstand der Natur hielt sie ab, ihre volle Zustimmung zu geben. Endlich siegte das Verlangen ihres Herzens, gänzlich dem Willen Gottes nachzukommen; allein die Natur erlag vor dem Siege der Gnade dermaßen, daß Veronica in ein heftiges Fieber verfiel, auf Befehl ihrer Obern quälender ärztlicher Behandlung sich unterwerfen mußte und an Leib und Seele schmerzlich litt. Aber den Sieg ließ ihr Wille sich nicht mehr entreißen: sie hatte den Kelch angenommen! In der Nacht des 4. April 1694 erschien ihr der Heiland mit einer Dornenkrone, als sie tief in Gebet versenkt war, und sogleich rief sie von Liebe hingerissen: „O lieber Herr, die Dornen sind für mich, nicht für Dich! gib sie mir!“ „Ich komme, um dich zu krönen, meine Braut, meine Geliebte,“ sprach Er, nahm den Dornenkranz ab und setzte ihn auf Veronica's Haupt. Und nun

empfand sie einen so furchtbaren Schmerz, daß sie eine Weile besinnungslos am Boden lag, und als sie wieder zu sich kam, sich nicht aufrecht halten konnte. Ihr Amt als Novizenmeisterin gab ihr aber den ganzen Tag hindurch viel Arbeit und Geschäfte; darum flehte sie inständig, Gott möge ihr doch die Stärke verleihen, ihren Pflichten genügen zu können, und augenblicklich fand sie die nöthigen Kräfte. Doch bei jeder Erinnerung an das Leiden des Herrn, bei jedem Verlangen, es zu theilen, besonders am Freitag, nahm der Schmerz zu, steigerte sich in der Fastenzeit und ward in der Charwoche am heftigsten. Dies dauerte durch ihr ganzes übriges Leben fort. Sobald die Sache ihren Obern bekannt ward, ermangelten sie nicht, es dem Bischof Antonio Eustochy anzuzeigen, der sogleich einige Ordensschwestern beauftragte, Veronica's Haupt so zu untersuchen, daß sie ihre Aussagen eidlich bekräftigen könnten. Dies geschah, und sie fanden um Veronica's Haupt einen hochrothen geschwollenen Ring, der zuweilen mit kleinen Beulen besetzt war, während sich manchmal auf der Stirn kleine violette Eindrücke wie von Dornen zeigten. Alsbald befahl Bischof Antonio Eustochy, die Schwester Veronica in die Behandlung derjenigen Aerzte und Wundärzte zu geben, die er in's Kloster schicken werde, um sie von ihren Leiden zu befreien. Alle gehorchten, Veronica, Klosterfrauen und Aerzte. Die Peinen, welche diese sehr geschickten und erfahrenen Männer in der besten Absicht Veronica anthaten, waren so groß, daß nichts größer war als die Geduld, womit sie sich martern ließ; so groß, daß sich die Nonnen zuletzt weigerten, bei den Operationen Handreichung zu thun; da half sie

denn selbst so gut sie konnte. Sie ward zugleich am Kopf und an einem Fuß gebrannt, dann am Halse; dann bekam sie Blasenpflaster auf beide Arme und ein Haarseil im Nacken. Die Folge von dem Allen war, daß sie vor Schmerz und Nervenweh die heftigsten Krämpfe bekam, daß allmälig alle Brand- und Schnittwunden zuheilten, daß die Zeichen um ihr Haupt nicht verschwanden und daß die Aerzte erklärten, Veronica's Zustand sei ein übernatürlicher, der außerhalb des Bereichs ihrer Wissenschaft liege. So entkam sie der ärztlichen Obhut, nahm durch Demuth, Gehorsam und Eifer immer mehr an Gnaden zu, war auf nichts bedacht, als auf die Heiligung der Seelen, ihrer eigenen und Anderer, und ward in der Charfreitagsnacht 1697 abermals einer ganz besonders ausgezeichneten Erscheinung des göttlichen Heilandes gewürdigt. Sie sah ihn nämlich an's Kreuz geschlagen, und dieser Anblick entflammte ihr Herz dermaßen, daß sie bat, mit ihm gekreuzigt zu werden. Dreimal fragte Er, was sie begehre, als ob Er ihr Zeit gebe, ihr Verlangen gehörig in Erwägung zu ziehen und dreimal wiederholte sie mit Inbrunst ihre Bitte. Endlich sprach Er: „Ich gewähre sie dir; aber ich begehre Treue! und mit Hülfe der Wunden, die ich dir eindrücke, gebe ich dir die Gnade, diese Treue in alle Zukunft zu bewahren.“ Da schossen fünf glänzende Strahlen, golden und feurig, aus seinen Wunden und durchzuckten mit brennendem Schmerz Veronica's Hände, Füße und Herz. Ihr vergehen die Sinne von der unerhörten Pein, aber als sie wieder zu sich kommt, trägt sie an ihren fünf blutenden Wunden das Abbild des Gekreuzigten. Abermals machte ihr Beichtvater dem Bischof die

Anzeige dieses geheimnißvollen Ereignisses, und der kluge und fromme Bischof beschloß, Veronica jetzt in anderer Weise zu prüfen als durch äußere Schmerzen. Denn diese vermag eine hochmüthige, lügenhafte, eigenwillige Seele aus Stolz und Heuchelei zu ertragen; aber Demüthigungen und Beschimpfungen nimmt sie nicht willig hin. Demnach berief Bischof Antonio Eustachy Veronica an's Sprachgitter und schalt sie so heftig und mit so lauter Stimme aus, daß die entsetzten Nonnen in den Gängen des Klosters es hörten und vor Schreck und Angst zitterten und bebten. Darauf nahm der Bischof ihr das Amt der Novizenmeisterin, belegte sie mit dem Interdict, nannte sie eine excommunicirte Hexe, drohte ihr, sie verbrennen zu lassen, verbot ihr in's Sprachzimmer zu gehen und an irgend Wen zu schreiben und ließ sie dann im Krankenzimmer einschließen, und abermals ärztlich behandeln, damit ihre Wunden sich schließen möchten. Jedesmal, wenn ihre Hände verbunden waren, zog man ihr Handschuhe an, die man mit dem bischöflichen Siegelring versiegelte. Das währte ein halbes Jahr; aber die Wunden schlossen sich nicht trotz Verband, Salben und Balsam. So war denn nun Veronica vom Chorgebet und eine Zeitlang sogar von der heiligen Communion ausgeschlossen. Der heiligen Messe durfte sie Sonntags beiwohnen, doch nur unter der Thüre stehend, als eine Excommunicirte. Mit keiner Schwester durfte sie sprechen, ihre Beichten durften nicht über eine halbe Viertelstunde dauern. Nie durfte sie allein sein: die Laienschwester Franzisca war ihr zur Wächterin gegeben mit dem strengen Befehl, sie als eine Zauberin und Heuchlerin zu behandeln. Bei diesen

grausamen Mißhandlungen blieb Veronica sich stets ganz gleich, immer demüthig, immer gelassen, immer ergeben, immer freundlich. Endlich glaubte der Bischof die Prüfung lange genug fortgesetzt zu haben, um überzeugt sein zu dürfen, daß hier kein Blendwerk einer Betrügerin im Spiele sei. Er nahm das Interdict zurück und ließ sie in Ruhe.

Das bittere Leiden der Heiligen.

Die große Geduld und Sanftmuth, mit welcher Veronica Schmach und Ungerechtigkeit erduldet hatte, bewies deutlicher als alles Andere, daß sie eine ächte Jüngerin ihres göttlichen Meisters sei; daher stieg sein Wohlgefallen an ihr immer höher und in demselben Maße zog Er sie näher und inniger an sich. Sie versank so tief in die Betrachtung der heiligen Geheimnisse seiner Passion, daß sie häufig dabei in Entzückung kam und alle Stationen seines Leidens, vom blutigen Schweiß zu Gethsemane bis zum Ersterben am Kreuz durchmachte. Sie litt dabei leiblich und geistig die größten Qualen: ihre Hände schwollen auf von den Stricken, die Ihn so hart gebunden, ihre Füße von den rauhen Wegen, auf denen Er gewandelt, ihr Antlitz von dem Faustschlag, den Er empfangen hatte. Blutunterlaufene Striemen und Beulen bedeckten ihren Leib nach der Geißelung, Blutstropfen ihre Stirn nach der Dornenkrönung. Dann schleppte sie keuchend und athemlos das schwere Kreuz auf den Kalvarienberg und dann begann die Kreuzigung selbst: ihre Füße streckten sich und ihre Arme spannten sich so gewaltsam aus, daß alle Gelenke krachten, alle Muskeln bebten und alle Glieder sich auseinander dehnten. Ihre Brust

flog auf und nieder, ihr Angesicht nahm Farbe und Züge der Sterbenden an, der kalte Schweiß trat auf ihre Stirn, das Haupt senkte sich; es fehlte nichts, als daß sie mit dem göttlich Gekreuzigten den letzten Seufzer ausgehaucht hätte. Doch dies Glück sollte ihr noch lange nicht zu Theil werden! sie sollte noch lange leben, um ein Wunder der Liebe zum Leiden zu sein. Die Entzückungen traten nicht regelmäßig ein, aber häufig an Apostel-, Marien- und hohen Festtagen; große Abspannung der Kräfte folgte ihnen; aber krank war sie durchaus nicht. Auf Befehl ihres Beichtvaters trat sie aber zu jeder Stunde in die Ekstase und auch wieder heraus, dadurch bewährend, daß sie eine Tochter des Gehorsams sei; und Gehorsam ist das Zeichen der himmlischen Geister und der heiligen Seelen. Die Geister der Finsterniß fielen aus dem Himmel und die unheiligen Seelen fallen auf Erden durch Ungehorsam. Bischof Antonio Eustachy wurde nicht müde, Veronica zu prüfen. Er dachte mit Recht: ist ihr Geist von Oben, so wird sie durch diese Prüfungen vor Gott verherrlicht; ist er es nicht, so wird sie entlarvt. Darum entfernte er einst den gewöhnlichen Beichtvater des Klosters durch eine Mission, ließ aus Florenz den Pater Crivelli von der Gesellschaft Jesu kommen, der sehr berühmt in Leitung der Seelen war und stellte ihn als außerordentlichen Beichtvater bei den Kapuzinerinnen an, mit der Weisung, Veronica besonders im Auge zu halten. Das geschah. P. Crivelli nahm ihr die Generalbeicht ab und wies sie an, sich alsbald in's Gebet zu begeben und Gott zu bitten, ihr zu offenbaren, was er, Crivelli, ihr in Gedanken befehlen werde. Veronica gehorchte und

sammelte sich in Gott. Während der Zeit stellte Crivelli bei sich selbst fünf Gebote für sie fest, die sich alle auf ihren ekstatischen Zustand bezogen und von denen der fünfte so lautete: daß sie die Kreuzigung, wenn es ihm gefalle, nicht auf dem Bett liegend, sondern frei und aufrecht stehend, in Gegenwart eines Dritten, den er beiziehen werde, durchmache. Nach einiger Zeit sagte Veronica ihm Wort für Wort die fünf Gebote, die er in seinem Innern festgestellt hatte, und setzte demüthig hinzu: da sie in seinem Willen den Willen Gottes verehre, so hoffe sie durch die Macht des heiligen Gehorsams und die Fürbitte der allerseligsten Jungfrau, ihm pünktlich Folge zu leisten. Nachdem Crivelli sie einige Wochen im Gehorsam geübt und sich ihres übernatürlichen Zustandes vergewissert hatte, ging er voll Staunen zum Bischof und bat ihn, einen Tag festzusetzen, an dem Veronica den fünften Punct zu erfüllen hätte. Das that der Bischof und begab sich mit Crivelli am bestimmten Tage in die Klosterkirche. Veronica befand sich im Chor der Nonnen hinter dem Communiongitter. Da gebot ihr Crivelli im Namen Gottes und des heiligen Gehorsams, die Kreuzigung stehend auf ihren Füßen, dem Bischof und ihm sichtbar, durchzumachen. Veronica sammelte sich in betrachtendem Gebet vor dem heiligen Geheimniß, und als ihre Seele ganz davon erfüllt war, kam sie in Entzückung und litt dem Leibe nach die letzten Stationen der Passion mit solcher Gewalt, daß auch den Bischof ein heiliger Schauer überlief vor der Menschenseele, die so tief eingegangen war in das Leid und die Liebe Gottes. Nachdem der Vorgang etwa eine halbe Stunde gewährt, gebot Crivelli, daß er ende,

und sogleich lag Veronica vor ihm und dem Bischof auf den Knien, ganz demüthig und still, eine unscheinbare Kapuzinerin. Dies geschah im Jahre 1714; also volle zwanzig Jahre nach der ersten Prüfung, welche der Bischof über sie verhängt hatte. In der langen Zeit hat nie Jemand etwas Anderes an ihr wahrgenommen, als daß sie, von Stufe zu Stufe steigend, zur Vollkommenheit sich erhob.

Die Heilige wird Oberin und stirbt.

Obzwar sich Veronica immer bemüht hatte, gering und unbedeutend zu erscheinen, so war sie doch schon längst die Quelle des geistigen Lebens für das ganze Kloster und während der letzten eilf Jahre ihres Lebens wurde sie ununterbrochen zur Oberin gewählt. Alle Gaben des heiligen Geistes ruhten in solchem Maaß auf dieser wunderbar begnadigten Dienerin Gottes, daß sie ein wahrhaft seliges Leben im Kloster hervorrief. Ihre himmlische Liebe und ihr heiliger Eifer theilte sich allen Klosterfrauen mit und die Kapuzinerinnen zu Citta di Castello unter Leitung der heiligen Veronica waren das Muster ihrer Zeit und ihres Ordens. Obwohl Veronica die Milde und Schonung immer vorwalten ließ, so hielt sie doch darauf, daß nicht die mindeste Verweichlichung in den erhabenen Ernst der Ordensregel sich schleiche. Daher schaffte sie rücksichtslos einige geringe Mißbräuche ab, welche Andere kaum bemerkt haben würden und verbot sogar verschiedene Unterhaltungen, die freilich unschuldig, jedoch gegen die Geistessammlung waren. Gerade durch solche Maßregeln läuterte und erhöhte sie den Ordensgeist ihres Klosters unge-

mein. Nichts fürchtete sie so sehr als ihre eigene Schwäche und Gebrechlichkeit, und zerfloß darüber in Thränen. Fragte man sie nach deren Grund, so entgegnete sie: „Ich fürchte verloren zu gehen; muß ich nicht weinen?“ Der katholische Glaube war in ihren Augen, wie für alle Heiligen, die köstlichste Gabe Gottes. Für seine Erhaltung und Ausbreitung, der triumphirenden Kirche zur Freude, der streitenden zur Kräftigung, der leidenden zur Erlösung, schickte sie ihre heißesten Gebete zu Gott, opferte sie all' ihre Leiden freudig auf, hätte sie Blut und Leben hingegeben. Mit dieser Glaubenskraft zog sie auch viele Sünder und viele laue Gemüther zu einem frommen Wandel hin. Nach allen Seiten verbreitete sie Segen bis zur Zeit, wo sie ihren Lohn empfangen sollte. Am Charsamstag 1727 offenbarte sie ihrem Beichtvater den Tag ihres Todes und daß sie nicht blos an ihrem Körper die Wundmale, sondern auch in ihrem Herzen die Leidenswerkzeuge des lieben Heilandes und seiner heiligsten Mutter trage, und beschrieb es ihm. Unter dem Gehorsam gebot er ihr nun, das Herz genau so aufzuzeichnen, wie sie es ihm beschrieben hatte. Da sie nicht zeichnen konnte, nahm sie die Schwester Florida Ceoli zu Hülfe und händigte dann diese Zeichnung ihrem Beichtvater ein, der es unterschrieben und versiegelt dem Bischof übergab. Nach ihrem Tode, als man ihr Herz öffnete, fand man darin genau alle Marterwerkzeuge Jesu und die sieben Schwerter seiner allerheiligsten Mutter in vollkommener Uebereinstimmung mit dem Abbild, das sich bis zu dieser Stunde in ihrem Kloster zu Citta di Castello befindet. Um Pfingsten ward Veronica vom Schlagfluß getroffen

und nach vier Wochen unsäglichen Leidens, die sie mit heiterem Muth und Angesicht ertrug, ging ihre Seele im brä tlichen Schmuck der Dornenkrone, als eine wahre Braut Christi zum Hochzeitsmahl des Lammes. Es war der 9. Juli 1727. Sie hatte fünfzig Jahre im Orden und in diesem Kloster gelebt.

Der heilige Martin.

(Am 11. November.)

Dieser große heilige Bischof, dies strahlende Licht in der Kirche Gottes, kam um das Jahr 315 zu Stadt am Anger in Ungarn auf die Welt. Ungarn hieß dazumal Pannonien und gehörte den heidnischen Kaisern von Rom; und in deren Kriegsheer diente auch Martins Vater, der sich vom gemeinen Soldaten zum Feldobersten emporgeschwungen hatte. Auf Befehl des Kaisers mußte er mit seinen Truppen aus Ungarn nach Italien ziehen. Er nahm Frau und Kind mit und in der Stadt Pavia wuchs der kleine Martin auf. Der heilige Geist erfüllte so früh das Herz des Knaben, daß er sich schon bei zehn Jahren meldete, um Unterricht in der christlichen Religion zu erhalten, und zwar gegen den Willen seiner heidnischen Eltern, und um später getauft zu werden. Der Befehl seines Vaters, der Martin auf andere Gedanken zu bringen hoffte, zwang ihn, bei fünfzehn Jahren in das Kriegsheer des Kaisers einzutreten. Martin gehorchte, blieb aber fromm, demüthig und sanft, wie er gewesen

war, und erwarb sich nur neue Tugenden, statt die alten zu verlieren. Seine Untergebenen liebten ihn, seine Kriegsgefährten achteten ihn. Er war ebenso leutselig als tapfer, und so mildthätig, daß er ganz knapp lebte, um nur recht viel von seinem Solde den Dürftigen zu spenden. Er stand mit seiner Truppe in Frankreich und es war damals ein so bitterkalter Winter, daß die Menschen auf dem Felde erfroren. Martin suchte dies Elend zu lindern so viel er konnte; er besaß aber wenig. Einst ritt er in die Stadt Amiens hinein; da lag vor dem Thore in der schneidenden Kälte ein halbnackter, vom Frost fast erstarrter Bettler, der alle Vorübergehenden um ein Almosen ansprach und dessen sich Niemand erbarmte. Martin dachte, er müsse es thun. Nun besaß er aber auf der Welt nichts, als seine Waffen und seine Kleider; und da die Waffen dem elenden Bettler nichts nützen konnten, war Martin schnell entschlossen, nahm seinen Mantel ab, zerschnitt denselben mit seinem Schwert in zwei Hälften, reichte die eine dem armen Menschen und warf sich die andere wieder um die Schultern. Von den Vorübergehenden verhöhnten ihn manche wegen seines seltsamen Aufzuges; andere lobten ihn und spendeten ihrerseits dem Bettler. Martin aber kümmerte sich weder um Hohn noch um Lob und ritt von dannen. In derselben Nacht erschien ihm der göttliche Heiland bekleidet mit der Hälfte seines Mantels und sprach zu der Engelschaar, die ihn umringte: „Martin, der noch nicht getauft ist, hat mir dies Kleid gegeben.“ Martin war so ergriffen von diesem himmlischen Traumbild, und von Liebe zu dem gnadenvollen Heiland, daß er sich gleich darauf taufen ließ. Er war jetzt achtzehn Jahre alt und so erfüllt

vom Verlangen, der Welt zu entsagen und Gott allein zu dienen, daß nur seine innige Freundschaft mit seinem Obersten, der nach vollendeter Dienstzeit ebenfalls von der Welt sich zurückziehen wollte, ihn noch zwei Jahre im Heere festhielt. Als diese nun abgelaufen und Martin zwanzig Jahre alt war, da hielt ihn auch nichts mehr fest. Voll heiliger Ungeduld begehrte er seine Entlassung aus dem Heere des Kaisers und wies zugleich die Geschenke zurück, welche so eben am Vorabend einer Schlacht allen Kriegern zur Ermuthigung ausgetheilt wurden. Einige hielten ihn für feig, weil ihm sein Leben lieber zu sein schien, als Ehre und Gold; doch Martin sprach: „Dann verlange ich Morgen ohne Waffen an die Spitze des Heeres gestellt zu werden und ich werde im Namen Jesu und mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes auf den Feind losgehen." In derselben Nacht ward aber Friede gemacht und Martin entlassen.

Nun begab er sich zu dem heil. Hilarius, Bischof von Poitiers, um sich an diesem großen Vorbild in Eifer und Tugend zu stärken. Hilarius erkannte alsbald den hohen Werth des gottseligen Jünglings und wollte ihn zum Diakon weihen und in seiner Nähe behalten. Martin hielt sich so großer Ehre jedoch nicht für würdig und bat demüthig nur um das Amt eines Exorcisten, das zu den vier niedern Weihen gehört. Dann machte er sich auf und trat eine weite Reise an, nämlich nach seiner Heimath und zu seinen Eltern, die wieder nach Ungarn zurückgekehrt und noch immer heidnisch waren. Er hoffte ihnen mit Gottes Gnade ein Bote des wahren Glaubens werden zu können. Auf dem Wege zu ihnen fiel er in den Alpen unter die Räuber. Sie

wollten ihn plündern und erschlagen. Martins Ruhe und Freundlichkeit setzte sie aber dermaßen in Erstaunen, daß sie ihn nicht blos ruhig ziehen ließen, sondern auch selbst sich bekehrten Die Räuber gewann Martin für das Evangelium, doch nicht seinen armen Vater, der als Heide starb. Seine Mutter hingegen und mehrere Landsleute bekehrten sich zum Christenthum. Damals wüthete in der ganzen christlichen Welt die abscheuliche Ketzerei des Arius, welcher die Gottheit Christi leugnete. Ganze Völkerschaften mit ihren Fürsten, ja sogar die Kaiser zu Rom und Constantinopel, die inzwischen Christen geworden waren, endlich gar Priester und Bischöfe, wurden von der Pest dieses Giftes befallen; allein die heilige katholische Kirche schickte die Streiter Gottes gegen die Streiter Belials und nach langen, schweren Kämpfen erlag die Ketzerei vor der Wahrheit, wie der Satan vor dem Erzengel St. Michael. In Ungarn war Martin ein starker treuer Streiter für die Sache Gottes. Das zog ihm den Haß der Arianer in solchem Maße zu, daß sie ihn mit Ruthen stäupten und endlich aus dem Land verbannten. Er ging nach Mailand; aber dort hatte ein Arianer den Bischofssitz an sich gerissen und zwang den Diener Gottes, dessen Eifer für den Glauben ihn, den Abtrünnigen, mit Wuth und Schreck erfüllte, das Bisthum zu verlassen. Auf eine kleine wüste Insel, an der Küste von Genua, begab sich nun Martin mit einem andern Priester und lebte dort in der größten Entblößung von allem Irdischen, jedoch reichlich erquickt und getröstet durch die göttliche Liebe, eine lange, lange Zeit. Denn auch der heil. Hilarius war in Folge der Glaubenskämpfe

Bußübungen verharrte er trotz seines hohen Greisenalters. So fand ihn seine letzte Krankheit. Ein heftiges Fieber hielt ihn nicht ab, auf dem mit Asche bestreuten Erdboden im Bußkleid zu liegen und als man ihm ein Strohlager bereiten wollte, sprach er ablehnend: „Wehe mir, wenn ich euch ein anderes Beispiel geben wollte, als daß ein Christ auf der Asche sterben muß.“ Wollte man ihn auf die Seite wenden, um seine Leiden zu lindern, sprach er wiederum ablehnend: „Laßt mich gen Himmel schauen, Brüder, damit meine Seele die rechte Richtung nicht verfehle.“ Mit dieser beharrlichen Entsagung aus Liebe zu Dem, der für unsere Erlösung den Himmel verließ und Mensch ward, gab der heilige Bischof seine gebenedeite Seele am 11. November des Jahres 400 seinem Schöpfer zurück.

Heiliger Martinus, bitte für uns und besonders für mich arme Sünderin. Amen.

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

UNIVERSITÄTSBIBLIOTHEK AUGSBURG